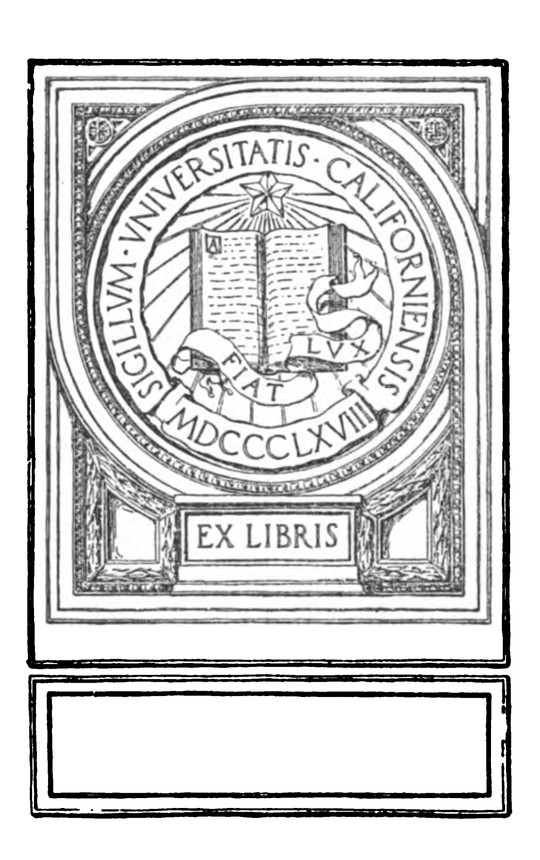

UC-NRLF
B 3 013 568




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Fritz Arnheim

Neue Folge ▪ Vierter Band

Der ganzen Reihe 44. Band

Erstes Heft

Zur gefl. Beachtung

Für die Schriftleitung bestimmte Briefe und Manuskripte werden postfrei an Dr. Fritz Arnheim (Charlottenburg 2, Uhlandstr. 182), Rezensionsexemplare nur durch Vermittelung der Verlagshandlung erbeten

Berlin SW. 68
Weidmannsche Buchhandlung
1916

Um Beachtung der inneren Seiten des Umschlags wird gebeten

An unsere Leser.

Die **Historische Gesellschaft zu Berlin** hat sich mit ihren „**Mitteilungen aus der historischen Literatur**“, deren 44. Jahrgang das vorliegende Heft eröffnet, von jeher in erster Linie an die Vertreter und Freunde der Geschichtswissenschaft gewandt, welche nach Stellung und Beruf nicht wohl in der Lage sind, über ihren besonderen Studienkreis hinaus sich mit dem allgemeinen Fortgang der Forschung näher zu beschäftigen.

Dieser Absicht werden die „Mitteilungen“ treu bleiben; sie wollen durch objektive Referate, die ja weder die Kritik ausschließen noch eine absolute Neutralität erfordern, über die Neuerscheinungen der historischen Literatur ein möglichst vollständiges Bild von der Fortentwickelung unserer Wissenschaft schaffen und damit den Lesern Anregungen und Richtlinien für ihre eigenen Studien geben.

Auch in Zukunft wird die Historische Gesellschaft auf die Mitwirkung weiterer Kreise, deren sie sich bis heute dankbar erfreut hat, nicht verzichten. Aber sie wünscht, wie es in der neuen Titelaufschrift gesagt ist, ihre eigenen Mitglieder mehr als bisher zur Mitarbeit heranzuziehen und damit diese Zeitschrift wirklich zu ihrem Organ zu machen.

So hofft sie, derselben ihre alten Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen.

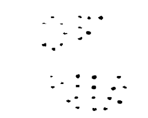
Der Vorstand:

Dietrich Schäfer. Paul Bailleu. Konrad Rethwisch.
Georg Schuster. Fritz Arnheim. Erich Bleich.

Ihre Mitarbeit haben von **Mitgliedern** der Gesellschaft bereits zugesagt:

Arnheim, Fritz, Dr. (Gesch. der drei Skandinav. Reiche u. Finnlands; Friedrich d. Gr.; Belgien seit 1830).
Artler, Georg, Dr. (Gesch. d. Ottonen u. Salier; bad. u. niedersächs. Gesch.; Schulgeschichte).
Baaz, Erich, Dr., Oberlehrer (Röm. Gesch., bes. Kaiserzeit; röm. Quellenkunde).
Bailleu, Paul, Dr., Geh. Archivrat, Direktor d. Geh. Staatsarchivs (Preuß. u. Franz. Gesch. seit 1780).
von Bardeleben, Karl, Exz., Generalleutnant z. D. (Genealogie u. Heraldik).
Barge, Hermann, Dr., Prof. (Gesch. d. geist. u. rel. Beweg. i. d. Reformationszeit; Bauernkriege; Luther).
Barnewitz, Fritz, Dr. iur. (Gesch. d. schwed.-norweg. Union; Gesch. Mecklenburgs).
Bees, Nikos A., Dr. (Byzantin. Gesch.; Balkanländer).
Bellée, Hans, Dr. (Osteuropäische Geschichte).
Besser, Gust. Adolf, Dr., Oberlehrer (Verfassungsgeschichte d. neueren Zeit).
Bleich, Erich, Dr., Prof. (Kulturgesch.; Philosophie u. Methodologie d. Gesch.; Gesch. d. Historiograph.).
Boenisch, Hermann, Hauptmann a. D. (Zeit Friedrichs d. Gr.; Geschichte d. Geschützwesens).
Bonwetsch, Gerh., Dr., Oberlehrer (Deutsche Kirchengesch., bes. Papsturkunden, bis 1200).
Borckenhagen, Fr. Hermine, Dr. (Polit. u. Wirtschaftsgesch. Deutschlands im 19. Jahrh.).
Boschan, Richard, Dr., Oberlehrer (Geschichte d. Deutschtums im Ausland).
Caspar, Erich, Dr., Prof., Privatdozent a. d. Universität (Gesch. d. Papsttums u. Italiens im Mittelalter).
Cauer, Friedrich, Dr., Prof., Direktor (Griech. u. röm. Gesch. der republikanischen Zeit).
Dauch, Bruno, Dr. (Mittelalterl. Kirchenverfassung).
Dobrzynski, Max, Oberstleutnant a. D. (Kriegsgesch.).
Dreyhaus, Herm., Dr., Oberlehrer (Gesch. d. 19. Jahrh., bes. Kulturgesch.).
Ebert, Theodor, Dr., Seminarprorektor (Geschichte d. Meliorationen in Brandenburg).
Ehlers, Wilh., Dr. (Gesch. u. Kirchengesch. Niedersachsens; Mittelalter: Kaiserzeit; preuß. Gesch. im 18. Jahrh.; Gesch. d. höheren Schulwesens).
Fechner, Heinrich, Dr., Oberlehrer (Baseler Konzil; Geschichte d. Volksschulwesens).
Fitte, Siegfried, Dr., Professor (Zeit Friedrichs d. Gr.; Biographisches im 17. u. 18. Jahrhundert).
Fridrichowicz, Eugen, Dr. (Wirtschaftsgeschichte: Rationalismus, Methodenfragen usw.).
von Friederich, Rudolf, Exz., Generalleutnant z D. (Gesch. d. Befreiungskriege).
Garve, Karl, Oberlehrer (Kulturgeschichte; Renaissance in Italien; Reformat., bes. Luthers Person).
Gerber, Paul, Dr., Oberl. (Kriegsgesch., bes. Seekriege).
Gerstenberg, Kurt, Dr., Oberlehrer (Staat u. Kirche Deutschlands im Mittelalter; Fragen und Beziehungen z. deutschen Literatur im Mittelalter).
Geyer, Fritz, Dr., Oberlehrer (Griech. Geschichte; histor. Geographie des Altertums).
Girgensohn, Joseph, Dr. (Baltische und hansische Geschichte; Gesch. von Frankfurt a. M.).
Goldschmidt, Paul, Dr., Professor (Deutsche Gesch. im 19. Jahrh.).
Gumlich, Bruno, Dr., Professor (Kulturarbeit d. Hohenzollern; Gesch. v. Elsaß-Lothringen).
Güterbock, Ferd., Dr. (Zeit Friedrich Barbarossas).
Häpke, Rudolf, Dr., Privatdozent a. d. Universität (Hanse- und Handelsgeschichte).
von Hauff, Walter, Dr., Oberlehrer (Deutschtum im Ausland).
Hecht, Walt., Dr., Oberlehr. (Kulturgesch. d. 18. Jahrh.).
Hedergott, Walter, Wissenschaftl. Hilfslehrer (Polit. und Histor. Geographie; Völkerkunde).
Hein, Max, Dr., Archivassist. (Preuß. Gesch. 1640—1786).
Herr, Emil, Prof. (Vorgeschichte; Rechtsgesch., bes. Weistümer; Elsaß-Lothringen; Kirchengesch.; alttestamentl. Gesch.).
Herrmann, Otto, Dr., Professor (Friderizianische u. Wilhelminische Kriegsgeschichte).
Herse, Wilh., Dr. (Deutsche Geistesgesch. z. Zeit d. Aufklärung; Gesch. d. Historiographie seit 1750).
Hobohm, Martin, Dr., Privatdozent a. d. Universität, Hilfsarbeiter am Kgl. Zeughaus (Gesch. d. neueren Kriegskunst; Machiavelli-Forschungen).
von Hofmann, W., Dr. (Papstgesch. 13—15. Jahrh.; Kirchenrecht).
Hofmeister, Adolf, Dr., Prof., Privatdozent a. d. Universität (Deutsche und italien. Gesch. bis zum 14. Jahrh., bes. Verfassungsgesch., Quellenkunde u. allg. Politik; Gesch. d. Papsttums; Genealogie).
Hoeniger, Robert, Dr., Prof., Privatdozent a. d. Universität, Lehrer an der Kriegsakademie (Wirtschafts- u. Sozialgesch.; Deutschtum im Ausland).
Hoppe, Wilhelm, Dr., Bibliothekar d. Sächs. Landtags (Landesgesch. von Brandenburg u. Sachsen; Geschichte d. östlichen Kolonisation; Gesch. d. Mönchsorden).
Hoetzsch, Otto, Dr., Universitätsprofessor, Lehrer a. d. Kriegsakademie (Osteuropäische Geschichte).
Ilwof, Franz, Dr. phil. et iur., k. k. Hofrat (Gesch. Österreichs).
Irmer, Georg, Dr., Wirkl. Legationsrat, M. d. A. (Kolonialgeschichte).
Issler, Johannes, Dr. (Gesch. Hessens im 19. Jahrh.).

Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlages.



Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben

von

Fritz Arnheim

Neue Folge — Vierter Band
Der ganzen Reihe 44. Band

Berlin
Weidmannsche Buchhandlung
1916

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Albrecht, J., Beiträge zur Geschichte der portugiesischen Historiographie des 16. Jahrhunderts. (Sange) 198
Graf Andrassy, J., Wer hat den Krieg verbrochen? (Sternfeld) . 83
Askenazy, S., Fürst Joseph Poniatowski. (Kaindl) 109
Baltische Studien. N. F. Register für I—XVII. Hrsg. v. P. Magunna. (F. Arnheim) 63
Baltische Studien. N. F. XVIII. (Zickermann) 297
Bassermann, E., Sein politisches Wirken. Reden und Aufsätze. I. Herausg. von E. Mittelmann. (W. Schultze) 117
Bauer, G., Die Heidelberger Epitome. (Geyer) 12
—, W., Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen. (Dreyhaus) 6
Becker, J., Die Werke Liudprands von Cremona. 3. Aufl. (Hoppe) 15
Bees, N. A. Beiträge zur kirchlichen Geographie Griechenlands im Mittelalter usw. (Philipp) 140
Befreiungskrieg 1813 und 1814. I—V. Herausg. v. k. k. Kriegsarchiv. (v. Landwehr) 172
Behne, A., Der Inkrustationsstil in Toscana. (Schillmann). . . . 78
Belger, E., Die Sozialdemokratie nach dem Kriege. (Bender) . . 53
v. Below, G., Deutschland und die Hohenzollern. (Gumlich) . . . 248
Berger, H., Die religiösen Kulte der französischen Revolution usw. (Herse) 207
—, M., Pascal David und die politische Entwicklung Elsaß-Lothringens 1882—1907. (Wolf) 46
Bergsträßer, L., Die diplomatischen Kämpfe vor Kriegsausbruch. (Sternfeld) 88
Bericht über die 13. Versammlung deutscher Historiker zu Wien 1913. (Koernicke) 174
Bitterauf, Th., Die deutsche Politik und die Entstehung des Krieges. (Sternfeld) 84
Blok, P. J., Geschichte der Niederlande. V. Deutsch v. O. G. Houtrouw. (Kohl) 300
Boschan, R., Das Bildungswesen in der Stadt Potsdam bis zur Wiederaufrichtung des preußischen Staates. (Rethwisch) . . 60
Brackmann, A., Studien und Vorarbeiten zur Germania pontificia. I. (Hofmeister) 146
Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte. XI. XII. Herausg. von G. Kawerau u. L. Zscharnack. (Hoppe). . 150
Brecht, J. R., Historischer Bericht von der Religionsveränderung in Düttlenheim 1686. (Herr) 273
Breßlau, H., Die Werke Wipos. 3. Aufl. (Hoppe) 16
Brönnle, P., Vor 45 Jahren usw. (Markull) 218
Bruggaier, L., Die Wahlkapitulationen der Bischöfe und Reichsfürsten von Eichstätt 1259—1790. (Bonwetsch) 101
Bücher, K., Unsere Sache und die Tagespresse. (Koehne) . . . 54
Büchi, R., Die Geschichte der panamerikanischen Bewegung. (Fridrichowicz) 141

Seite
Buddecke, A., Die Literatur über den Feldzug von 1864. (F. Arnheim) 114
Buol, M., Garibaldis Spaziergang von Marsala nach Neapel. (v. Janson) 283
Burgeß, J. W., Der europäische Krieg usw. (Fridrichowicz) . . . 290
Castle, Ed., s. Nagl.
Chamberlain, H. St., Neue Kriegsaufsätze. (Bonwetsch) 79
Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrh. XXXI, 2. (Girgensohn) 131
Clemen, O., s. Luthers Werke.
Cordier, L., J. J. Rousseau und der Calvinismus. (Sange) . . . 275
Die deutsch-lettischen Beziehungen in den Baltischen Provinzen. Mit einem Vorwort von O. Külpe. (Girgensohn) 225
Dukmeyer, Fr., Die Deutschen in Rußland. (Bonwetsch) 301
Eberstadt, R., Der Ursprung des Zunftwesens und die älteren Handwerkerverbände usw. 2. Aufl. (Koehne) 155
Frhr. v. Egloffstein, H., Carl August auf dem Wiener Kongreß. (Dreyhaus) 36
Ehses, Steph., s. Tridentinum.
Erben, W., Fichtes Universitätspläne. (Dreyhaus) 111
Fallmerayer, J. Ph., Schriften und Tagebücher. I. II. (Bleich) . 38
Feierabend, H., Die politische Stellung der deutschen Reichsabteien während des Investiturstreites. (Hofmeister) 16
Fischer, M., Heinr. v. Kleist, der Dichter des Preußentums. (Sange) 276
Fleiner, F., Die Staatsauffassung der Franzosen. (Ostwald) . . . 59
Forschungen und Versuche zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Festschrift für D. Schäfer. (Bonwetsch) 187
Franz, W., Heiliges Vaterland usw. (Philipp) 295
Randglossen zum Französischen Gelbbuch. (Sternfeld) 90
Fredrich, C., Vor den Dardanellen usw. (Rethwisch) 139
Geographische Zeitschrift. XX, 12. XXI, 4. Herausg. von A. Hettner. (Koernicke) 79
Geyer, J., Papst Klemens III. 1187—91. (W. Cohn.) 99
Giesau, H., Eine deutsche Bauhütte usw. (Taube) 77
Grupp, G., Kulturgeschichte des Mittelalters. 2. Aufl. IV. (Fridrichowicz) 13
Gürtler, F., Wordsworths politische Entwicklung. (Tschirch) . . 210
Haedecke, R., Die Schlacht bei Dennewitz usw. (v. Friederich) . 168
Hartmann, R. J., Der russische Feldzug 1812. (v. Janson) . . . 162
Hasenclever, A., Die Orientalische Frage 1838—41. (Markull) . . 37
Haufe, R., Der deutsche Nationalstaat in den Flugschriften von 1848/49. (Dreyhaus) 212
Hauschild, K., 1813. Österreichs entscheidender Anteil an den Kämpfen usw. des Befreiungsjahres. (v. Landwehr) 174
Heichen, W., Die Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte von Marathon bis Tsuschima. (v. Janson) 11
v. Heigel, Th., Deutsche Reden. (Ködderitz) 127
Heinecker, W., Die Persönlichkeit Ludwigs XIV. (Fitte) 28
Helfferich, K., Die Entstehung des Weltkrieges im Lichte der Veröffentlichungen der Dreiverbandmächte. (Sternfeld) 86
Hellinghaus, O., Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. III. IV. (Penner) 112. 217
Helmolt, H. F., Die geheime Vorgeschichte des Weltkriegs. (Sternfeld) 83
—, Die Hohenzollern 1415—1915. (F. Arnheim) 250
Hermelink, H., Reformation und Gegenreformation. (Wolf) . . 104
Hintze, O., Die Hohenzollern und ihr Werk. (Dreyhaus) 241
Hofmann, M., Die Stellung des Königs von Sizilien usw. (W. Cohn) 196
Hofstetter, B., Vorgeschichte d. französ. Protektorats in Tunis usw. (Markull) 45
Hohenzollern-Jahrbuch. XVIII. Hrsg. von P. Seidel. (F. Arnheim) 252
Hönger, A., Zeugnisse zum deutschen Aufstieg 1750—1914. (Gumlich) 125
Hönig, Joh., Ferdinand Gregorovius als Dichter. (Schuster) . . . 214

Seite

Houtrouw, O. G., s. Blok.
Hubrich, E., Deutsches Verfassungsrecht in geschichtlicher Entwicklung. 2. Aufl. (Hofmeister) 73
Huch, R., Wallenstein. Eine Charakterstudie. (R. Wolff) 201
Internationale Monatsschrift für Wissenschaft usw. IX, 12—14. Herausg. von M. Cornicelius. (Tschirch) 258
Jacobs, E., Briefe Friedrichs d. Großen an Thieriot. (F. Arnheim) 29
Jannasch, W., Erdmuthe Dorothea, Gräfin von Zinzendorf. (Haering) 203
v. Janson, R. A., Moltke, Ein Lebensbild. (Herrmann) 49
Jerusalem, W., Der Krieg im Lichte der Gesellschaftslehre. (Kende) 7
Joachimsen, P., Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. (Steffens) 285
Jordan, R., Chronik der Stadt Mühlhausen i. Th. V. (F. Arnheim) 62
Jüngst, J., s. Rinn.
Jürgens, A., Zur schleswig-holsteinischen Handelsgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. (Holtze) 72
Juster, J., Les Juifs dans l'Empire romain, leur condition juridique, économique et sociale. I. II. (Bees) 261
Kania, H., Staatsbürgerkunde in vergleichenden Übersichten usw. (Koehne) 177
Kerchnave, H., und Veltzé, Al., Feldmarschall Karl Fürst zu Schwarzenberg. (v. Landwehr) 173
Keßler, O., Die Ukraine. Beiträge usw. (Ostwald) 302
Kirsch, C., Enchiridion fontium historiae ecclesiasticae. 2. u. 3. Aufl. (Hofmeister) 236
Kjellén, R., Die Großmächte der Gegenwart. Übersetzt von C. Koch. 3. Aufl. (Markull) 56
Klein, T., 1848. Der Vorkampf deutscher Einheit u. Freiheit. (Schuster) 277
Klemm, M., Sachsen und das deutsche Problem 1848. (Bergsträßer) 113
v. Klocke, Fr., Das westfälische Geschlecht v. Klocke usw. (Kekule v. Stradonitz) 305
Klüpfel, L., Die äußere Politik Alfonsos III. von Aragonien 1285—91. (Taube) 18
Koch, C., s. Kjellén.
Köhler, H., Die Ketzerpolitik der deutschen Kaiser und Könige 1152—1254. (Taube) 268
Kolshorn, O., Markgräfin Anna Sophie von Brandenburg usw. (Schuster) 107
Kossinna, G., Die deutsche Vorgeschichte usw. 2. Aufl. (Bleich) 266
Krones-Uhlirz, Österreichische Geschichte II. III. 3. Aufl. (Tangl; Levinson) 197. 109
Kühn, J., Wie Lüttich dem Reiche verloren ging. (Herse) . . . 31
Külpe, O., s. Die deutsch-lettischen Beziehungen usw.
Kuske, Br., Die städtischen Handels- und Verkehrsarbeiter usw. in Köln bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. (Koehne) 69
Kuschnir, Wl., Die Ukraine usw. im gegenwärtigen Krieg mit Rußland. (Ostwald) 138
Lampe, F., Kriegbetroffene Lande. (Rethwisch) 220
Lamprecht, K., Deutscher Aufstieg 1740—1914. (Gumlich) . . . 124
—, Zur neuen Lage. (Markull) 119
Lautenschlager, Fr., Die Agrarunruhen in den badischen Standes- und Grundherrschaften 1848. (J. Philippson) 42
Lea, H. Ch., Geschichte der spanischen Inquisition. II. III. Deutsch von Pr. Müllendorff. (Herr) 76. 239
Liebermann, F., Über die Gesetze Ines v. Wessex. (Sange) . . . 99
Liudprand, Werke, s. Becker.
Mitteilungen aus dem Gebiet der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. XX, 3. (Girgensohn) 64
Mitteilungen aus der livländischen Geschichte. XXI, 1. (Girgensohn) 300
Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde. XXV. (Herr) 132
Luckwaldt, Fr., Die Vorgeschichte des Krieges. (Sternfeld) . . . 84

Seite

Lulvès, J., Die Stellung des Papsttums im Weltkriege 1916. (Ed. Wilh. Mayer) 296
Luthers Werke in Auswahl. IV. Herausg. von O. Clemen. (Herr) 103
Magunna, P., s. Baltische Studien usw.
Marcks, E., Der Imperialismus und der Weltkrieg. (Ostwald) . . 218
Matthias, A., Kriegssaat und Friedensernte. (Bleich) 294
Frhr. v. Mayer, E., Die völkerrechtliche Stellung Ägyptens. (Fridrichowicz) 233
Meinecke, Fr., Deutsche Kultur und Machtpolitik im englischen Urteil. (Kende) 219
Mertens, M., Historisch-politisches ABC-Buch. 2. Aufl. (Geyer) . 258
Mette, S., Napoleon und Moreau in ihren Plänen usw. 1800. (Herrmann) 276
Meyer, Ed., Reich und Kultur der Chetiter. (Herr) 95
—, Thukydides und die Entstehung der wissenschaftlichen Geschichtschreibung. (Geyer) 9
Mittelmann, E., s. Bassermann.
Müllendorff, Pr., s. Lea.
v. Müller, Fr., Spekulation und Mystik in der Heilkunde. (Bleich) 93
Nagl, J. W., Zeidler, J., u. Castle, Ed., Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. II, 1. (Kaindl) 304
Neubauer, Th., Zur Geschichte der mittelalterlichen Stadt Erfurt. (Taube) 297
Novák, J. Fr., Des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg Briefe an seine Frau. (v. Landwehr) 173
Oberhummer, E., Hellas als Wiege der wissenschaftlichen Geographie. (Geyer) 10
Oncken, H., Vorgeschichte und Ausbruch des Weltkriegs. (Sternfeld) 85
Österreichische Bibliothek. I—VI. Herausg. von H. v. Hofmannsthal. (v. Landwehr) 122
Zeitschrift für osteuropäische Geschichte. IV, 1. Herausg. von Th. Schiemann. (v. Landwehr) 65
Ostwald, P., Japans Expansionspolitik 1900—14. (Nachod) . . . 232
—, Von Aufgaben und Problemen des modernen Geschichtsunterrichts. (Rethwisch) 257
Pahncke, R., Die Parallel-Erzählungen Bismarcks usw. (Markull) . 116
v. Pastor, L., Conrad v. Hötzendorf. (v. Janson) 120
Die Persönlichkeit. Monatsschrift usw. I, 2. 4. Herausg. von E. Schneider. (Bleich) 91
v. Petersdorff, H., Deutsche Männer und Frauen. (Hein) . . . 50
Pfannkuche, A., Staat u. Kirche usw. seit der Reformation. (Gumlich) 21
v. Pflugk-Harttung, J., Belle-Alliance usw. (v. Friederich) . . 170
—, Der Stadt- und Polizeipräsident v. Tilly und die Zustände in Warschau usw. 1799—1806. (Markull) 110
Piper, O., Abriß der Burgenkunde. 3. Aufl. (Spatz) 308
—, P., Altonas Brand 8. Januar 1713. (Penner) 273
v. Poschinger, H., Neues Bismarck-Jahrbuch I. (Ködderitz) . . 47
Rademacher, O., Aus Merseburgs alter Geschichte. 7. 8. (Taube) 132
Redlich, O. R., Jülich-bergische Kirchenpolitik am Ende des Mittelalters usw. II, 1. (Wolf) 199
Regel des Heiligen Benedikt. 6. Aufl. Herausg. von F. Segmüller. (Hoppe) 235
Regula Sancti Benedicti. 5. Aufl. Herausg. von F. Segmüller. (Hoppe) 235
Reich, H., Das Buch Michael. (Bersu) 295
Reiff, P. F., Friedrich Gentz, an opponent of the French revolution etc. (Pflüger) 32
Rendtorff, F., Schweden und die schwedische Kirche zur Kriegszeit. (F. Arnheim) 57
Rethwisch, C., Jahresberichte über das höhere Schulwesen. XXIX. (Bersu) 180

Seite
Rinn, H., u. Jüngst, J., Kirchengeschichtliches Lesebuch. Gr. Ausg. 3. Aufl. (Bonwetsch) 75
Ritter, A., Der organische Aufbau Europas. (Ostwald) 130
Rogge, B., Fünf Jahrhundert Hohenzollernherrschaft usw. (Gumlich) 249
Rosenstock, E., Königshaus und Stämme in Deutschland 911—1250. (Taube) 193
Roth, K., Geschichte Albaniens. (v. Landwehr) 303
Roethe, G., Von deutscher Art und Kultur. (Bleich) 51
Salomon, R., Johannis Porta de Annoniaco liber de coronatione Karoli IV. Imperatoris. (Taube) 102
Schäfer, D., Das deutsche Volk und der Osten. (Gumlich) . . . 128
Scheffel, P. H., Verkehrsgeschichte der Alpen. II. (Kende) . . 144
Scheffler, W., Karl IV. und Innocenz VI usw. 1355—60. (Hofmeister) 19
Schilling, H., Der Zwist Preußens und Hannovers 1729/30. (Hein) 274
Schmidt, L., Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung. II, 2. 3. (Philipp) 186
Schubert, R., Die Quellen zur Geschichte der Diadochenzeit. (Geyer) 185
Schultze, F. E. O., Systematische und kritische Selbständigkeit als Ziel von Studium und Unterricht. (Bleich) 182
Schuster, G., Aus der Geschichte des Hauses Hohenzollern. (F. Arnheim) 252
—, 500 Jahre Hohenzollern. (F. Arnheim) 251
Schwabe, L., Dorpat vor 50 Jahren. (v. Hauff) 62
Segmüller, F., s. Regel und Regula.
Seippel, P., Die heutigen Ereignisse vom Standpunkte der romanischen Schweiz. (Gumlich) 223
Sieveking, H., Grundzüge der modernen Wirtschaftsgeschichte usw. bis zur Gegenwart. 2. Aufl. (Koehne) 309
Spahn, M., Deutsche Lebensfragen. (Markull) 50
Steffen, G. F., Weltkrieg und Imperialismus. (Sternfeld) 84
Sternberg, K., Zur Logik der Geschichtswissenschaft. (Sange) . 92
Stieve, Fr., Die deutsche Kaiseridee im Laufe der Jahrhunderte. (Zickermann) 126
Frhr. Stockhorner v. Starein, O., Zur Parallele der russischen Kriegführung 1812 und 1915. (v. Janson) 161
Stroh, W., Das Verhältnis zwischen Frankreich und England 1801/03 im Urteil der politischen Literatur Deutschlands. (Markull) . 209
Sturdza, D. A., Europa, Rußland und Rumänien. (v. Landwehr) . 231
Tornius, V., Die Baltischen Provinzen. (Girgensohn) 136
Concilium Tridentinum etc. V, 2. Herausg. von St. Ehses. (Wolf) 269
Troeltsch, Deutsche Zukunft. (Kende) 287
Ukrainische Rundschau. XIII, 1. 2. 3. Herausg. von Wl. Kuschnir. (Ostwald) 138
Revue Ukranienne. I, 1. 2. Herausg. von A. Seelieb. (Ostwald) 138
Ulmann, H., Geschichte der Befreiungskriege 1813 und 1814. I. II. (v. Friederich) 162
Unus, W., England als Henker Frankreichs. (Markull) 80
Valentin, V., Kolonialgeschichte der Neuzeit. (Irmer) 1
Valter, M. P. C., Neue Beiträge zur Entstehung des Weltkriegs 1914. (Sternfeld) 82
Veltzé, Al., s. Kerchnave und Woinovich.
Verlagskatalog der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung usw. 1763—1913. (Dreyhaus) 67
Vigener, F., Quellen zur Geschichte der mittelalterlichen Geschichtschreibung. II. (Markull) 267
Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs. X. Herausg. von A. Helbok. (Ilwof †) 135
Wappler, P., Die Täuferbewegung in Thüringen 1526—84. (Barge) 23
Weber, O., Von Luther zu Bismarck. 2. Aufl. I. II. (Markull) . 268
Wendland, W., Die Hohenzollern und die evangel. Kirche. (Gumlich) 250

Seite
v. Wilamowitz-Möllendorff, U., Reden aus der Kriegszeit. 3. (Dreyhaus) 120
Wintzer, E., Prinz Ferdinand von Preußen als Mensch und Musiker. (A. Arnheim) 208
Wipo, Werke, s. Breßlau.
Wocke, H., Arthur Fitger, sein Leben und Schaffen. (Stammler) . 284
v. Woinovich, E., u. Veltzé, Al., 1813—15. Österreich in den Befreiungskriegen. IV.—X. (v. Landwehr) 173
Woynar, K., Lehrbuch der Geschichte des Altertums usw. 2. Aufl. (Cauer) 97
Zeidler, J., s. Nagl.
Zivier, E., Neuere Geschichte Polens. I. (Bellée) 226

1.

Zur neuzeitlichen Kolonialgeschichte.

Valentin, Veit, Kolonialgeschichte der Neuzeit. Ein Abriß. Mit 2 farbigen Karten. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1915. Gr. 8°. XI u. 226 S. Preis geh. M. 4.80, geb. M. 6.—.

Das vorliegende Buch ist, wie der Verf. in seiner Vorrede sagt, der kurz zusammengefaßte Niederschlag von akademischen Vorlesungen über Kolonialgeschichte. Dieser „Abriß der Kolonialgeschichte der Neuzeit" soll nach ihm ein Versuch sein, „die Studierenden, die Lehrer und den weiteren Kreis der Geschichtsfreunde in ein Gebiet der neueren Historie einzuführen, das der Forschung, wie der Bildung (sic) bei uns noch immer weniger naheliegt". In diesem Sinne eines Leitfadens der Kolonialgeschichte muß das Buch wohl auch angezeigt werden; die Anhänge „Vergleichende Übersicht des Bestandes des Kolonialbesitzes" (aus dem Gothaer Hofkalender von 1877—1915), „Gesamt-Übersicht der Einzel-Kolonien" und weiter der alten Kolonialmächte und der neuen, sowie die beiden Kärtchen weisen ebenfalls auf die Bestimmung eines Lehrbuchs. Also weniger eigene, ursprüngliche geschichtliche Forschungsarbeit — die Archive sind ja für diesen Zweck noch nirgends geöffnet — auch nicht Ergebnisse praktischer überseeischer Erfahrung; aber reiche Lesefrüchte und anregende Betrachtungen. Und am Ende gibt es für die Vorträge eines Hochschullehrers keine angenehmere Mitgift als die Kraft der Anregung. Aber der Verf. fordert doch auch m e h r für sich; er verspricht in seinem Buche den kolonialen Stoff „unter einem neuen wissenschaftlichen Gesichtspunkt zu gestalten". Er will „Kolonialgeschichte", keine „Kolonialpolitik" schreiben (S. VI), betont aber auch an zwei Stellen, daß er das Geschäft des „politischen Historikers" betreiben will (S. IV). Darin liegt ein gewisser Widerspruch. Und dann ist doch die Politik von der Geschichte gar nicht zu trennen, am allerwenigsten in dem neueren kolonialen Werdegange; am Ende ist die Politik der Gegenwart nichts anderes als werdende Geschichte, sie ist die Entwicklungszeit zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Der Verf. unterscheidet drei Betrachtungsweisen, durch die man des kolonialen Stoffes und seiner Schwierigkeiten Herr zu werden versucht: die erste gehe aus von der geographischen

Verteilung der Kolonien; die zweite von der kolonialen Arbeit der einzelnen Nationen; die dritte von der Epochenbildung des gesamtgeschichtlichen Verlaufs. „Die bisher vorhandene kolonialgeschichtliche Literatur wende eine dieser drei möglichen Betrachtungsweisen an. Er habe nun den neuen Versuch gemacht, eine Vereinigung der drei Betrachtungsweisen herbeizuführen, und zwar im Standpunkt des politischen Historikers.“ Ich fürchte, der Verf. unterschätzt denn doch seine Vorgänger auf diesem Gebiete etwas sehr. Alle, von dem fleißigen Koschitzky (1887) an bis zu Zimmermann, Köbner, Rohrbach und andern, haben ohne Ausnahme, unter Zusammenfassung aller in Betracht kommenden kolonialen und überseeischen Gesichtspunkte, als „politische Historiker“ Kolonialgeschichte geschrieben, ganz gewiß nicht einseitig. Und gar erst einer der Altmeister deutscher Geschichtschreibung: Dietrich Schäfer! Überdies sind viele darunter, die mit einer großen kolonialen und überseeischen Erfahrung ausgestattet sind; ich brauche nur auf Rohrbach hinzuweisen. Der Verf. wird mir zugeben, daß für einen kolonialen Geschichtschreiber die überseeische Praxis doch von nicht zu unterschätzendem Wert ist. Und was Alfred Zimmermanns fünfbändiges Werk „Die europäischen Kolonien“ angeht, von dem Valentin auf S. 216 eine nicht gerade hohe Meinung niederschreibt. so sollte niemand übersehen, daß Zimmermann, der jahrelang in der Kolonialabteilung tätig war und von Beruf Historiker ist, seiner umfangreichen Lebensarbeit eine genaue Kenntnis des Werdegangs der deutschen Kolonialpolitik aus den Akten des Auswärtigen Amtes und auch eine solche der fremden Kolonien aus den Gesandtschaftsberichten von Paris, Brüssel, Rom und auch London zugrunde gelegt hat. Diese Kenntnis ist vor ihm und nach ihm bisher nur sehr wenigen zugänglich gewesen; schon aus diesem Grunde ist sein Werk für jeden kolonialen Geschichtschreiber unentbehrlich. —

Die letzte Epoche der modernen Kolonialpolitik — sie steht unter der deutschen Anregung seit 1876, darin hat Valentin durchaus recht — nennt er nach Kjellén die „planetarische“. Er ist glücklich über die Prägung dieses neuen Fremdworts im kolonialen Sprachschatz; „der ganze Planet“ wird von da an von kolonisierenden Mächten verteilt. Ich glaube, der Verf. wird in deutschen kolonialen Kreisen nur wenige finden, die ihm in seiner Bewunderung für den Ausdruck der „planetarischen Epoche“ in der Kolonialgeschichte folgen mögen. Das Entscheidende für dies jüngste Zeitalter der Kolonialgeschichte liegt in der Eröffnung eines überraschenden, ganz neuen Weltverkehrs. Die Sicherheit und Verkürzung aller See- und Landwege hat den Welthandel nach den entferntesten Inseln und in die unerschlossenen Kontinente geführt. Der Weltverkehr hat die neue koloniale Epoche heraufgeführt. Gegenüber dieser Erkenntnis muß der Ausdruck „planetarische Epoche“ formal und

nichtssagend erscheinen. Man vergesse doch nicht, daß die „imperialistische", die Weltpolitik heute zu einem sehr großen Teile Welthandelspolitik ist.

Der Verf. beginnt sein Buch mit dem Satze, daß „Kolonisation im letzten und höchsten Sinne der Machtausdruck des reifgewordenen modernen Staates sei", und fährt dann fort: „Die Kolonisation kann somit angesehen werden als letzter Gradmesser nationaler Kraft und nationalen Selbstbewußtseins." Etwas Richtiges liegt ganz gewiß darin; aber als Leitsatz kann, glaube ich, das Gesagte denn doch nicht dienen. Geographische Lage, Übervölkerung, übergroße industrielle Ausgestaltung, wachsende Seegeltung und noch manches andere treiben die Völker zur Kolonisation. Auch zeigt gerade das neueste Zeitalter der Kolonialgeschichte in Belgien ein Beispiel, daß selbst Staaten ohne militärische Machtmittel, ohne nationalen Unterbau Kolonialpolitik zu treiben vermögen, allerdings nur mit vorübergehendem Erfolg. Der Kongostaat war ein Retortengeschöpf, und König Leopold II., der meines Erachtens von Valentin ungebührlich überschätzt wird, ist ganz gewiß mehr Unternehmer und Börsenspekulant gewesen, als alles andere. Wer den Hexensabbat des kolonialen Spekulantentums in Brüssel miterlebt hat, wird davon Wunderdinge erzählen können. Auch hier war Brüssel nur die Nachäffin von Paris, wie in andern Dingen auch. Wenn der Verf. dabei die Bemerkung macht, daß mit der Vereinigung Belgiens und des Kongostaates auch der belgischen Neutralität der Boden genommen sei, so ist das ganz gewiß richtig (S. 187).

Auch in der Kolonialpolitik Frankreichs herrscht das Unternehmertum wie in Belgien vor (S. 97). Für die Charakterisierung dieses kolonialen Spekulantensystems, dem sich schon Napoleon III. dienstbar gemacht hat, können auch über das hinaus, was Valentin anführt, als recht markante Beispiele die Baugründungen der Kanäle von Suez und Panama herangezogen werden. Das mexikanische Kolonisationsprojekt hängt eng mit der Panama-Spekulation zusammen. Aber trotzdem bin ich doch geneigt, die französische Kolonialpolitik höher einzuschätzen, als es Valentin tut. Vor allem deswegen, weil man in Frankreich den richtigen kolonialen Gedankengang zeigt: Erwerbung großer geschlossener kolonialer Gebiete vor den Toren oder in nächster Nähe des Mutterlandes. Ich kann darum auch der skeptischen Auffassung des Verf. über den Wert des Erwerbes von Marokko nicht zustimmen. Um phantastischen Ehrgeiz handelte es sich hier ganz gewiß nicht; die Beweggründe waren sehr realpolitischer Natur. Die kolonialpolitischen Kreise Deutschlands waren darum — soweit sie nicht offiziös infiziert waren — nahezu einstimmig gegen das Marokko-Abkommen. Gegenüber einem Marokko in französischen Händen gab es für Deutschland keine Kompensation; am allerwenigsten konnten dafür die Erbsümpfe des

seligen Kiderlen am Kongo in Betracht kommen (S. 100). Die Erwerbung Marokkos war für Frankreich nicht allein der Schlußstein seiner großzügigen Afrikapolitik, sondern sie bedeutete auch für die französische Wehrkraft — das haben die französischen Militärexperten schon vorher mit anerkennenswerter Naivität in ihrer Presse offen ausgesprochen — eine Steigerung um mehrere Armeekorps im Kampfe um die Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen. Und hier treffe ich mit dem Gedankengang Valentins zusammen, der in der gleichzeitigen Beibehaltung der Revanche-Politik die Unmöglichkeit der Durchführung der französischen Kolonialpolitik zu sehen scheint. Das ist gewiß richtig; andernfalls, ohne diese Verknüpfung mit dem Revanchegedanken, wäre meines Glaubens die französische Afrikapolitik nicht gescheitert. Bismarck ist gewiß gegenüber der kolonialen Expansion Frankreichs überaus nachsichtig gewesen, vielleicht zu nachsichtig; aber hier hätte auch für ihn die Grenze seiner Geduld gelegen. Im übrigen gefällt mir der Teil der Arbeit Valentins, der sich mit der Kolonialpolitik Bismarcks beschäftigt, am besten. Seine Charakterisierung ist hier klar und überzeugend. Es handelt sich aber dabei weniger um Gegensätze zwischen Bismarck und seinen Nachfolgern, als vielmehr um verschiedene Entwicklungsperioden. Sobald Deutschland zur Seegeltung gelangt war, mußte auch die deutsche Kolonialpolitik ihre Ziele weiter stecken; das Weiterfahren im englischen Kielwasser mußte dann aufhören.

Es würde im Rahmen einer Anzeige zu weit führen, den Anschauungen Valentins über Neu-Seeland und vor allem über Australien als „englischste Kolonie“ (S. 145) entgegenzutreten. Es wird genügen, auf die Auslassungen des bisherigen Ministerpräsidenten Fisher hinzuweisen; sie zeigen offen, daß Australien seine eigenen Wege gehen will, auch „nicht englische“, sobald die Zeit dazu gekommen zu sein scheint. Mit der italienischen Kolonialpolitik macht es der Verf. kurz; sie verdient es auch nicht, daß man sich heute noch viel damit beschäftigt.

Aber ein paar Einzelheiten Valentins über kolonialpolitische Persönlichkeiten darf ich aus Gründen der Gerechtigkeit nicht unwidersprochen lassen. Vorausschicken möchte ich dabei, daß ich über Cecil Rhodes fast auf dieselben Gedanken gekommen bin, als ich mit diesem merkwürdigen Mann in Berlin amtlich zu verhandeln hatte, wie sie der Verf. (S. 200) ausspricht. Ganz gewiß; dieser robuste Egoist mit dem brutalen Gesicht und den breiten Schulterknochen wäre ein Instrument gewesen, mit dem ein Bismarck Kolonialpolitik hätte treiben können. Aber wenn Valentin in diesem Falle von einem so gewalttätigen, skrupellosen Mann, wie Rhodes es war, vorurteilsfrei denkt, wie in aller Welt kann er dann zu einem so unbilligen Urteil über Karl Peters (S. 203) kommen? Solche außergewöhnliche Menschenenergien, die auf eigene Faust Ostafrika für Deutschland erwerben, kann

man doch nicht aus Mönchsklöstern holen! Im übrigen ist der Verf. auch über die „Katastrophe Peters“, wie mir scheinen will, nicht genügend unterrichtet. Es steht doch fest, daß Bebel offen seine Düpierung mit dem Tuckerbriefe zugegeben, das Schriftstück, das die Hauptunterlage seiner Anklage bildete, für eine Fälschung erklärt hat. Auch darin irrt Valentin, daß Karl Peters nur seinen „Titel“ zurückerhalten hat; er besitzt Titel und Pension, ist wie jeder andere im Ruhestande lebende Beamte gestellt; er ist also als amtlich völlig rehabilitiert anzusehen. Auch das Urteil über Knappe (S. 211) kann ich nicht gelten lassen. Allerdings hat Bismarck seinen Namen mit dem „furor consularis“ verknüpft. Aber in unterrichteten Kreisen weiß man heute, daß es das Mißverständnis einer nicht präzis gefaßten Depesche Herbert Bismarcks gewesen ist, die leider zu dem kriegerischen Zusammenstoß unserer Truppen mit Mataafas Samoanern geführt hat. Andernfalls wäre es ganz undenkbar gewesen, daß Knappe mit allen Ehren später wieder ins Amt zurückgeholt wurde. Wie Großes Knappe in seinen letzten Lebensjahren in Schanghai für die deutsche Wirtschaftspolitik geleistet hat, zeigt schon die Lücke, die sein früher Tod dort gerissen hat, und die bis heute noch nicht ausgefüllt ist.

Der Verf. will sein Werk nur als einen „Versuch“ angesehen wissen. Man darf also hoffen, daß er es bei diesem Anlauf nicht bewenden läßt, sondern seine Schrift zu einem Handbuch der deutschen Kolonialgeschichte ausarbeitet, wenn erst der Ausgang dieses Weltkrieges die Neuorientierung der deutschen Kolonialpolitik festgelegt hat. Ein solches wird überall in kolonialen Kreisen willkommen sein.

Berlin-Wilmersdorf. Georg Irmer.

2.

Bauer, Wilhelm, Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen. Gr. 8°. VII u. 335 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1914. M. 8.—.

„Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen.“ — Es gehört schon etwas Wagemut dazu, sich an eine solche Aufgabe zu machen, selbst wenn man sie bescheiden nur einen „Versuch“ nennt. Was ist unter „öffentlicher Meinung“ zu verstehen? Das Wort ist da, doch fehlen die Begriffe. Gar mancher hat nach einer Definition gesucht. Aber gefunden hat sie wohl noch niemand. Und ich glaube, es wird auch niemandem gelingen. Denn die öffentliche Meinung ist keine Größe, deren Maße sich ein für alle mal festlegen lassen. Sie ist abhängig von Ort und Zeit, von Art und Rasse. Wo ist aber in diesen Dingen ein fester Punkt? Nirgends. Alles ist in stetem Wechsel. Daher läßt sich das Wesen der öffentlichen Meinung auch niemals voll und ganz erkennen. Am nächsten kommt man ihm, wenn man, wie der Verf. es tut, zunächst einen kurzen Abriß der Geschichte der öffentlichen Meinung gibt und dann ihre allgemein gültigen Eigenschaften untersucht. Um dabei eine gewisse Definition der öffentlichen Meinung zu haben, lehnt sich B. an die Äußerung Schmollers in dessen „Grundriß der Volkswirtschaftslehre“ an: „Die öffentliche Meinung ist die Antwort der zunächst mehr passiv sich verhaltenden Teile der Gesellschaft auf die Wirkungsweise des aktiven Teiles. Bestimmte Nachrichten erwecken bestimmte Gefühle und Stimmungen. Regierung, Parteiführer, Journalisten, Kirchen- und andere Lehrer, Geschäftshäuser und Börsenleute suchen durch den psychophysischen Apparat heute auf das Publikum zu wirken wie es früher nur Redner konnten . . . . Die öffentliche Meinung ist wie eine große Äolsharfe von Millionen von Saiten, auf die die Winde von allen Richtungen heranstürmen.“

Die in dieser Definition angedeuteten Merkmale der öffentlichen Meinung behandelt der Verf. in sieben Kapiteln, die in ihrer Bedeutung aber durchaus nicht gleichwertig sind. Meinem Ermessen nach kann man etwa wie folgt gliedern. Den ersten Hauptteil bildet das Verhältnis der öffentlichen Meinung zum einzelnen wie zum Staat. Der zweite, umfangreichere wäre zu überschreiben: Die öffentliche Meinung, ihre Ausdrucksformen und Ausdrucksmittel. Diese erstrecken sich auf mündlichen Ausdruck, Schrift, Druck, Zeitung und Tat. Aus dieser Aufzählung ersieht man, daß es dem Verf., wie er im Vorwort auch selbst sagt, nicht auf eine methodisch einwandfreie Arbeit ankam. Das Problem an sich ist ihm Hauptsache. Und in dessen Behandlung bietet er sehr viel Interessantes.

Bereits aus dem geschichtlichen Abriß erkennt man, daß die öffentliche Meinung eigentlich erst seit der großen französischen

Revolution zu einem wirklich bedeutsamen Faktor geworden ist. Durch diese ungeheure Bewegung sind eben alle Kräfte im Menschen zur Entfaltung gekommen. Wer je an der Bedeutung des Individualismus gezweifelt, findet in all den Kapiteln, die jedesmal unter einem der genannten Gesichtspunkte gewissermaßen die ganze Weltgeschichte überschauen, Belege für die befreiende Macht dieser vornehmsten Lehre der Revolution. Stehen aber Individualismus und öffentliche Meinung in solch engem Zusammenhang, so wird man die geschichtlichen Grundlagen der letzteren auch wohl auf einem Gebiete zu suchen haben, das eine ganze Reihe von Wissenszweigen umfaßt, dessen unwichtigster sicherlich nicht die Völkerpsychologie ist. Bedauerlicherweise scheint der Verf. an einem Werke wie Wundts Völkerpsychologie vorbeigegangen zu sein. Dieses hätte ihm besonders für die Terminologie wertvolle Winke geben können. Immerhin hat er das Problem im großen deutlich erkannt und mehrfach betont, daß er öffentliche Meinung nicht mit Publizistik gleichsetzt. Im Gegenteil, er weist diese in ihren engen Wirkungskreis zurück, wobei er, soweit es der lose Rahmen gestattet, jene in ihrem ganzen Umfang zu bestimmen sucht.

Nach allem kann man sagen, daß das vorliegende Werk für die wissenschaftliche Behandlung des Begriffes und der Geschichte der öffentlichen Meinung einen recht wertvollen Beitrag liefert. Hoffentlich gelingt es nunmehr dem Verf. oder anderen, auch von der methodischen Seite dem schwer faßbaren Wesen der öffentlichen Meinung beizukommen.

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

3.

Jerusalem, Wilhelm, Der Krieg im Lichte der Gesellschaftslehre. Gr. 8°. VII u. 116 S. Stuttgart, F. Enke, 1915. M. 3.—.

Der erste Abschnitt formuliert das Problem: es gilt die Widersprüche, die der Krieg zwischen den Forderungen der mächtig erstarkten Staatsgewalt und den Wünschen und Ansprüchen der selbständig und innerlich reich gewordenen Individuen zeitigt, klarzulegen, ihren Ursachen nachzugehen, um die Vereinigung beider zu einem gemeinsamen Ziele zu versuchen.

Die drei nächsten Abschnitte erörtern das Verhältnis des Krieges zum menschlichen Urzustand, zur modernen Kultur und zum Staate. Der Krieg, den wir aus den Urzeiten unseres Geschlechtes überkommen haben, besitzt die Tendenz, uns diesem Urzustande näherzubringen (Hervorbrechen niederer Instinkte, der Krieg schafft vielfach eine ähnliche soziale Gebundenheit wie sie primitiven Zuständen eigentümlich ist, er schließt uns auch in ökonomischer Hinsicht enger an die Anfänge der mensch-

lichen Gesellschaft). Für die moderne Kultur scheint J. die panökonomische Weltanschauung (der egoistische Intellektualismus), ein Produkt der individualistischen Entwicklungstendenz, bezeichnend; dieser intellektualistisch ausgerüstete wirtschaftliche Egoismus ist seinem Wesen und seiner Natur nach international gerichtet. Der Krieg aber hat die Weltwirtschaft fast überall gestört. Doch auch in der weitgehenden Entrechtung der Individuen steht der Krieg mit der individualistischen Entwicklungstendenz in Widerspruch; er drängt ferner die aus dem Individualismus hervorgegangenen kosmopolitischen Tendenzen stark zurück. Dagegen widerspricht er nicht der anderen Tendenz der modernen Kultur, dem Nationalismus. Zum Staate aber zeigt der Krieg folgende Beziehungen: durch Kriege sind die meisten großen Nationalstaaten und auch viele kleinere zur Einheit zusammengeschlossen worden, Krieg und Kriegsbereitschaft waren bisher für alle ein unentbehrliches Mittel, ihre Machtorganisation zu erhalten und ihre Einheit zu stärken (der Staat wird definiert als „eine Machtorganisation, die durch das Zusammenwirken der individualistischen und nationalen Entwicklungstendenzen immer mehr vergeistigt" worden ist), Staat und Nation sind in der neuesten Zeit in lebendige Wechselwirkung getreten.

Der fünfte Abschnitt weist mit seinen Wünschen über die Analyse des Gegenwärtigen und Vergangenen hinaus in die Zukunft; der Machtentfaltung des Staates wird als Ziel gesetzt das „Wachstum in die Tiefe", die innere Stärkung, die „Hebung und Kräftigung der Staatenwürde", die in den sittlichen Forderungen besteht, die der Staat an sich selbst stellt; diese Staatenwürde „ist der Ausdruck der moralischen Autonomie und eine Art von innerer Souveränität". Die Forderung der Staatenwürde wird dort am meisten Verständnis finden, wo die im Staate verkörperte Nation ein starkes Pflichtgefühl in sich entwickelt hat, und wo der einzelne gewöhnt ist, sich höheren Zwecken unterzuordnen. Doch ist Staatenwürde nicht möglich ohne festgegründete Staatenmacht; nur ein kraftvolles Gemeinwesen vermag sich zur Forderung der inneren Würde zu erheben.

Der sechste Abschnitt enthält eine kurze Schlußbetrachtung. Sie nennt den Weltkrieg ein Leid, eine Hoffnung und eine Aufgabe. Das Leid zeigt sich als objektives in den zerstörten Menschenleben und als subjektives, von den Verstümmelten, Kranken und Verwaisten erlebtes. Als Hoffnung hegt J., daß die durch den Krieg bewirkte Vereinfachung unserer Seelen auch später erhalten bleibe, das soziale Pflichtgefühl durch den Krieg eine dauernde Stärkung erfahren werde. Neue Aufgaben erwachsen unseren Frauen und Männern hinsichtlich der Fortpflanzung der Nation, den Lehrern und Erziehern, die aus dem Kriege lernen müßten, „daß die Jugend gar nicht früh genug mit dem Bewußtsein erfüllt werden kann, daß jeder Mensch nur als Mitglied einer großen Organisation zu leben vermag"; die

schwersten Aufgaben aber wird der Krieg allen jenen zurücklassen, die zur Leitung der Staaten berufen sind.

Dies sind in Kürze die Gedankengänge des ansprechenden, empfehlenswerten Buches; zu kritischer Stellungnahme fordern sie nur wenig heraus. Das Wesen der besonderen „soziologischen Methode" ist dem Referenten allerdings auch durch ihre Anwendung in den vorliegenden Untersuchungen nicht recht klar geworden.

Wien. Oskar Kende.

4.

Meyer, Eduard, Thukydides und die Entstehung der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung. Vortrag, gehalten in der VII. ordentlichen Versammlung des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Gr. 8°. 26 S. Wien. C. Fromme, 1913. M. 0.70.

Oberhummer, Eugen, Hellas als Wiege der wissenschaftlichen Geographie. Vortrag, gehalten im Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums am 18. Dezember 1912. (Sonderdruck aus dem 14. Heft der Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums.) Gr. 8°. 23 S. Wien, Carl Fromme, 1913. M. 0.60.

Zwei berufene Vertreter der Altertumswissenschaft haben, jeder auf seinem Gebiete, vor den Freunden des humanistischen Gymnasiums in Wien die Bedeutung der griechischen Kultur dargelegt.

Ed. Meyer sieht mit Recht in Thukydides den Begründer der wissenschaftlichen Geschichtschreibung. Weder die Listen der Jahrbeamten noch die Tagebücher an den Königshöfen des Orients noch die Prunkinschriften der Pharaonen und assyrischen Könige noch auch die Felsinschrift von Behistun können als Geschichtschreibung bezeichnet werden: sie reihen nur äußere Tatsachen aneinander. Nur in den ältesten Bestandteilen der Bücher der Richter und Samuelis haben wir Schöpfungen einer historischen Literatur. Die Logographen, wie Hekataios, haben wohl die Sagengeschichte rationalistisch neubearbeitet, und Herodot hat zum ersten Male den grundlegenden Unterschied zwischen der Sagengeschichte und den wirklich geschichtlichen Überlieferungen gesehen; aber ein Geschichtswerk in unserem Sinne ist auch sein Buch noch nicht. Erst Thukydides hat für sein Werk die Form gefunden, die den wissenschaftlichen Anforderungen genügte. Er ist den tatsächlichen Begebenheiten bis ins einzelne nachgegangen und hat so „die Erkenntnis der Bedingtheit aller geschichtlichen Wirksamkeit und alles geschichtlichen Lebens" gewonnen. „Sein Ziel ist, dem Leser die Dinge so vorzuführen, als spielten sie sich vor seinen Augen ab. Aber er soll sie so sehen, daß er sie versteht." Diese Auffassung ihm zu vermitteln, ist die Aufgabe des Historikers. Überall läßt Thukydides die

Dinge selbst sprechen. Bei der Auswahl und Anordnung der Begebenheiten verfährt er mit bewußter Absicht. Die handelnden Personen charakterisiert er nirgends — nur Themistokles bildet eine Ausnahme — unmittelbar: „aus den Dingen selbst, aus ihren Taten, aus den Stimmungen und Urteilen der Menschen soll ihre Eigenart erkannt werden". Die Reden dienen lediglich dazu, die Auffassung des Historikers „über die gegebenen Bedingungen, die Machtmittel der Staaten, die Motive der politischen wie der militärischen Aktion" zum Ausdruck zu bringen. Scheinbar tritt so Thukydides mit seinem Urteil ganz hinter die Ereignisse zurück. „Aber in Wirklichkeit steckt er natürlich nur um so mehr in jedem Wort darin, in der Auswahl der Tatsachen, in der Art, wie er sie gruppiert, in dem, was er mitteilt, in dem, was er verschweigt." (S. 25.) —

Oberhummer will in seinem Vortrag zeigen, daß die Begründung der Erdkunde als eines Gegenstandes bewußter Forschung eine Tat der Hellenen ist. Wohl haben die orientalischen Völker uns die Kenntnis der wichtigsten Sternbilder, der Jahresdauer und der Sonnenbahn, der 7 Planeten, die auf der Grundzahl 6 beruhende Teilung des Kreises wie der Maße uud Gewichte vermittelt, aber die Lehre von der Erdkugel ist ein leuchtendes Hochziel hellenischer Geistesarbeit. Ausgegangen sind sie dabei vom Himmelsgewölbe. Oberhummer verfolgt nun vom ersten Aufkeimen wissenschaftlichen Denkens an, von Thales über Anaximenes und Anaximandros, die Entwicklung des Weltbildes bis zur Errungenschaft der Schule des Pythagoras, daß die frei schwebende Erde kugelförmig zu denken sei. Weiter fragte man nach der Größe dieser Kugel: schon vor Aristoteles ist wiederholt der Versuch gemacht worden, den Umfang der Erde zu bestimmen, und Eratosthenes hat ihn dann auf 39000 - 41000 km berechnet, eine bewundernswerte Leistung. Herakleides Pontikos hat die Rotation der Erde gelehrt, um 340 v. Chr., und Aristarchos von Samos (280 v. Chr.) und Seleukos (150 v. Chr.) haben zuerst die Umdrehung der Erde um die Sonne zu erweisen gesucht. Auch für das Verständnis der Unterschiede des Klimas sind die aus der Kugelgestalt sich ergebenden Folgerungen gezogen worden. Oberhummer geht weiter noch auf die Leistungen der griechischen Wissenschaft in der Höhenmessung und in der physischen Erdkunde ein: hier verweilt er besonders bei des Aristoteles' Buch „de inundatione Nili". Auch die Kunst länderkundlicher Darstellung und die Völkerkunde sind bei den Griechen zu finden. Zum Schluß behandelt der Vortragende noch eine höchst bedeutende Leistung der antiken Erdkunde: die Karte. So kann mit Recht behauptet werden, daß Hellas die Wiege der wissenschaftlichen Erdkunde ist.

Berlin-Halensee, z. Z. Wittenberg, Bez. Halle.

F. Geyer.

5.

Heichen, Walter, Die Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte von Marathon bis Tsuschima. Ein Buch vom Ringen der Völker um die Machtstellung in alter und neuer Zeit. Mit 12 Bildnissen, 22 Karten, Plänen u. Darstellungen von Schlachten nach Gemälden u. alten Stichen. Gr. 8°. VIII u. 472 S. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel, 1915. Geb. M. 5.—.

Der Verfasser will „die entscheidenden Schlachten der großen Feldzüge im Altertum, Mittelalter und neuer Zeit darstellen und die durch diese Schlachten unter den Staaten hervorgerufenen Umwälzungen verfolgen". Nicht ihre „strategische, sondern die weltgeschichtliche Bedeutung" soll dargelegt werden, ein an sich guter Gedanke, von dessen Durchführung man sich viel versprechen durfte, wenn nach der Wahl des Mottos: „Es ist nicht anders, die Waffen beherrschen doch die Welt; der Erfolg jahrhundertelanger Weisheit hängt an dem Glück eines einzigen Schlachttages" — Ranke den Weg weisen sollte. Noch besser würde allerdings ein anderer Rankescher Ausspruch das im Vorwort festgestellte Programm gekennzeichnet haben: „Tapfere Waffentaten erregen immer Bewunderung; zur weltgeschichtlichen Bedeutung erheben sie sich erst dann, wenn sie den großen Interessen der Völker und des Menschengeschlechtes entsprechen" (Weltgeschichte V, 1, S. 289). Ein Blick auf das Quellenverzeichnis erregt indessen bereits lebhafte Bedenken bezüglich der Möglichkeit einer sachgemäßen Lösung der selbstgestellten Aufgabe. Neben einigen ernst zu nehmenden Schriften werden vornehmlich längst überholte Bücher und solche, die nie einen Quellenwert besessen haben, genannt. Für die meisten Kapitel wird ein englisches Werk „Creasy, Decisive battles of the world from Marathon to Waterloo" als Hauptquelle vorangestellt. Als Beispiel sei angeführt, daß für die Schlacht bei Liegnitz allein Archenholz, Kugler und Galitzins „Kriegsgeschichte der Neuzeit" als Quellen angegeben sind, und für Königgrätz, außer dem trefflichen Werke Friedjungs „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland", nur Georg Hiltls populäres Buch „Der böhmische Krieg".

Heichen erzählt, jedesmal von einer allgemeingeschichtlichen Einleitung ausgehend, die Vorgänge in behaglicher Breite unter wörtlicher Einschaltung vieler Stellen aus anderen Schriften, mit Vorliebe sogar aus „historischen Romanen"; in der Schilderung der Schlacht bei Tannenberg finden sich z. B. $6^1/_2$ Seiten aus Sinkiewicz' Roman „Die Kreuzritter". Die Schlacht bei Leipzig wird, nach des Verfassers eigener Bemerkung, Beitzke nacherzählt.

Die nach dem Vorwort zu erwartende Darlegung der weltgeschichtlichen Folgen der einzelnen Schlachten ist in der Regel etwas kurz. Die zwischen die Kapitel eingeschalteten chronologischen Tabellen gewähren keinen Ersatz für das, was man hier vermißt.

Die besprochenen Schlachten sind: Marathon, Niederlage der Athener bei Syrakus, Arbela und Gaugamela, Schlacht am Metaurus, im Teutoburger Walde, auf den Catalaunischen Feldern, Tours und Poitiers, Hastings, Tannenberg, Orleans, Niederlage der spanischen Armada, die Türken vor Wien, Höchstädt, Poltawa, Liegnitz, Saratoga, Trafalgar, Borodino, Leipzig, Belle-Alliance, Königgrätz, Sedan, Tsuschima. Heichen gibt selbst zu, daß man über die getroffene Auswahl verschiedenartig urteilen könne.

Nach alledem darf auf eine Beurteilung vom Standpunkte der Geschichtsforschung verzichtet werden. Eine militärische Kritik schaltet der Verf. selbst aus, da es nicht in seiner Absicht lag, „die Strategie in den Vordergrund zu stellen". Wenn aber im Vorwort gesagt wird, man werde auf den beigefügten Schlachtplänen „manchen Schachzug verfolgen können", so ist das ein Irrtum. Die Mehrzahl der Skizzen zu den Schlachten der Neuzeit ist mit ganz verworrenen Truppeneinzeichnungen ausgestattet.

Nimmt man das Buch als das, was es doch wohl sein wollte, als „geschichtliches Lesebuch" für weite Kreise, auch für die reifere Jugend, so entspricht es seinem Zweck und kann als gut lesbar und anregend empfohlen werden.

Berlin. A. v. Janson.

6.

Bauer, Georg, Die Heidelberger Epitome. Eine Quelle zur Diadochengeschichte. Gr. 8°. III u. 104 S. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchh., Theodor Weicher, 1914. M. 2.40.

Im Codex Palatinus Graecus 129 zu Heidelberg, der die Exzerptensammlung eines Gelehrten enthält, haben sich auch 4 Exzerpte gefunden, die eine originelle Fassung der Diadochengeschichte darbieten. Reitzenstein (Poimandres, 1904) hat diese Stücke zuerst veröffentlicht und ihnen den Namen Heidelberger Epitome gegeben. Bauer will nun diese Quelle mit unsern anderen Berichten vergleichen und ihren Wert feststellen. Er gibt zunächst die 4 Abschnitte mit Übersetzung. Das 2. Kapitel bringt eine Übersicht über die Quellen der Diadochenzeit. Hieronymos ist ihm die glaubwürdigste Quelle, während Duris seine Darstellung mit novellistischen Zügen schmückte. Darauf werden sämtliche uns erhaltenen Quellen kurz gewürdigt. Im 3. Abschnitt wird eine eingehende Quellenanalyse und Erläuterung der Epitome gegeben. Über den Vertrag zwischen den Statthaltern, zwischen Ritterschaft und Phalanx, über die Nachfolge Alexanders bietet die Epitome Abweichendes; so erklärt sie, daß Arrhidaios nur bis zur Thronfähigkeit Alexanders II. König sein sollte. Diese Angabe ist jedoch staatsrechtlich unmöglich und sachlich unwahrscheinlich. Im ganzen ist festzustellen, daß die Epitome unverkennbar zu Diodor hinneigt:

sie hat mit ihm sprachliche Berührungen und sachliche Übereinstimmungen. So schildern beide übereinstimmend den Aufwand bei Alexanders Bestattung, die drei Schlachten des Eumenes gegen Antigonos; beide bieten genau die Regierungszeit des Arrhidaios. Nun finden sich in der Epitome auch Angaben, die bei Diodor fehlen: sie ist in nebensächlichen Punkten genauer als Diodor. Deshalb muß sie aus einer Quelle geschöpft haben, die teilweise mehr bot als Diodor. Die Abweichungen der Epitome von Diodor bieten dagegen schlechte Tradition. Ob sie aus einer anderen Quelle entnommen oder von der Epitome selbst erfunden sind, läßt sich nicht sagen. Bauer deutet an, daß Diodor und die Epitome vielleicht auf Agatharchidas zurückgehen; die Entstellungen könnten aus Timagenes geschöpft sein.

Berlin-Halensee, z. Z. Wittenberg, Bez. Halle.

F. Geyer.

7.

Grupp, Georg, Kulturgeschichte des Mittelalters. IV. Band, zweite, vollständig neue Bearbeitung, mit 17 Illustrationen. Gr. 8⁰. VIII u. 524 S. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1914. Brosch. M. 9.50.

Der Bibliothekar G. Grupp gehört unzweifelhaft zu den fleißigen, gewissenhaften und auch begabten Geschichtschreibern der Gegenwart; er hat sich aber eine Aufgabe gestellt, die zu bewältigen, über die Arbeitskraft eines Menschen hinausgeht. So sind denn auch nicht alle Teile des Buches [1]) gleichmäßig gut geraten. Man kann dem Buch gleichsam die Teile anmerken, auf denen der Verf. wirklich zu Hause ist, und die Teile, wo er sich nur referierend verhält. Gern läßt er sich verleiten, stark verallgemeinernde und übertreibende Urteile seiner Quellen zu übernehmen. Diesen Eindruck machen z. B. seine Ausführungen über die Roheit der Ritter, über die Untreue der Weiber, über die Vielweiberei, über die Ritterkämpfe. Als besonders verfehlt möchte ich bezeichnen den Abschnitt XCI: „Die wachsende Bedeutung des Volkes“, in Abschnitt XCII den Unterabschnitt 7: „Die Landflucht“ und in Abschnitt CI den Unterabschnitt 4: „Leben der Geistlichen“. In diesen Abschnitten werden auch zeitlich und örtlich ganz auseinanderfallende Nachrichten zu sehr durcheinandergeworfen. Gerade hier wären aber eine sorgfältige Einzeluntersuchung und eine sorgfältige Abwägung der Bedeutung der einzelnen Nachrichten sehr erwünscht gewesen. Im Unterabschnitt: „Leben der Geistlichen“ entspricht außerdem die vom Verf. gewählte Überschrift nicht dem Inhalt. Verf. hätte m. E. den 4. Unterabschnitt besser betitelt: „Leben

---

[1]) Über den 1. u. 2. Band der Neubearbeitung vgl. „Mitteilungen“, XXXV, 396 f. u. XXXVII, 275.

der Pfarrer" und dann im Gegensatz dazu den 5. Unterabschnitt: „Leben der Kanoniker und des höheren Klerus". Falsch scheint mir auch die Überschrift zum XCIII. Abschnitt „Weltgeist und Weltwissen". Ich möchte dem Verf. statt dieser Überschrift vorschlagen: „Der Einfluß der Kreuzzüge auf das Wirtschaftsleben, auf Kunst und Wissenschaft". Sehr wirr ist der 6. Unterabschnitt des XCII. Hauptabschnittes betitelt: „Der Gewerbekauf". Diese Einrichtung des Mittelalters hat der Verf. wohl kaum verstanden. Mißlungen ist ferner dem Verf. der XCIV. Abschnitt: „Rationalismus". In dem Bestreben, kurz zu sein, hat er ihn zerrissen und abgehackt geschrieben. Unklar ist die Überschrift des 3. Unterabschnittes des XCVI. Abschnittes, betitelt: „Gottesminne"; in ihm ist alles Mögliche, was zu Gott Beziehung haben könnte, zusammengebracht: Gottesstreitertum, Wunderglaube, Verherrlichung der Jungfrau Maria durch die Minnedichter, Christuslegenden und Gralsage. Im 5. Unterabschnitt des LXXXIII. Abschnittes werden Sodomie und Paederastie nicht auseinander gehalten, während sie etwas durchaus Verschiedenes sind. Ein ganz besonderes Mißgeschick ist aber dem Verf. auf Seite 49 begegnet. Es heißt dort: „Aus der Mitte des 12. Jahrhunderts hören wir, daß die Kinder nur etwa ein Prozent der Bevölkerung ausmachten". So etwas durfte nicht kommen. Auch ohne sich irgend einmal mit Statistik befaßt zu haben, mußte der Verf. wissen, daß dann in wenig mehr als einer Generation die Bevölkerung hätte aussterben müssen. Wie ist er nun aber zu der mitgeteilten, sehr seltsamen Nachricht gekommen? Das sagt uns die Anm. 3: „In Tournai gab es unter 900000 Menschen in zehn Jahren etwa 100000 Firmlinge". Mit Recht entnimmt der Verf. daraus, daß jährlich etwa 10000 Kinder gefirmt seien, das waren doch aber nicht alle Kinder, sondern nur die Kinder, die im Firmelungsalter standen, d. h., nach den Gebräuchen der damaligen Zeit, im zehnten Lebensjahr; danach hätten also die Kinder eines Jahrganges etwas über ein Prozent ausgemacht. Aber auch diese Nachricht ist noch unzuverlässig. Hätte der Verf. sich etwas mit der Geschichte der Statistik beschäftigt, so wüßte er, daß das Mittelalter noch keine Volkszählungen kannte, und daß alle mittelalterlichen Angaben über die Volkszahl da, wo uns Mittel zur Nachprüfung geboten sind, sich stets als viel zu hoch erwiesen haben. Die Grafschaft Tournai entsprach ungefähr der heutigen belgischen Provinz Hennegau, diese aber hat heute, wo sie doch gewiß sehr viel dichter bevölkert ist, als sie es in der Mitte des 12. Jahrhunderts war, rund 1150000 Einwohner. Nehmen wir an, daß in der damaligen Zeit Tournai, was gewiß noch die Wirklichkeit übertraf, 500000 Einwohner gehabt habe, so würde die zehnte Jahresklasse zwei Prozent ausgemacht haben und das entspricht auch den heutigen Verhältnissen. Sehr wenig sorgfältig gearbeitet ist endlich das Inhaltsverzeichnis. Es macht fast den Eindruck,

als wenn der Verf. die Herstellung des Verzeichnisses anderen überlassen hätte. Nur ein Beispiel dafür: In der Inhaltsangabe zum 3. Unterabschnitt des XCV. Abschnittes heißt es: „Zweifel an der Vorsehung (311); Siege der Araber (311), Schicksalstücken (313)". Es muß sinnesgemäß heißen: „Zweifel an der Vorsehung, insbesondere bei Siegen der Araber (311) und bei Schicksalstücken (313)".

Es ist die Aufgabe des Kritikers, auch auf die Mängel des von ihm zu besprechenden Buches hinzuweisen. Es wäre aber ungerecht, wollte ich hier meine Besprechung abbrechen. Es verlangt vielmehr die Gerechtigkeit, hervorzuheben, daß alle von mir erwähnten Mängel doch nur einen ganz kleinen Bruchteil des Buches ausmachen, und daß sie gegenüber allen übrigen Teilen des sorgfältig und verständig gearbeiteten Buches doch kaum in Betracht kommen. Ich möchte es darum nicht unterlassen, den Lesern der „Mitteilungen" die Lektüre des Buches aufs wärmste zu empfehlen. Ein jeder möchte wohl in ihm eine schöne Bereicherung seines historischen Wissens finden. Nur eins möchte ich dem Verf. ans Herz legen, nämlich, künftighin sein Inhaltsverzeichnis selbst herzustellen.

Berlin-Schöneberg. Eugen Fridrichowicz.

8.

Die Werke Liudprands von Cremona. 3. Aufl. Herausgegeben von Joseph Becker. (Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex Monumentis Germaniae historicis separatim editi.) Gr. 8°. XL u. 246 S. Hannover, Hahn, 1915. M. 4.50.

Die Werke Wipos. 3. Auflage. Herausgegeben von Harry Breßlau. (Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum usw.) Gr. 8°. LIX u. 127 S. Hannover u. Leipzig, Hahn, 1915. M. 3.—.

1877 sind die Werke Liudprands zum letzten Male in den Schulausgaben der Monumenta herausgegeben worden, die wohlgeformten Schriften des in nahen Beziehungen zu Otto d. Gr. stehenden, spitzzüngigen geistlichen Diplomaten, des eitlen, kenntnisreichen, zu Pikanterien geneigten Italieners, jenes seltsamen Mannes, an dem „das starke Selbstbewußtsein, eine gewisse Ungebundenheit und Maßlosigkeit und die ganze Art der Schriftstellerei an einen Humanisten der Renaissance erinnern". Der frühere Herausgeber, Dümmler, hatte gleich seinem Vorgänger Pertz (1839 und 1840) den Münchner Codex lat. 6388 saec. X als Autograph angesehen und der Ausgabe zugrunde gelegt. Joseph Becker hat durch seine „Textgeschichte Liudprands von Cremona", die 1908 in den Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters, herausgegeben von Ludwig Traube, Bd. 3, H., 2 erschien, die Notwendigkeit einer

neuen Ausgabe erwiesen, die nun als sein Werk vorliegt. Er stützt sich in erster Linie auf jene Handschrift, die als dem Original am nächsten stehend bezeichnet wird, benutzt aber auch das gesamte übrige Handschriftenmaterial. Der reichlich erläuterten, mit Namen-, Wort- und Sachregistern versehenen, sauberen Ausgabe (Antapodosis, Historia Ottonis, Legatio) geht eine Einleitung voraus, die gründlich über Liudprand, seine Werke, ihre Überlieferung aufklärt. Sie ist übrigens, wie die Anmerkungen und Register, in deutscher Sprache geschrieben, die seit 1915 bei den Oktavausgaben der Monumenta zur Anwendung kommt.

Von Breßlaus kundiger Hand wird uns eine neue Auflage (die dritte) der Werke Wipos beschert, die desselben Gelehrten Ausgabe von 1878 überholt. Sie enthält das Hauptwerk des Hofkaplans Konrads II., die Lebensbeschreibung seines Herrn, seine erhaltenen Gedichte, im Anhang Auszüge aus Ableitungen der schwäbischen Weltchronik und zwei möglicherweise von Wipo stammende Gedichte. Die Ausgabe ist ein neuer Beweis für die Höhe deutscher Editionstätigkeit.

Dresden. W. Hoppe.

9.

Feierabend, Hans, Die politische Stellung der deutschen Reichsabteien während des Investiturstreites. (Historische Untersuchungen, herausgegeben von Conrad Cichorius, Franz Kampers, Georg Kaufmann, Georg Friedrich Preuß. 3. Heft.) Gr. 8°. 232 S. Breslau, M. u. H. Marcus, 1913. M. 8.—.

Der Verfasser will „durch Zusammenstellung der durch die Quellen überlieferten Nachrichten versuchen, ein Bild der Parteistellung und der Schicksale der einzelnen Reichsklöster während des Investiturstreites zu geben". Er hat bei der Sammlung des Materials möglichste Vollständigkeit angestrebt.

Das 1. Kapitel (S. 3—16) schildert, ohne Neues zu bieten, die Klosterpolitik Heinrichs II. und der Salier bis zum Ausbruch des Investiturstreites, das 2. verfolgt, ebenso in Anlehnung an ältere Arbeiten, die Hirschauer Bewegung und ihre Einwirkung auf die Reichsabteien, die von ihr zuletzt dauernd so gut wie nicht berührt wurden (S. 16—36), das 4. und letzte Kapitel (S. 187—219) gibt einen zusammenhängenden Überblick über die politische Haltung der Reichsabteien und die Klosterpolitik Heinrichs IV. und Heinrichs V. während des Investiturstreites.

Das Schwergewicht der Arbeit liegt im 3. Kapitel (S. 37 bis 187), einer fleißigen und umständlichen Zusammenstellung der Nachrichten über die einzelnen Reichsabteien, die, nach Diözesen geordnet, nicht nach der Folge der Erzbistümer, sondern in einer Art geographischen Gruppierung vorgeführt und denen sieben Reichspropsteien angereiht werden. Ein Anhang verzeichnet die

im Jahre 1125 reichsunmittelbaren deutschen Abteien und bemerkt zugleich, welche seit 1002 dem Reich entfremdet worden sind; danach sind beim Tode Heinrichs V. noch 65 Reichsabteien und 10 Reichspropsteien nachweisbar und seit dem Regierungsantritt Heinrichs II. (1002) 30 Abteien und 2 Propsteien dem Reich verloren gegangen, nahezu ein Drittel sämtlicher Reichsstifter, davon 14 Abteien durch Heinrich II., 12 Abteien und die 2 Propsteien durch Heinrich IV. Doch klebt der Verf. hier viel zu sehr an seinen Vorlagen bei Ficker und Matthäi, ohne den Fortschritt der Forschung seitdem zu beachten. Seine Zusammenstellung ist ohne genaue Nachprüfung unbrauchbar. Er kennt noch nicht die Ausgabe der Urkunden Heinrichs II. und Konrads II. (in den M. G. 1903 und 1909 erschienen); auch den seit 1911 vorliegenden 1. Band der Germania Pontificia von Brackmann hätte er hier wie im Text seiner Darstellung wiederholt mit Nutzen verwerten können. Die Schenkung von Stein an Bamberg erfolgte 1007 (D H. II. 166 = Stumpf 1462), nicht 1005 (Stumpf 1412 = D H. II. 511 ist gefälscht). Statt Teggingen muß es Deggingen heißen, wie der Verf. überhaupt im Gebrauch der richtigen Namensformen nicht sorgfältig genug ist, und dazu war außer D H. II. 357 = St. 1357 auch D H. II. 155 von 1007 anzuführen. St. 1860 ist durch Bloch als Fälschung Grandidiers erwiesen (vgl. die Vorbemerknng zu D K. II. 13); Schuttern ist erst 1016 als bambergisch bezeugt, D H. II. 348. Ob unter „Haselbach" St. 1461 = D H. II. 162 Haslach i. E. zu verstehen ist, läßt die Diplomata-Ausgabe zweifelhaft. Zur Geschichte Seligenstadts ist die Vorbemerkung zu D H. II. 5 zu vergleichen; St. 1310 = D H. II. 5b ist Fälschung. Kitzingen (St. 1457 = D H. II. 165) ist nicht mit Kissingen identisch. Ober-Altaich (wohl kaum Reichsabtei) gehörte zum Regensburger, nicht zum Passauer Sprengel (Germ. Pont. I 321 ff.). Wenn Osterhofen je Reichsabtei war, so kam es jedesfalls früh an Bamberg, vielleicht schon 1007, vgl. die Vorbemerkung zu D H. II. 163 und Germ. Pont. I 182. Auch sonst erscheint es öfter sehr zweifelhaft, ob es sich wirklich um Reichsabteien handelt. Hornbach war nicht eigentliche Reichsabtei, sondern salisches Hauskloster, das von dem Ahnherrn der Familie im 8. Jahrhundert gegründet worden war.

Mit der eigentlichen Darstellung scheint es nicht ganz so schlimm bestellt zu sein, wie diese Proben befürchten lassen könnten. Doch ist auch hier manches zu bessern und zu ergänzen; einzelne Anläufe zu selbständiger Kritik sind nicht von großer Tragweite. Mehr als eine brauchbare und trotz der mangelnden Gliederung (z. B. S. 8—16, S. 187—205, S. 206—215 ohne Absätze!) bequeme Zusammenfassung des Bestandes bietet die Arbeit nicht, die weder in den Gesichtspunkten noch in der Methode neue Bahnen weist, aber ein gutes Register als erfreuliche Ausnahme gegenüber mancher anderen mitbringt. Sie krankt vor allem

an dem Mangel einer genügend scharfen Umgrenzung des Begriffes der Reichsabtei; was S. 1 Anm. 1 gesagt wird, zeigt nur die völlige Harmlosigkeit des Verf. in den Fragen der kirchlichen Rechts- und Verfassungsgeschichte, die gerade mit Rücksicht auf das deutsche Klosterwesen des 11. und 12. Jahrhunderts durch die Arbeiten von Hans Hirsch, Schreiber und Brackmann neuerdings so ernsthaft angepackt worden sind.

Berlin-Steglitz. A. Hofmeister.

10.

Klüpfel, Ludwig, Die äußere Politik Alfonsos III. von Aragonien (1285—1291). Mit einem Anhang: Beiträge zur Geschichte der inneren Politik Alfonsos. (Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte, herausg. von v. Below, Finke u. Meinecke, Heft 35). Gr. 8⁰. VIII u. 174 S. Berlin-Wilmersdorf, Dr. W. Rothschild, 1911—12. M. 5.50, Subskriptionspreis M. 5.—.

In die verworrene Geschichte kleiner Dynasten und werdender Staaten Südwesteuropas im ausgehenden 13. Jahrhundert führt die vorliegende, teilweise auf noch unbenutztem Material beruhende Arbeit.

Der kühnen Eroberungspolitik Peters des Großen von Aragon mußte bei der Verschiedenartigkeit seiner Länder und der verhängnisvollen Teilungspolitik ein Rückschlag folgen. In Katalonien und Aragon war ihm sein jugendlicher Sohn Alfonso III. gefolgt, ein tapferer, aber nicht sehr willenskräftiger und fremden Einflüssen zugänglicher Fürst. Seine etwa sechsjährige Regierung hat bei den Historikern vielen Tadel gefunden. Kl. zeigt jetzt, daß sie ihn nicht, oder wenigstens nicht in dem Maße verdient. Gegen Frankreich, Neapel, den Papst, Kastilien u. a. wie gegen die in der Union zusammengeschlossenen aufsässigen Aragonesen hat er in Krieg und Verhandlungen tapfer seinen Mann gestanden und den „Versuch fremder Mächte, über das Schicksal Aragons mit Waffengewalt zu entscheiden“, abgewiesen. Die Früchte dieses Erfolges wie des im Innern allerdings durch Aufopferung königlicher Vorrechte erlangten Friedens konnte Alfonso nicht mehr genießen: bereits 1291 im 27. Lebensjahre starb er plötzlich. Seine Politik einer gewissen Nachgiebigkeit sollte sich unter seinem Nachfolger als richtig erweisen. Nicht unerwähnt mögen bleiben die Kapitel über seine Beziehungen zu den islamitischen Staaten, die am Ende des Jahrhunderts Kaiser Friedrich II. nichts mehr von der alten Kreuzzugsstimmung zeigen, und über seine Kirchenpolitik, die ihn als einen der Kurie sehr entgegenkommenden und wohl deshalb von seinem Klerus fast ausnahmslos treu unterstützten Fürsten erscheinen läßt. — Als Beilagen

sind 16 Aktenstücke zur Geschichte Alfonsos aus den Jahren 1286 bis 1291 abgedruckt.

Merseburg. Fr. Wilh. Taube.

11.

Scheffler, Willy, Karl IV. und Innocenz VI. Beiträge zur Geschichte ihrer Beziehungen 1355—1360. (Historische Studien, veröffentlicht von E. Ebering. Heft 101.) Gr. 8⁰. 174 S. Berlin, E. Ebering, 1912. M. 4.50.

Diese Königsberger Dissertation macht der Schule Albert Werminghoffs alle Ehre. Es sind eine Reihe tüchtiger Einzeluntersuchungen, die auf Grund sorgsamer Ausnutzung der besonders durch die Veröffentlichungen aus den Vatikanischen Registern neuerdings vermehrten Quellen mit nüchterner Kritik sich um die vielgestaltige Politik des vielgewandten Luxemburgers bemühen, die trotz der reichen Überlieferung sehr gegensätzlich beurteilt worden ist und mehr als einmal wohl auch ferner beurteilt werden wird. Wiederholt gelingt es dem Verf., ältere Irrtümer zu berichtigen und zu vertiefter Auffassung zu führen; auch bei schwierigen und oft erörterten Fragen weiß er in Ehren seinen Mann zu stehen. Die Grundlagen der Politik Karls IV., dieses nüchternen und zähen Rechners, der nirgends, wo er es vermeiden konnte, die Prinzipienfrage hervorkehrte und doch unbeirrt das gesetzte Ziel verfolgte, der auch in seinem Verhältnis zur Kurie meisterhaft größte Nachgiebigkeit in der Form mit fester Selbständigkeit des Handelns zu vereinen und jeden Vorteil sachlicher oder persönlicher Umstände auszunutzen wußte, sind im allgemeinen gut und anschaulich herausgearbeitet. Das Bild des Papstes dagegen ist nicht recht lebendig geworden mit den allgemeinen Hinweisen auf seine friedfertige Gesinnung, die ernste Auffassung seiner geistlichen Pflichten und sein Lebensziel: die Wiedereroberung des Kirchenstaates. Die Gefahr, Kanzleiphrasen für bare Münzen zu nehmen oder gar zum Rückschluß auf die den Papst persönlich bestimmenden Gründe zu benutzen, ist nicht immer vermieden worden. Der äußere Rahmen des diplomatischen Hin und Hers ist aber auch hier klar und übersichtlich dargestellt.

Der Stoff ist nicht chronologisch, sondern sachlich nach den verschiedenen Fragen geordnet, die nach- und nebeneinander zwischen Kaiser und Papst erörtert wurden. Das hat seine großen Vorzüge, läßt aber den Verf. gelegentlich den inneren Zusammenhang des Ganzen nicht ausdrücklich genug berücksichtigen. Er behandelt: 1. die Eroberung von Donaustauf (in Niederbayern) von Bischof Friedrich von Regensburg durch Karl, gegen die der Papst, vom Domkapitel angerufen, in der Sache vergeblich Widerspruch erhob und die für die überlegene Art von Karls immer nur auf die Sache gerichteter Politik sehr charakte-

ristisch ist; 2. die böhmische Kirchenpolitik Karls IV., die mit ihrem Bestreben, auch Schlesien und das Bistum Breslau sowie die Lausitz mit einem neuzuerrichtenden Bistum Bautzen dem Prager Metropolitanverband einzugliedern, nicht zum Ziele und in der Sache des schlesischen Peterspfennigs zu einem, wie R. Salomon im Neuen Archiv XXXVIII, 715 f. mit Recht bemerkt, lediglich formalen Erfolge des Kaisers führte (dieser Ausgang wird erst in Kap. IV, S. 79 ff. geschildert); 3. die Besetzung des Konstanzer Bistums 1356/57; 4. die päpstliche Forderung des Zehnten von der deutschen Kirche (1355), die unter kaiserlicher Vermittlung 1356/57 in ein freiwilliges Subsidium, dessen Höhe die deutschen Bischöfe bestimmen, umgewandelt wird; 5. die Goldene Bulle in ihrem Verhältnis zum päpstlichen Approbationsanspruch und zu Innocenz VI.; 6. die päpstlichen Versuche, den Kaiser zur Intervention im englisch-französischen Kriege zu bestimmen; 7. die kaiserlichen Erlasse auf Reformen in der deutschen Kirche 1359, mit beachtenswerten quellenkritischen Bemerkungen (zu Nauclerus) über den Mainzer Tag vom März 1359; 8. Karls Verlangen 1359/60, die Dekretalen „Romani principes“ und „Pastoralis cura“ ganz oder wenigstens teilweise aufzuheben, das nicht als prinzipieller Verstoß gegen die kuriale Theorie von der päpstlichen Herrschaft über das Kaisertum aufzufassen, sondern durch die hierauf gestützten Angriffe der Karl feindlichen Publizistik (Occam) gegen die Rechtgläubigkeit Heinrichs VII. und damit die Rechtmäßigkeit des Königtums seines Enkels hervorgerufen ist. Bei diesem hübschen Nachweis hätte die Parallele Philipps des Schönen erwähnt werden können, der von Clemens V. die Beseitigung der gegen ihn gerichteten Bullen Bonifaz' VIII. in den päpstlichen Registern erzwang, während sich Karl IV. mit der höflichen Versicherung begnügen mußte, daß die Dekretalen den Ruf des bis an sein Ende der Kirche treu gehorsamen Kaisers nicht herabsetzen, sondern nur die Rechte der Kirche, die hier ausdrücklich in vollem Umfang aufrecht erhalten werden, hätten wahren wollen. Besondere Beachtung verdienen die Bemerkungen über c. II, 4 der Goldenen Bulle, die mit Geschick und bemerkenswerter Selbständigkeit die ältere Auffassung neu begründen, daß hierdurch stillschweigend der päpstliche Approbationsanspruch ausgeschlossen werde. Mit Recht wird hier auf die einmütige und unveränderliche Rechtsanschauung des Kurfürstenkollegs zurückgegriffen, die auch bei der Fassung dieses Artikels wirksam geworden sei, während der Kaiser seiner ganzen Natur nach freilich, trotz der Hergänge bei seiner Erhebung und der Kaiserkrönung, schwerlich zu einer ausdrücklichen Anerkennung des päpstlichen Anspruchs die Hand geboten, aber ebensowenig auch ohne die dringendste Not grundsätzlich gegen sie Front gemacht hätte. Auch daß Innocenz VI. nicht gegen die Goldene Bulle protestiert hat, wird überzeugend dargelegt; und direkt bezeugt

wenigstens ist auch sonst keine dadurch hervorgerufene Trübung der Beziehungen zwischen Kaiser und Papst. Doch wäre hier die Vermittlung des Subsidiums ausdrücklicher in Anschlag zu bringen, durch die gerade auf dem Metzer Reichstage Karl sich die Kurie aufs stärkste verpflichtete, und daneben nicht außer Acht zu lassen gewesen, daß der fragliche Artikel zu den bereits in Nürnberg am 10. Januar 1356 publizierten Kapiteln gehört und gerade im Laufe des Jahres 1356 Innocenz sich dreimal gegen dringende Forderungen des Kaisers ablehnend verhielt: er verweigerte die Bestätigung des Abkommens über Donaustauf, gab damals die Urkunde über den schlesischen Peterspfennig noch nicht heraus und versagte sich dem Kaiser, der die Versetzung Dietrichs von Minden nach Konstanz verlangte. Man wird unter diesen Umständen die „Vermutung“, daß in allem „nur sachliche Motive“ für die Stellungnahme des Papstes bestimmend waren, noch nicht als erwiesen voraussetzen dürfen.

Falsch wird S. 132, Anmerkung 76 für das Jahr 1360 „XVI. cal. Marcii“ als 15. (statt 14.) Februar berechnet: der Schalttag hat bekanntlich auf die Subtraktion von den Kalendern erst vom 25. Februar an Einfluß.

Berlin-Steglitz. A. Hofmeister.

12.

Pfannkuche, August, Staat und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis seit der Reformation. (Band 485 der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“.) Kl. 8°. IV u. 118 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1915. geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

Die zusammenfassende und gemeinverständliche geschichtliche Darstellung des Verhältnisses von Staat und Kirche seit der Reformation, wie sie Pfannkuche in seinem Büchlein bietet, wird weiteren Kreisen eine willkommene Einführung in ein Problem sein, dessen Lösung gerade für die Gegenwart wieder gesteigerte Bedeutung gewonnen hat.

Der Überblick beginnt mit der Erörterung des Verhältnisses von Staat und Kirche unter dem Einflusse der Reformation, die der modernen Staatsauffassung die Wege ebnete. Luther verlangte für den einzelnen das Recht auf volle Glaubensfreiheit. Demzufolge hätte die Kirche eine freie Kultusgemeinschaft und der religiös neutrale Staat unabhängig von jeder anderen Gewalt sein müssen. Diese Folgerung vermochte aber der Reformator nicht durchzuführen. Um sein Werk zu sichern, machte er den Staat verantwortlich für die rechte Gotteslehre und sprach der weltlichen Obrigkeit in Zeiten der Not das Recht der Kirchenreform zu, während er das geistliche Regiment seines juristisch-politischen Charakters entkleidete. Damit hat Luther die Stellung des Staates gewaltig gehoben, aber die Selbständigkeit der Kirchenbildung auf lange Zeit unterbunden. Kalvin schuf

eine besondere kirchliche Organisation auf Grundlage der Einzelgemeinde. Das bisher im allgemeinen nach seinen Auswüchsen einseitig beurteilte Täufertum huldigte dem Gemeindeideal der apostolischen Zeit und arbeitete auf die Trennung von Kirche und Staat hin. Allmählich wird die Kirche als selbständiges Rechtsobjekt vom Staate aufgesogen. In wie hohem Maße dies bereits in die Mitte des 17. Jahrhunderts geschehen ist, zeigt der westfälische Friedensschluß, der nicht von den Kirchen als selbständigen Rechtspersönlichkeiten spricht, sondern von den katholischen und evangelischen Ständen.

Das Naturrecht der Aufklärung forderte Toleranz als ein Gebot der Staatsklugheit und lehnte eine Trennung von Staat und Kirche ab. Ihren klassischen staatsrechtlichen Ausdruck fand diese Richtung in dem Allgemeinen Preußischen Landrecht. Der leitende Gesichtspunkt darin ist der Gedanke der absolut souveränen Staatsgewalt, für deren Maßnahmen ausschließlich die Erzielung staatlichen Nutzens maßgebend ist. Obwohl der Staat keine religiösen oder kirchlichen Zwecke verfolgt, kann er Kirche und Religion zur sittlichen Erziehung und Leitung der Bürger nicht entbehren. Die Kirchengesellschaften, die die Anerkennung und den Schutz des Staates genießen, müssen dem allgemeinen Nutzen dienen. Um des Schutzes der Gewissensfreiheit willen behauptet der Staat ein weitgehendes Aufsichtsrecht über die Kirche, deren Gemeinden das Selbstverwaltungsrecht zugebilligt erhalten. Diese Freiheiten gehen mit der Steinschen Staatsreform verloren. Dafür wurde der Weg zur Bildung einer evangelischen Gesamtkirche innerhalb Preußens angebahnt. Steins Ziel war eine Durchdringung des Staates mit sittlich-religiösen Kräften. Die Förderung des kirchlichen Lebens in den einzelnen Gemeinden sollte in den Aufgabenkreis der politischen Gemeinden einbezogen werden, die Kirchenverwaltung in den obersten Instanzen in engste Verbindung mit den höheren Organen der Staatsverwaltung treten. Die Leitung des Kirchenwesens wurde als Zweig der allgemeinen Landesverwaltung dem Ministerium des Innern überwiesen.

In der deutschen idealistischen Philosophie trat bei Kant, Wilhelm von Humboldt und Schleiermacher das Streben nach einer völligen Trennung von Staat und Kirche hervor, während Fichte und Hegel grundsätzlich an der Einheit beider Mächte festhielten. Zur Zeit, als die Entwicklung vom konfessionell geschlossenen Staate zum christlich-paritätischen erfolgte, vollzog sich in Preußen die restlose Aufsaugung der evangelischen Kirche durch die Staatsgewalt, während das katholische Kirchenwesen sich von einem tiefgehenden Einfluß des Staates freihielt.

In ausführlicher Weise behandelt der Verf. die Trennung von Staat und Kirche nach den Beschlüssen des Frankfurter Parlaments, um dann auf das gegenwärtige Rechtsverhältnis beider Gewalten in den deutschen und außerdeutschen Ländern

einzugehen. Mit der Schilderung der neuesten Kämpfe und Bestrebungen auf kirchenpolitischem Gebiete schließt die scharf und übersichtlich gegliederte Abhandlung.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

13.

Wappler, Paul, Die Täuferbewegung in Thüringen von 1526—1584. (Beiträge zur neueren Geschichte Thüringens. Namens des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde herausgegeben von der thüringischen historischen Kommission. Band II.) Gr. 8°. XIII u. 541 S. Jena, Gustav Fischer, 1913. M. 15.—.

Nachdem ich an anderer Stelle (in der „Theologischen Literaturzeitung") mich über die grundsätzliche Bedeutung der vorliegenden Arbeit für die Erkenntnis des Wesens des Täufertums ausgesprochen habe, beschränke ich mich hier darauf, den ungemein reichen Inhalt des Wapplerschen Buches in Kürze zu skizzieren.

Der Verfasser hat mit größter Sorgfalt alle in Betracht kommenden mitteldeutschen Archive auf Wiedertäuferakten hin untersucht und den Ertrag dieser Nachforschungen im 2. Teil seiner Veröffentlichung (S. 228—541) zum Abdruck gebracht. Die hier veröffentlichten Akten bilden die Grundlage für die im 1. Teile (S. 1—227) gebotene Darstellung. Die Zusammenstöße Luthers mit Karlstadt und mit Münzer und darnach die der Masse der Aufständischen gegenüber eingenommene feindliche Haltung des Reformators während des Bauernkrieges hatten das Luthertum weiten Kreisen des niederen Volkes entfremdet. Nach dem Scheitern des Bauernaufstandes flossen verhältnismäßig rasch alle Elemente des Widerstandes gegen das lutherische Kirchentum in der wiedertäuferischen Bewegung zusammen, die freilich in Thüringen zunächst noch kein einheitliches Gepräge hat, sondern mannigfache religiöse Spielarten aufweist. Zuerst propagierte der durch Balthasar Hubmaier für das Täufertum gewonnene Hans Hut sektiererische Lehren in dem zur Koburger Pflege gehörigen Teile Frankens. Einst ein Anhänger Münzers, verwarf er nachmals gewalttätige Neigungen, betonte aber mit Nachdruck, daß nur, wer glaube, getauft werden dürfe, und daß das Sakrament des Abendmahls nichts nütze sei. Den Männern, deren Frauen sich nicht mit taufen lassen wollten, stellte es Hut frei, ihre Frauen zu verlassen. In der Stadt Königsberg i. F., die eine ernestinische Enklave bildete, ward man auf das eigenartige Wesen der dortigen Täufer aufmerksam. Eine Reihe von Bürgern wurde verhaftet, der Folter unterworfen und, als sie hartnäckig blieben, hingerichtet (1527).

Im Gegensatz zu Hut huldigte auch nach der Niederwerfung des Bauernaufstandes der Eisenacher Hans Römer revolutionären

Gedanken; seine Anhänger verkündigten: die getauften Brüder würden sich versammeln und die Fürsten und Herren vernichten, „gleichwie auch sie es mit den armen Leuten getan hätten“. Für Weihnachten 1527 schmiedeten sie ein gefährliches Komplott auf Erfurt, das aber rechtzeitig entdeckt wurde. Der Hauptanstifter, der Schneider Niklas Hofmann, wurde gefangen gesetzt und, nachdem er bekannt hatte, außerhalb der Stadt in vier Stücke gehauen (S. 44). Ein neuer Herd der Wiedertaufe entstand in Westthüringen. Schon Ende 1526 machten sich hier in der Umgegend von Zella-St. Blasii Taufapostel an die Erntearbeiter und die Köhler im Walde heran. Bald gewann die Bewegung größere Ausdehnung. Der Hesse Melchior Rinck wurde ihr unbestrittener Führer, das hessische Dorf Sorga ihr Hauptsitz. Den Täufern dieser Gegend lagen alle gewalttätigen Neigungen fern; sie gingen auf in der Pflege eines christlichen Lebens, gegenseitiger Unterstützung und gemeinsamem Gebete. Darum ließ ihnen der milde Landgraf Philipp von Hessen — sehr gegen den Willen des sächsischen Kurfürsten und seiner theologischen Berater — lange Zeit Duldung angedeihen. Mit Rinck fand im Jagdschloß Friedewalde ein Verhör statt. Als er nicht widerrief, wurde er in der säkularisierten Zisterzienserabtei Haina in leichter Gefangenschaft gehalten, im Mai 1531 aber wieder freigelassen.

Die lutherische Geistlichkeit hat die Gefahr, die ihr von der wiedertäuferischen Propaganda drohte, frühzeitig erkannt. Ihrer Bekämpfung diente die Schrift des Eisenacher Superintendenten Justus Menius: „Der Wiedertäufer Lehr und Geheimnis“ (Wittenberg 1530), von der Wappler eine ausführliche Inhaltsangabe mitteilt. Menius gibt — ungeachtet der kirchlichen Tendenz, die seine Schrift verfolgt — doch eine im ganzen zutreffende Schilderung des täuferischen Wesens. Unter dem Schein besonderer Heiligkeit und mit dem Gruße „Der Friede des Herrn sei mit euch“ nähern sich die Taufapostel denen, die sie für ihre Anschauungen zu gewinnen suchen. Gelingt es ihnen, Zuhörer zu finden, so verlesen sie zunächst eine Stelle aus dem Evangelium und disputieren dann viel von der Schlechtigkeit der gegenwärtigen Welt: der Glaube der jetzigen Prediger wirke keine Früchte; eine große Strafe stehe der sündigen Welt bevor. Wenn dann schließlich der Tag des Weltengerichts herankomme, werde Christus als Hauptmann unter sie treten; schließlich werde es zu einer Ausrottung aller Ungläubigen kommen. „Solch geschwatz und teidinge wissen sie denn aus der Offenbarung Johannis durch der gesicht und gemalten bilder figuren dem einfeltigen und unverständigen volk fein anzuzeigen“ (S. 61). Wenn dann die durch solche apokalyptischen Phantasiegebilde erregten und geängstigten Zuhörer fragen, wie sie dem drohenden Unheil entgehen können, setzt die Sonderbelehrung ein. Die Taufapostel erklären für notwendig, daß ihre Anhänger „von

sunden abstehen, weltliche gesellschaft meiden, nicht saufen, nicht fressen, kein hurerei treiben, nicht spielen, nicht fluchen, nicht schweren, nicht schelten noch lestern, und sonderlich sei ihnen von nöten, daß sie sich des gemeinen kirchgangs enthalten". Im einzelnen werden folgende täuferische Glaubensartikel aufgestellt: das Wort Gottes soll nur den Wiedertäufern gepredigt werden; der Glaube an Jesus „ohne unserer eigenen Werke und Leiden Mitverdienst" macht vor Gott niemand fromm und selig; Verbot der Kindertaufe; Leugnung der leiblichen Präsenz Christi im Abendmahl, das für den Taufgesinnten nur ein Hinweis auf Verfolgung und Leiden sein kann; Jesus Christus ist nicht „natürlicher und wahrer Gottessohn"; alle Verdammten, dazu der Teufel selbst, werden schließlich noch selig werden.

Alle Verbote der landesherrlichen Gewalten vermochten das Umsichgreifen des Täufertums nicht aufzuhalten! 1531 nahm die wiedertäuferische Propaganda in den hessisch-sächsischen Grenzgebieten einen besonders großen Umfang an. Wieder finden wir hier als Führer der Taufgesinnten Melchior Rinck tätig. Am 11. November 1531 wurde er in Vacha überrascht und gefangen gesetzt. Da er schon zum zweiten Male die gelobte Urfehde gebrochen hatte, verfügte jetzt Philipp von Hessen für ihn strengere Haft, in der er bis zum Jahre 1540 verblieb. Später setzte Bucer eine mildere Behandlung Rincks durch. Rinck starb in der Gefangenschaft im Jahre 1545. Ein schlimmeres Schicksal als in Hessen, wo es Landgraf Philipp trotz lebhaften Drängens von kursächsischer Seite ablehnte, über sie die Todesstrafe zu verhängen, ereilte die Täufer im Gebiet der Reichsabtei Fulda: massenhaft wurden sie hier hingerichtet.

Mittlerweile waren auch im nördlichen Thüringen und am Harz — der ehemaligen Stätte der Tätigkeit Thomas Münzers — wiedertäuferische Regungen hervorgetreten: man ging gegen die, die sich nicht zum Widerruf verstanden, mit der Strenge des Schwertes vor. Untersuchungen, die man gegen Wiedertäufer in der Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen vornahm, ergaben, welche Förderung die sektiererischen Bestrebungen aller Orten durch das Fortbestehen der Täufergemeinde im hessischen Dorfe Sorga (s. o.) erfuhren. So sah sich Philipp von Hessen schließlich doch genötigt, gegen die Sorgaer Täufer schärfer vorzugehen: im September 1533 wurden sie aus Hessen ausgewiesen. Sie wandten sich alle zu ihren Brüdern nach Mähren, wo sich bekanntlich, allen Verfolgungen zum Trotz, starke Brüdergemeinden behauptet hatten. Doch kam es zwischen den hessischen und mährischen Täufern zu schweren Differenzen. Hans Both, der Führer der hessischen Täufer, wollte sich nicht dazu verstehen, alles irdische Gut der Täufergemeinde zu opfern; auch gab es Streit wegen der Lehrmeinungen. Schließlich wurde Both mit seiner Anhängerschaft aus der Gemeinde ausgeschlossen: mit der Mehrzahl der Hessen kehrte er in die Heimat zurück. Doch

erhielten die Mähren auch später noch vereinzelten Zuzug aus Hessen.

Die gespannte Aufmerksamkeit, die die sächsischen Beamten im nördlichen Thüringen (namentlich die Späher Herzog Georgs in den albertinischen Landesteilen) auf sektiererische Bestrebungen richteten, bewirkte, daß die Täufer dieser Gegenden sich immer mehr zu einem Dasein im Winkel verurteilt sahen. Im Jahre 1535 fand der Täufer Georg Knoblauch, dessen Frau Grete kurz vorher zu Sangerhausen, bis zuletzt ihrem Bekenntnis treu, hingerichtet worden war (S. 109), zu Halberstadt einen Unterschlupf „in einem Pfaffenhäuslein in den Weiden hinter dem Dom". Die Täufer, die hier zu gemeinsamem Gebete zusammenkamen, stellten „ihre Bruderschaft und Schwesterschaft" höher als die durch natürliche Bande erzeugten Gemeinschaftsbeziehungen: hatte doch die Bäckersfrau Petronella von Holdenstedt ihren Ehemann verlassen, weil er nicht Täufer geworden war (S. 119). Schließlich wurde auch das Halberstädter Täufernest (die Täufer hatten vorher ihren Wohnsitz gewechselt und waren nach dem zum Kloster Michaelstein gehörigen Grauen Hofe in Halberstadt übergesiedelt) ausgenommen. Trotzdem der Halberstädter Offizial dem Kardinal Albrecht ausdrücklich die Harmlosigkeit der gefangengenommenen Täufer bestätigte und von einem Blutgericht abriet (S. 132), wurden doch drei Wiedertäufer, die bei ihrem „Irrtum" verharrten, zu Gröningen an der Bode in einen Sack genäht und ersäuft (Oktober 1535).

In jener Zeit schlossen sich auch Täufer im östlichen Thüringen zusammen, im Gebiet um Orlamünde. Hier hatte das gewaltsame Vorgehen gegen Karlstadt unter seiner Anhängerschaft eine lange nachhallende Erbitterung gegen das lutherische Kirchentum hinterlassen. Georg Knoblauch, der aus Halberstadt entkommen war, fand hier für seine Lehren geneigte Hörer. Aber der Schösser Peter Wolfram auf der Leuchtenburg erhielt Kenntnis von den Zusammenkünften der Taufgesinnten, die in der Mühle des Täufers Hans Peißker zu Kleineutersdorf stattfanden. Am 20. November 1535 überraschte er die Versammelten und ließ sie nach einem Verhör auf der Leuchtenburg teils nach Jena, teils nach Neustadt a. O., teils nach Kahla abführen. Es folgten langwierige Verhandlungen und Bekehrungsversuche, die Philipp Melanchthon und Kaspar Kruciger neben dem Jenaer Stadtpfarrer Antonius Musa vornahmen. Gefragt, wer sie denn zum himmlischen Vater gewiesen hätte, antworteten die in Jena gefangen gehaltenen Täufer: „Ihr Prophet Doktor Karlstadt, der jetzt ihren Glauben zu Basel predige." Einen der Täufer, Rollenberger, ließ man übrigens durch einen Mitgefangenen in der wahren lutherischen Lehre unterweisen — durch den Pfarrer Johann Gulden von Uhlstädt, der in Kahla wegen verschiedener Notzuchtsverbrechen gefangen saß. Einige

Wiedertäufer (darunter auch Georg Knoblauch) verstanden sich schließlich zum Widerruf. Andere aber blieben fest und erlitten Anfang 1536 den Märtyrertod (Heinz Kraut, Jobst Möller, Hans Peißker, Heinrich Möller).

Ein Jahrzehnt lang sind dann noch im nördlichen und westlichen Thüringen, sowie im Hennebergischen wiedertäuferische Regungen vereinzelt zum Durchbruch gekommen. Aber die eigentliche Kraft des Täufertums ist seit 1536 in Thüringen gebrochen. Die Organe der Kirche durften mit den Ergebnissen der blutigen Verfolgungsarbeit, zu der sie die landesherrlichen Gewalten unausgesetzt angefacht hatten, zufrieden sein: das strenge Luthertum herrschte wieder uneingeschränkt. Wo wir noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts Symptome des Täufertums wahrnehmen, treten uns deutlich Anzeichen seines Niederganges entgegen. Dies gilt besonders von dem Treiben des Klaus Ludwig aus Tüngeda. Er predigte die bequeme Lehre, die Gläubigen könnten überhaupt keiner Sünde teilhaftig sein, verstieg sich zu wilden apokalyptischen Phantastereien und erklärte sich schließlich für Gottes Sohn. Seine Anhänger, die sich die „Blutsfreunde aus der Wiedertaufe“ nannten, huldigten tollen libertinistischen Grundsätzen: die fleischliche Vermischung von Brüdern und Schwestern sei das wahre Sakrament. Als man 1551 gegen dieses Unwesen einschritt, erklärte der gefangene Georg Schuchardt: er sei ohne Sünde; es sei auch keine Sünde, wenn sie einander ihre Eheweiber erlaubten; er gestand, mit 16 Weibern verkehrt zu haben. Die Sekte der Blutsfreunde hatte doch so um sich gegriffen, daß sich Justus Menius veranlaßt sah, gegen sie eine eigene Schrift herauszugeben. In ihr warf er den Mühlhausenern vor, daß sie solche Sekten „hegten und hausten“. Um sich von solchem Verdachte zu reinigen, ergriffen nunmehr die Behörden von Mühlhausen gegen die „Blutsfreunde“ schärfere Maßnahmen; einer von ihnen wurde verbrannt. Der Hauptübeltäter Klaus Ludwig entkam. Das letzte Lebenszeichen, das wir von ihm besitzen, ist ein in keckem und herausforderndem Tone gehaltener offener Brief an Justus Menius vom 22. Juli 1552.

In der Vogtei Mühlhausen haben sich auch später noch ketzerische Apostel hervorgewagt. Der schlimmste von ihnen, Hans Dohn aus Lauterbach vor dem Hainich, warb im Jahre 1562 Anhänger, gegen die sich lange Verhöre nötig machten. Viel später wurde man erst des Dohn persönlich habhaft. Da er sich der Belehrung unzugänglich erwies und zum Widerruf nicht bewogen werden konnte, wurde er auf Grund eines Urteils des Leipziger Schöppenstuhles am 3. Januar 1584 verbrannt.

Leipzig. Hermann Barge.

14.

Heinecker, Dr. Willy, Die Persönlichkeit Ludwigs XIV. (Historische Studien, veröffentlicht von E. Ebering. 125. Heft.) Gr. 8°. 119 S. Berlin, Emil Ebering, 1915. M. 3.50.

Während Ssymank in seiner Leipziger Dissertation (1898) die Persönlichkeit des Sonnenkönigs im Spiegel der zeitgenössischen Dichtung darstellt, geht Heinecker in seiner lesenswerten Arbeit nur auf die reingeschichtlichen Quellen, Memoiren, Briefe, Gesandtschaftsberichte u. dergl. zurück. Er hat sich die Sache nicht leicht gemacht: 500 und mehr Anmerkungen, 1200 Quellenbelege sind gewiß ein Zeugnis emsigen Forscherfleißes. Auch Anordnung und Einteilung des Stoffes sind klar und übersichtlich.

Zunächst schildert er die äußere Erscheinung des Herrschers, die nach allgemeinem Urteil wahrhaft königlich war. Nicht so hoch sind seine geistigen Fähigkeiten zu bewerten. Zu den Geistern erster Ordnung, die aus der Fülle schaffen und wirken, gehörte er nicht. Aber er besaß gesunden Menschenverstand, ein wunderbares Anpassungsvermögen und vor allem Arbeitskraft und Arbeitslust. Nur dadurch ist es ihm möglich geworden, die Mängel seiner vernachlässigten Erziehung auszugleichen. Sein Gefühlsleben läßt sich im Grunde auf zwei einfache Formeln bringen: äußere Religiosität und maßlose Selbstsucht und Selbstgefälligkeit. Gott dachte er sich als ein höheres Wesen, das, ähnlich wie er selbst, auf seinen Ruhm eifersüchtig, die ihm erwiesenen Ehren mit Genugtuung entgegennimmt. Darf man es ihm daher als „aufrichtige Frömmigkeit" auslegen, daß er es mit seiner Majestät für vereinbar hielt, sich vor diesem Wesen, das ja noch mächtiger war als er, zu demütigen und die Unglücksfälle seiner späteren Regierungsjahre als göttliche Fügungen mit Geduld zu ertragen? Er braucht Gott und Gott braucht ihn; Gott verleiht ihm Ruhm und Größe, und er zeigt sich durch seinen Kampf für die reine Lehre des Katholizismus und Unterdrückung der Kalvinisten und Jansenisten dafür dankbar: ein seltsames System der Gegenseitigkeit, das Heinecker nur leicht andeutet, während Lavisse es in seiner „Histoire de France" mit ein paar Strichen meisterhaft gezeichnet hat. Bei dieser Art von Religion ist es nicht wunderbar, daß Ludwig XIV. sich in seinem moralischen Handeln nicht von wirklich religiösen Beweggründen leiten ließ. Doch ich finde den Unterschied nicht, den der Verf. in dem sonst sehr fesselnden Abschnitt „Die Triebkräfte seines Handelns unter dem Gesichtspunkt der Moral" zwischen Handeln und Glauben des Königs feststellen will. Dieser Gott auf Erden — denn als solchen betrachtete er sich und betrachteten ihn die Theoretiker des französischen Absolutismus — nahm eben ganz besondere moralische Gesetze für sich in Anspruch, und so ist er nicht bloß als einheitliche, sondern — natürlich nur in seinem Sinne — auch als moralische Persönlichkeit

aufzufassen. Heinecker stellt eine Reihe von einzelnen Charakterzügen, guten und bösen, zusammen, aber der einheitliche Grundzug bleibt doch immer der „Ehrgeiz mit der gesamten Stufenleiter seiner Abtönungen und Schattierungen: aufwärts bis zum berechtigten Selbstgefühl, abwärts bis zur rastlosen Ruhmgier, zum nagenden Neide, zur eklen Selbstbeweihräucherung"! Nur so erklären sich scheinbare Widersprüche: daß er z. B. mit feinstem Takt zu belohnen verstand und sich gelegentlich doch völlig undankbar zeigte, dann nämlich, wennn eine Leistung seiner eigenen Größe Abbruch tat und sein persönliches Ansehen zu gefährden drohte. —

Im zweiten Teile der Arbeit wird die „verschiedenfache Ausprägung seines Charakters in der Wirklichkeit des Lebens" geschildert: das Verhalten des Königs seiner Familie und dem Hof gegenüber, die Art seiner Regierung, die völlig absolut und zentralistisch war und ihn, da er sich leicht in Kleinigkeiten verlor, doch nicht davor bewahrte, von seinen Ministern regiert zu werden. Dem Volke gegenüber erscheint er weniger als Vater denn als Herr und, wie der Verf. vielleicht hätte hinzufügen können, als mitleidsloser und trotz mancher schönen Worte auf das soziale Wohl nicht bedachter Herr. — Die folgenden Kapitel sind den kriegerischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Betätigungen des Königs sowie seinen Beziehungen zur Kurie und zu den auswärtigen Höfen gewidmet. Etwas matt klingt der Schluß aus. Unwillkürlich denkt man an das großartige, alle Einzelzüge zusammenfassende Gesamtbild, das wir Lavisse verdanken.

In einem Anhang weist Heinecker auf den Gegensatz zwischen dem Charakter Ludwigs XIV. und dem seines großen Gegners, des Oraniers Wilhelm III., hin. Dem zurückhaltenden und wortkargen Manne fehlte der Zauber, der von Ludwigs Persönlichkeit ausging, und darum hat sich sein Bild den Zeitgenossen und der Nachwelt weniger tief eingeprägt als das des Sonnenkönigs, der einem ganzen Zeitalter seinen Namen gab.

Berlin-Friedenau. Siegfried Fitte.

15.

Briefe Friedrichs des Großen an Thieriot. Herausg. v. Emil Jacobs. (Mitteilungen aus der Königlichen Bibliothek. Herausg. v. der Generalverwaltung. I.) Lex. 8⁰. 44 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1912. M. 3.—.

Die vorliegende Veröffentlichung zählt zu den wertvollsten Gaben, die das Friedrich-Jubiläum am 24. Januar 1912 uns beschert hat. Mag auch der Inhalt der hier mitgeteilten Briefe dem Laien recht belanglos erscheinen, so geben sie doch dem Fachgelehrten manchen neuen Aufschluß über das Leben am

Rheinsberger Hofe, über die Beschäftigung des Rheinsberger Schloßherrn mit den Meisterwerken der alten und neueren Literatur, über sein damaliges Verhältnis zu seinem Dichterfreunde Voltaire usw.

Der Name Nicolas Claude Thieriots (1697—1772) dürfte allen geläufig sein, die sich einmal mit Friedrich oder mit Voltaire eingehender beschäftigt haben. In einer vortrefflichen Einleitung (S. 7—16) stellt Jacobs in knapper Form die Nachrichten zusammen, die er in den gedruckten und auch in einigen ungedruckten Quellen (Charlottenburger Königl. Hausarchiv) über Thieriot, dessen langjährige Tätigkeit als Agent und literarischer Korrespondent Friedrichs (1736—47, 1766—72) und seinen zeitweiligen, z. T. übrigens unverschuldeten Bruch mit dem Könige gefunden hat. Die Tatsache, daß letzterer mit den literarischen Berichten Thieriots, trotz ihrer unleugbaren Mängel, zunächst im allgemeinen recht zufrieden war, wird, wie ich zur Ergänzung bemerken möchte, auch durch die von J. nicht verwerteten, jetzt teilweise auch im Hohenzollernjahrbuch (Jahrgang 1914) von G. Droysen veröffentlichten Briefe der Königin Sophie Dorothea an den Kronprinzen (Charlottenburger Königl. Hausarchiv) ausdrücklich bezeugt. Aus ihnen erhellt, daß Friedrich die von Thieriot eingesandten Berichte und Abschriften in der Regel an seine Mutter zu schicken pflegte, um ihr einen literarischen Genuß zu bereiten. Schon am 17. Januar 1737 bestätigt Sophie Dorothea den Empfang der „nouvelles de France“ (vgl. ferner den Brief vom 16. Februar 1737), und am 13. Oktober 1739 dankt sie ihrem Sohne in herzlichen Worten für die regelmäßige Übermittlung der Berichte seines literarischen Korrespondenten. „Thieriot écrit joliment, mais toujours de même“, so lautete ihr damaliges Urteil über den Inhalt.

Die von J. veröffentlichten 35 Schreiben Friedrichs an Thieriot aus den Jahren 1737—45 (S. 17—44) stammen, mit einer einzigen Ausnahme, aus der Handschriftensammlung der Berliner Königlichen Bibliothek. Sie werden buchstabengetreu, mit allen Schreibfehlern und Streichungen, wiedergegeben. Mit der Ausfertigung war bis 1740 fast immer Jordan, der gelehrte Freund und „Kopist“ des Kronprinzen (vgl. dazu meine Schrift: „Der Hof Friedrichs des Großen“, I, 152 ff. [1912]), beauftragt. Eigenhändig hat Friedrich nur die Unterschrift und die Postskripte, einmal auch die Adresse hinzugefügt. Eine Reihe von Anmerkungen erläutert den Inhalt und gibt zugleich wertvolle Nachweise über die Titel und den Verbleib der von Thieriot eingesandten Bücher. Von den Briefen des letzteren an seinen fürstlichen Auftraggeber, die bis auf wenige Reste (z. T. im Charlottenburger Königl. Hausarchiv) verschollen sind, werden nur diejenigen (4) abgedruckt, deren wörtliche Wiedergabe mit Rücksicht auf das richtige Verständnis einzelner brieflicher Bemerkungen Friedrichs wünschenswert erschien.

Der Inhalt der Schreiben Friedrichs ist höchst mannigfaltig. Bald handelt es sich um Bücherbestellungen, bei denen Thieriot besonders auch auf einen schönen Einband und auf leserlichen Druck der Ausgabe achten soll („les éditions in 4to, beau papier et grande impression me sont les plus agréables; elles gâtent le moins les yeux“), bald um persönliche Aufträge an literarische Größen Frankreichs (Fontenelle, Rollin, Voltaire), bald um die ersten Vorbereitungen (1739) zum Ankauf der berühmten Antikensammlung des Kardinals Melchior von Polignac (der Ankauf erfolgte, wie bekannt, erst 1742), und ähnliches mehr. Mit Recht wird Thieriot deshalb von J. einmal als Friedrichs „literarisches Faktotum“ bezeichnet. Allerdings hatte er im Nebenamte öfters auch für die leiblichen Genüsse der Rheinsberger Tafelrunde zu sorgen, zu denen namentlich „frischer und gut eingepackter“ Käse aus dem Geschäft der in Meaux lebenden Mademoiselle Benoit gehörte.

Der Hauptwert der von J. mitgeteilten Briefe Friedrichs an Thieriot liegt zweifellos darin, daß sie ein neues Zeugnis für die überschwengliche Bewunderung und Verehrung ablegen, die Kronprinz Friedrich in den Rheinsberger Jahren der Person und der literarischen Wirksamkeit Voltaires zollte. So erklärte er z. B. in einem eigenhändigen Postskript vom 29. August 1738 an Thieriot: „Il faut m'écrire tout ce qui se fait à Cirey, les occupations du digne Voltaire, de la Marquise (du Chatelet), leurs discours, enfin tout ce que vous pourrez retenir de ce qu'ils diront. Tenez un journal, et que rien ne se perde, que rien ne vous échappe, et, surtout, soyez le corsaire de tous les fragments, de tous les bouts de papier où vous trouverez de l'écriture de ce digne et grand homme“ (S. 25).

In dem nicht eigenhändigen Anfang desselben Briefes sagt Friedrich, es sei sein sehnlichster Wunsch, den Genius Voltaires „jusques dans les bagatelles“ kennen zu lernen. Diese Worte lassen sich auch auf den anwenden, der sie damals geäußert hat. Der Forscher auf dem Gebiet der friderizianischen Geschichte wird jede Veröffentlichung dankbar zu begrüßen haben, die, wie die vorliegende, unsere Kenntnis von der Rheinsberger Lebensweise Friedrichs „jusques dans les bagatelles“ nicht unerheblich erweitert und uns manchen neuen Einblick in die im Kleinen wie im Großen stets fesselnde Persönlichkeit des „jungen Fritz“ gewährt.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

16.

Kühn, Joachim, Wie Lüttich dem Reiche verloren ging. Ein Rückblick auf die Reichsexekution von 1790—91. Gr. 8°. 103 S. Berlin, Georg Stilke, 1915. M. 2.—.

Im August 1789 kam es zu einem Konflikt zwischen dem Fürstbischof von Lüttich, Constantin v. Hoensbroech, und seinem

Volk. Der Fürst floh, das Kammergericht verfügte Exekution gegen die Lütticher, Preussen suchte vergebens zu vermitteln, eine Reichsexekutionsarmee von Mainzern, Cölnern und Pfälzern wurde mehrmals geschlagen, bis kaiserliche Truppen das Land dem Bischof unterwarfen. Die harte Vergeltungspolitik des Letzteren entfremdete die Herzen der Lütticher vollends dem Reiche und ließ sie 1792 die Franzosen als Befreier begrüßen.

Auf Grund der Papiere des Führers der Mainzer Truppen, des Generals Grafen Franz Ludw. von Hatzfeld — des bekannten Berliner Gouverneurs von 1806 — hat K. eine neue, sehr frisch, klar und anschaulich geschriebene Darstellung dieser verwickelten Vorgänge unternommen. Auch für ihre politische Seite bringt sie Neues. So weist K. nach, daß nicht Kurmainz, sondern Preußen die Vermittlungsaktion auf dem Frankfurter Wahlreichstag 1790 anregte (S. 58 f.). Vor allem aber vermag er die militärischen Begebenheiten nach seinen Quellen richtiger zu zeichnen, als man sie bisher durch das entstellende Medium der boshaften Schilderung des Kurmainzischen Majors und späteren französischen Revoltionsgenerals Eickemeyer sah. Die Niederlage der Reichstruppen in der größten der gelieferten „Schlachten" ist danach nicht nur ihrer größeren Ängstlichkeit, sondern daneben „den weitreichenden, den Mainzer Flinten von vornherein überlegenen Gewehren" der Lütticher Schützen Schuld zu geben. (S. 73, vergl. S. 35—38). Gerade die urkundenmäßige Erzählung läßt die unfreiwillige Komik der Heil. Röm. Reichs-Strategie noch greller hervortreten und stellt sie in wirkungsvollen Kontrast zu Ereignissen, die dem kleinen Buch jetzt eine, Spezialuntersuchungen sonst versagte, Aktualität geben.

Berlin. Wilhelm Herse.

17.

Reiff, Paul, F., Friedrich Gentz an Opponent of the French Revolution and Napoleon. (University of Illinois Studies In The Social Sciences. Vol. I, No. 4, Dec. 1015.) Gr. 8°. 159 S. Urbana-Champaign, Illinois Published By The University, 1912. 80 cents.

Wenn Reiffs Arbeit auch nichts Neues bringt, so beweist sie doch das Interesse, das man selbst im fernen Amerika für Friedrich von Gentz hegt, dessen 150. Geburtstag in das erste Jahr des gegenwärtigen großen Krieges fiel. Für die Bibliographie verweist der Verf. auf Wittichen und Kircheisen; was benutzt ist, ergeben die Fußnoten. Das Druckfehlerverzeichnis ist etwas länger, als vorn angegeben.

Die Einleitung hebt hervor, daß die Schrift eine sorgfältige Darstellung von Gentz' Kampf gegen Napoleon und einen Bericht über Gentz' Verhalten zur ersten französischen Revolution geben will. Zusammen mit der Darstellung der Ursachen seiner Gegnerschaft ergibt dies drei Kapitel.

Ob die Schilderung des Berlin der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts, in dem Gentz seine spätere Jugendzeit verlebte, wirklich zutrifft, sei dahingestellt. Mehr oder weniger trifft manches davon für jede größere Stadt derselben Zeit zu. Etwas amerikanisch geringschätzig scheint mir, was der Verf. über das geistige und künstlerische Leben der Hauptstadt sagt; die Zusammenstellung Sand - Klima - Großer König wirkt komisch. Der kritische Rationalismus allein kann die geistige Höhe Berlins bewahren. Auch die Richtigkeit dessen, was über den Großen König gesagt ist, muß bezweifelt werden. Gerechter ist der Verf. gegen Friedrich Wilhelm II., das Reich und den Reichstag.

Gentz war einer der Wenigen, die Zuneigung zum Reiche hatten, während fast nur der Partikularismus und der Kosmopolitismus — staatliche Eigenbrödelei und Weltbürgertum — herrschten. Geistig waren die Jahre 1780/90 eine Übergangsperiode in Deutschland. Die deutsche öffentliche Meinung war konservativ; der beschränkte Absolutismus wurde einmütig von den rationalistischen politischen Schriftstellern empfohlen. Die Aufklärung brachte den Gedanken der allgemeinen Brüderlichkeit und der religiösen Duldung hervor. Zu dieser Zeit war die literarische Laufbahn in Deutschland der einfachste und geradeste Weg zu Ruhm und Volkstümlichkeit; Dichtkunst und Philosophie waren die beste Gelegenheit, dazu zu gelangen.

Gentz' Theorien wurden von der ebengeschilderten Umwelt zweifellos stark beeinflußt, sein Charakter jedoch weniger. Von letzterem handelt Abschnitt 2 (S. 22—30). Alle Seiten seines äußeren und inneren Charakters werden ausführlich behandelt, seine Vorliebe für Erörterung von Problemen, seine Gabe der geselligen Unterhaltung, seine Aufnahmefähigkeit und Wahrheitsliebe, seine glänzende Begabung, seine Unerschütterlichkeit, sein Mangel an militärischem Geist, sein Romantizismus, seine Weltgewandtheit, die ihm Zutritt zu den höchsten Kreisen verschaffte, seine Gerechtigkeitsliebe, die aber vergaß, daß in der Politik nicht das Recht, sondern die Macht den Ausschlag gibt; doch wird Gentz' Bedeutung als politischer Schriftsteller vom Verf. anerkannt. Davon handelt der nächste Abschnitt (S. 30—52).

Gentz' politische Theorien gehen auf Ciceros „De officiis" zurück. (Briefe an Garve seit 1784). Dann verfolgt der Verf. Gentz' politisches System in seinen verschiedenen Phasen. Neues bringt er hier nicht bei. Festgestellt wird G.s Zugehörigkeit zur rationalistischen und zur positivistisch-historischen Richtung, je nachdem, ob er Napoleon oder ob er die Revolution bekämpft. Reiff sucht dann die sich ergebenden scheinbaren Widersprüche miteinander in Einklang zu bringen und stellt dar, wie sich G.s Ansicht über die beste Regierungsform und über Freiheit, Gleichheit und Volksherrschaft entwickelt hat, sowie, was er unter dem Weltstaat versteht.

Das 2. Kapitel bespricht im 1. Abschnitt (S. 53—60) Gentz' Verhalten zur Revolution bis 1792: anfangs große Begeisterung für die Revolution in Deutschland, besonders im Westen und Süden, etwa bis zu Robespierres Sturz; dem Adel widerstrebt sie, ebenso der Geistlichkeit und der Regierung, den Bauern nur zum Teil. Die Begeisterung verflog beim Einbruch der Revolutionsheere in Deutschland. Daß Gentz die Revolution zunächst begrüßte, lag daran, daß auch er die Notwendigkeit einer Reform in Frankreich einsah (Briefe an Garve, besonders 19. April 1791). Mit steigender Aufmerksamkeit verfolgt er auch nach diesem Tag die Vorgänge und die diesbezügliche deutsche, französische und englische Literatur. Anfang 1793 beginnt der Umschwung in seinen Anschauungen, seitdem er sich mit Burke und Mallet du Pan beschäftigt, und seit die Revolution selbst zur systematischen Umwälzung aller sozialen Bedingungen wird. So sehen wir ihn im 2. Abschnitt (S. 60—83) allmählich zum schärfsten Gegner der Revolution werden (1793—1801).

Behandelt wird zunächst Gentz' gesellschaftliche Stellung in Berlin und der Einfluß seines Verkehrs mit Angehörigen des Mittelstandes und des Adels. R. sieht Gentz' Kampf gegen die Revolution nur in seinen Schriften; er scheint G.s Verkehr mit der preußischen Kriegspartei keine Bedeutung beizumessen, mehr seinen Verbindungen mit dem Ausland. Den Kampf gegen die Revolution hielt Gentz für seine heilige Pflicht; er nahm ihn aber auch auf, um sich einen Namen zu machen. Seine Gegnerschaft erstreckte sich auf die politischen und geistigen Führer (Rousseau). Immer vernichtender wird sein Urteil über sie und ihre Grundsätze und ihre Wirkung auf Europa (1798). Zum Schluß wird noch seine Ansicht über die damalige Stellung Englands und sein Verhältnis zu diesem Staat gestreift. 1801 glaubte Gentz die Revolution zu Ende, doch sah er 1803 seinen Irrtum ein und mußte nun den Kampf gegen Napoleon, den Erben der Revolution, wieder aufnehmen.

Hiermit beschäftigt sich in 3 Abschnitten das dritte Kapitel (S. 84—153). Wenn von vielen Autoren, so auch von Reiff, Napoleon als Kind, Unterdrücker und Erbe der Revolution bezeichnet wird, so geschieht das mit Recht. Doch ist es nötig, dies auch einmal zu begründen: Die Revolution gab Napoleon die Möglichkeit des Heran- und Emporwachsens, danach beseitigte er ihre schlimmsten Auswüchse und endlich übernahm er, was — seiner Ansicht nach — Gutes davon übrig blieb, und nutzte die Machtbefugnisse aus, die ihm die letzte Revolutionsverfassung verlieh, bezw. die er sich auf Grund derselben nahm.

Nach dem Staatsstreich von 1799 hofft Gentz, daß Napoleons Diktatur nur ein Übergang zu geordneten Verhältnissen sei. Nach dem Sommer 1802 erwacht er aus diesem Traume, der sich nicht erfüllte. Seit Februar 1803 ist Gentz in Wien. Der Zutritt zur Wiener Gesellschaft war leichter gefunden, als der

Beginn der ihm zusagenden Tätigkeit. Er beschließt, den Kampf gegen Napoleon zu eröffnen. Seine Gründe waren persönlicher und politischer Art; von jetzt an kämpft er für Koalitionen, besonders eine solche zwischen Österreich und Preußen. Während er England emporgehoben wünscht, erkennt er schon mit richtigem Blick, was Österreich einst von Rußland und Frankreich zu gewärtigen hat. Sein Ziel sucht er zu erreichen durch Denkschriften, Briefe, Besprechungen, durch Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften. Sein Ziel ist die Wiederherstellung des Gleichgewichts der Mächte und Unterdrückung aller revolutionären Bestrebungen. Sobald ihm 1815 dieses Gleichgewicht hergestellt zu sein scheint, flaut seine Feindseligkeit gegen Frankreich ab. Zunächst greift er 1805 die Politik Cobenzls an; er möchte Metternich an dessen Stelle sehen.

Der Verf. bespricht der Reihe nach (S. 112 ff.) die wichtigsten Denkschriften, so die vom 6. Juni 1804 (Über die Notwendigkeit, den Kaisertitel Bonapartes nicht anzuerkennen), die der Referent 1904 in einer kleinen Schrift: „Friedrich von Gentz als Widersacher Napoleons I.“ (vgl. „Mitteilungen“, XXXIII, 104 f.) behandelt und übersetzt hat, die vom 6. September 1804, jene an Cobenzl, diese an Erzherzog Johann gerichtet, ferner die vom Juni 1805 (gegen die Annektion Genuas) und die vom August 1805 (an Cobenzl gerichtet).

Hierauf behandelt er den Brief an den König von Schweden, diejenigen an Johannes von Müller, die Denkschrift für General Meerveldts Sendung nach Berlin (die Koalition betreffend).

Gentz glaubte damals an Napoleons Niedergang; Ulm und Austerlitz entrissen ihn auch diesem Traume. Die Enttäuschung wirkt in seinen damaligen Briefen nach. Doch ist er auch nach 1805 noch nicht gewillt, den Kampf für die Freiheit Europas aufzugeben (Fragmente, Verhältnis zwischen England und Spanien, Verhandlungen zwischen England und Frankreich u. a. Schriften). Immer wieder tritt er für ein preußisch-österreichisches Bündnis ein.

Nach 1809 folgt bis 1812 eine Zeit der Ruhe in Gentz' Leben (S. 134 ff.); Metternich ist am Ruder, Gentz sein Beamter, erst in Finanz-, dann auch in politischen Angelegenheiten. 1812 verteidigt er den englischen Standpunkt des Seerechts, bald aber kehrt er sich von England ab.

Nach Napoleons Rückzug aus Rußland entsteht die Frage, wie Österreich sich verhalten wird. Metternich läßt Gentz lange im unklaren. Dieser nimmt seinen Standpunkt ein je nach den politischen Verhältnissen, doch das alte Ziel — das Gleichgewicht der Mächte in Europa — bleibt dasselbe: Frankreichs Übergewicht muß verschwinden. Nach der Schlacht bei Leipzig glaubt er, das Ziel sei erreicht. Österreich sollte nun im künftigen deutschen Bunde der „summus inter pares“ werden. Was Napoleon betrifft, so könnte dieser als legitimer Herrscher nicht durch die

Mächte abgesetzt werden (Gentz erkannte ja die Volkssouveränität nicht an!), die Bourbonen hätten keinen Anspruch mehr auf Frankreichs Thron. Gentz wird immer österreichischer gesinnt; er wünscht, die Koalition begraben zu sehen. Gegen seinen Rat wird Paris genommen (dafür fährt er gegen Blücher los), Napoleon gestürzt.

Nach Elba setzt Gentz selbst die Achtserklärung gegen Napoleon auf, zeigt sich aber doch Napoleon gegenüber versöhnlich, da er sein Übergewicht gebrochen sah. Hat Gentz wirklich geglaubt, daß dieses Übergewicht nicht wieder hergestellt worden wäre, auch wenn man Napoleon im Besitze seines Thrones belassen hätte? Schranken hätte dieser Mann, wenn wieder emporgehoben, nicht geduldet, das alte Spiel hätte von neuem begonnen.

Delmenhorst, z. Z. Munsterlager. M. Pflüger.

18.

Egloffstein, Hermann, Freiherr von, Carl August auf dem Wiener Kongreß. Festschrift zur Jahrhundertfeier des Bestehens des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach. (Beiträge zur neueren Geschichte Thüringens, Bd. 3.) Mit einem Bildnis. Gr. 8°. XI u. 199 S. Jena, Gustav Fischer, 1915. M. 5.—.

In der Festschriftenliteratur wird man selten ein Buch finden, das sich durch solche Vorzüge auszeichnet wie das vorliegende. Scharf sind seine Grenzen, klar die Gliederung und geradezu erfrischend die gedrungene Art der Darstellung. Da steht kein Wort zuviel, aber auch keins zu wenig. E. ist sich der Bedeutung seines Stoffes bewußt. So findet er nach Länge und Breite die richtigen Maße. Er schreibt keine Geschichte großen Stils. Vor unsern Augen entwickelt sich ein Bild, das durch die Person seines Helden menschlich interessant ist, das besonders aber durch die Darstellungsweise des Verfassers uns naherückt.

Carl August auf dem Wiener Kongreß: — der Freund Goethes, der weise Mäzen von Weimar, der nach mehr als einer Richtung des Lebens Inhalt gekostet, er hält sich nicht berufen, maßgeblichen Einfluß auf den Gang der Handlungen auszuüben. Trotz seiner hochgehenden verwandtschaftlichen Beziehungen weiß er, kühl wägend, Schein und Sein zu trennen. Er wartet mehr oder minder geduldig, bis die großen Aktionen vorbei sind, um dann aber mit aller Zähigkeit die Interessen seines Hauses wahrzunehmen. Für ihn steht natürlich im Mittelpunkt der langwierige Streit um Sachsen. Es schmerzt, zu sehen, wie sich allmählich für Carl August die Perspektive verengert: von der Aussicht auf die eigene Thronbesteigung in Dresden bis zu dem Feilschen um kleine Teile albertinischen oder fuldischen Landes. Dies Bittere versüßt auch nicht die Rangerhöhung zum Großherzog. Carl August ist nüchtern genug, einzusehen, daß es der Titel allein nicht macht. Er erreicht schließlich soviel für

sich, daß sein Land unter den thüringischen Staaten wenigstens einen kleinen Vorsprung der Größe nach hat. Hauptsächlich konnte er sich in seinen Bestrebungen auf Stein und Hardenberg stützen, wobei ihm letzterer sogar gegen den Willen des Königs einige Vorteile verschaffte.

In dankenswerter Weise hat E. dem rein politischen Stoffe persönliche Züge gegeben dadurch, daß er in den ersten Kapiteln auf den Verkehr und die geistigen Interessen Carl Augusts in Wien eingegangen ist. Infolgedessen ist das Ganze äußerst lebensvoll geworden. — Die Urkundenbeilagen bestehen größtenteils aus Briefen Carl Augusts an die Herzogin und seinen getreuen Minister Voigt. Dazu kommen noch die Verträge mit Preußen, betreffend die Regulierung der Besitzverhältnisse beider Staaten.

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

19.

Hasenclever, Adolf, Die Orientalische Frage in den Jahren 1838—41. Ursprung des Meerengenvertrages vom 13. Juli 1841. Gr. 8°. XII und 320 S. Leipzig, K. F. Koehler, 1914. M. 7.50, geb. 9.50.

Eine hochinteressante Studie, die in dankenswerter Weise höchst ausführlich die wichtigen Verhandlungen zwischen den europäischen Großmächten schildert, welche durch Mehemed Alis, des ägyptischen Vizekönigs, Vorstoß gegen den Sultan, die Schlacht bei Nisib (Moltke!) und alles was damit zusammenhängt, notwendig geworden waren.

Palmerston hat die Leitung des Spieles und legt die Karten nicht eher aus der Hand, bis er es völlig gewonnen hat. Frankreich bezw. Ludwig Philipp muß die Zeche bezahlen. Auf Ägypten kann es kaum mehr rechnen. Aber England ist einen mächtigen Schritt vorwärts gekommen zu seiner heutigen Stellung im Pharaonenlande. Mehemed Ali ist zwar vor gänzlichem Untergange bewahrt, aber von jetzt an so gut wie ein toter Mann. Rußlands Aussichten auf das Türkengut sind wieder arg gemindert. Preußen und Österreich spielen aus verschiedenen Gründen eine ziemlich lahme Rolle. Metternich ist schon alt und predigt viel. Aber er hat bei den finanziellen und sonstigen Verhältnissen Österreichs keine rechte Macht hinter sich. Und Palmerston ist ihnen allen über.

Das Buch, trotz seines überaus soliden Aufbaus, liest sich wie ein spannender Roman. Die innerpolitischen Verhältnisse der Großmächte spielen mit hinein, die Parteizustände in den Parlamenten, die Interessen Ludwig Philipps, Thiers, Guizots u. a. m. Auffassungen und Bestrebungen, Englands Verbindung mit Indien, der russische innerasiatische Krieg, der Schrei nach dem Rhein von 1840, der 1841 drohende Krieg zwischen Eng-

land und Nordamerika, die legitimistischen Vorurteile Metternichs und des Zaren, die Kalifenstellung des Sultans, die französische Schutzherrschaft über die Christen des Orients usw. usw.

Wir hören förmlich den Marschtritt der englischen „Weltherrschaft“.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

20.

Fallmerayer, Jakob Philipp, Schriften und Tagebücher. Fragmente aus dem Orient. Neue Fragmente. Politisch-historische Aufsätze. — Tagebücher. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von H. Feigl u. E. Molden. Mit 1 Bildnis. Bd. 1. 2. Gr. 8°. XXXII, 309 u. 366 S. München, Georg Müller, 1913. M. 10.—; geb. M. 15.—; Luxusausgabe M. 30.—.

Friedrich Hebbel hat den Meistern unseres klassischen Literaturzeitalters nicht vergeblich nachgeeifert: er ist ein Dichter geworden, der in allgemein wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung auf der Höhe seiner Zeit steht. Allseitig veranlagt, findet er mit unbestochenem, sicherem Gefühl heraus, daß die Hegelsche Ästhetik wie keine andere den geistigen Gehalt betone, aber andererseits auch, daß die Musik Richard Wagners mehr als erwünscht auf das Rückenmark wirke. Er würdigt Gervinus' Geschichte des 19. Jahrhunderts (was jeder tun wird, der darin gelesen hat) und begnügt sich nicht damit, die künstlerisch wohl abgewogenen Gervinusschen Charakteristiken als der Wirklichkeit entsprechend hinzustellen; sondern, als Dramatiker ein wahrhafter Kenner dessen, was Charakterisierungskunst heißt und erstrebt, setzt er solchem Gervinusschen Verfahren, das durch Tatsachen belegt, den in Antithesen sich bewegenden Stil und die künstlichen Gebilde der römischen Geschichte Mommsens entgegen.

Derselbe Hebbel hat in gleicher Weise für die Bedeutung Fallmerayers von Anfang an volles Verständnis bekundet; durch ihn ist wohl auch O. J. Bierbaum, gleich manchem anderen, auf den „Fragmentisten“ aufmerksam geworden. Und Bierbaum erging es nun hierbei, wie auch sonst öfter, eigenartig genug. Indem er z. B. bei seinem stark ausgeprägten Eigengefühl vermeinte, daß er als Schriftsteller und als Mensch, als klarer Stilist und als bewußter Genußmensch, ein ganz besonderes Anrecht auf Friedrich Gentz habe, so glaubte er ihn (trotz aller Historiker!) auch ungefähr allein recht zu kennen. Ebenso ging er mit der Absicht um, den wieder entdeckten Fallmerayer der Öffentlichkeit wieder zu schenken; und dank seiner Anregung ist, allerdings erst nach seinem Tode, die vorliegende Ausgabe in geschmackvoller, solider Ausführung herausgekommen. Sie umfaßt zwei Bände; der zweite enthält versehentlich diejenigen Schriften Fallmerayers, welche zum Teil für den ersten be-

stimmt waren: nämlich eine Auswahl der „Fragmente aus dem Orient“ und Auszüge aus den Tagebüchern. Der erste Band stellt ausgewählte Stücke der „Neuen Fragmente“, sowie politische und kulturhistorische Aufsätze zusammen; er wird durch eine Vorrede Feigls und durch eine ansprechende biographische Skizze Fallmerayers von Molden eröffnet.

Feigl bemerkt mit Recht, daß für eine Neuausgabe im allgemeinen lediglich der Fragmentist heranzuziehen war. Der Verfasser der Geschichte des Kaisertums Trapezunt oder der Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters kam für diese Veröffentlichung nicht in Frage; ebensowenig der gelehrte Verfechter der viel besprochenen und viel befehdeten, schließlich im ganzen auch abgelehnten Slavenhypothese, derzufolge die heutigen Griechen kein hellenisches Blut mehr in den Adern hätten, sondern völlig slavisiert wären. Der Reisende sollte das Wort haben, welcher Anfang der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre die Balkanhalbinsel und Vorderasien auf und nieder, nicht ohne längere Rast zu halten, durchwandert hat (Der heilige Berg Athos; Von Thessalonika nach Larissa, zweimonatlicher Aufenthalt in Thessalien; Konstantinopel und seine Umgebungen; Anatolische Reisebilder; Vier Wochen in Jerusalem); der scharfe Beobachter, der Natur und Menschenleben getreu zu schildern weiß; der Denker nicht zuletzt, der, voll umfassenden Wissens und mit gelehrtem Scharfblick, in der Gegenwart die Vergangenheit lebendig sieht, der mit kühnem Fluge aus den, wenn auch krausen Zügen der Gegenwart die zukünftigen politischen Gebilde zu enträtseln sucht.

Fallmerayer wird nicht müde, wieder und wieder den großen, durchgehends hervortretenden Gegensatz zu betonen, der zwischen Orient und Okzident besteht. „Alle Geschichte ist seit bald achtzehn Äonen nur Resultat des Kampfes der beiden Grundelemente, in welche die e i n e göttliche Urkraft von Anbeginn auseinanderging: beweglicher Lebensprozeß auf der einen Seite und formlos unausgegorenes Insichverharren auf der andern.“ (Über die weltgeschichtliche Bedeutung der byzantinischen Monarchie im allgemeinen und der Stadt Konstantinopel insbesondere, Bd. I S. 25.) In drei Städten verkörpert sich ihm der Ablauf der Weltgeschicke: „Jerusalem, Rom und Konstantinopolis: das eine die Wiege, das andere der Satz, das dritte der Gegensatz des universellen, weltbeseligenden Christentums.“ Es sind weittragende Ideen, wie sie ähnlich dem jungen Ranke bei der Abfassung seines Erstlingswerkes lebendig aufgingen, wie sie ein reichliches Menschenalter vorher von unserem Schiller in großzügigen ahnungsreichen Entwürfen über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter erfaßt wurden.

Mit solcher geschichtlich begründeten Gesamtauffassung verwebt sich die volle Empfindung der kulturgeschichtlichen Gegensätze hellenischen und mittelalterlichen Daseins; und wieder sind

es altberühmte Stätten (Olympia - Athos), an denen die Anschauung F.s haftet, nicht ohne sich mit aller Bestimmtheit für die hellenische und okzidentale Lebenshaltung und Geistesart zu entscheiden.

Fallmerayer empfindet durchaus modern; und so klingt überall in seinen Schriften neuzeitlich gerichtetes Denken und deutsche Gesinnung durch. Wir vernehmen den Herzschlag eines Patrioten, der sich durch die Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten in Deutschland, zumal durch die Geschehnisse der Jahre 1848/49 herb enttäuscht fühlt. Fallmerayer gehörte ja zu den Männern der Paulskirche; und einer der politischen Aufsätze vorliegender Sammlung („Schattenrisse aus der Paulskirche" [1848]) ist deshalb von besonderem Interesse, weil er den Versuch macht, jene 66 Redner, welche zu dem Thema Glaubens- und Kultusfreiheit sprachen, in Gruppen zu sondern und nach ihren wesentlichsten und kennzeichnendsten Meinungen vorzuführen: da ist Vogt, der als überzeugter Atheist von einer Kirche überhaupt nichts wissen will; Zimmermann, der sie in echt demokratischer Folgerichtigkeit von aller Staatsaufsicht zu befreien, Kirche und Staat zu trennen wünscht; Sylvester Jordan, der keine äußere Kirchengewalt, sondern nur Religionsgesellschaften anerkennt; da sind die orthodoxen Katholiken Döllinger, Sepp und Lasaulx, mit denen Fallmerayer etwas unsanft ins Gericht geht.

So scharf und fein die Beobachtungen und Ausführungen Fallmerayers zu diesem Thema sind, so scheint er dennoch die Macht der Kirche, insbesondere diejenige der katholischen, zu überschätzen. Er ist auch in dieser Hinsicht durchaus liberal. Und so sieht er sein heißgeliebtes deutsches Vaterland in steter Gefahr: einmal fürchtet er, es möchte unter den Einwirkungen der Orthodoxie (sei es katholische, sei es evangelische) das geistige Vorwärtsstreben aufgeben und die fortschrittliche Richtung aller Lebensbeziehungen einbüßen; andrerseits sorgt er sich, es könnte dem zermalmenden Andringen des russischen Kolosses und dem Ansturm des französischen Kaiserreichs gänzlich erliegen (Vorrede zu den „Fragmenten"). Man sieht in die von humanitären und politischen Sorgen erfüllte Seele eines warmherzigen deutschen Mannes der vierziger und fünfziger Jahre. Freilich zeigt sich dabei, dem Rückschauenden zu großer Freude, wie unbegründet alle Sorge und Kümmernisse selbst eines so einsichtigen Mannes gewesen sind, wie wenig die Ergebnisse einer alle Verhältnisse noch so sorgsam bedenkenden Überlegung dem tatsächlichen Gang der Dinge entsprechen.

Fallmerayer ist eben auch insofern ein echter Deutscher, als er seinen Landsleuten nichts zutraut. Alles, was ihn mit Unmut und Wehmut erfüllte, war 20 Jahre später völlig gewandelt; vor allem durch die Gründung des Deutsches Reiches. Heute würde er sich gar an einem Schauspiel weiden, das noch vor Jahresfrist wohl niemand für möglich gehalten hätte: die

Zentralmächte nebst der Türkei leisten Russen, Franzosen, Engländern, Italienern und wem sonst noch erfolgreichsten, siegkrönten Widerstand. Er dürfte dann außerdem als Großdeutscher seine Freude daran haben, daß dieselben Zentralmächte Schulter an Schulter und Hand in Hand wie in mittelalterlicher, aber besser gearteter Zusammenfassung diese gewaltige Leistung vollbringen.

Solche Gedanken regt der längst bekannte Fallmerayer an; aber die vorliegende Veröffentlichung bringt auch etwas bisher Unbekanntes: neu sind und zum ersten Male gedruckt erscheinen die Auszüge aus den Tagebüchern Fallmerayers, welche im Museum Ferdinandeum zu Innsbruck ruhen. Sie bieten mannigfache Aufschlüsse zum äußeren und inneren Leben Fallmerayers und zeigen, in welch reichem Getriebe persönlicher und sachlicher Beziehungen er mitten inne stand. Insbesondere schildern sie die Eindrücke, welche Fallmerayer in den Jahren 1848/49 erfahren hat; und es berührt eigentümlich, wie auch dieser bedeutende Mensch und große Gelehrte von einer ausgesprochenen Scheu beseelt ist, als Redner mit seinen Gedanken hervorzutreten. Auch sonst geben die Auszüge genug der Beispiele für das „Menschliche, Allzumenschliche“, die uns seit geraumer Zeit gar zu reichlich geliefert werden. Sie schaffen leider ein Niveau der Intimität, welche der Leser schlechthin nicht einzunehmen berechtigt ist, und befördern ein Kammerdienerwissen, das den Helden beeinträchtigt. Und wir brauchen Helden, weder durch Anbetung vergöttert noch durch Hervorkehrung von Kleinlichkeiten entstellt. Ob, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, die Auszüge im Sinne und zum Besten Fallmerayers selber ausgefallen sind, bleibe dahingestellt.

Dagegen ist es unzweifelhaft, daß mancher zumal der politischen Aufsätze durch erklärende Anmerkungen gewonnen hätte. Anspielungen auf Zeitereignisse, wie sie F. so gern macht, bleiben ohne einen, wenn auch noch so knappen Hinweis wirkungslos; und die Lektüre eines Aufsatzes wie „Aus Berlin (1844)“ oder „Von der Eisack“ oder „Aus München (1851)“ leidet stark unter der Unkunde des Lesers, dem der Herausgeber die Hilfe versagt. Es ist nicht richtig, wenn dieser jenen auf das Konversationslexikon verweist. Damit ist die Sache keineswegs getan; und ein Kommentar, welcher lediglich auf dem Konversationslexikon beruhte, wäre allerdings im letzten Grunde nicht bloß überflüssig, sondern auch elend. Es ist vielmehr eine schöne Pflicht des Herausgebers, die weitgehendste Vermittlung zwischen Schriftsteller und Leser zu übernehmen; und es ist das gute Recht des Lesers, vom Herausgeber diejenigen Hilfen zu empfangen, deren er bedarf, um den zeitlichen Abstand von dem Schriftsteller zu überbrücken und das Gefühl der Aktualität zu haben. Dieses fehlt ihm nun für die oben genannten Aufsätze ebenso wie für die „Klagen eines frommen

Tirolers"; und so schadet heute den Aufsätzen jene Aktualität, welche ihnen seiner Zeit besonderen Reiz verlieh.

Doch bestrickt dieser Reiz auch uns, wenn wir den großen weltpolitischen Zusammenhängen nachgehen, welche Fallmerayer in „Zar, Byzanz und Okzident" darlegt: wir stehen ja im Begriff, die Erfüllung dessen zu erleben, was Fallmerayer mit ahnender Seele ergriffen hatte. Wir bewundern seinen durchdringenden Blick, bekennen aber auch für ihn in Demut, daß menschliches Wissen Stückwerk und daß unsere besonnenste und alle Möglichkeiten erwägende Voraussicht allemal mit Kurzsichtigkeit gepaart ist. Übrigens hätte dieser schöne Aufsatz gleichfalls durch eine kurze Auseinandersetzung der zugrundeliegenden politischen Vorgänge gewonnen. Reineren Genuß gewährt jedenfalls die Lektüre der Essays oder essayartigen Bücherbesprechungen wie: Nachruf an Joseph Freiherrn von Hammer-Purgstall; Döllinger, Heidentum und Judentum.

Charlottenburg, z. Z. Liegnitz. Erich Bleich.

21.

Lautenschlager, Friedrich, Die Agrarunruhen in den badischen Standes- und Grundherrschaften im Jahre 1848. (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren u. neueren Geschichte. Herausgeg. v. Karl Hampe u. Hermann Oncken. Heft 46.) Gr. 8°. XI u. 94 S. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1915. Geh. M. 2.80.

Erich Marcks weist in seinem Aufsatz über 1848 (Männer u. Zeiten I, S. 213) darauf hin, daß wir von der agrarischen Seite der Ereignisse während des Jahres 1848 noch zu wenig wissen. „Wir kennen die Wirkungen der Revolution in dieser Hinsicht besser als ihre Erscheinungen."

Die Arbeit von Lautenschlager, eine Dissertation aus dem Heidelberger Seminar Onckens, untersucht diese agrarische Seite der revolutionären Bewegung in Baden und füllt dadurch eine Lücke in der Geschichtschreibung des Jahres 1848 aus. L. hat in dieser Darstellung, neben der gedruckten Literatur und den wichtigsten badischen Tageszeitungen, Akten aus dem Generallandesarchiv in Karlsruhe benutzt.

Ehe der Verf. auf die Ereignisse des Jahres 1848 selbst eingeht, stellt er im 1. Kapitel „die Rechtsverhältnisse der badischen Standes- und Grundherren und die Bauernbefreiung vom Wiener Kongreß bis zum Jahre 1848" dar. Denn wohl mit Recht sieht L. in der endgültigen Regelung der badischen Bauernbefreiung 1848 „nur ein Schlußglied in der langen Kette der Gesetze", die die Bauern von ihrer Abhängigkeit befreien sollten. Langwierige Kämpfe hat der mediatisierte Adel gegen den Staat geführt, um sich die altererbten Rechte zu wahren, die eine neue Zeit ihm streitig machte. „Der tertius dolens war der Bauer",

der bald im Staat seinen Freund, im Standes- und Grundherrn seinen Feind zu erblicken lernte. Der Kampf wäre wohl schneller zu Ende gewesen und noch ungünstiger für die Standes- und Grundherren verlaufen, da die liberale Zweite Kammer unter Rottecks Führung mit aller Kraft für die Bauernbefreiung eintrat, hätten die Mediatisierten nicht Unterstützung beim Bundestag gefunden. Die Wiener Schlußakte gestatten den Mediatisierten einen Rekurs an den Bundestag. So protestierten sie gegen das Gesetz von 1831, das sie zwang, ihre ortsherrliche Stellung aufzugeben, und gegen das Gesetz von 1833, das die allgemeine Zehntablösung befahl. L. schildert eingehend auf Grund der Akten aus dem Generallandesarchiv die Verhandlungen der Regierung mit dem Adel. Daraus ist zu ersehen, wie hartnäckig sich der Adel weigerte, seine Rechte aufzugeben. Es ist zu verstehen, warum der Bauer in ihm nur seinen Feind sah.

Im 2. Kapitel zeigt L., wie trotz der bauernfreundlichen Gesetzgebung das Verhältnis zwischen Bauern und Grundherrn noch drückend blieb, z. T. wegen der noch nicht abgelösten Feudallasten, z. T. auch durch die Bezahlung der Ablösungskapitalien, da es den Bauern an barem Geld und Kredit fehlte. Unwillig sträubten sich die Gemeinden gegen die ortsherrlichen Rechte des Standesherrn. Sie wollten sich ihre Pfarrer, Lehrer und Bürgermeister nicht vom Adel ernennen lassen. Diese Zwistigkeiten stellt L. dar auf Grund der Protokolle der Kammerverhandlungen. — Am ungünstigsten gestalteten sich die Verhältnisse in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre im Odenwald, wo fast ausschließlich standes- und grundherrliches Gebiet lag, und wo durch Mißernten und Übervölkerung die Lage der Bauern besonders drückend geworden war. Die Gärung äußerte sich hier zuerst in Judenverfolgungen. L. meint, daß dabei keinerlei religiöse Gründe mitsprachen, sondern daß die Juden als einzige Kreditgeber der Bauern sich durch ihre Wuchergeschäfte verhaßt gemacht hätten. Gegen die Juden und die standes- und grundherrlichen Rentbeamten richtete sich schon im Frühjahr 1847 eine Bewegung im Odenwald, die aber durch die Vorsorge der Regierung noch im Keime erstickt wurde.

Im Anschluß an die Februarrevolution kam es dann in Baden Anfang März 1848 zu bedeutenden Bauernaufständen. Diese und die ersten Gegenmaßnahmen der Regierung schildert das 3. Kapitel auf Grund von Berichten der Tagespresse und der offiziellen Berichte der Ämter an die Regierung. Trotz der weitgehenden Versprechungen, die von der Regierung schon in den ersten Tagen der Bewegung zugunsten der endgültigen Bauernbefreiung gemacht worden waren, brachen, plötzlich und den Regierungsorganen unerwartet, heftige Aufstände unter den Bauern des Odenwaldes, Kraichgaues und Baulandes aus. Interessant ist die Tatsache, daß diese Erhebung rein agrarrevolutionäre Ziele verfolgte und in keiner Weise von den

politischen Forderungen der Zeit berührt wird. Vielfach veranstalteten die aufrührerischen Bauern sogar Kundgebungen für den Großherzog, ein Beweis, daß von den republikanischen Tendenzen der politischen Bewegung hier nichts zu spüren war. L. schildert mit anschaulicher Ausführlichkeit den Verlauf der Unruhen in einigen Bezirken. Er glaubt ein planmäßiges Vorgehen der Bauern erkennen zu können. Überall zerstörten sie nicht sinnlos alles, was ihnen in den Weg kam, sondern sie verbrannten nur die Bücher und Akten der Grundherrschaft und zwangen die Grundherren, auf ihre Rechte zu verzichten. Dadurch glaubten sie ihre Freiheit von allen Feudallasten erlangen zu können. Die Regierung schritt bald ein und sandte Militär. Sie hatte ja auch den Bauern schon von vornherein weitgehende Zugeständnisse gemacht. Sie wollte dadurch einer Vereinigung der agrarischen mit der politischen Bewegung vorbeugen. Im März gelang ihr das auch. Als der Aufstand im April noch einmal aufflackerte, mußte bayrisches Militär zu Hilfe gerufen werden. Das badische Militär war inzwischen gegen die Aufrührer im Seekreis gebraucht worden. Dort im Süden nahm die aufrührerische Bewegung sogleich einen ganz anderen Charakter an. Hier kann man nicht von einer rein agrarischen Bewegung sprechen, da durch die lebhafte Propaganda der radikalen Partei überall politische Ideen unter den Bauern verbreitet worden waren. L. betont zwar den sozialen Untergrund der Bewegung auch in diesen Landesteilen, der bisher von der Forschung unberücksichtigt gelassen worden sei. Die Schwarzwaldbauern hätten im Grunde nichts anderes gewollt als die Odenwälder, nämlich Befreiung von Feudallasten. Nur hätten sie ihr Ziel auf politischem Wege durch die Republik erreichen wollen. Dadurch, daß der erste Standesherr dieses Gebietes, der Fürst von Fürstenberg, auf alle Forderungen der Bauern einging, daß ferner durch das Gesetz vom 10. März die Regierung ihre Bereitwilligkeit zur völligen Bauernbefreiung erklärt hatte, wurden Ausschreitungen, wie die im Odenwald, verhindert. L meint, daß durch diese Maßnahmen eine zahlreichere Beteiligung der Schwarzwaldbauern am Heckeraufstand verhindert wurde, und daß mit aus diesem Grunde Heckers Unternehmen gescheitert sei.

Im 4. Kapitel schildert der Verf. das Zustandekommen des Gesetzes über die Aufhebung aller Feudalrechte und die neuen Verhandlungen zwischen Regierung und Adel über die Ablösung der Feudalrechte. Die beiden Kammern des badischen Landtages nahmen das Gesetz ohne Widerspruch an. Es zeigte sich aber, daß auch der durch den Verzicht schwer betroffene Adel die neue Zeit richtig erkannte und bereitwillig auf die Vorschläge der Regierung einging, obwohl er in vielen Fällen großen materiellen Schaden dabei erlitt. Auf Grund der schriftlichen Verzichterklärungen des Adels, die der Verf. im General-

landesarchiv eingesehen hat, schildert er die mehr oder weniger große Bereitwilligkeit der Feudalherren, auf ihre angestammten Rechte zu verzichten. Natürlich hat es auch nicht an einigen empörten Protesten von dieser Seite gefehlt (S. 91—92).

Im Schluß weist der Verf. darauf hin, daß die endgültige Festlegung der Rechtsverhältnisse des Adels mit der Einführung der Grundrechte des deutschen Volkes in den Einzelstaaten zusammenfällt und die agrarische Frage nicht weiter berührt. In Baden war der Bewegung durch das rechtzeitige Entgegenkommen von Regierung und Adel ein schnelles Ende gesetzt worden. Die späteren badischen Unruhen (1849) sind keine Bauernunruhen mehr gewesen.

L.'s Arbeit hat das Verdienst, in anschaulicher Darstellung eine Seite der badischen Aufstände beleuchtet zu haben, die zwar auf den politischen Gang der Ereignisse nur wenig Einfluß hatte, aber dadurch, daß sie das Zustandekommen des Gesetzes über Aufhebung aller Feudalrechte in Baden bewirkte, einen nachhaltigen Einfluß auf die soziale und wirtschaftliche Verfassung des Landes ausübte.

Berlin. Johanna Philippson.

22.

Hofstetter, Dr. Balthasar, Vorgeschichte des französischen Protektorats in Tunis bis zum Bardovertrag 12. Mai 1881. Gr. 8°. VII u. 104 S. Bern, A. Francke, 1914. Geh. M. 2.80.

Der Verfasser schildert zunächst die üblichen Mittel, die nun einmal von uns guten Europäern angewendet werden, um irgend ein Territorium, erst finanziell und kommerziell und dann auch politisch, in unsere Gewalt zu bringen. Das alles ist anschaulich und eingehend dargestellt, nach einer kurzen, aber sehr hübschen Übersicht über die gesamte Geschichte Nordafrikas im allgemeinen und von Tunis im besonderen. Sehr interessant wird die Sache, als Italien, seit dem Berliner Kongreß, den Franzosen hier erhebliche Konkurrenz macht, während letztere viel ältere und, wegen Algiers Nachbarschaft, auch wichtigere Ansprüche zu haben behaupten und wohl in der Tat haben. England aber hätte niemals dulden können und wirklich geduldet, daß ein und dieselbe Macht von Sizilien und Tunis aus die Straße zwischen dem westlichen und dem östlichen Mittelmeerbecken zu beherrschen und eventuell zu sperren imstande wäre. Obgleich man schon damals Italien auf Tripolis hinwies, so ließ es doch nicht locker. Infolgedessen entstand eine Reihe höchst fataler Reibungen zwischen ihm und Frankreich, die für letzteres um so schmerzlicher sein mußten, als es durch die Ereignisse von 1870/71 und deren Nachwirkungen arg an die Scholle gefesselt war und wenig Bewegungen wagen durfte. Der Bey und seine Ratgeber benutzten natürlich die Lage

schlau zu ihren Gunsten und spielten unter Umständen auch die, sonst wenig respektierte, Oberherrlichkeit des türkischen Sultans den Gegnern gegenüber aus. Eine Weile schienen die Italiener die Oberhand behalten zu sollen, deren Zahl und Bedeutung in Tunis allerdings die der andern Fremden bei weitem überwog. Da raffte sich Frankreich zu der kühnen Kolonialpolitik Jules Ferrys auf und ging so energisch vor, daß jene mit leeren Händen abziehen mußten und das Protektorat die natürliche Folge war. — Lehrreich ist es besonders, daß schon während der ersten Dreibundverhandlungen davon die Rede war, Italien könne sich an Albanien schadlos halten, falls ihm die Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Österreich, seiner Balkaninteressen wegen, unerträglich sei.

Allerlei Druckfehler entstellen leider das geschickt und interessant geschriebene Buch.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

23.

Berger, Martin, Pascal David und die politische Entwicklung Elsaß-Lothringens 1882 – 1907. Gr. 8°. V u. 170 S. München, J. F. Lehmanns Verlag, 1910. M. 4.—; geb. in Leinw. M. 5.—.

Die Biographie des ersten und langjährigen Chefredakteurs der „Straßburger Post" stammt von einem Autor, der David im Leben nahegestanden hat, und fußt, neben einem gründlichen Studium der unter David erschienenen 25 Jahrgänge, auf der hinterlassenen Korrespondenz, die freilich, mit Rücksicht auf zahlreiche noch Lebende und auf bestehende geschäftliche Interessen, nur sehr diskret und in Auswahl verwertet wurde. Vom Standpunkte des Geschichtsforschers wird man letzteres vielleicht hin und wieder bedauern. Mich hätte es z. B. sehr interessiert, einen Blick in den ganzen Betrieb der „Straßburger Post", in ihre Mitarbeiterschaften und Informationsquellen, in die Entstehung und psychologischen Beweggründe einzelner Artikel zu werfen. Es liegt im Amte des Journalisten begründet, daß derselbe selten äußerlich hervortritt und einen starken, sachlichen und persönlichen Einfluß ausüben, auch eine starke Individualität betätigen kann, ohne doch biographisch faßbar zu sein. Nach dieser Hinsicht bedarf m. E. der politische Historiker, der immer wieder vor die schwierige, aber allerwichtigste Aufgabe gestellt ist, den Anteil der einzelnen handelnden Persönlichkeiten an den Ereignissen psychologisch scharf abzugrenzen, noch mehr als sonst derartiger Belehrung durch kompetente Zeugen. Jedoch ist das Buch nicht sowohl für Fachhistoriker als für ein breiteres Publikum bestimmt, das die elsässisch-lothringischen Begebenheiten teils handelnd, teils leidend miterlebt hat und sie nochmals geistig an sich vorüberziehen lassen oder auch frühere Erfahrungen und Kenntnisse ergänzen will. In solcher Beziehung

ist die kleine Schrift vortrefflich; indem briefliche und journalistische Äußerungen in längeren wörtlichen Auszügen, aber doch innerlich verarbeitet eingeflochten werden, erhält der Leser nicht nur eine gedrängte Übersicht über die Stellung der „Straßburger Post" zu den wichtigsten elsaß-lothringischen Fragen in den letzten Jahrzehnten, sondern auch über Davids spezielle Auffassung. Freilich erlebt Berger die Schattenseiten vieler literarischer Nachlässe: während er aus den Briefen an David mancherlei Interessantes mitteilen kann, verfügt er über weit weniger Briefe von ihm und ist dadurch in viel höherem Grade auf die von David stammenden Artikel angewiesen.

Berger identifiziert sich keineswegs immer mit Davids Standpunkt. So vertritt er eine selbständige Auffassung im Falle Spahn, deutet allerdings an, daß David wohl später auch nicht mehr an seiner ursprünglichen Ansicht festgehalten habe. Aber der Autor nimmt an seinem Helden ein reges persönliches Interesse. Mit Fleiß und Erfolg hat er sich um Sammlung sogar entlegener Lebens- und Familiendaten bemüht. Einiges davon ist nicht nur für den besonderen Interessentenkreis, an den sich das Buch wendet, bemerkenswert. Namentlich fesselt das Kapitel „Im Orient", das Davids Erlebnisse als junger Postbeamter in Konstantinopel schildert und in die damalige türkische Welt manches Licht wirft; ich verweise hierbei vor allem auf Davids eingehende Auskunft über den Aufenthalt am Bosporus an einen ankommenden Kollegen (S. 13 ff.). Während der Straßburger Jahre Davids tritt allerdings in Bergers Buche die Persönlichkeit des Redakteurs hinter der Landes- und Zeitgeschichte zurück und findet nur in dem Schlußkapitel „Davids letztes Lebensjahr und Tod" (S. 162 ff.) eine kurze sympathische Würdigung, in die der Nekrolog Wolf Hoffmanns, seines nächsten Mitarbeiters, verwoben ist.

Die „Straßburger Post" ist bekanntlich eine Filialgründung der „Kölnischen Zeitung" und sollte nach dem Muster der letzteren die reichsländische Bevölkerung für den inneren Anschluß an Deutschland gewinnen. In dieses Programm hat sich David je länger desto tiefer hineingelebt. Bei den verschiedenen Fragen, die an uns vorüberziehen, bei seinem wärmeren oder kühleren Verhältnis zu den leitenden Männern früherer und späterer Jahre war für David der Gedanke an die Erziehung seiner Leser zur reichstreuen Mündigkeit maßgebend.

Freiburg i. B. Gustav Wolf.

24.

Poschinger, Heinrich von, Neues Bismarck-Jahrbuch. 1. Band. Gr. 8°. XII und 363 S. Wien, C. Konegen, 1911. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Gleichem Zwecke wie das früher erschienene, aber aus äußeren Gründen vom Herausgeber nicht mehr fortgeführte

„Bismarck-Portefeuille“ soll die vorliegende Veröffentlichung, unter Benutzung bisher nicht verwandter Quellen, dienen, und darum ersucht v. P. um Überweisung neuen Materials für das ins Leben gerufene Jahrbuch. Der verdiente Forscher ist inzwischen gestorben. Indessen erscheint das Unternehmen vorläufig gesichert; der 2. und 3. Band werden bald nacheinander folgen.

Der 1. Band enthält 6 Abschnitte. Wo nötig, sind Erläuterungen oder Einleitungen beigegeben. Den 1. Abschnitt bilden Stücke aus Bismarcks Schriftwechsel im Eisenbahnwesen von 1860—1879, nach Ministerialakten über Tariffragen, Anschlußstrecken, Erwerbung von Bahnlinien durch den preußischen Staat und die dazu dienenden Verhandlungen mit Nachbarländern oder inländischen Gesellschaften, Errichtung eines Reichseisenbahnamts u. a. m. Es sollen dabei nur allgemeine Verkehrsrücksichten oder völkisch-wirtschaftliche Gesichtspunkte entscheidend sein, nur muß Preußens Einfluß in Norddeutschland gesichert bleiben. — Im 2. Abschnitt sind „Im Auftrage Bismarcks ergangene Kundgebungen“ registriert, als Fortsetzung ähnlicher im „Bismarck-Portefeuille“ verzeichneter Schriftstücke. Sie sind verschiedenen Inhalts, verfaßt von Herbert und Wilhelm Bismarck, Bucher, v. Tiedemann u. a. und betreffen Gewerbe. Handel, Amnestie, Persönliches usw. — Im 3. Abschnitt handelt es sich um einige „Von Bismarck inspirierte Zeitungsartikel“ über ein Reichseisenbahngesetz, über Handelsverhältnisse in den russischen Ostseeprovinzen, Steuer- und Handelsfragen. — Den 4. Abschnitt bilden „Abhandlungen“ von H. v. P. nebst Belegstellen aus Briefen, Berichten, Äußerungen Bismarcks über persönliches Leben, innere und äußere Angelegenheiten, Wirtschafts- und Sozialpolitik. Manche fesselnde Einzelheiten werden hier geboten, z. B. aus der Zeit der Reichsgründung und im Verkehr mit Wilhelm I. und Friedrich Wilhelm, oder Erinnerungen aus dem Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses, Randbemerkungen Bismarcks zu Schriftstücken. Der überlegene Staatsmann zeigt sich u. a. von einer kaum gekannten Seite, nämlich in großzügiger Fürsorge für Straßenanlage der Hauptstadt, für gesundheitliche Förderung ihrer Bewohner alle Hindernisse überwindend. Entgegengesetzte Auffassung über die Untergebenen des Kanzlers berichtigt der Abschnitt von der „Politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes“. „Bismarck und die Arbeiterfrage“ stellt bemerkenswerte Daten und Gesichtspunkte für die Geschichte der sozialen Gesetzgebung zusammen, und gerne nimmt man Kenntnis von der Hansemannschen Denkschrift über „Die Zielpunkte der deutschen Kolonialpolitik“. Zuletzt stehen noch „Unbekannte Aussprüche Bismarcks“ verzeichnet. — Im 5. Abschnitt „Bismarcks Staatskunst auf dem Gebiete der auswärtigen Politik“, von A. v. Brauer, führt dieser in Einzelbelegen aus, welche Eigenschaften und Zielpunkte die gewaltigen Erfolge in sich schlossen und stets maßgebend bleiben müssen. — Der 6. Abschnitt umfaßt

„Die Bismarckliteratur des Jahres 1909“ von A. Singer, dem Herausgeber des Buches „Bismarck in der Literatur“.

Allen Bismarckfreunden wird die Gabe willkommen sein.

Dresden, z. Z. Gardelegen. Edm. Ködderitz.

25.

v. Janson, A., General der Infanterie z. D., **Moltke. Ein Lebensbild für das deutsche Volk.** (Sammlung „Männer und Völker“). Kl. 8°. 251 S. Berlin, Ullstein & Co., 1915. M. 1.—.

Wie der Herr Verfasser vor kurzem die letzte Biographie des friderizianischen Generals Winterfeldt (von Mollwo) durch ein besonderes Werk ergänzte (vgl. „Mitteilungen“, XLI, 408 f.), so hat er nunmehr auch den jüngsten Lebensbeschreibungen Moltkes (von Blume und Falkenhausen) eine eigene hinzugefügt. Aber während es sich bei seinem „Winterfeldt“ um eine auf breitester Grundlage ruhende, streng wissenschaftliche Darstellung handelte, sollte der „Moltke“, den Absichten des Verlages entsprechend, ein den Stoff konzentrierendes, volkstümlich gehaltenes Buch werden. Um so bewundernswerter, daß es dem Autor trotzdem gelungen ist, der genialen, vielseitigen Persönlichkeit Moltkes gerecht zu werden. Es geschieht durch liebevolles, feinsinniges Aufzeigen seiner allmählichen Entwicklung als Mensch, Feldherr und Organisator. Die Würdigung des Feldherrn steht mit Recht im Vordergrunde. Es werden daher die Probleme, an die wir bei dem Namen Moltke in erster Linie denken — das Verhältnis von Politik und Kriegführung und Moltkesche Strategie, namentlich im Vergleich zur Napoleonischen — womit auch die mannigfachen Differenzen zwischen Moltke einerseits, Bismarck, Roon und den Oberkommandos andrerseits zusammenhängen, so ausführlich erörtert, daß der Laie, wenn er vielleicht auch nicht in jedem einzelnen Punkte überzeugt wird, sicherlich doch, der Erwartung des Verf. entsprechend, Blick und Verständnis „für die unendlichen Schwierigkeiten der Heeresleitung überhaupt“ bekommen muß. Zu bedauern bleibt nur, daß v. Janson, weil die Zeit dafür noch nicht gekommen sei, es sich versagt hat, uns über den Einfluß Moltkes auf die Führung im jetzigen Weltkriege zu belehren; die Ähnlichkeit Moltkescher Kriegstheorie und -führung mit der ersten deutschen Offensive im Westen und der Hindenburgschen Umfassungs- bezw. Einkreisungsstrategie im Osten ist doch ziemlich einleuchtend, und ein Hinweis darauf würde gerade in einem volkstümlichen Buche, wie es das Ullsteinsche doch sein soll, und aus der Feder eines so hochstehenden Militärs, der noch unter Moltke dem Generalstab angehört hat, gewiß aufmerksame und dankbare Leser gefunden haben. Vielleicht entschließt sich der allzu vorsichtige und be-

scheidene Herr Verfasser dazu, in einer zweiten Auflage das Versäumte nachzuholen.

Charlottenburg. Otto Herrmann.

26.

v. Petersdorff, Hermann, Deutsche Männer und Frauen. Lex. 8°. X u. 459 S. Berlin, Reimar Hobbing, 1913. M. 8.—; geb. M. 10.—.

Unter diesem Titel faßt P. den größten Teil seiner in der Allgemeinen Deutschen Biographie erschienenen Artikel zusammen, denen sich von anderen nur der über Keudell anreiht. Im wesentlichen ist es ein unveränderter Abdruch dieser Aufsätze; größere Änderungen wurden nur in den Artikeln über Twesten, Georg v. Vincke, Wagener und Stosch vorgenommen. Von den 41 Aufsätzen seien einige noch besonders hervorgehoben: Königin Sophie Dorothea, Prinz Wilhelm von Preußen (ein Bruder Friedrich Wilhelms III.) und dessen Gemahlin Marianne, Gräfin Voß, die beiden letzten Kurfürsten von Hessen, Karl v. Werther (1870 preußischer Gesandter in Paris), Bernhard v. Bülow, der Vater des Reichskanzlers, Minister von Voß, ein bekannter Gegner Hardenbergs, der pommersche puritanisch-torystische Oberpräsident v. Senfft-Pilsach, Heinrich v. Stephan, unter den Parlamentariern Schorlemer-Alst, der Vater des heutigen Landwirtschaftsministers, und Kleist-Retzow. Den Lehrer Petersdorffs, Heinrich v. Treitschke, behandelt die letzte Biographie.

Berlin-Steglitz. Max Hein.

27.

Spahn, Martin, Deutsche Lebensfragen. 8°. XVII u. 203 S. Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung, 1914. M. 2.50; geb. in Leinw. M. 3.50.

Es handelt sich um Aufsätze, die bereits im „Hochland“, „Zentrum“, „Rheinländer“, „Tag“ usw. erschienen sind. Der Verf., als Mitglied der Zentrumspartei, vertritt natürlich im allgemeinen deren politische und soziale Anschauungen, hat sich aber doch eine starke Selbständigkeit des Urteils bewahrt. Merkwürdigerweise meint er, daß der Reichstag nun schon genug Rechte und Einfluß besitze, und tritt für eine eigenartige Auffassung vermeintlich deutschen Wesens ein, wonach besonderes Gewicht auf die Stärkung der partikularen Gewalten gelegt werden soll. Den Staatenbund gegenüber dem Bundesstaat will er vor allem betont haben, verlangt aber daneben energische Stärkung der kaiserlichen Gewalt. Für preußisches Wesen hat er viel Verständnis. Die Sozialreform soll mit Maßen und mit Vorsicht fortgeführt werden. Der Radikalismus aber ist der Hauptfeind und mit allen verfügbaren Mitteln zu bekämpfen.

Die Gefahr seines Umsichgreifens wird immer größer. Die Reichsfinanzpolitik bedarf gründlichster Aufbesserung. Vor allem tut jetzt Stärkung des Mittelstandes not usw. usw.

Alles wird in einer etwas bleichsüchtigen, weitschweifigen, aber wohldurchdachten und behutsam abgewogenen Art vorgetragen.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

28.

Roethe, Gustav, Von deutscher Art und Kultur. 8⁰. 56 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. M. —.80.

Roethe hat aus den Forschungsergebnissen seiner deutschen Philologie und aus dem Empfinden des Vaterlandsfreundes heraus deutsche Art im vergleichenden Hinblick auf unsere Gegner klar und anschaulich geschildert; er endet mit der Würdigung des „Militarismus" als einer „formalen" Glanzleistung und findet u. a. schöne Worte für das Institut des Einjährig-Freiwilligen, welches aus der akademischen Freiheit heraus durch die strenge Schule soldatischer Zucht hindurch den „Kriegsoffizier" bilde. Sonst fehle es uns leider vielfach an der „formalen Tradition": unsere Leidenschaftlichkeit durchbreche die Schranken der Gewohnheit; unsere Wahrhaftigkeit sträube sich gegen Althergebrachtes, dessen Bedeutung nicht mehr empfunden werde; unsere Universalität sättige sich mit fremden Formen und Anschauungen; unser Individualismus lebe seiner eigenen Überzeugung.

Roethe prüft und beurteilt aber nicht bloß deutsches Wesen, sondern auch das unserer Gegner. Er hält mit seiner Entrüstung nicht zurück, wo er von Männern wie Spitteler und Boutroux spricht; und unverkennbar grollt der Zorn in seiner Rede dort, wo er der „neutralen" Deutsch-Schweizer gedenkt, unter denen sich keiner bereit gefunden, noch viel weniger gedrängt gefühlt hat, den Landsmann Spitteler zurechtzuweisen. Der Franzose Boutroux hat augenscheinlich vergessen, oder er will wenigstens vergessen machen, daß er früher über deutsches und französisches Wesen gerecht abwägend, freilich durchaus theoretisch philosophierte; denn er gibt uns jetzt praktisch die wichtige Lehre, daß völkisches Gefühl über jede philosophische Einsicht gehe, und wir wollen nicht verfehlen, uns zu merken, daß Gerechtigkeit und Ethik erst dann zu bedenken sind, wenn der grausame Krieg und eine rücksichtslose Politik ihre endgültigen Schlußworte gesprochen haben. Spittelers Fall hingegen soll uns nicht vergeblich an die engen Zusammenhänge erinnert haben, welche zwischen Sprache und Literatur, zwischen Ethik und Ästhetik bestehen. Wenn jemand in deutscher Sprache dichtet, ohne deutsch zu fühlen, so ist er für uns nichts als Ästhet; und hoffentlich werden die deutsch Fühlenden ethisch

genug sein, den deutsch nur Dichtenden sich selbst zu überlassen. Dabei würde sich dann ergeben, daß jene Schriftstellerin, ich glaube es ist Ricarda Huch, sehr unrecht hat, wenn sie meint, das Publikum sei des Dichters wegen da.

Im ganzen genommen ist Roethes am 14. Oktober 1914 gehaltene, jetzt in erweiterter Form vorliegende Rede ein stolzes, aber auch ein demütiges Bekenntnis, in welchem sich ein durchaus berechtigtes Selbst- und Kulturbewußtsein mit dem offenen Eingeständnis unserer Schwächen verbindet; und eben dies Eingeständnis scheint uns die unselige Wesensart des Deutschen in erster Linie zu kennzeichnen.

Lessing hat, zwar in zorniger Empörung, aber nicht mit Unrecht, den Charakter der Deutschen darin gesucht, keinen eigenen haben zu wollen. Trotzdem wird immer wieder der Individualismus als wesentlicher Charakterzug der Deutschen hingestellt. Aber dem widerspricht das ewige Angeregtsein durch andere und von außerhalb, das fortdauernde Hinneigen zu andern Persönlichkeiten und Richtungen, die weitgehendste Empfänglichkeit für alles Mögliche, unsere freudige Anerkennung fremder Vorzüge und unsere freundliche Duldung noch so widerwärtiger fremder Eigenart, mit einem Worte das, was Roethe als Universalität bezeichnet; und wenn er Goethe den größten deutschen Dichter nennt, in diesem Sinne mag es richtig sein.

Jedenfalls weist auch Goethe, von seiner individualistischen und selbstgerechten Frühzeit abgesehen, starke Neigung auf, recht vielen, ganzen Völkern sowie Einzelnen, gerecht zu werden und (was dieser freundlichen Universalität zumeist verschwistert ist) seine eigenen Landsleute mit einer Unparteilichkeit zu betrachten und zu prüfen, die an Lieblosigkeit grenzt. Denn diese kritische Unbefangenheit, mag sie immerhin mit dem Versuch möglichst gleichwägender Gerechtigkeit auftreten, ist nur scheinbar vorhanden; in Wirklichkeit stellt sie sich als Ungerechtigkeit dar: sie hat für die Erkenntnis des vaterländischen Wesens naturgemäß ganz andere, viel mehr und viel breitere Unterlagen als für die Würdigung des fremdländischen. Und ist denn eben dies nicht merkwürdig genug, daß die Erkenntnis des Vaterländischen dem Deutschen zumeist zur Bemängelung wird, die Prüfung des Fremdländischen dagegen zur Würdigung?

Die Kenntnis des Fremdländischen ist ja zu einem großen Teil bloß literarisch gegründet und schön gefärbt; soweit sie dem tätigen Leben entstammt, beruht sie auf einer Kunde, die aus dem oberflächlichsten persönlichen und geselligen Verkehr erwachsen ist, da ein anderer angesichts der verschiedenen Muttersprachen der Verkehrenden gar nicht möglich ist. Wo aber die Fremdsprache zur zweiten Muttersprache wird und somit wahrhaftes Eindringen in die intimen Beziehungen gewährleistet ist, da wird der zweisprachige Deutsche zumeist leider national sehr einseitig: er fühlt sich als Angehöriger desjenigen Volkes,

in dessen Sprache er sich hineingelebt hat, und denkt nicht mehr des Volkes, in dessen Sprache er hineingeboren ist. Der Beispiele hierfür gibt es leider nur zu viele.

Charlottenburg. z. Z. Liegnitz. Erich Bleich.

29.

Belger, Erwin, Die Sozialdemokratie nach dem Kriege. 8⁰. 45 S. Berlin, Concordia, 1915. M. 0.60.

Der Verf., früher Generalsekretär des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie, benutzt die Gelegenheit, die Tätigkeit des Reichsverbandes zu besprechen, der sich „Pressemitteilungen zufolge" bei Kriegsbeginn aufgelöst habe, nachdem seine Lebensfähigkeit schon vorher dadurch verloren gegangen sei, daß er mit nur politischem Ziel „in den großen inneren wirtschaftlichen Kämpfen völlig untätig" gewesen sei.

Er, der die sozialdemokratische Kampfesweise gründlich kennen gelernt und die Sozialdemokratie bisher als „die Verfechterin einer antimonarchischen, antinationalen Weltanschauung" betrachtet hat, sieht jetzt in der Einmütigkeit des Reichstags am 4. August 1914 einen geschichtlichen Wendepunkt sondergleichen, obgleich der sozialdemokratische Redner Haase damals ausdrücklich hervorgehoben hat, daß seine Partei nur folge, weil „für unser Volk und seine freiheitliche Zukunft bei einem Siege des russischen Despotismus viel, wenn nicht alles auf dem Spiel" stehe. Ob sich seine Partei verhalten haben würde wie Bebel 1870, wenn es nur gegen die Westmächte gegangen wäre, verrät dieser Redner nicht, der noch an jenem 4. August von „den französischen Brüdern" spricht. Und wenn in die Rechte des gefallenen Dr. Frank ein Gesinnungsgenosse ohne Wahlschlacht tritt, sieht der Verf. darin einen Beweis für das hohe Vertrauen des deutschen Bürgertums in die deutsche Sozialdemokratie, während es sich doch zweifellos nur um die Erhaltung des Burgfriedens handelt. So denkt B., obgleich er an anderer Stelle (S. 13) hervorgehoben hat, „daß die Sozialdemokratie zweifellos das Bewußtsein hat, daß sie sich mit ihrer Stellungnahme für den Abwehrkrieg nichts gegen sich und andere vergab, daß sie hinter sich **nicht** die Brücken abbrach, sondern die Sache klug genug bewerkstelligt hat, um jederzeit nach ihren bisherigen Prinzipien weiter wirken zu können."

Indem B. dann zu seiner Aufgabe „Die Sozialdemokratie nach dem Kriege" kommt, will er nicht als Weissager auftreten, sondern nur „andeuten, wie dies und das wünschenswert wäre". Er führt das aus, indem er gewandt ein Wenn an das andere reiht. Er meint, daß der Klassenhaß, der „dahingeschwunden ist im lohenden Feuer der deutschen nationalen Begeisterung", für alle Zeiten vergessen sein müsse; denn jetzt gibt es „keine Parteien mehr, aber noch viel weniger Klassen", da der Krieg

alles gleichgemacht habe. Daß die national gewordene Sozialdemokratie einsehen wird, daß es keine bessere Regierungsform gibt als „neben diesem (bewährten) Kaiser und seinen Räten noch eine Volksvertretung von der unbeeinflußten und demokratischen Gestaltung des deutschen Reichstages“, ergibt sich so nebenbei. Da es aber „Wahnwitz wäre, zu erwarten, die sozialistische Weltanschauung hätte nun aufgehört“, erscheint es dem Verf. als „idealer Zustand“, wenn „in jedem Betriebe auf Grund von Tarifabschlüssen mit periodischen Neuaufstellungen“ gearbeitet würde, so daß jeder Arbeiter „selbst zum Mitarbeiter seines Brotherrn im engeren Sinne“ würde. Daraus werde er sehen, daß „jeder Mitbürger ein Mithelfer an der großen nationalen Arbeit ist“. — „Sich ihre Anhängerschaft auch in anderen Ständen zu suchen, sollte sie (die Sozialdemokratie) aufgeben“.

Obgleich der Verf. selbst mitteilt, daß schon Hunderttausende deutscher Arbeiter in nationalen Organisationen standen, zieht er doch nicht die Folgerung, daß diese die im Kriege von Vaterlandsliebe und Kaisertreue erfüllten Männer an sich heranzuziehn versuchen müßten, sondern gibt sich der Hoffnung hin, daß sich durch das „Bekenntnis zur Nation hindurch“ die sozialdemokratische Partei zu einer „Deutschen Arbeiterpartei“ entwickeln werde. Ob der Verfasser diesen „schönen Traum“ auch heute noch träumt?

Berlin-Friedenau. Max Bender.

30.

Bücher, Karl, Unsere Sache und die Tagespresse. 8°. IV u. 74 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1915. M. 1.—.

Die vorliegende Schrift des berühmten Leipziger Nationalökonomen, der sich auch um die Wirtschafts- und Sozialgeschichte hervorragende Verdienste erworben hat, enthält vier Aufsätze, welche „unabhängig von einander aus Anlaß des Krieges entstanden“ sind. Von ihnen ist der erste im November 1914 für eine norwegische Zeitschrift verfaßt worden, deren Herausgeber den Autor um eine Äußerung über die Kriegsursache gebeten hatte Es folgt ein Vortrag „Krieg und Presse“, den Bücher am 20. Februar 1915 in der Aula der Leipziger Universität hielt. Daran schließt sich eine Untersuchung über „Akademische Berufsbildung für Zeitungskunde“, und den Schluß macht ein „Studienplan zur Ausbildung in diesem Wissenszweige“.

Obgleich die interessante Veröffentlichung zunächst für weitere Kreise bestimmt ist, kann die Lektüre der beiden ersten Abschnitte auch den Historiker in seiner Berufsarbeit fördern. Vor allem gilt dies natürlich für denjenigen, der sich mit der jüngsten Vergangenheit, insbesondere mit den leider nur zu erfolgreichen Bemühungen unserer Feinde beschäftigt, schon lange vor Kriegsausbruch und während des Waffenkampfes

durch Entstellungen und Lügen die öffentliche Meinung in ihren eigenen und in den neutralen Staaten zu unseren Ungunsten zu beeinflußen.

Auch ein eifriger Zeitungsleser wird, bei einem so vorzüglichen Kenner der Presse wie Bücher, über sie sowie insbesondere auch über die, ihnen Nachrichten und Aufsätze liefernden, Korrespondenzbureaux und Telegraphischen Agenturen mancherlei Neues erfahren. Wer sich mit dieser im ganzen wenig erfreulichen Seite der modernen Entwicklung beschäftigt, wird dem Verf. auch dafür dankbar sein, daß er S. 44 f. u. 62 wenigstens einige Literaturangaben aus einem Gebiete gibt, in dem, soviel ich sehe, die verbreiteten Bibliographieen uns völlig im Stich lassen.

Aber auch derjenige Historiker, der sich mit älteren Zeiten beschäftigt, wird das Buch mit Nutzen zur Hand nehmen. Sind doch z. B. die offiziellen Publikationen der leitenden Staatsmänner zur Rechtfertigung ihrer Handlungsweise, von denen es S. 17 f. mit einem historischen Rückblick spricht, durchaus nichts Neues. Ja, wenn unser Autor meint, daß derartige Quellen, die, mögen sie alt oder neu sein, „von den Historikern mit scharf kritischen Augen gelesen werden müssen", uns schon im 16. Jahrhundert begegnen, so sind solche Veröffentlichungen in Wahrheit noch viel älter. Hat doch schon Gregor VII. 1081 eine Auswahl aus der offiziellen Registratur der Kurie zusammengestellt oder zusammenstellen lassen, „um seinen Anhängern die Grundsätze, nach denen er handelt, darzulegen und sie in den Stand zu setzen, die Angriffe der Gegner zu beantworten." (Wattenbach D. Gg. i. Ma. II [6] 1894 S. 227).

Auch wird kein Historiker es billigen, daß Bücher S. 38 ironisch von dem „naiven Geschichtsprofessor" spricht, „der uns vor einigen Jahren über die Wichtigkeit der Presse als historischer Quelle belehrt hat." Denn er meint hier offenbar einen Straßburger Gelehrten, der sich dadurch sehr verdient machte, daß er zuerst auf das reiche, bisher nur gelegentlich und unmethodisch benutzte Quellenmaterial hinwies, welches die Zeitungen für die Entwicklung unserer politischen Parteien enthalten, und die systematische Sammlung dieser Quellen anregte. Trotz dieser Entgleisung vermag aber die Untersuchung, welche Bücher der Organisation des modernen Zeitungswesens und seiner Benutzung zum Vergiften der öffentlichen Meinung gewidmet hat, für den Geschichtsforscher und den Geschichtslehrer — auch abgesehen von dem, was man ihr unmittelbar entnehmen kann, — sehr nützlich zu werden. Liegt es doch für beide außerordentlich nahe, die einschlägigen modernen Vorgänge, über die wir tausende von Zeugnissen besitzen, damit zu vergleichen, wie man auch in früheren Zeiten Literaturwerke anderer Art, z. B. angeblich auf wunderbare Art gefundene Urkunden oder Prophezeiungen, zur Stimmungmache verwendete. Auch diese Quellen

sind gleich dem brasilianischen Blatte, dessen Lügennachrichten Bücher S. 34—38 zusammenstellt, zur Erkenntnis der Umstände, die ihre eigene Entstehung hervorriefen, und der Wirkungen, die sich an sie knüpften, von hervorragendem Wert, während nichts von dem als bezeugt gelten kann, was sie selbst berichten.

Berlin. Carl Koehne.

31.

Kjellén, Rudolf, Die Großmächte der Gegenwart. Übersetzt von Dr. C. Koch. 3. Auflage. 8⁰. III u. 208 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1914. M. 2.40.

Ein außerordentlich interessantes Buch. Der Verf., Mitglied des schwedischen Reichstages und Professor an der Hochschule zu Gotenburg, gehört zu jenen Gelehrten, die, wie ein Zauberer des Morgenlandes im Märchen, von hoher Turmwarte aus weithin die Welt und ihre Geschicke überschauen und aus den Sternen die Zukunft lesen und verkündigen. Er kann es um so eher, da er einem der hochgebildetsten und zugleich neutralen Völker angehört und selber zu den besonnensten, unterrichtetsten und gerechtesten Forschern ohne Widerspruch gerechnet werden muß. Seine Auseinandersetzungen sind gedrungen und klar. Was aber am merkwürdigsten ist, er hat in vielen Fällen aus dem vorliegenden Material überraschend richtige Schlüsse für die Zukunft gezogen, wie sich aus der gegenwärtigen Kriegslage mit absoluter Deutlichkeit ergibt.

In der Vorgeschichte der einzelnen Großmächte hätte man vielleicht eine größere Ausführlichkeit gewünscht. Irrtümer kommen natürlich vor, wie der Satz: „Vor aller Augen sinkt auch (in Deutschland) das partikularistische Reichsorgan, der Bundesrat, an Bedeutung, während die unitarischen Organe, Kaiser und Reichstag, steigen". (S. 72.) Sonst kann man nur bewundern und zur Lektüre raten.

Erwähnt seien die letzten Worte des Abschnittes, der von Deutschland handelt: „Dieses Volk besitzt noch alle Anzeichen einer physischen, psychischen und moralischen Gesundheit. Es ist ein Volk, das nicht nur auf der Höhe der Kultur, sondern auch auf der der Lebenskraft und des Lebensmutes steht. Aus solchem Stoff werden Weltmächte geformt. Großdeutschland scheint bereit zu sein, vor der Geschichte dasselbe Zeugnis abzulegen, wie Deutschland zu Bismarcks Zeiten, — daß es reiten kann, wenn man es nur in den Sattel hebt". (S. 83.) Ferner ist der hübsche Satz hervorzuheben, daß in England die Freihandelslehre „aus demselben einfachen Grunde erwachsen sei, der den Löwen veranlaßt, auf seinem Jagdgebiet für das Wildbret die Befreiung von jeder Einfriedigung zu wünschen" (S. 109,) und endlich das Schlußwort des Artikels „England": „England

hat die Weltgeschichte (im modernen Sinne natürlich) geschaffen, wenn es auch selbst nie die Welt besitzen wird". (S. 126.)

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

32.

Rendtorff, Franz, Schweden und die Schwedische Kirche zur Kriegszeit. Ein Reisebericht nebst einer Rede über Gustav Adolfs Gedächtnis in Deutschland. Mit einer Tafel. 8°. 24 S. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1915. M. 0.75.

Der Verf. der vorliegenden kleinen Schrift, ordentlicher Professor der Theologie an der Leipziger Universität und Vorstandsmitglied des Gustav-Adolf-Vereins, hat im November 1914 kurze Zeit in Schweden geweilt. Der Hauptanlaß seines dortigen Aufenthaltes war die Teilnahme an den kirchlichen Festlichkeiten, deren Schauplatz damals die alte Universitätsstadt Upsala war. Handelte es sich doch um die feierliche Einführung des durch seine religionsgeschichtlichen Untersuchungen weitbekannten schwedischen Theologen Professor Nathan Söderblom, der zuletzt einige Jahre auch in Leipzig als Universitätslehrer gewirkt hatte, in sein neues Amt als lutherischer „Erzbischof des Reiches Schweden". Aber der Verf. verfolgte mit seiner nordischen Reise gleichzeitig noch einen anderen Zweck. Wie er selbst berichtet (S. 3), wollte er die sich ihm bietende günstige Gelegenheit auch dazu benutzen, „die politische Haltung des schwedischen Volkes dem Weltkrieg gegenüber aus unmittelbarer Nähe zu beobachten".

Das Ergebnis dieser Beobachtungen schildert er auf den ersten Seiten des Schriftchens. Er erzählt uns, daß seine Reisegefährten, schwedische Kaufleute, „voll brennender, bewundernder Teilnahme für Deutschlands Sache" waren. Er versichert ferner, daß er überall den Eindruck hatte, „nicht nur bei einem stammverwandten, sondern bei einem befreundeten Volke zu Gast zu sein". So ist er denn aus Schweden mit der festen Überzeugung geschieden, daß die Stimmung und Haltung des Schwedenvolkes Ende 1914 eine ausgesprochen deutschfreundliche war. Dieser Auffassung widersprechen jedoch die umfangreichen schwedischen Quellenzeugnisse, die ich selbst seit August 1914 über die Haltung Schwedens im gegenwärtigen Weltkriege gesammelt habe. Aus ihnen erhellt u. a., daß Ende 1914 einzelne schwedische Großkaufleute unsere russischen Feinde reichlich mit Kriegsbedarf versorgten, daß mehrere führende Blätter der schwedischen Linksliberalen und Sozialisten sich damals in gehässiger Weise über unsern Kaiser und über den „Militarismus" der „deutschen Barbaren" äußerten, und daß sogar in den schwedischen Unisersitätskreisen damals vielfach lebhafte Sympathien für die Sache der Entente bestanden. Ich will nicht bestreiten, daß seitdem, besonders seit der Kriegserklärung Italiens, die Zahl der schwedischen Deutschfeinde erheblich abgenommen hat. Aber

von einer überwiegend deutschfreundlichen Stimmung und Haltung der gebildeten Kreise Schwedens wird man m. E. auch heute noch nicht reden dürfen. Ich erinnere nur an die Tatsache, daß der Vorsitzende der Upsalaer Studentenschaft, Dozent Wessén, erst vor wenigen Wochen (21. September 1915) wegen seiner deutschfreundlichen Gesinnung nicht wiedergewählt, sondern mit großer Mehrheit durch einen linksliberalen Deutschfeind, den Dozenten für romanische Philologie, E. G. Wahlgren, ersetzt wurde.

Vermag ich somit das vom Verf. am Anfang entworfene, wohl in allzu rosenroten Farben gehaltene schwedische Stimmungsbild nicht als ganz zutreffend anzuerkennen, so kann ich andererseits doch mein volles Einverständnis mit seinen späteren Ausführungen aussprechen. Mit Recht betont der Verf., daß die kirchliche Feier, die sich am 8. November 1914 in Upsala abspielte, zugleich ein schwedischer Nationalfesttag ersten Ranges war. Galt sie doch auch der Erinnerung an das 750jährige Bestehen des im Jahre 1164 errichteten schwedischen Erzbistums. Wenn sie außerdem ein ebenso prächtiges wie seltenes Schauspiel darbot, so hing dies damit zusammen, daß seit 1164 nur ein einziges Mal (1670) die Einführung eines Upsalaer Erzbischofs sich in der hochfeierlichen Form einer Bischofsweihe vollzogen hatte. Nach altem Herkommen wird in Schweden nämlich der Erzbischof nur zu seinem bischöflichen Amte geweiht. Nun sind aber alle Vorgänger Söderbloms, ausgenommen Lars Stigzelius (1670; der Verf. nennt seinen Namen nicht), aus der Zahl der schwedischen Bischöfe hervorgegangen, weshalb bei ihnen natürlich keine Bischofsweihe mehr stattfinden konnte. Auf die anschauliche, durch eine photographische Abbildung erläuterte Schilderung, die der Verf. von der kirchlichen Feier in der Upsalaer Kathedrale gibt, kann hier aus Raummangel nicht näher eingegangen werden. Bemerkenswert ist, daß der Verf. damals von mehreren schwedischen Pastoren gefragt wurde, ob die kirchlichen Zeremonien auf ihn „einen katholischen Eindruck gemacht“ hätten (S. 13). Seine Antwort lautete: „mittelalterlich, nicht katholisch und nicht unevangelisch“. Auch ich selbst hatte im Herbst 1893, bei der Erinnerungsfeier an die für Schwedens religiöse Zukunft so wichtigen Upsalaer Beschlüsse von 1593, die Empfindung, daß die Beibehaltung vorreformatorischer äußerer Formen in der schwedisch-lutherischen Staatskirche „als ein Zeugnis der Freude nicht an katholisierenden Riten, sondern an altem Vätererbe gewertet werden muß“ (S. 13).

Die kleine Schrift schließt (S. 16—24) mit dem Abdruck einer Rede, die der Verf. am 6. November 1914 bei der Begründung eines Gustav-Adolf-Vereins in Upsala hielt. Seine eindrucksvollen Worte zeugen von tiefem Verständnis für die Bedeutung des nordischen Heldenkönigs. Besondere Beachtung verdienen in der Rede einige Auszüge aus einem kürzlich auf-

gefundenen, interessanten Originalschreiben, das Gustav Adolf 1620, zur Zeit seiner Verlobung mit der Hohenzollernprinzessin Maria Eleonora von Brandenburg (vgl. dazu meine biographische Skizze im Hohenzollern-Jahrbuch, 1903), an Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz gerichtet hat.

Endlich noch ein paar kleine Berichtigungen! Der Vorgänger Söderbloms hieß nicht „Ekmann", wie der Verf. regelmäßig schreibt, sondern „Ekman", der Universitäts-Festredner in Upsala (S. 7) nicht „Stavenov", sondern „Stavenow". In dem ersten schwedischen Zitat (S. 4) muß es „komma" (statt: kommo) heißen. Der „Unbekannte", der dem Verf. im Massengedränge zu Upsala einen guten Platz zu verschaffen wußte (S. 5 f.), muß, wenn anders seine Äußerung richtig wiedergegeben ist, unbedingt ein Däne oder ein Norweger gewesen sein; ein Schwede würde sicher schwedisch gesprochen haben.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

33.

Fleiner, Fritz, Die Staatsauffassung der Franzosen. (Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. Bd. VII, Heft 4.) Gr. 8°. 26 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1915. M. 0.80.

Fleiner zeigt in seiner Arbeit, daß die von der Revolution proklamierten Gedanken der Gleichheit und Volkssouveränität, der Trennung der Gewalten, der Freiheit des Individuums die unverrückbaren Pfeiler der französischen Staatsauffassung bis heute geblieben sind. Die öffentliche Gewalt und ihre Gesetzgebung sind nur der Ausdruck des Majoritätswillens des Volkes. Von dieser Auffassung können sich die Franzosen nicht freimachen, und das hat ihnen manchen Schaden eingebracht, da sie im Hinblick auf die Ideale von 1789 oft das Praktische versäumen. Andrerseits aber haben, wie z. B. im Dreyfus-Prozeß, öffentliche Meinung und Presse Unheil verhütet. Mit dieser revolutionären Staatsauffassung hängt nun auch das Festhalten an der vor der Revolution überlieferten Verwaltungszentralisation zusammen. Die Vorstellung von seiner Notwendigkeit wurzelt so fest im französischen Volke, daß all die verschiedenen Revolutionen und Umwälzungen im Innern an dieser Verwaltungsorganisation nichts haben ändern können. Jede der inneren Umwälzungen ist hinausgelaufen auf eine Umänderung der an der Spitze der Verwaltungszentralisation stehenden Zentralregierung; sie ist nie eine Staatsumwälzung gewesen. Daher ist es eben auch zu erklären, warum gerade die Franzosen so wenig Anhänglichkeit an die Person, die sie regiert, besitzen. Mit der Gleichheit vor dem Gesetz ist in Frankreich völlig Ernst gemacht. Standesunterschiede gibt es nicht, die Teilnahme an den Staatsgeschäften steht jedem frei. Doch hat Frankreich den letzten Schritt zur Volksgesetzgebung nicht getan. Das Volk

wählt nur die Abgeordneten des Parlaments, dieses erst den Präsidenten. Trotzdem hat und muß jede Regierung an der Auffassung festhalten, daß sie der Ausdruck des Volkswillens ist. Daß das Parlament nicht nur auf die Verwaltung, sondern auch auf die Besetzung der Verwaltungs- und Gerichtsstellen einen Einfluß ausübt, hat das Emporkommen einer starken Günstlingswirtschaft hervorgerufen. Die Freiheitsidee aber beherrscht das Volk in einem solchen Maße, daß man überall eine Begrenzung der Staatsaufgaben erstrebt, um die Freiheit des Individuums zu retten; daher kommt dann die Abneigung gegen staatliche oder kommunale Monopole u. a.

Da es sich um einen Vortrag handelt, ist die Arbeit in ihren Ausführungen recht knapp gehalten. Sie ist aber trotzdem recht wertvoll, da sie scharf umrissene Schlaglichter wirft und jedem ein guter Wegweiser sein wird, der sich mit diesen Fragen genauer befassen will; zu begrüßen ist auch die für diesen Stoff in Betracht kommende Literaturauswahl.

Berlin-Schmargendorf. Paul Ostwald.

34.

Boschan, Richard, Das Bildungswesen in der Stadt Potsdam bis zur Wiederaufrichtung des preußischen Staates. Mit Titelbild. Gr. 8°. VI u. 92 S. Potsdam, 1912. Berlin, A. W. Hayns Erben. M. 1.50.

Im Vorwort sagt der Verf.: „Die Arbeit war von Anfang an als Gelegenheitsschrift gedacht für die vom (Viktoria)-Gymnasium geplante Jahrhundertfeier seiner Anerkennung". Sie erreicht ihr Ende schon mit dem Jahre 1812, in dem die alte Lateinschule, seit 1784 als „Lyceum" auch auf die Universität vorbereitend, als Gymnasium anerkannt wurde. Wie der Titel darauf hindeutet, befaßt sich die kleine Schrift aber nicht nur mit der Vorgeschichte des Gymnasiums, sondern zugleich mit den niederen städtischen Schulen und den Militärbildungsanstalten in Potsdam.

Letztere nehmen sogar den breitesten Raum in der Darstellung ein, was soweit geht, daß die Jubilarin dabei teilweise etwas knapp bedacht wird. Die ihr von Friedrich Wilhelm I. erwiesene materielle Fürsorge findet gebührende Beachtung, nicht aber die friderizianische Reform, die allen höheren Schulen des Staates insgesamt neue Ziele wies. Die grundlegende Kabinettsorder des großen Königs an den Staatsminister von Zedlitz vom 5. September 1779 bleibt ganz unerwähnt. Gehörte auch die Potsdamer „Große Schule" nicht zu den vom Minister in erster Linie für die vorbildliche Durchführung der Reform auserwählten Anstalten, so erhielt doch auch sie während seiner Amtsführung einen erweiterten, auf den Übergang zur Universität eingerichteten Lehrplan. Die Überschrift des 3. Kapitels der Schrift: „Zersplitterung im Zeitalter Friedrichs des Großen" nimmt jedenfalls

zu einseitig auf die durch die besonderen Potsdamer Verhältnisse verschuldete Benachteiligung des dortigen bürgerlichen Schulwesens Rücksicht.

Einen besonders drastischen Beleg für derlei Schädigung entnimmt Verf. den Magistratsakten aus einer Klageschrift von 1753. In die Benutzung ihres Hauses hatte sich die Große Schule, unter Ausquartierung ihres Subrektors, mit dem Kgl. Pageninstitut teilen müssen. Die selbstbewußten Herrchen trieben es dort nun arg: „Sie durchbohrten die Bretterwand, die ihre Wohnung von der einen Klasse schied, sprachen den Lehrern nach, schrieen, lärmten auf alle Weise, schossen auch wohl mit Erbsen durch die Löcher in die Klasse und stachen Schülern in den Rücken. Weder im Hause, noch auf der Straße waren die Lehrer vor Schabernack sicher". Bischof Eylert sagt in seinen vom Verf. angezogenen Aufzeichnungen über Friedrich Wilhelm III.: „Potsdam war damals in den Jahren, die 1806 vorangingen, ein unangenehmer Ort. Dies hatte vorzüglich seinen Grund in der vorherrschenden Gewalt, die das Militär ausübte; und was das sagt, weiß jeder, der in dieser Zeit das Militär gekannt und von ihm schweigend gelitten hat". In der Potsdamer Gesellschaft genoß das Lyceum nur geringes Ansehen, indem die Söhne der tonangebenden Kreise fast ausnahmslos, statt seines Besuches, Kadettenhaus- oder Hofmeistererziehung erhielten. Ein mitgeteiltes Schülerverzeichnis aus 1785 bringt unter 40 Namen nur 3 adlige, wovon 2 Brüder waren.

Die militärischen Bildungsanstalten ihrerseits hatten damit zu kämpfen, daß der Erziehungszweck hinter dem militärischen Drill oder der Ausnützung ihrer Insassen für industrielle Interessen des Staates zeitweilig bedenklich zurücktrat. Ein wirksames Gegengewicht fand sich immer dann, wenn Männer von hoher pädagogischer Bedeutung entscheidenden Einfluß auf die Leitung ausübten, so in der ersten Zeit A. H. Francke in Halle und späterhin der Feldpropst Kletschke. — Mit dem allgemeinen Reformwerk nach 1806 kam auch in das Potsdamer Schulwesen ein neuer belebender Zug. Das Hauptverdienst hieran fällt dem Oberkonsistorialrat Natorp zu.

Der Verf. hat vielfältige archivalische Forschungen für seine Veröffentlichung unternommen und dem im ganzen spröden Stoff manch eine bemerkenswerte Seite abgewonnen. Geht er einmal dazu über, sein Thema bis zur Gegenwart zu verfolgen, so wird die Wirkung des Ganzen wesentlich davon abhängen, daß es ihm gelingt, in dem allgemeinen kulturgeschichtlichen Rahmen die charakteristischen Züge des Potsdamer Bildungswesens scharf umrissen zur Darstellung zu bringen.

Charlottenburg. C. Rethwisch.

35.

Jordan, R., Chronik der Stadt Mühlhausen in Thüringen. Band V. **Namen- und Sachverzeichnis.** Gr. 8°. III u. 72 S. Mühlhausen i. Th., Dannersche Buchdruckerei u. Verlagsanstalt, 1913. M. 2.40.

Über die vier Bände der Chronik ist in den „Mitteilungen" (XXXII, 115; XXXV, 115 ff.; XXXIX, 347 f.) bereits von anderer Seite ausführlich berichtet worden. Für den Historiker, der nicht auf lokalgeschichtlichem Gebiete tätig ist, gewinnen derartige Veröffentlichungen natürlich dann erst einen größeren Wert, wenn ihre Benutzung durch übersichtliche und sorgfältig ausgearbeitete Register erleichtert wird. In dieser richtigen Erkenntnis hat der Herausgeber der Chronik, Prof. Dr. Jordan, den man wohl als den besten Kenner der Geschichte der früheren Freien Reichsstadt Mühlhausen bezeichnen kann, jetzt einen Schlußband erscheinen lassen, der ein umfangreiches Orts-, Personen- und Sachverzeichnis, wie auch (S. 70 ff.) einige Ergänzungen und Berichtigungen zum Text der vier Bände und zu den dort von J. gegebenen Texterläuterungen enthält. Schon eine flüchtige Durchsicht des Registers läßt deutlich erkennen, daß die Mühlhäuser Chronik für den Kulturhistoriker, den Familienforscher und auch für den, der sich mit der politischen Geschichte Deutschlands im Reformationszeitalter, während des Dreißigjährigen Krieges oder im 18. Jahrhundert beschäftigt, eine Reihe nicht unwichtiger Mitteilungen enthält.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

36.

Schwabe, Ludwig, Dorpat vor fünfzig Jahren. Aus den Lebenserinnerungen eines deutschen Professors. 8°. VIII u. 103 S. Leipzig, S. Hirzel, 1915. geh. M. 1.50.

Deutschbalten, die Dorpat gekannt haben, ehe es russifiziert wurde, und die Dorpat in seiner alten Gestalt geliebt haben, werden die Erinnerungen Sch.'s nicht ohne tiefe Wehmut lesen können, denn gerade die Gemütswerte, die in dem alten Dorpater Leben zum Ausdruck kamen, werden mit großer Treue und Wärme zur Darstellung gebracht. Es kann dabei nicht ausbleiben, daß auch manches erzählt wird, was dem, der das alte Dorpat nicht gekannt hat, uninteressant bleiben muß. Dem Geschichtsforscher, der zunächst geneigt sein wird, das Büchlein beiseite zu legen, da es ganz und gar nicht wissenschaftlich sein will, dürfte aber doch manche Einzelheit von Wert sein, abgesehen von der Gesamtauffassung, aus der sich, trotz der subjektiven Darstellung, objektive Schlüsse ziehen lassen. Jedem Leser aber, insbesondere dem Reichsdeutschen, zeigt Sch., was Dorpat einmal für die Deutschen gewesen ist, und darum ist es gut,

daß dieser Teil der Lebenserinnerungen des im Jahre 1908 gestorbenen Tübinger Professors jetzt herausgegeben worden ist. Ich würde wünschen, daß auch die Aufzeichnungen über Tübingen gedruckt würden, da ich glaube, daß sie nicht nur alten Tübingern Freude machen.

Berlin-Steglitz. Walter v. Hauff.

37.

Baltische Studien, hrsg. von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. (Neue Folge.) Register zu den Bänden 1—17 (1897—1913). Von P. Magunna. Gr. 8⁰. 173 S. Stettin, Léon Saunier, 1915. M. 4.—.

Unter den auf deutschem Boden erscheinenden historischen Zeitschriften nehmen die „Baltischen Studien" seit langer Zeit einen hochgeachteten Platz ein. Dies beruht z. T. darauf, daß diese Zeitschrift von jeher über einen großen Stab tüchtiger Mitarbeiter verfügt hat, z. T. aber auch darauf, daß die Geschichte Pommerns und seiner Bewohner, infolge ihrer vielfältigen Beziehungen zur älteren und neueren Geschichte Deutschlands und der skandinavischen Reiche, auch außerhalb der pommerschen Grenzpfähle naturgemäß stets auf einen stattlichen Leserkreis zählen kann.

Das jetzt vorliegende, von Geh. Justizrat Magunna verfaßte Gesamtregister zu den ersten 17 Bänden der „Neuen Folge" läßt deutlich erkennen, daß die Zeitschrift seit 1897 auf der früheren Höhe geblieben ist. Haben in dieser Zeit doch viele angesehene Forscher — Otto Blümcke, Karl Theodor Gaedertz, Herm. Granier, Otto Heinemann, Gust. Kohfeldt (nicht „Kohlfeldt", wie es S. 6 irrtümlich heißt!), Ernst Müsebeck, Paul v. Nissen, Herm. v. Petersdorff, Hans Prutz, Herm. Voges, Martin Wehrmann, usw. — in den „Baltischen Studien" manche wertvolle Abhandlung oder Mitteilung veröffentlicht, von deren Ergebnissen die deutsche und die nordische Geschichtschreibung inzwischen dankbar Kenntnis genommen haben. Ergibt sich die Mannigfaltigkeit des Inhalts schon aus dem „Verzeichnis der Mitarbeiter und ihrer Beiträge" (S. 5—9) und aus der Liste der „Abbildungen und Karten" (S. 11 ff.), so tritt dies noch schärfer zutage, wenn man das umfangreiche „Alphabetische Personen-, Orts- und Sachregister" (S. 14—173) durchblättert. Auf Einzelheiten kann ich hier nicht näher eingehen. Es muß vielmehr der kurze Hinweis genügen, daß die genannten Bände für die Altertumskunde, Genealogie, Wirtschafts-, Kultur-, Verfassungs-, Kriegs-, Kunst-, Kirchen- und Staatengeschichte Deutschlands wie auch der skandinavischen Länder ein außerordentlich reichhaltiges Material bieten, dessen Verwertung jetzt durch das Gesamtregister erheblich erleichtert wird.

Einige Druck- und Schreibfehler sind mir aufgefallen. Die Stichworte „Hansa“, „Hansaschüssel“ und „Hansatage“ (S. 66) beweisen aufs neue, daß die falsche Schreibweise „Hansa“ (statt: Hanse) leider „unausrottbar zu sein scheint“. Vgl. hierüber auch die Bemerkung Adolf Hofmeisters, weiter unten, S. 75!

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

38.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, hrsg. von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. XX. Band. 3. (Schluß-) Heft. Gr. 8°. III u. S. 295—529. Riga, Nicolai Kymmel, 1910. M. 3.—.

Die drei Abhandlungen, die das Schlußheft enthält, behandeln Themata, die auch außerhalb Livlands Interesse finden werden. In der ersten erörtert Fritz Schonebohm „Die Besetzung der livländischen Bistümer bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts“ (auch als Gießener Dissertation erschienen). Der Verf. weist nach, daß die Kaiser für die Kolonisation Livlands und die Besetzung der dortigen Bistümer wenig Interesse gehabt haben. Dagegen sind die Päpste eifrig bemüht gewesen, sich in der Kolonie ein von ihnen allein abhängiges Gebiet zu schaffen, wie übrigens Georg Dehio in seiner Geschichte Hartwich II. von Bremen vor Dezennien geschildert hat. Schonebohm weist nun weiter nach, wie schon im 13. Jahrhundert der deutsche Orden diesem Plan entgegenzuwirken beginnt, bis im 14. Jahrhundert der offene Kampf ausbricht, in dem die geborenen Schutzherren des bestehenden Rechts, die Kaiser, sich ebensowenig um die ferne Kolonie kümmern, wie um die übrigen Territorien im Reiche, wenn es sich nicht um Aufrechterhaltung oder Erweiterung ihrer Hausmacht handelte. — Die zweite Arbeit, eine Göttinger Dissertation von L. Arbusow jun., liefert einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Ablaßhandels. Eingehend werden Entstehung, Umfang und Wirkung des Ablaßhandels zugunsten des deutschen Ordens seit dem 15. Jahrhundert erforscht. Nachdem in der Einleitung die Umwandlung der kirchlichen Bußpraxis in ein Geldgeschäft erörtert worden ist, geht der Verf. auf die früheren Ablässe zugunsten des deutschen Ordens über, um dann in einer sehr umfassenden und scharfsinnigen Untersuchung des Ordensmeisters Plettenberg Bemühungen bei der päpstlichen Kurie um einen Ablaß für Livland zu schildern. Nach Überwindung unendlicher Schwierigkeiten, unter denen die an den römischen Stuhl zu zahlenden Geldsummen eine bedeutende Rolle spielten, gelang es endlich 1503, eine Ablaßbulle zu erhalten und den Handel geschickt zu organisieren. Schon 1506 wurde bei den Angriffen, welche Livland von den „abgeschnittenen“ Russen drohten, eine zweite Bulle erwünscht,

deren Bestimmungen über den Ablaßverkauf für den Orden noch einträglicher waren, als die des früheren Ablasses. An der Spitze der Organisation stand Christian Bomhower, für den eine damals mehrfach gedruckte „Instructio et ordinatio" sich erhalten hat, die einen neuen Abdruck wohl verdiente, da sie die ausführlichste Instruktion dieser Art ist, die überhaupt existiert. Ein sehr verdientes Glied der Organisation war Tetzel, den seine bei dieser Gelegenheit gezeigte Gewandtheit dem Erzbischof Albrecht von Magdeburg und Mainz empfahl. — Der letzte Aufsatz: „Dr. Tidemann Gisis Berichte über die Kriegsvorgänge der Jahre 1570—82 in Polen und Livland" von Gustav Sommerfeldt greift in die polnische Geschichte über und füllt so manche Lücke in den bisherigen Darstellungen aus.

Frankfurt a. M. Joseph Girgensohn.

39.

Zeitschrift für osteuropäische Geschichte. Herausgeg. v. Schiemann, Hoetzsch, Goetz u. Übersberger. Bd. IV, Heft 1. Gr. 8°. 160 S. Berlin, Georg Reimer, 1913. Für den vollständigen Band M. 20.—.

In der Abhandlung: „Der Streit zwischen Polen und Rom um das Besetzungsrecht der polnischen Abteien" (51 S.) verfolgt Franz Lüdtke hauptsächlich auf Grund der Bestände des Vatikanischen Archivs die Frage vom Ende des 15. Jahrhunderts, wo sie zuerst hervortritt, bis zum Untergang des Reiches. Er zeigt, daß die Ursache für die Eingriffe des Königs in das Recht der Abtwahl weder in dem angeblichen unkanonischen Leben der Mönche, noch in deren Hinneigung zur Häresie u. dgl., noch auch in dem Jus supremi dominii lag, sondern in dem Streben des Adels, die reichen Klöster — nur um diese drehte sich der Kampf — unter ihre Gewalt zu bringen, und zwar war es besonders das Magnatentum, das den König nur vorschob, um sich die Abtstellen jener Klöster zu sichern. Daher die Unmöglichkeit für die römische Kurie, gegen diese Forderungen etwas auszurichten. Erst 1737 kam es zu einem Konkordat, das beide Parteien halbwegs befriedigte. Freilich nur halbwegs, und es gab auch später noch mancherlei Streitigkeiten; ja eine Zeit lang drohte die allgemeine Säkularisation. Aber die Teilungen Polens machten all dem ein Ende. — Fr. Salis' Abhandlung: „Zur Beurteilung der Gründungsbulle des Bistums Wollin (= Kammin)" weist in sehr scharfer Weise die Untersuchung von Brečkevič in derselben Zeitschrift (Bd. III S. 365—385) über diesen Gegenstand zurück. S. hatte in den „Baltischen Studien" 1909 nachgewiesen, daß eine Reihe von Urkunden zur Pommerschen Geschichte, die bisher als Fälschungen gegolten hatten, echt seien, darunter namentlich die päpstlichen Bestätigungsurkunden für die Bischöfe von Wollin-Kammin von 1140 und

1188. Br. glaubt nun zwar ebenfalls an ihre Echtheit, hält sie aber für „fingiert“; die Ausdrücke seien absichtlich unklar, um weitergehende Interpretationen zu ermöglichen. 1140 erkläre der Bischof mit zweideutiger Umschreibung, 1188 ganz offen ganz Pommern als sein Eigentum. S. zeigt nun, daß die ganze Beweisführung Br.s unzulänglich und kritisch nicht genügend fundiert ist. Die Ausdrücke der Privilegien müssen durch Vergleich mit anderen pommerschen Urkunden der Zeit erklärt werden und verlieren dann den von Br. behaupteten Charakter. — J. Paczkowski bespricht den VI. Band des Schriftwechsels Peters des Großen und gibt dabei einen Überblick über die Geschichte des ganzen Unternehmens, dessen Anfänge bis 1872 zurückgehen. Band V und VI (von A. F. Byčkov bearbeitet) behandeln das Jahr 1707. Die Anmerkungen und Register überwiegen dabei weitaus die eigentlichen von Peter stammenden Schriftstücke (erstere 400, letztere 200 Seiten). Der Fortgang der Publikation ist sehr schleppend. — Loewenson bespricht ausführlich das Werk von Minclov „Übersicht der Notizen, Tagebücher usw., die sich auf die Geschichte Rußlands beziehen und in russischer Sprache gedruckt sind“, und weist neben manchem Guten auf tiefgehende Mängel hin.

Zeitschriftenschau (Auswahl!). Lauri O. Th. Tudeer (Historiallisia Tutkimuksia, 1913) handelt über die Bevölkerungselemente der griechischen Kolonien am Schwarzen Meer. — Běljaev (Russkaja Starina, 1913) tritt gegen Světozarov (vgl. „Mitteilungen“ Bd. 43, S. 155) dafür ein, daß Carěvič Dmitry ermordet worden ist. — Pomerancev erzählt ebenda nach archivalischen Materialien die Leidensgeschichte des ersten Requêtemeisters Pavlov, die für die russischen Zustände recht bezeichnend ist. Da er dem Senat und dem Generalprokurator unbequem war, konnte er, als sich die Behörden zur Krönung der Carin Katharina 1724 nach Moskau begaben, wochenlang keine Amtslokalitäten erhalten, wurde hier verhöhnt und dort hinausgeworfen usw. — Die kunsthistorische Zeitschrift Starye Gody hat 1911 und 1912 das Sommerheft der Geschichte der fremdländischen Künstler in Rußland im 18. und 19. Jahrhundert gewidmet und damit sehr interessante Beiträge geliefert. Dabei ist merkwürdig, daß der deutsche Einschlag auch nach 1750, wo der französische Einfluß offiziell zu überwiegen begann, der Zahl nach viel stärker war. Aus Deutschland kamen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts 88 Meister und Gehilfen, dazu aus den russisch-deutschen Gebieten 51, während Frankreich nur 39 Meister sandte (darunter 6 Genfer, 3 Elsässer und 2 Belgier). Die Notizen des Verwalters der „III. Abteilung S. M. eigener Kanzlei“, Generals L. V. Dubelt (1830—62), zeigen die „typische Ideologie der offiziellen Vertreter des Nikolajschen Regimes“ (Golos Minuvš., 1913). — Die Familienchronik der Brüder Krivcov (19. Jahrhundert bis 1864) wird von Geršenzon (Sovrem. 1912) erzählt; sie ist ein

interessanter kulturhistorischer Beitrag. Das gleiche gilt von den „Erinnerungen eines alten Arztes“ (Russk. Star. 1913), in denen namentlich die Zeit unmittelbar vor und nach der Bauernbefreiung trefflich geschildert wird. — J. Smirnov veröffentlicht (Sovrem. 1912) Erinnerungen an den 1910 verstorbenen Revolutionär L. E. Šiško. Der Aufsatz wurde konfisziert. — Ebenfalls im Sovrem. 1912 wird der Kampf mit der Hungersnot in Rußland im 19. Jahrhundert beschrieben. — Žbankov gibt im Sovrem. Mir 1912 eine Statistik der Todesurteile und Hinrichtungen in Rußland. — Die Mitteilungen der Ševčenkogesellschaft in Lemberg bringen eine Menge wichtiger Aufsätze zur Geschichte der Ukraine (im weiteren Sinne), ebenso die Mitteilungen der Ševčenkogesellschaft in Kiew. — Aus der polnischen Geschichte möge hier auf die Arbeit Szydłowskis (Przegląd P. 1913) verwiesen werden, die sich gegen den Versuch Stasiaks, Veit Stoß für Polen zu reklamieren, wendet; ebenso auf den Aufsatz Mejbaums (Bibl. Warsz. Bd. 291) über die Konföderation von Bar und Kaunitz. Letzterer kommt dabei nicht gut weg. — Loret behandelt (ebenda, Bd. 290) „Polen und den päpstlichen Stuhl“ in der Zeit von 1815—32. Er schildert die kirchliche Neueinrichtung Kongreßpolens und die Stellung des Papsttums gegenüber der dortigen Regierung, und zwar besonders gegen den Aufstand von 1830, der als „liberal“ und daher gefährlich galt. Ebenda schildert Kipa Adam Czartoryskis deutsche Beziehungen im Jahre 1848 und teilt die Berichte von Cz.s Abgesandten Szokalski über die deutschen Verhältnisse mit.

Die Arbeiten zur Geschichte Posens und Österreich-Ungarns, über die das Heft berichtet, sind alle in deutscher Sprache geschrieben und können daher übergangen werden.

Wien. Moritz v. Landwehr.

40.

Verlagskatalog der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München. 1763—1913. Mit einer geschichtlichen Einleitung. Herausgegeben zur Feier des hundertfünfzigjährigen Bestehens der Firma. 377 S. München, C. H. Becksche Verlagsbh. Oskar Beck.

Geschäftsjubiläen geben selten dem Wissenschaftler Anlaß zu Betrachtungen. Allenfalls setzen sie die Feder des Lokalchronisten in Tätigkeit. Anders aber verhält es sich, wenn gewissermaßen der dienende Bruder der Wissenschaft einmal innehält, um Rückschau zu halten auf eine längere Spanne Zeit. Buch und Wissenschaft gehören eng zusammen; das eine ist der Herold der andern. Gewöhnlich zwar gibt lediglich das Buch die Form, um den Triumph des schaffenden Geistes zu verkünden;

hier aber soll die strenge Wissenschaft einmal ihre Herrscherstellung verlassen, um der Geschichte des Buches ein paar Zeilen zu widmen. Sie kann dies um so eher tun, da es sich um eine der führenden Verlagsbuchhandlungen gerade ihres engsten Interessengebietes handelt.

Am 9. September 1763 übernahm der aus Johann Georgenstadt im Erzgebirge gebürtige Buchhändler Karl Gottlob Beck die Mundbachsche Buchdruckerei samt Verlag in der freien Reichsstadt Nördlingen. Die ersten hundert Jahre bilden eine stille, im Rahmen der Provinzstadt sich abspielende Aufwärtsentwicklung. Bis 1857 der als Publizist und Politiker bekannte Ernst Rohmer in die Leitung der Firma eintrat. In ihm zeigt sich schon der Typ des Verlegers, an dem auch der Gelehrte nicht mehr achtlos vorübergehen darf. Denn dieser Typ fängt an, sich immer mehr zu einem ungeheuren Machtfaktor zu entwickeln. Gang und gäbe ist wohl die Auffassung, daß der Gelehrte das Buch schreibt, der Verleger es der Öffentlichkeit übermittelt. Diese Meinung dürfte je länger je mehr sich als ein Irrtum erweisen. Nicht mehr der in dem Universum der Gedanken herrschende Gelehrte bestimmt mit seinen Ansichten den Büchermarkt, die Weltauffassung; der Verleger ist es, nur der Verleger. — Und er wartet nicht mehr, bis der Gelehrte kommt, um ihm mit großen Wünschen seine Ideen vorzutragen, nein, er sieht mit klarem Geschäftsblick die Bedürfnisse der Gegenwart. Dann schreibt er dem Autor seine Grundsätze vor, und so entsteht das Buch, besonders das unserm organisierfreudigen Zeitalter eigene Sammelwerk.

So dachte Ernst Rohmer, wenn auch noch nicht mit einer derartig zwingenden Konsequenz. So entstanden die Sammlungen bayrischer Gesetze, der Europäische (sogen. Schultheßsche) Geschichtskalender u. a. Natürlich setzte sein Nachfolger, sein Stiefsohn Oskar Beck, der heutige Inhaber der Firma, diese Bestrebungen energisch fort. Und dem verdankt der Verlag seine jetzige bedeutende Stellung im deutschen Buchhandel. Nördlingen ward bald nicht mehr die geeignete Stadt; der Verlag siedelte nach München über, während die Druckerei in der Heimat blieb.

Als die größten Erfolge des Beckschen Verlages in den letzten Jahrzehnten können wohl die Sammelwerke angesehen werden, die bestimmte Zweige unserer Wissenschaft in methodisch straffer Weise behandeln. Ich nenne die allbekannten Handbücher der klassischen Altertumswissenschaften, der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, des deutschen Unterrichts an höheren Schulen. Den bedeutendsten Bucherfolg aber hat der Verlag zweifellos mit der Sammlung von Biographien von Dichtern und Denkern, die von Bielschowskys Goethe eingeleitet wurde. Stets wird dem Verlage der Dank der Gebildeten für dieses in seiner Art unübertroffene Meisterwerk sicher sein,

dessen tragisches Geschick der Herausgeber nicht ohne Ergriffenheit schildert. An den Goethe schlossen sich in würdiger Weise an der Schiller von Berger und der Shakespeare von M. J. Wolff.

Das sind einige wesentliche Punkte der Darstellung, die der jetzige Inhaber der Firma, Oskar Beck, dem Verlagskatalog, der, alphabetisch geordnet, die andere Hälfte des Buches bildet, vorausschickt. Zahlreiche Porträts sowohl der Firmeninhaber wie auch der Autoren durchsetzen das Ganze. Mit lebensvoller Frische und fein psychologischem Blick hat der Verf. die Geschicke seines Hauses gezeichnet, eines Hauses, das, bleibt es seinen bewährten Prinzipien treu, immer eine erste Stelle im deutschen Buchwesen und damit auch im deutschen Kulturleben einnehmen wird. Möge ihm in Zukunft ein gleich günstiges Los zuteil werden!

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

41.

Kuske, Dr. Bruno, Die städtischen Handels- und Verkehrsarbeiter und die Anfänge städtischer Sozialpolitik in Köln bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. (Kölner Studien zum Staats- und Wirtschaftsleben herausg. von Aberer usw. — Heft 8. —) Gr. 8°. VIII u. 118 S. Bonn, A. Marcus & E. Weber, 1914. M. 3.—.

Der hervorragenden Rolle, welche Köln lange Zeit unter den deutschen Städten gespielt hat, und der Tatsache, daß in ihm am besten unter allen zum heutigen Deutschen Reiche gehörenden Orten das Quellenmaterial für die mittelalterliche Verfassung und Verwaltung erhalten ist, entspricht die eifrige Bearbeitung, welche seiner Vergangenheit in unseren Tagen zuteil wird. Wie bei den zahlreichen Problemen, die mit dem Ursprunge der Stadtverfassung zusammenhängen, in erster Linie Kölner Urkunden seit den Tagen Eichhorns und Arnolds von den Vertretern der verschiedensten Theorien zur Bekräftigung ihrer Ansichten herangezogen werden, so ist die dortige Überlieferung auch vorzüglich geeignet, unsere Erkenntnis der allgemeinen Entwicklung des Gewerberechts und der einzelnen Berufsarten zu fördern, mit der sich jetzt viele Forscher beschäftigen.

Daher müssen auch die Arbeiten B. Kuskes, eines Dozenten an der Kölner Handelshochschule, als sehr verdienstlich betrachtet werden, da sie in eingehender Spezialforschung einzelne Seiten der wirtschaftlichen Entwicklung der niederrheinischen Metropole aufklären. Seit Jahren mit einem mehrbändigem, jetzt vor dem Druckabschlusse stehenden Editionswerke, „Quellen zur Geschichte des Kölner Handels und Verkehrs bis zum Jahre 1500“, beschäftigt, hat K. die Nebenergebnisse dieser Arbeit zu einer Reihe besonderer Veröffentlichungen benutzt. So besprach er namentlich die „Handelsbeziehungen zwischen

Köln und Italien im späteren Mittelalter", „die Kölner Handelsbeziehungen im 15. Jahrhundert", den „Kölner Fischhandel", die „Märkte und Kaufhäuser im mittelalterlichen Köln" und „das wirtschaftliche Leben im Kaufhaus Gürzenich" in einer Reihe von Aufsätzen, die in der Westdeutschen Ztschr., der Vierteljahrsschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch., im Jahrbuch des Kölner Geschichtsvereins, in den Mitteil. des Rhein. Vereins für Denkmalspflege und in den Annalen des Histor. Vereins f. d. Niederrhein publiziert sind.

Jetzt hat der genannte Forscher in einer selbständigen Schrift „Die städtischen Handels- und Verkehrsarbeiter und die Anfänge städtischer Sozialpolitik in Köln bis zum Ende des 18. Jahrhunderts" untersucht. Diese fleißige und tüchtige Monographie ist um so dankenswerter, als die Geschichte der Bevölkerungsklassen, mit deren Lage und Recht sie sich beschäftigt, bisher überhaupt noch nirgends zum Gegenstande selbständiger Betrachtung gemacht worden ist. Während außerordentlich zahlreiche Schriften die Vergangenheit der Berufe aufklären, die im Dienstverhältnis bei der Stoffbearbeitung tätig sind, insbesondere diejenigen der Handwerksgesellen und Fabrikarbeiter, besaßen wir bisher über die Arbeiter, welche die Güter innerhalb einer Stadt transportierten, verpackten und in obrigkeitlichem Auftrage maßen oder wogen, nur einzelne zerstreute Bemerkungen, von denen diejenigen in dem großen bevölkerungsstatistischen Werke Büchers über Frankfurt am wertvollsten sind. Jedoch belief sich die Zahl der Arbeiter, die im Dienste der Akzise und damit des Handels standen, in Köln (nach Kuske S. 72/73) im späteren Mittelalter auf über 400 und im 18. Jahrhundert auf über 500 Personen, die zusammen mit ihren Familienangehörigen etwa 4 bis 5 % der Kölner Bevölkerung gebildet haben mögen. Diese städtischen Handels- und Verkehrsarbeiter, wie sie unser Autor nennt, nehmen eine Art Mittelstellung zwischen, in innungsähnlicher Weise organisierten, kleinen selbständigen Unternehmern im Transportgewerbe und städtischen Beamten ein. Über die wenig zahlreichen Hilfskräfte, die der Einzelkaufmann zur Bewältigung von Transporten in seinem Betriebe, insbesondere über die Leute, die er als Kutscher für sein eigenes Fuhrwerk verwandte, „läßt sich wenigstens vorläufig nichts Besonderes ermitteln" (Kuske S. 1). Dagegen lernen wir durch die Ausführungen des vorliegenden Buches die Beschäftigung, Gliederung, Herkunft und soziale Lage jener von der Stadt angestellten oder wenigstens zugelassenen städtischen Arbeiter genau kennen.

Mit Recht hat der Verf. die Darstellung der einschlägigen Verwaltungseinrichtungen auf die gesamte Zeit bis zum Untergange der städtischen Selbständigkeit erstreckt. Denn die Regelung des Verkehrs durch die Obrigkeit und die daraus hervorgehenden Rechtseinrichtungen der Transportarbeiter haben

sich vom 14. Jahrhundert bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit in der Hauptsache unverändert erhalten, und nicht selten werfen in diesen Beziehungen neuzeitliche Nachrichten überraschendes Licht auf Mitteilungen älterer Quellen. Hier zeigt sich so recht die Wahrheit der Behauptung Sohms, daß in der deutschen Rechtsgeschichte „das Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts“ dauerte.

Dagegen haben sich seit dem 13. und noch mehr seit dem 17. Jahrhundert auf wirtschaftlichem Gebiete große Veränderungen vollzogen. Dies tritt besonders im 3. Kapitel: „Die sozialen Grundlagen und die Herkunft der Arbeiterschaft“ hervor, das auch die im Titel des Buches erwähnten „Anfänge städtischer Sozialpolitik in Köln“ bespricht. Der Verf. zeigt, daß sich in der niederrheinischen Metropole der Menschenüberschuß weit mehr als die Kultur — richtiger wohl als die Arbeitsteilung und die Technik — entwickelte, und daß deshalb der überwiegende Teil der Bevölkerung in Pauperismus verfiel. Ausführlich werden die wichtigsten Ursachen dieser Erscheinung besprochen, namentlich die Tatsache, daß Köln, als eine Art von selbständigem Staatswesen ohne größeres Gebiet, außerordentlich unter der Handelspolitik seiner Nachbarn litt, und die Verhinderung des Aufkommens der kapitalistischen Wirtschaftsformen, welche größeren Menschenmengen hätten Arbeit gewähren können, durch religiöse Intoleranz und Zunftgeist. Als Maßnahmen, welche die Stadtverwaltung von Köln traf, um der ärmeren Bevölkerung Tätigkeit und Brot zu verschaffen, behandelt unser Autor die Gründung von Zwangsarbeitshäusern, womit man in Köln 1636 begann, die Zulassung sämtlicher Bürger zu Kleinhandel, Weinausschank und Branntweinbrennerei, sowie die Freihaltung der Tabakindustrie von zünftlerischen Beschränkungen.

Interessant und anregend sind die allgemeinen Bemerkungen über die Moral des mittelalterlichen Kaufmanns, die nach Kuske „recht beachtliche Lücken aufwies“ (S. 56), und über den in Köln schon im 14. Jahrhundert und noch mehr später fehlenden „goldenen Boden des Handwerks“ (S. 80, 81). „Wenn im Mittelalter einzelne Kölner Handwerker wohlhabend und sogar reich wurden“, beruhte das nach dem Verf. „nicht auf ihrer Tätigkeit in der Werkstatt, sondern darauf, daß sie beim Absatz ihrer kleinen gewerblichen Überschüsse auf den auswärtigen Märkten in den allgemeinen Waren- und Geldhandel hineinwuchsen, auf diesen das Schwergewicht ihrer Arbeit verlegten und nur nebenher noch ihre gewerblichen Betriebe beibehielten“ (S. 81, 82). Für die Geschichte der Frauenarbeit beachtenswert sind die Mitteilungen über die vom Rate im 18. Jahrhundert angestellten „Butterträgerinnen“ (S. 67) und „Kannenträgerinnen“ für Mineralwasser (S. 53), für die Organisation des Handels die Beibehaltung förmlicher Handelskarawanen bis ins 18. Jahrhundert

(S. 71, 72) und für das neuerdings von Hoeniger untersuchte Problem der Einwirkung des 30jährigen Krieges auf die deutsche Kultur die Entwicklung der Kinderaussetzungen „zu einer Kalamität", gegen die sich damals die Stadt durch besondere Verordnungen wehren mußte (S. 75). Für die Geschichte des Handelsrechts kommt die Tatsache in Betracht, daß, entsprechend den Verhältnissen bei manchen modernen Verkehrsmitteln, im reichsstädtischen Köln die „Schröder", welche mit dem Monopol des Weintransports privilegiert waren, die Gefahr auch unverschuldeter Beschädigung der Ware trugen (S. 26; anders bei den Kannenzählern S. 53). Endlich sei hier nur noch auf die wertvollen Ausführungen über Entstehung und Geschichte des Kölner Stapels (S. 5 u. 33—36) verwiesen, die der Verf. in der in Aussicht gestellten Veröffentlichung, die ich schon erwähnte, noch ausführlicher darstellen will.

Berlin. Carl Koehne.

42.

Jürgens, Adolf, Zur Schleswig-Holsteinischen Handelsgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. (Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte. Im Auftrage des Hansischen Geschichtsvereins hrsg. von Dietrich Schäfer. Bd. VIII.) 8°. XVI u. 316 S. Berlin, Karl Curtius, 1914. M. 9.—.

Die auf Grund des reichhaltigen gedruckten Stoffes und unter Benutzung der im Staatsarchive zu Schleswig und in den Archiven zu Lübeck, Hamburg, Rendsburg, Husum und Kiel vorhandenen Akten hergestellte Arbeit behandelt im wesentlichen den Zeitraum vom Speirer Frieden (1544) bis zur Beendigung des Krieges in Niedersachsen (1627). Nach einigen einleitenden Kapiteln über die damalige politische Lage, die in Betracht kommenden Ausfuhrwaren und die den Handel ausübenden Personen und Körperschaften, wird eingehend der Umfang dargestellt, in dem die einzelnen schleswig-holsteinischen Städte an der Seeschiffahrt beteiligt waren. Hieran schließt sich in den beiden folgenden Abschnitten die Darstellung des Transithandels von Osten nach Westen und von Norden nach Süden, wobei auch der vielfachen, aber stets nur im geringen Umfange verwirklichten Pläne gedacht wird, durch die Anlage von Kanälen den schwierigen und wegen des erforderlichen Umladens sehr kostspieligen Landtransport zu ersparen (S. 135 ff.). Den Hauptteil des Werkes nimmt die Beschreibung des „Verhältnisses zu den einzelnen Ländern" ein (S. 166—258): nämlich die der handelspolitischen Beziehungen der schleswig-holsteinischen Gebiete und einzelnen Städte zum Auslande. In einem Anhange (S. 259—298) werden einzelne wichtigere Archivalien abgedruckt, und den Schluß bildet ein ausführliches, sorgfältig gearbeitetes Orts- und Personenverzeichnis.

Wer mit den politischen Verhältnissen Schleswig-Holsteins im 16. und 17. Jahrhundert vertraut ist, wird die ungemein große Schwierigkeit zugeben müssen, eine Handelsgeschichte dieses Gebietes in diesem Zeitraume zu geben. Königliche und herzogliche Gebiete, zum Teil in Abhängigkeit vom Deutschen Reiche, hier und da durchsetzt von Gebieten, die politisch nicht zu Schleswig-Holstein gehörten, bildeten keine wirtschaftliche Einheit. Es hätte sich daher empfohlen, die Handelsgeschichte von Flensburg, Kiel und Husum zu geben; das hätte eine vortreffliche Ergänzung zu einer Handelsgeschichte von Lübeck und von Hamburg gebildet, die nicht politisch, aber doch tatsächlich die Verkehrsmittelpunkte von Schleswig-Holstein gewesen sind. Dem Verf. ist es daher auch nicht gelungen, der Schwierigkeiten, die sich aus dieser Wahl seines Themas ergaben, überall Herr zu werden. Wenn er in seinem Hauptabschnitte „Das Verhältnis zu den einzelnen Ländern“ diese Länder in 11 Unterabteilungen behandelt, so versteht man nicht, wie hier Hamburg und Lübeck (1), dann Deutschland (2), Bremen und Nordwestdeutschland (5), Emden und Ostfriesland (6) und endlich die deutsche Ostseeküste (11) als verschiedene Ländergebiete aufgeführt werden können. Diese unglückliche Disposition erklärt sich nur aus der unglücklichen Wahl des Themas.

Der Verf. bietet eine ganze Reihe einzelner vortrefflich ausgeführter und auf Grund mannigfach erweiterten Stoffes ausgeführter Skizzen zur Handelsgeschichte Schleswig-Holsteins, die jedem Forscher auf diesem Gebiete Anregung und mannigfache Belehrung bieten werden. Soweit die Schwierigkeiten, die ihm das gewählte Thema entgegensetzten, überhaupt zu überwinden waren, hat er sie zu überwinden verstanden und eine sehr verdienstliche Arbeit geschaffen.

Berlin. Friedrich Holtze.

43.

Hubrich, Eduard, Deutsches Verfassungsrecht in geschichtlicher Entwickelung. 2. Aufl. („Aus Natur u. Geisteswelt“. 80. Bändchen.) Kl. 8°. 152 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1913. M. 1.—, geb. M. 1.25.

Der Verf. gliedert seinen Stoff in 14 Abschnitte: 1. Die altgermanische Verfassung. Das regnum Francorum. Das regnum Teutonicum; 2. Die Zersetzung des regnum Teutonicum; 3. Kaiser und Reich. Landesherr und Landstände; 4. Brandenburg-Preußen als absolute Monarchie; 5. Das Erwachen des modernen Konstitutionalismus; 6. Grundlagen und Anfänge des Konstitutionalismus in Deutschland; 7. Die Hemmung der konstitutionellen Bewegung in Deutschland. Die Anfänge der konstitutionellen Idee in Preußen; 8. Die deutsche Einheitsbewegung von 1848; 9. Die Unionsversuche Preußens. Der reaktivierte

Bundestag; 10. Die ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV.; 11. Die Entstehung der preußischen Verfassung; 12. Der Norddeutsche Bund und das neue Reich; 13. Preußen als konstitutionelle Monarchie; 14. Grundzüge des partikulär-deutschen Verfassungsrechts.

Die Schrift wird ihrem Zweck, weiteren Kreisen Aufklärung und Verständnis für das Verfassungsleben der Gegenwart auf geschichtlicher Grundlage zu bringen, in hohem Maße gerecht. Die Darstellung ist schlicht und leicht lesbar. Die eingehende Behandlung des 19. Jahrhunderts, die fast zwei Drittel des ganzen füllt, kann auch dem Fachmann, dessen Spezialgebiet in anderer Zeit liegt, zur raschen Orientierung nützlich werden. Auch die Entwicklung in Preußen wird ansprechend und anschaulich herausgearbeitet, der Gang der Dinge in den anderen Bundesstaaten freilich nur eben gestreift. Von einem „entschiedenen Übergewicht der Krone" gegenüber dem ständischen Korpus kann man in Mecklenburg kaum sprechen, und auch die Einheitlichkeit des monarchischen Staatswesens dort bedarf manchen Vorbehalts, auch mit Rücksicht auf die ganz einzigartige Stellung des Fürstentums Ratzeburg. Dagegen wäre die Gemeinsamkeit des ständischen Landtags für beide Großherzogtümer hier S. 151 hervorzuheben gewesen. — Aus dem Mittelalter werden mehr nur Einleitungsweise (auf 26 Seiten) die Hauptzüge hervorgehoben. Das Bild ist so notwendig überstark vereinfacht und nicht ohne erhebliche Verzeichnungen; auch die Terminologie ermangelt öfter der rechten Schärfe. Das ursprüngliche Nebeneinander von Wahl und Erblichkeit im deutschen Königtum und die Beseitigung des „Geblütsrechtes" durch die Fürstenrevolution unter den letzten Saliern, die 1077 ihren Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden in der ersten deutschen Wahlkapitulation zur Anerkennung des freien Wahlrechtes zwang und diesen Grundsatz nach dem Aussterben der Salier 1125 durch den Einfluß Adalberts von Mainz bei der Erhebung Lothars von Supplinburg allgemein durchsetzte, kommt S. 5 nicht zur Geltung. Ganz verzeichnet ist S. 10 die Entwicklung unter den Staufern und besonders die Lage des Reiches unter Friedrich I. Der Kongreß von Venedig 1177 war kein Triumph der Kirche über das Reich; obwohl Friedrich den so lange von ihm bekämpften Papst anerkannte, hat die Herstellung des Friedens die Stellung des Kaisers nach innen wie nach außen gewaltig gestärkt, und niemals seit Gregor VII. war das Papsttum so bedeutungslos neben dem Kaisertum, wie in den nächsten 20 Jahren bis zum Tode Heinrichs VI. — Von einer „Felonie" Heinrichs des Löwen sollte zumal in einer verfassungsgeschichtlichen Arbeit nicht gesprochen werden, da eine rechtliche Verpflichtung des Herzogs zur Waffenhilfe 1176 nicht bestand. S. 18 und sonst wäre besser von der „römischen" statt von der „deutschen Kaiserwürde" zu sprechen. — Die Übertragung weitgehender Befugnisse über die Kirchen ihres Landes

an die einzelnen Fürsten seitens des Papstes ist nicht eine Folge der Reformation, sondern im stärksten Maße schon 100 Jahre früher geschehen (vgl. besonders die Konkordate von 1447 und 1448), und schon von Herzog Rudolf IV. von Österreich († 1365) wird der Ausspruch berichtet: „In meinem Lande will ich Papst, Erzbischof, Bischof, Archidiakon, Dekan sein“ (Werminghoff, Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter, 2. Aufl., S. 89). — Die Form „Hansa“ statt des echten, richtigen „Hanse“ scheint unausrottbar zu sein.

Wie bei anderen Bändchen dieser Sammlung, so ist auch bei diesem lebhaft zu bedauern, daß so gut wie keine Verweisungen auf die Literatur gegeben werden. Eine knappe Auswahl einzelner Hauptwerke (weniger zusammenfassender Handbücher, als des Wichtigsten aus der eigentlichen Forschung) würde gerade dem Zweck allgemeiner Belehrung ferner Stehender hervorragend dienen.

Berlin-Steglitz. A. Hofmeister.

44.

Kirchengeschichtliches Lesebuch, hrsg. von Prof. Dr. H. Rinn und Pfarrer Lic. J. Jüngst. Große Ausgabe. 3., vermehrte u. verbesserte Auflage. Lex. 8°. XV u. 430 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1915. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Man wird diese Sammlung vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nur mit dem größten Bedenken gelten lassen, obwohl sie schon in dritter Auflage vorliegt. Die kleine Ausgabe, bestimmt für den Schulgebrauch, ist vortrefflich und wohlbekannt. Für wen ist denn diese große Ausgabe bestimmt? Für Laien? Ich möchte wohl wissen, wieviele solch ein Werk in die Hand nehmen! Also für Studierende und Studierte. Ich gebe zu, aus eigener Erfahrung, daß der Lehrer, auch der akademisch gebildete, aus Bequemlichkeit gern zur Übersetzung greift. Dem Pfarrer wird es nicht anders gehen. Ob dieser Bequemlichkeit Vorschub zu leisten ist, darf billig bezweifelt werden. Der Volksschullehrer wird vermutlich mit dem, was die Schülerausgabe bietet, zufrieden sein. Die meisten Benutzer aber wird das Buch bei Studenten finden. Ihnen auf diese Weise die Arbeit erleichtern, heißt sie zur Oberflächlichkeit erziehen. Es muß von dem Historiker und Theologen verlangt werden, daß er seine Quellen im Urtext liest. Aber nicht nur die lateinischen und griechischen Stücke sind übersetzt, sondern sogar Luther ist „verdeutscht“ worden! Einzig Walther von der Vogelweide und Hans Sachs sind diesem Schicksal entgangen.

Aber auch von diesem grundsätzlichen Einwand abgesehen wird man Bedenken äußern müssen. Mit dem Pietismus beginnt „die neue Zeit“. Das ist für den Theologen und Historiker gleich überraschend. Den Investiturstreit als „Kampf um die

Selbständigkeit der Kirche“ zu bezeichnen, ist mindestens einseitig. Von der Bedeutung der sogenannten Hirschauer Reform für die Stellung des Papsttums in Deutschland erfährt man kein Wort. Eine einzige Urkunde aus Hirschau oder Schaffhausen aus dem Ende des 11. Jahrhunderts hätte dem abgeholfen. Die kurze Stelle über Cluny sagt so gut wie nichts. Überhaupt ist die Stellungnahme der deutschen Kirche im Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum völlig vernachlässigt worden. Von den deutschen Mystikern kommen nur Tauler und die Theologia deutsch kurz zu Wort. Eckhart und Seuse fehlen. Sind sie wirklich weniger bedeutend?

Doch genug der Einwände. Ich freue mich um so mehr, einige Abschnitte als besonders gelungen hervorheben zu können. Dahin rechne ich die treffliche Auswahl aus Augustin und vor allem fast den ganzen letzten Teil vom Aufklärungszeitalter an. Diese Abschnitte werden jedem Benutzer die besten Dienste leisten.

Den Verfassern bleibt also das Verdienst, ein sehr bequemes Lesebuch geschaffen zu haben. Ob dieser Ruhm sehr fein ist, darüber kann man verschieden denken.

Berlin-Dahlem. Gerhard Bonwetsch.

45.

Lea, Henry Charles, Geschichte der spanischen Inquisition, deutsch bearbeitet von Prosper Müllendorff. 2. Band. Lex. 8°. VIII u. 501 S. Leipzig, Dyksche Buchhandlung, 1912. M. 15.—, geb. in Hfrbd. M. 17.50.

Nachdem im 1. Bande (vgl. „Mitteilungen“ XLI, 204 ff.) die geschichtliche Entwicklung und Organisation der spanischen Inquisition eingehend geschildert ist, beschäftigt sich der 2. Band mit der Tätigkeit dieser geistlichen Gerichtsbehörde.

Das 5. Buch behandelt die Einnahmen, aus denen sie ihren und ihrer Organe Unterhalt bestritt. Hier sind vor allem die Gütereinziehung und die Geldstrafen zu nennen, die der Verf. eingehend charakterisiert. Weiter aber suchte die Inquisition auch dadurch ihre finanzielle Lage zu verbessern, daß sie ihren Beamten Pfründen übertragen und sie gleichzeitig ihrer Residenzpflicht entbinden ließ, so daß sie aus anderer Quelle ihren Unterhalt erhielten, aber dennoch ganz den geistlichen Gerichten verpflichtet waren. Trotz aller Einnahmen hat die Inquisition doch oft genug an Geldmangel gelitten, und daran war die ungenügende Finanzverwaltung schuld.

Das 6. Buch beschreibt die Rechtspflege, deren sich die Inquisition bediente. Die Fülle des hier Mitgeteilten, das sich in solcher Gründlichkeit schwerlich anderswo zusammengestellt findet, wird besonders die heutigen Vertreter des Rechts interessieren, zeigt uns aber allgemein, zu welchen Mitteln und An-

ordnungen man greifen mußte, um den grausamen Zweck der Inquisitionstribunale zu erreichen. Bedenklich war die Praxis, die man mit dem sog. Gnadenedikt übte. Direkt verwerflich aber ist die geheime Haft und die Anwendung der Folter zu nennen. Daß letztere in reichlichem Maße in Anwendung kam, wird uns nicht wundernehmen, da es den geistlichen Richtern darauf ankam, möglichst viele und eingehende Geständnisse zu erpressen. Der Prozeß war nur formell in ein regelrechtes Verfahren eingekleidet; im übrigen war das Urteil meist im voraus schon gesprochen. Moralisch und juristisch hält die Rechtspflege der Inquisition der Kritik nicht Stand.

Das 7. Buch zählt die Strafen auf, die verhängt werden konnten. Es gab solche von allen Abstufungen; die höchste war die Verbrennung auf dem Scheiterhaufen, welche die sog. Auto de fe sogar zu einem öffentlichen Schauspiel gemacht haben. Wenn auch nicht alles in der Allgemeinheit und Schärfe, mit der man gewöhnlich die Strafverhängung unter der Inquisition behandelt, aufrecht erhalten werden kann, bleibt noch genug des Entwürdigenden übrig.

Das 8. Buch endlich ergeht sich ausführlich über das Feld der Inquisitionstätigkeit. Juden, Moriscos und Protestanten sind Objekt derselben. Was letztere betrifft, so darf man die Protestantenbewegung in Spanien — das ist eine wichtige Feststellung — nicht übertreiben. Spanien war an sich kein Land, in dem die neue Lehre leicht Fuß fassen konnte, und infolgedessen hatte es von ihr auch nicht sehr zu fürchten. Daß die Inquisition indessen hierbei nicht minder grausam und erfolgreich arbeitete, ist ja richtig, so daß die spanische Inquisition in der Geschichte des Protestantismus immer ein trauriges Kapitel bilden wird.

Mülhausen i. E. Emil Herr.

46.

Giesau, Hermann, Eine deutsche Bauhütte aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Studien zur Geschichte der Frühgotik in Sachsen und Thüringen. Mit 22 Tafeln. (Studien zur thüringisch-sächsischen Kunstgeschichte. Herausg. vom Thüringisch-Sächs. Geschichtsverein. 1. Heft.) Gr. 8⁰. XIII u. 92 S. Halle a. d. S., Gebauer-Schwetschke, 1912. M. 6.—.

Die vor einigen Jahren durch den hallischen Universitätsprofessor Dr. K. Heldmann planvoll und tatkräftig eingeleitete Um- und Ausgestaltung des Thüringisch-Sächsischen Geschichtsvereins zu einem Geschichtsverein für die ganze Provinz Sachsen hat jetzt ihren Abschluß erhalten. Dem wissenschaftlichen Hauptorgan des Vereins, der „Thüringisch-Sächsischen Zeitschrift für Geschichte und Kunst“, dienen als Ergänzungen die „Forschungen zur thüringisch-sächsischen Geschichte“ und die „Studien zur thüringisch-sächsischen Kunstgeschichte“, beide

gedacht als Sammlungen wissenschaftlicher Monographien von größerem Umfang und in sich geschlossenem Charakter. Von der Zeitschrift sind bereits zwei Bände, von den Forschungen vier Hefte erschienen; die Studien beginnen jetzt ihre Reihe recht erfolgverheißend mit der vorliegenden feinsinnig geschriebenen und vortrefflich ausgestatteten Arbeit von Giesau, einem Schüler Adolph Goldschmidts.

Nicht die erstrebenswerte geschichtliche Darstellung der ganzen künstlerischen Bewegung der Zeit in Sachsen gibt G., sondern er beschränkt sich bewußt auf eine kritische Betrachtung des Anteils, den die durch Schwaben und Franken vermittelte burgundische Frühgotik an dem künstlerischen Leben im Anfange des 13. Jahrhunderts in Sachsen hat. Er kommt dabei zu dem wichtigen Ergebnis, daß nicht der Magdeburger Dom, sondern die nur als Ruine erhaltene und darum bisher wenig beachtete Klosterkirche von Walkenried den ersten Platz in der Geschichte der frühgotischen Architektur Sachsen-Thüringens einnimmt.

Durch eingehende Vergleichung der Anlage wie der Einzelheiten in der Ausführung stellt G. enge Zusammenhänge Walkenrieds mit Maulbronn und Ebrach fest, die ihrerseits in burgundischen Bauten (Pontigny) Vorbilder haben. Aus der starken Übereinstimmung zwischen Maulbronn und Walkenried darf G. schließen, daß der Maulbronner Architekt mit der gesamten Bauhütte nach Walkenried übersiedelt ist. Es wird dann im einzelnen gezeigt, daß ein starker Einfluß von Walkenried auf die Gestaltung des Halberstädter wie Magdeburger Domes stattgefunden hat, und mehr andeutungsweise bemerkt, daß eine Reihe anderer, besonders thüringischer Kirchenbauten Spuren dieses Einflusses zeigen. G. versäumt es nicht, durch historische Nachweise seine Behauptungen zu erhärten. — Die der Arbeit beigegebenen 22 Tafeln bringen in ausgezeichneter Wiedergabe zahlreiche Profilzeichnungen, Grundrisse und Querschnitte, architektonische und ornamentale Einzelheiten.

Merseburg. Fr. Wilhelm Taube.

47.

Behne, Adolf, Der Inkrustationsstil in Toscana. Gr. 8°. 189 S. Diss. Berlin, Emil Ebering, 1912.

Die Ergebnisse dieser Dissertation, die mit großer Sorgfalt wichtige kunsthistorische Ergebnisse zutage fördert, vor allem die Bedeutung des Doms von Pisa für die Baugeschichte Toscanas, liegen zum größten Teil außerhalb des Rahmens der in den „Mitteilungen“ zu besprechenden Literatur. Hervorgehoben aber sei, daß die Stiluntersuchungen zahlreiche wertvolle Ergebnisse für die Datierung der Bauten bezw. Umbauten liefern, und daß in der kunsthistorischen Entwicklung sich vielfach dieselben Einflüsse geltend machen wie in der

geistesgeschichtlichen. Im übrigen müssen wir uns hier damit begnügen, die Freunde italienischer Kunstgeschichte auf die interessante und fleißige Arbeit hinzuweisen.

Berlin-Steglitz, z. Z. im Feld. F. Schillmann.

48.

Geographische Zeitschrift, hrsg. von Prof. Dr. Alfred Hettner. 20. Jahrgang, 12. Heft; 21. Jahrgang, 4. Heft. Gr. 8°. Je 64 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1914 u. 1915. Halbjährlich M. 10.—.

Zu denen, die heute in erster Linie berufen erscheinen, die politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge der großen Zeitereignisse aufzudecken und zu erklären, gehören zweifellos die Geographen. Aus dieser Erwägung heraus hat sich der Leiter der bisher als Fachzeitschrift wohlbekannten Geographischen Zeitschrift im Einverständnis mit dem Verlag entschlossen, sein Blatt während der Dauer des Kriegs in den Dienst einer wissenschaftlich begründeten und vorurteilsfreien Darstellung der natürlichen und politischen Voraussetzungen des Wesens und der Ziele des großen Krieges zu stellen. So enthalten die zur Probe übersandten beiden Hefte eine Reihe von „Kriegsaufsätzen", die in erster Linie nicht für Fachgeographen, sondern vielmehr für gebildete Leser bestimmt sind, die ein nüchternes, ruhig abwägendes Urteil zu würdigen verstehen. Die Aufsätze über Kiautschau (von Dr. Heinrich Schmitthenner in Heidelberg), den polnischen Kriegsschauplatz (von Prof. Dr. Joseph Partsch in Leipzig), Serbien und den serbischen Kriegsschauplatz (von Prof. Dr. Norbert Krebs in Wien), den karpathischen Kriegsschauplatz (von Prof. Dr. Joseph Partsch in Leipzig), zum Kampf um die Meerengen (von Prof. Friedrich Braun in Graudenz) und über den südafrikanischen Bundesstaat und Deutsch-Südwestafrika (von Prof. Dr. Carl Uhlig in Tübingen) sind nicht nur allgemeiner Beachtung wert, sondern auch vor allem geeignet, das geschichtliche Verständnis für einzelne, auf räumlich weit auseinander liegenden Kriegsschauplätzen sich abspielende Kämpfe zu wecken und zu vertiefen.

Berlin-Grunewald. A. Koernicke.

49.

Chamberlain, Houston Stewart, Neue Kriegsaufsätze. 8°. 102 S. München, F. Bruckmann, 1915. M. 1.—.

Drei Aufsätze sind in diesem Heft vereinigt. Der erste kennzeichnet aus reicher persönlicher Erfahrung heraus die „Grundstimmungen in England und Frankreich", der letzte sucht die grundsätzlichen Vorbedingungen für einen wahrhaft „deutschen Frieden" auf. Der mittlere faßt kühn ein gewaltiges Problem

an: „Wer hat den Krieg verschuldet?" Er greift auf historisches Gebiet über, mit ihm allein haben wir uns an dieser Stelle zu beschäftigen. Chamberlains Art, die Dinge zu sehen, ist bekannt. Er beansprucht nicht, als zünftiger Historiker zu gelten. In der Tat wird man kaum ein Lächeln unterdrücken können, wenn er mit ehrlichem Entsetzen redet von dem unentwirrbaren Durcheinander der Depeschen, die bei Kriegsausbruch gewechselt, und von den verschiedenfarbigen Büchern, die von den einzelnen Regierungen zusammengestellt wurden. Aber der ehrliche Leser wird sich bald sehr ernsthaft gestehen müssen, daß hier in scheinbarer Unwissenschaftlichkeit vielleicht mehr historische Intuition im Rankeschen Sinne verborgen ist, als mancher unserer angesehensten Historiker in der gleichen Frage gezeigt hat. Ich möchte jedem, der sich wissenschaftlich mit diesem Problem beschäftigt, dringend raten, einmal zu diesem Aufsatz zu greifen. Zusammenhänge und tiefste Ursachen werden ihm da klarer werden, als noch so gewissenhafte kritische Forschung allein sie aufzudecken vermag.

Berlin-Dahlem. G. Bonwetsch.

50.

Unus, Walther, England als Henker Frankreichs. Ein Kampf um die Weltherrschaft und sein Ende. Mit 25 Textbildern. Gr. 8°. 47 S. Braunschweig, George Westermann, 1915. Geh. M. 1.—.

Als einer meiner Söhne Tertianer war, schrieb der joviale Direktor unter seinen Aufsatz: „Das beste an der Arbeit ist das" (mit kecken Strichen geschickt gezeichnete) „Männchen auf dem Löschblatt." So sind auch hier das weitaus beste an dem Hefte die 25 eingedruckten Karikaturen von Henri Martin, A. Willette, Charles Vernier, Caran d'Ache usw., meist aus französischen Witzblättern. Der Text ist leider etwas steif, unklar und hölzern, so daß der beabsichtigte Eindruck nicht erreicht wird. Das beigebrachte Material würde ganz anders wirken können, wenn eine geschicktere Hand es bearbeitet hätte.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

Berichtigungen zum vorigen Bande.

Seite 302, Zeile 1 und 3 von oben: statt Strähl lies Ströhl.
Seite 302, Zeile 4 von oben: statt Ilp lies Ilg.
Seite 302, Zeile 8 von oben: statt Jarkovič lies Jurkovič.

51.

Forschungen zur Entstehung des Weltkriegs.

Von Richard Sternfeld.

Darf man schon jetzt über die Entstehung des Weltkrieges ein geschichtliches Urteil abgeben? Gewiß, wenn das mit der nötigen Beschränkung geschieht. Drei konzentrische Kreise der Geschehnisse lassen sich unterscheiden. Erstens der äußerste, der die Ursachen enthält. Über sie haben wir bereits eine lange Reihe von Nachrichten: es handelt sich um die Stellung der großen Mächte seit 1871 oder seit 1890 — wie man will —, um ihre Bünde und Gegensätze. Zweitens der mittlere, der die Gründe des großen Krieges einschließt. Sie sind uns noch großenteils unerkennbar; erst die Zukunft wird hier manchen Schleier lüften, manches fehlende Glied ergänzen. Drittens, der innerste: die Veranlassung. Diese kann schon jetzt besser festgestellt werden, als manche zu früheren Kriegen, weil wir noch niemals ein so reiches Material an Blaubüchern und anderen Veröffentlichungen hatten.

Nun weiß jedermann, welche Bedenken man gegen Blaubücher haben muß. Und auch die vorliegenden sind voll von verdächtigen Stellen, von Auslassungen, von Umstellungen und Fälschungen. Dazu kommt, wie Oncken hervorhebt, alles das, was nicht in Worten des Berichts sich ausdrücken läßt, das „unsichtbare Fortschreiten der Dinge“ und fügen wir hinzu, die ganze Fülle von Unterredungen und Beratungen der Diplomaten mit anderen maßgebenden Personen und Kreisen, von denen uns hier nichts bekannt gemacht wird.

Aber andererseits hat Bergsträßer sehr gut dargelegt, daß die große Zahl der Blaubücher aus beiden Lagern ein ziemlich vollständiges Bild der äußeren Vorgänge in den 13 Tagen des Kriegsausbruchs geben, daß sie sich ergänzen, berichtigen und widerlegen und daß die historische Kritik Mittel hat, unabsichtliche und absichtliche Fehler und Trübungen festzustellen. Man kann daher sagen, daß der Kriegsausbruch (nicht seine Gründe) schon heute einigermaßen genau festzustellen ist.

Dazu kommt aber noch eine innerliche Klarheit dieser Vorgänge vom 23. Juli bis zum 4. August. Man kann doch sagen, daß die Großmächte von Anfang an so feste Standpunkte eingenommen haben, daß trotz aller Verhandlungen keine davon abging; ein Beweis, wie wichtig die Gründe dafür gewesen sein müssen. Österreich besteht darauf, daß Serbien jede Forderung seiner befristeten Note (des sogenannten Ultimatum vom 23. Juli)

binnen zwei Tagen annimmt; **Rußland** tritt für Serbien ein und bezeichnet die Bewilligung dieser Forderung als Verletzung der Souveränität Serbiens, auch dann, als Österreich verspricht, Serbiens Landbesitz nicht zu schmälern; **Frankreich** kann sich dem Zusammengehen mit Rußland nicht versagen (obschon, wie Helfferich meint, Bergsträßer aber leugnet, es erst dann seine Hilfe fest zusagt, als es auf den Schutz Englands hoffen darf); **Deutschland** besteht darauf, daß der Zwist zwischen Österreich und Serbien „lokalisiert" und nicht durch das Eingreifen anderer Mächte „kompliziert" wird; **Italien** will die Bedingungen des Dreibunds so auslegen, daß es wohlwollend neutral bleiben kann; **England** will sich ruhig verhalten, so lange jener Zwist sich lokalisieren läßt, aber nicht neutral bleiben, wenn Deutschland und Frankreich hineingezogen werden; es glaubt die Hände frei zu haben und ist doch durch frühere Abmachungen gebunden.

Hieraus geht schon hervor — was sich dem Historiker von selbst versteht —, daß alles, was in den 13 Tagen sich abspielt, an frühere Bindungen der Großmächte anknüpft, und daß dieser Kriegsausbruch nicht zu verstehen ist, wenn man nicht auf Schritt und Tritt Früheres in Betracht zieht, dessen Folgen diese letzten Vorgänge sind. Es ist nicht immer böser Wille und Abneigung, wenn harmlose Gemüter, besonders bei den Neutralen, aus dem Studium der gefärbten, zurechtgemachten und gefälschten Blaubücher die Schuld der Zentralmächte am Kriege herauslesen; sie sind nicht geschult genug, Kritik zu üben, das Entscheidende zu erfassen und die Vorgeschichte heranzuziehen, von der aber in jenen nichts zu finden ist.

Dagegen kann man nun die erfreuliche Übereinstimmung fast sämtlicher Forscher feststellen, deren Arbeiten hier genannt werden sollen; abweichend im Kleinen, kommen sie im Großen alle zu denselben Resultaten, nicht nur die Deutschen, sondern auch Schweden und Holländer.

Man kann die Arbeiten, die hier anzuführen wären — es sind gewiß nicht annähernd alle vorhandenen — einteilen: I. in solche, die nur die politischen Verhältnisse bis zum Kriegsausbruch überblicken, II. in solche, die ihre allgemeine politische Übersicht bis zum Kriegsausbruch (4. August) fortführen, III. in solche, die nur die Wochen des Kriegsausbruchs (d. h. vom Attentat von Serajewo bis zum 4. August) behandeln.

I.

Offenbar in allen Dingen der Weltpolitik außerordentlich bewandert ist der Holländer **Valter**[1]). Er ist der einzige, der alles unter den Gesichtspunkt der außereuropäischen Politik stellt. Daher kann man viel von ihm lernen. Er steht ganz auf deutscher

[1]) **Valter**, M. P. C., Neue Beiträge zur Entstehung des Weltkriegs 1914. Aus dem Holländischen. 8°. 183 S. Berlin, Concordia, 1915. M. 2.—.

Seite und geht so weit, zu sagen (S. 73), es wäre für die ganze Welt besser gewesen, wenn Deutschland schon früher dem Friedensstörer Frankreich den Krieg erklärt hätte: besser rechtzeitig hart und streng als friedliebend. Die ganze Schuld aller Verwicklungen wälzt Valter auf England; in den Jahren 1896—98 sieht er den für die Briten glänzenden Umschwung der Dinge. Er zieht auch Amerika heran und meint, daß die Vereinigten Staaten, auf England gestützt, eine neue Aggressiv-Politik befolgen. Er geht auf die belgische Neutralitäts-Frage 1910—11 ausführlich ein und zeigt, wie König Albert damals auf den abschüssigen Weg geriet, der im Frieden die Neutralität brach; er spricht auch über die Versuche, Holland auf die Seite der Westmächte zu ziehen. — Dächten alle seine Landsleute wie der gescheite Verf., es stände besser für uns in Holland.

Der frühere ungarische Minister Andrassy[1]) überblickt die Motive des Weltkriegs; er findet sie in den russischen Balkan-Aspirationen, die er natürlich bis ins kleinste kennt. Er leugnet österreichische Eroberungslust auf dem Balkan; nie hätte der große Andrassy Saloniki begehrt. Die Kapitel-Überschriften: Deutschland und die Türkei, Serbien, Rußland, Frankreich und Japan, England, die diplomatische Aktion Österreich-Ungarns, zeigen den Rundgang, den Andrassy antritt, wobei er Ausblicke in die Vergangenheit und die Zukunft tut. Er kann es nur als Ironie auffassen, wenn die Oxforder Historiker in ihrem Buch „Why we are at war", England und Rußland als Schützer der Schwachen hinstellen. „Die Verantwortung für den Weltkrieg trägt Rußland in erster Reihe, dann aber seine Verbündeten. Wir haben uns nur verteidigt; unser Gewissen ist rein und ruhig." Über Österreichs Ultimatum meint der Verf.: „Wenn wir noch einen Moment länger zögerten, ging unsere Selbstachtung in Stücke, unsere Widerstandskraft und innere Einigkeit. Und wenn uns Deutschland nicht half, wäre es später unter dem Streiche derselben Koalition gefallen, deren Spitze sich ohnehin nicht gegen uns, sondern gegen Deutschland richtete."

II.

Am frühesten war Helmolt[2]) mit seiner Zusammenstellung auf dem Plan. Fleißig hat er alles für ihn Erreichbare herbeigetragen; da aber inzwischen sehr viel neues hinzugekommen, ist seine Arbeit in manchem überholt. Wenn er z. B. (S. 100) den Dreibundvertrag zu paraphieren versucht, so wissen wir heute, nachdem uns im zweiten österreichischen Rotbuch vier Artikel daraus enthüllt sind, daß er sich geirrt hat. Helmolt beginnt

---

[1]) Andrassy, Graf Julius, Wer hat den Krieg verbrochen? 8⁰. 98 S. Leipzig, Hirzel, 1915. M. 1.50.

[2]) Helmolt, Hans F., Die geheime Vorgeschichte des Weltkriegs. Auf Grund urkundlichen Stoffes. Mit 16 Bildnissen. 8⁰. 317 S. Leipzig, K. F. Köhler, 1914. M. 3.—, geb. M. 4.—.

binnen zwei Tagen annimmt; Rußland tritt für Serbien ein und bezeichnet die Bewilligung dieser Forderung als Verletzung der Souveränität Serbiens, auch dann, als Österreich verspricht, Serbiens Landbesitz nicht zu schmälern; Frankreich kann sich dem Zusammengehen mit Rußland nicht versagen (obschon, wie Helfferich meint, Bergsträßer aber leugnet, es erst dann seine Hilfe fest zusagt, als es auf den Schutz Englands hoffen darf); Deutschland besteht darauf, daß der Zwist zwischen Österreich und Serbien „lokalisiert" und nicht durch das Eingreifen anderer Mächte „kompliziert" wird; Italien will die Bedingungen des Dreibunds so auslegen, daß es wohlwollend neutral bleiben kann; England will sich ruhig verhalten, so lange jener Zwist sich lokalisieren läßt, aber nicht neutral bleiben, wenn Deutschland und Frankreich hineingezogen werden; es glaubt die Hände frei zu haben und ist doch durch frühere Abmachungen gebunden.

Hieraus geht schon hervor — was sich dem Historiker von selbst versteht —, daß alles, was in den 13 Tagen sich abspielt, an frühere Bindungen der Großmächte anknüpft, und daß dieser Kriegsausbruch nicht zu verstehen ist, wenn man nicht auf Schritt und Tritt Früheres in Betracht zieht, dessen Folgen diese letzten Vorgänge sind. Es ist nicht immer böser Wille und Abneigung, wenn harmlose Gemüter, besonders bei den Neutralen, aus dem Studium der gefärbten, zurechtgemachten und gefälschten Blaubücher die Schuld der Zentralmächte am Kriege herauslesen; sie sind nicht geschult genug, Kritik zu üben, das Entscheidende zu erfassen und die Vorgeschichte heranzuziehen, von der aber in jenen nichts zu finden ist.

Dagegen kann man nun die erfreuliche Übereinstimmung fast sämtlicher Forscher feststellen, deren Arbeiten hier genannt werden sollen; abweichend im Kleinen, kommen sie im Großen alle zu denselben Resultaten, nicht nur die Deutschen, sondern auch Schweden und Holländer.

Man kann die Arbeiten, die hier anzuführen wären — es sind gewiß nicht annähernd alle vorhandenen — einteilen: I. in solche, die nur die politischen Verhältnisse bis zum Kriegsausbruch überblicken, II. in solche, die ihre allgemeine politische Übersicht bis zum Kriegsausbruch (4. August) fortführen, III. in solche, die nur die Wochen des Kriegsausbruchs (d. h. vom Attentat von Serajewo bis zum 4. August) behandeln.

I.

Offenbar in allen Dingen der Weltpolitik außerordentlich bewandert ist der Holländer Valter[1]). Er ist der einzige, der alles unter den Gesichtspunkt der außereuropäischen Politik stellt. Daher kann man viel von ihm lernen. Er steht ganz auf deutscher

---

[1]) Valter, M. P. C., Neue Beiträge zur Entstehung des Weltkriegs 1914. Aus dem Holländischen. 8°. 183 S. Berlin, Concordia, 1915. M. 2.—.

Seite und geht so weit, zu sagen (S. 73), es wäre für die ganze Welt besser gewesen, wenn Deutschland schon früher dem Friedensstörer Frankreich den Krieg erklärt hätte: besser rechtzeitig hart und streng als friedliebend. Die ganze Schuld aller Verwicklungen wälzt Valter auf England; in den Jahren 1896—98 sieht er den für die Briten glänzenden Umschwung der Dinge. Er zieht auch Amerika heran und meint, daß die Vereinigten Staaten, auf England gestützt, eine neue Aggressiv-Politik befolgen. Er geht auf die belgische Neutralitäts-Frage 1910—11 ausführlich ein und zeigt, wie König Albert damals auf den abschüssigen Weg geriet, der im Frieden die Neutralität brach; er spricht auch über die Versuche, Holland auf die Seite der Westmächte zu ziehen. — Dächten alle seine Landsleute wie der gescheite Verf., es stände besser für uns in Holland.

Der frühere ungarische Minister Andrassy[1]) überblickt die Motive des Weltkriegs; er findet sie in den russischen Balkan-Aspirationen, die er natürlich bis ins kleinste kennt. Er leugnet österreichische Eroberungslust auf dem Balkan; nie hätte der große Andrassy Saloniki begehrt. Die Kapitel-Überschriften: Deutschland und die Türkei, Serbien, Rußland, Frankreich und Japan, England, die diplomatische Aktion Österreich-Ungarns, zeigen den Rundgang, den Andrassy antritt, wobei er Ausblicke in die Vergangenheit und die Zukunft tut. Er kann es nur als Ironie auffassen, wenn die Oxforder Historiker in ihrem Buch „Why we are at war", England und Rußland als Schützer der Schwachen hinstellen. „Die Verantwortung für den Weltkrieg trägt Rußland in erster Reihe, dann aber seine Verbündeten. Wir haben uns nur verteidigt; unser Gewissen ist rein und ruhig." Über Österreichs Ultimatum meint der Verf.: „Wenn wir noch einen Moment länger zögerten, ging unsere Selbstachtung in Stücke, unsere Widerstandskraft und innere Einigkeit. Und wenn uns Deutschland nicht half, wäre es später unter dem Streiche derselben Koalition gefallen, deren Spitze sich ohnehin nicht gegen uns, sondern gegen Deutschland richtete."

II.

Am frühesten war Helmolt[2]) mit seiner Zusammenstellung auf dem Plan. Fleißig hat er alles für ihn Erreichbare herbeigetragen; da aber inzwischen sehr viel neues hinzugekommen, ist seine Arbeit in manchem überholt. Wenn er z. B. (S. 100) den Dreibundvertrag zu paraphieren versucht, so wissen wir heute, nachdem uns im zweiten österreichischen Rotbuch vier Artikel daraus enthüllt sind, daß er sich geirrt hat. Helmolt beginnt

---

[1]) Andrassy, Graf Julius, Wer hat den Krieg verbrochen? 8⁰. 98 S. Leipzig, Hirzel, 1915. M. 1.50.

[2]) Helmolt, Hans F., Die geheime Vorgeschichte des Weltkriegs. Auf Grund urkundlichen Stoffes. Mit 16 Bildnissen. 8⁰. 317 S. Leipzig, K. F. Köhler, 1914. M. 3.—, geb. M. 4.—.

seine Übersicht mit der Krüger-Depesche und führt sie bis Juni 1914. Dann gibt er vom 20. Juli bis 4. August Tag für Tag die Dokumente aus dem Deutschen Weißbuch, dem Britischen Blaubuch und dem Belgischen Graubuch; die russischen, französischen und serbischen Farbbücher fehlten ihm noch.

Steffen[1]) gibt eine Weiterführung seines bekannten trefflichen Werkes „Krieg und Kultur". Da er den Imperialismus für die Ursache des Weltkriegs hält, muß er diesen Begriff erörtern, der „so alt ist wie die Weltgeschichte". Er unterscheidet zehn Imperien in heutiger Zeit, davon zwei (Türkei und China) in Inaktivität. Er untersucht dann den Imperialismus als Gedanke, als Vorbereitung zum Weltkrieg. Mit tiefem Gefühl und bestem Verständnis stellt Steffen dem britischen Imperialismus den berechtigten deutschen gegenüber. Er stimmt mit den übrigen Forschern überein, wenn er sagt: „Grey hätte nur zu erklären brauchen, daß das englisch-französische Abkommen in diesem Falle nicht gelte, und der Krieg wäre auf Österreich und Serbien, oder auf Österreich und Deutschland gegen Rußland und Serbien beschränkt geblieben." Steffen meint, daß auch Frankreich nicht gewagt hätte, das deutsche Angebot der Neutralität abzulehnen, wenn England neutral geblieben wäre.

Luckwaldt[2]) kommt zum selben Resultat: „daß die serbische Verwicklung Grey schreckte; indem er vom Frieden redete, wollte er ihn wirklich erhalten, aber wichtiger war ihm die Erhaltung des Dreiverbands, und er betrachtete die Dinge allererst unter dem Gesichtspunkte der deutschen Gefahr". Luckwaldts Kapitel — Der Revanchegedanke in Frankreich, Rußland, Österreich, Deutschland, England und die deutsche Flotte, die dauernde Kriegsgefahr, Balkankrieg und Weltkrieg — zeigen, wie weit er zurückgreift. Von dem österreichischen Ultimatum sagt Luckwaldt: „Für solche dauernde Beschränkung der Souveränität fehlten alle Vorgänge in der Geschichte, es sei ein Mitverfügungsrecht in Serbien gefordert worden." Das trifft doch nicht zu, da nur Beteiligung an der Untersuchung, nicht am Gericht verlangt wurde. Ob man sich in Berlin einer Täuschung über Rußlands und Englands friedliche Haltung hingegeben (S. 93), scheint mir fraglich. S. 100 unten ist statt „1911" richtig „1912" zu lesen.

Bitterauf[3]) umfaßt den weitesten Zeitraum, indem er 1871 beginnt, dann aber den Ausbruch des Krieges bis zum Eingreifen Italiens weiterführt. Er behandelt 1. das Zeitalter Bismarcks, Dreibund und Entente cordiale, 2. das Zeitalter

---

[1]) Steffen, Gustav F., Weltkrieg und Imperialismus. Spezialpsychologische Dokumente und Beobachtungen vom Weltkrieg. 8°. 254 S. Jena, Eugen Diederichs, 1915, M. 4.50.

[2]) Luckwaldt, Friedrich, Die Vorgeschichte des Krieges. Fünf Vorträge. 8°. 110 S. Danzig, A. W. Kasemann, 1915, M. 1.50.

[3]) Bitterauf, Theodor, Die deutsche Politik und die Entstehung des Krieges. 8°. VII u. 202 S. München, C. H. Beck, 1915. M. 2.80.

Wilhelms II., Deutschland und England, die Tripelentente, 3. Marokko und Balkanproblem, die Koalition gegen Deutschland, dann auf 100 Seiten den Kriegsausbruch. Die Darstellung ist reichhaltig und gut, die Auffassung deckt sich mit der allgemeinen. Auf wichtige, uns noch fehlende Stücke macht Bitterauf (S. 149) aufmerksam: den Meinungsaustausch zwischen Viviani und Cambon vor der Heimkehr Vivianis nach Frankreich (aus Rußland), Aufschlüsse über Cambons Reise nach Paris (aus London), die Instruktionen der auf ihre Posten zurückkehrenden Iswolski, Swerbejew, Schebeko, die Beziehungen des Dreiverbands zu Belgien und Serbien. Die belgischen Gesandtenberichte und das zweite österreichische Rotbuch hat der Verf. noch nicht benutzt. Viele Namen sind ungenau. (Graindl statt Greindl; S. 38 muß es heißen Leroy Beaulieu, S. 148 Ramsay, S. 140 Lichnowsky usw.).

H. Oncken[1]) hat einen der beachtenswertesten Aufsätze über die Ursachen des Krieges geschrieben. Auf 100 Seiten gibt er in fesselnder Darstellung die Vorgeschichte, die bei ihm ganz einleuchtend in die Tage des Kriegsausbruchs einmündet; bei ihm sieht man am besten, wie diese überall zurückgreifen und bedingt sind durch die früheren Verabredungen und Bindungen. Was bei Oncken noch besonders anzieht, ist erstens eine Anzahl von feindlichen Preßstimmen aller Art, die er einwebt, zweitens, wenn man näher blickt, unbenutztes Material, das ihm zur Verfügung stand. So berichtet er, daß Salisbury 1900 an Wilhelm II. mit dem Vorschlag einer Teilung der Türkei herangetreten sei. Manches, was wir jetzt wissen, hat auch Oncken noch nicht gekannt; so die belgischen Gesandtschaftsberichte und die Enthüllung Bethmann-Hollwegs, daß Lichnowsky noch im Juli 1914 bei Grey wegen des englisch-russischen Marine-Abkommens Vorstellungen erhoben hat.

Von Edward VII. urteilt Oncken, daß er, nicht Delcassé, 1904 der Führende war, daß er *diesen* Weltkrieg vielleicht nicht gewollt hat, daß aber ohne sein Eingreifen, ohne seine „weltpolitische Einschnürung" Deutschlands dieser Krieg nicht gekommen wäre. Von Greys Verhalten Ende Juli 1914 urteilt er: „Ob klare Berechnung oder nur mangelhaftes Augenmaß im Verein mit unüberwindlichen Vorurteilen seine Schritte lenkten, wird verschiedene Psychologie sich verschieden auslegen." „Möglich, daß Greys Verfahren auf die Erweckung des Eindrucks einer Bereitschaft zum Losschlagen, nicht auf das Losschlagen selbst zielte".

Keiner hat so klar wie Oncken die „diplomatische Maschinerie der Entente" als treibendes Motiv Greys nachgewiesen; im Resultat stimmt er mit den anderen Forschern überein, nur stellt er Greys Politik schärfer als „innerlich offensiv" hin: „indem er

---

[1]) Oncken, Hermann, Vorgeschichte und Ausbruch des Weltkriegs (= S. 463—564 des Sammelwerks „Deutschland und der Weltkrieg", hrsg. von Hintze, Meinecke, Oncken u. Schumacher. 8°. VI u. 686 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1915, M. 7.—, geb. M. 9.—.).



das System der Friedensgarantien, d. h. der Bindungen Deutschlands durch intime Abkommen mit Offensivkräften, deren Ziel er kannte, dauernd weiter trieb, verstrickte er die Politik seines Landes rettungslos."

Außer einigen Druckfehlern und fehlenden Zitat-Angaben möchte ich noch beanstanden, daß Oncken (S. 553) die Verschärfung des Greyschen Vorschlags in der zweiten Fassung Grey selbst zuschreibt, weil es heißt „à la demande de l'ambassadeur d'Angleterre". Die Sache verhält sich so: Sassonow willfahrte Grey, indem er in seine Formel den Greyschen Vorschlag aufnahm, daß Österreich nach dem Einmarsch in Serbien stehen bleiben solle; dafür verschärfte Sassonow aber den englischen Vorschlag, indem er erstens seine alte Formel beibehielt („daß der österreichisch-serbische Konflikt eine europäische Frage sei"), zweitens die Haltung Rußlands so änderte, daß statt des „cesser ses préparations militaires" jetzt ein „conserver son attitude expectante" versprochen wird. Oncken hat das mißverstanden, wenn er sagt: „Das Eingreifen Englands in die Formulierung muß die schwersten Bedenken gegen die Friedensliebe Englands erwecken." Bergsträßer dagegen wendet sich mit Recht wider diese Auffassung (die auch andere Forscher, wie Zechlin, hatten); aber er hat nun wieder übersehen, daß Sassonow in dem einen Punkt entgegenkommt, daß Österreich in Serbien einrücken und Belgrad einnehmen darf, bevor es Halt macht. Die Sachlage wird klar, wenn man das Orangebuch Nr. 67 mit dem Blaubuch n. 120 vergleicht: hier schreibt Buchanan ganz deutlich, daß Sassonow ihm gesagt, er habe diese neue Formel gefunden, um seine Formel (Blaubuch 97) mit der Greys (Blaubuch 103) zu verschmelzen."

Und noch etwas allgemeines: Oncken spricht in der Einleitung von Ranke, der ihm auch hier Meister sein solle. Aber kann wirklich der Historiker diese Dinge schon so behandeln, wie Ranke Geschichte schrieb? Ich glaube es nicht. In einem gewissen Grade ist auch der deutsche Historiker heute noch Apologet; er kann nicht aus seiner Haut fahren, kann die Dinge nicht sine ira et studio ansehen, kann nicht, wie Ranke, kühl über der Sache schweben und die Politik der großen Mächte in ihren natürlichen und daher berechtigten Gegensätzen abwägen. Wir nehmen für unser Vaterland Partei, aufrichtig von seinem Rechte überzeugt — wann aber hätte Ranke Partei genommen?

III.

Die Schriften Helfferichs[1]) und Bergsträßers[2]) sind diejenigen, welche sich am genausten in die diplomatischen

---

[1]) Helfferich, Karl, Die Entstehung des Weltkrieges im Lichte der Veröffentlichungen der Dreiverbandmächte. 8°. 48 S. Berlin, Stilke, 1915. M. —.30.

[2]) Bergsträßer, Ludwig. Die diplomatischen Kämpfe vor Kriegsausbruch. Eine kritische Studie auf Grund der offiziellen Veröffentlichungen aller beteiligten Staaten. 8°. 104 S. München u. Berlin, R. Oldenbourg, 1915. M. 2.—.

Verhandlungen vor dem Kriegsausbruch vertiefen und durch kritische Untersuchung am meisten die Erkenntnis der Lücken, Widersprüche, Fälschungen und Zustutzungen der Blaubücher unserer Feinde zu fördern geeignet sind.

Unser Schatzsekretär verfährt dabei so, daß er sich das Wichtigste herausgreift, an dem er die Unaufrichtigkeit der gegnerischen Darstellungen beweisen kann, und nun klar und überzeugend die Behauptung widerlegt, daß Deutschland den Krieg herausgefordert habe; er geht nicht chronologisch vorwärts, sondern beginnt mit der Mobilmachung des „Brandstifters" Rußland, um dann nach rückwärts die Fäden zu verfolgen und zu entwirren.

Helfferich beweist unwiderleglich, daß die Behauptung des französischen Gelbbuchs, Deutschland hätte nie etwas getan, den Krieg zu verhindern, Lüge ist, daß dagegen Rußland, sobald es merkte, daß auf deutsches Betreiben Österreich zur Nachgiebigkeit bereit sei, in brutaler Weise durch seine Mobilmachung alle Brücken zum Frieden abbrach. In Bezug auf England ist der Verf. der Meinung, daß es Frankreich gegenüber, besonders durch den Briefaustausch vom November 1912, gebunden gewesen, wenn auch Grey immer behauptet habe, daß Englands Hände frei seien. Ich möchte hinzufügen, daß er natürlich nicht von sich aus allein handelte, auch nicht nur mit Zustimmung des Ministeriums, sondern auch der unionistischen Opposition: sie stärkte ihm den Rücken. Hätte er anders gehandelt, so wäre das Kabinett gestürzt worden, und die Bonar Law und Lansdowne hätten sicher noch schroffer die nie wieder so günstig sich bietende Gelegenheit ausgenutzt, Deutschland anzugreifen. Kein Zweifel, daß in den politischen Dingen, besonders Deutschland gegenüber, das Kabinett schon lange mit der Opposition einig war.

Da Helfferichs Schrift allgemein bekannt ist, brauche ich auf seine Ausführungen nicht weiter einzugehen; nur einige Bemerkungen seien erlaubt.

„Sogar die Erhaltung des russischen Prestiges auf dem Balkan war nach dem von Österreich angebotenen Entgegenkommen keine Sache mehr, die den Appell an die Waffen begründen konnte". Gewiß wird dieser Satz vom deutschen Standpunkte aus richtig sein. Aber müssen wir uns nicht auf den russischen stellen, um die russische Politik zu begreifen? Rußland hat es oft ausgesprochen: auch wenn Österreich-Ungarn verspricht, den Gebietsbestand Serbiens nicht anzutasten, wird ein besiegtes Serbien von der Doppelmonarchie abhängig sein und diese auf dem Balkan Rußlands Prestige verdrängt haben. Rußland sah einen Balkanstaat nach dem andern von russischem Einfluß sich lösen, es konnte fast nur noch auf Serbien zählen; dieses im Stiche lassen und ruhig mit ansehen, daß es besiegt würde, hieß für Rußland: jedem Einfluß auf dem Balkan entsagen. Darum mußten auch die Hoffnungen täuschen, die auf

den Abscheu aller Monarchen gegen die Mörder von Serajewo gesetzt waren (wenn sie überhaupt von praktischen Politikern jemals gehegt wurden): wann sind die großen politischen Interessen der Staaten je von moralischen Sympathien bestimmt worden? Man soll doch die großen Notwendigkeiten nicht verhüllen: war es für Österreich unabweislich, seine „befristete Note“ zu senden, so für Rußland, sich auf Serbiens Seite zu stellen. Tisza hat das schon am 15. Juli ausgesprochen: „ein Staat, der den Krieg nicht als ultima ratio betrachte, könne sich als Staat nicht behaupten.“

Darum ist es auch ermüdend und im Grunde unfruchtbar, immer wieder die Blaubücher zu durchforschen. Hoch über diesen letzten Verhandlungen und über den jeweiligen diplomatischen Trägern der Politik stehen die furchtbaren Notwendigkeiten, deren Erkenntnis auch alle Fragen nach der Schuld einzelner Menschen als töricht erscheinen läßt.

Gehen wir endlich auf Bergsträßers Studie über, so haben wir in ihr das ausführlichste und auch beste, was, in Hinsicht auf Vollständigkeit des Materials und Erforschung der einzelnen Vorgänge von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, bisher geschrieben worden ist. Neues Material, das inzwischen bekannt geworden, wird der Verf. hoffentlich in eine 2. Auflage hineinarbeiten, wobei er manche Namens- und Druckfehler verbessern, den letzten etwas zu kurz geratenen Abschnitt erweitern und die Darstellung öfters klarer gestalten müßte.

Da er das serbische Blaubuch benutzte, gewinnt der Anfang seiner Arbeit eine bessere Grundlage als die vorhergenannten. Zu erwähnen wäre jetzt, daß das letzte Stück der belgischen Gesandtenberichte erweist, daß man am 2. Juli in Berlin bereits die Hauptforderung des drei Wochen später von Wien gestellten Ultimatum — den 5. Artikel — in der Diplomatenwelt kannte: die recherches (nicht enquête) judiciaires. Wie war das möglich, fünf Tage nach dem Attentat? Das führt uns auf die viel erörterte Frage nach der Wahrheit der deutschen Versicherung, daß man in Berlin den Wortlaut des Ultimatum vor der Absendung nicht gekannt habe. Wir haben keine Veranlassung, an dieser oft abgegebenen Erklärung zu zweifeln. Der Grund ist klar: wird man über die energischen Absichten Österreichs nicht im Ungewissen gewesen sein, so wollte man in Berlin absichtlich nichts Genaueres erfahren, um der Wahrheit gemäß später erklären zu können, daß diese Angelegenheit niemand anders angehe, als die Doppelmonarchie und Serbien, und daher von Deutschland nicht beeinflußt worden sei. Dies ist ja bis zum Ende der circulus vitiosus, oder, wenn man man will, der gordische Knoten gewesen.

Nur einiges sei aus Bergsträßers Studien hervorgehoben. Ein wichtiger Punkt, in dem Helfferich und Bergsträßer nicht übereinstimmen, betrifft die Haltung Frankreichs. Helfferich

meint: der französisch-russische Bündnisvertrag (kennt man ihn denn?) verpflichtete Frankreich nicht zu unbedingter Kriegsgefolgschaft; es hätte in doppelter Furcht geschwebt: einerseits Rußland durch mangelnden Kriegseifer zu mißfallen, andererseits in einem Krieg gegen die Zentralmächte mit Rußland allein zu stehen. Daher mußte Frankreich erst der englischen Hilfe sicher sein: am 28. Juli hatte es diese Gewißheit und erst am Abend dieses Tages, nicht früher, habe es Rußland seine vorbehaltlose Waffenhilfe angekündigt. Bergsträßer (S. 65, Anm. 4) widerlegt diese Ansicht. Er meint, daß in Petersburg nie ein Zweifel am Mitgehen Frankreichs bestanden habe. Helfferich übersehe, daß im Orangebuch Nr. 55 stehe: „confirmer l'entière résolution", was eine schon vorher ergangene Erklärung voraussetze. Erst nach der Rückkehr Vivianis von Rußland konnte aber eine formelle abgegeben werden. Diese von Helfferich vermißte Zusicherung der französischen Hilfe finde sich im Erlaß Vivianis an die Botschafter im Gelbbuch Nr. 101. In der Tat kann man daran zweifeln, ob es Frankreich möglich gewesen wäre, neutral zu bleiben, selbst wenn England nicht eingegriffen haben würde; dazu war doch der Bund mit Rußland zu fest, Poincaré zu tief verstrickt in die russenfreundliche Politik, und die Hoffnung auf die russische Armee — deren Bereitschaft man kannte — zu sicher. Es ist nicht anzunehmen, daß Poincaré und Viviani in den Gesprächen mit Sassonow erklärt haben: wir bleiben neutral, wenn uns England nicht hilft; dem widersprechen bestimmte Äußerungen Paléologues (Engl. Blaubuch Nr. 6).

Seit Frankreich die dreijährige Dienstzeit angenommen, war der Krieg nahegerückt: das ist allgemein anerkannt worden. Der Prozeß Jaurès — immer bisher aufgeschoben — wird vielleicht Klarheit bringen. Der neue Militarismus — „cocardière et chauvine", wie der belgische Gesandte Guillaume im Januar 1914 schrieb — hätte eine Bewegung gegen den Krieg an Rußlands Seite nicht aufkommen lassen; und neuerdings wird selbst in Frankreich zugegeben, daß Poincaré eine eigene Politik getrieben habe und Viviani durch die Mobilisierung Rußlands am 31. Juli völlig überrascht gewesen sei. Jaurès verlangte in jenen Tagen stets, daß Frankreich Rußland von übereilten Maßnahmen zurückhielte, aber das zu tun, war Poincaré weder willens noch imstande. — Andererseits sagt auch Bergsträßer, daß bis zum 29. Juli „die französische Politik nach keiner Richtung hin eine klare Stellung einnimmt". Eine Angst vor der Verantwortung hat nicht gefehlt.

In Bezug auf die Haltung Greys ist der Verf. geneigt, diesen, in Hinsicht auf die belgische Neutralität, „für einen glänzenden Meister des diplomatischen Spiels zu halten". Er stimmt aber mit der allgemeinen Ansicht der Forscher überein, daß Grey bis zum 27. Juli eine Vermittlung wirklich angestrebt habe.

Diese Auffassung würde zwar bei vielen Deutschen auf Widerspruch stoßen, die da meinen, daß er von Anfang an auf den Krieg hingearbeitet habe, aber die „Akten sprechen dagegen“. Ja, selbst nach dem 27. bedeutete die englische Aktion zwar eine Wendung gegen Deutschland, aber nicht eine solche, die notwendig zum Kriege führen mußte, „vor allem keine, die zum Kriege hätte führen sollen“. Die entgegengestzte Meinung J. Hallers lehnt Bergsträßer ab.

Daß für alle diese Dinge und ganz besonders für Greys Konferenz-Vorschlag die Rede des deutschen Reichskanzlers vom 19. August 1915 zu vergleichen ist („Die Reichstagsreden des Kanzlers und des Schatzsekretärs“, sieben Reden, Berlin W 8, Carl Heymann, S. 34 f.), braucht wohl nicht bemerkt zu werden. Auf diesem Konferenz-Vorschlag fußen ja zumeist harmlose Lobredner Greys und Tadler Deutschlands; und doch hat Grey selbst geschrieben, daß eine Verhandlung zwischen Österreich und Rußland zunächst der Vierer-Konferenz bei weitem vorzuziehen sei. —

Zum Schlusse sei hervorgehoben, daß Bergsträßer zahlreiche Fälschungen der Blaubücher nachweist oder doch wahrscheinlich macht. Die berühmteste ist ja die, zuerst von der Übersetzerin des Blaubuches Fräulein Dr. phil. Elisabeth Rotten („Die Eiche“, Berlin, Verlag F. Zillesen, 1914, Jahrg. 2, Heft 4, S. IV ff.) entdeckte und jetzt allgemein zugegebene der 3. Anlage von Nr. 105 des Blaubuches. W. Levison hat in der Kölnischen Zeitung (1915, 12. Januar) nachgewiesen, daß Nr. 106 des Gelbbuches dementsprechend ebenfalls gefälscht ist. Es handelt sich um die Behauptung sehr früher Grenzverletzung Frankreichs durch deutsche Truppen. Zwar gibt Bergsträßer (S. 79, Anm. 2) eine scharfsinnige Erklärung, die von der Levison'schen abweicht, aber in der Sache sind sie einig: man brauchte in England die Nachricht deutscher Grenzverletzung, um die Abmachungen jenes Briefaustausches vom November 1912 schon jetzt als fällig hinstellen zu können. Ganz leichtsinnig aber, und zu spät dann berichtigt, war die Veröffentlichung des englischen Blaubuchs: in einem französischen Schriftstück vom 31. Juli (Donnerstag) ließ man die Worte „hier vendredi“ stehen!

Der eben genannte Artikel von Levison findet sich jetzt erweitert auf S. 40 einer sehr nützlichen Zusammenstellung [1]). Hier sind sieben Erklärungen vereinigt, die sämtlich an dem französischen Gelbbuche scharfe Kritik üben; die sechste rührt wohl vom Botschafter v. Schön her.

Berlin-Zehlendorf. R. Sternfeld.

---

[1]) „Randglossen zum Französischen Gelbbuch.“ 8°. 56 S. Berlin, Concordia, 1915. M. —.50.

52.

Die Persönlichkeit. Monatsschrift für lebens- und geistesgeschichtliche Forschung. Herausgeg. v. Eduard Schneider; verlegt v. H. Lüstenöder, Frankfurt a. M. (1914.) 1. Jhrg. 2. (Febr.)- u. 4. (April-) Heft. S. 81—160, 240—320. Vierteljährlich M. 2.80.

„Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit." Dieses Goethesche Wort hat gerade in unserer Zeit mit ihrem stark ausgeprägten Kultus der eigenen und jeder fremden überragenden Persönlichkeit wieder besondere Geltung erlangt; und es gehört zu den glücklichen Ideen, in Form einer Monatsschrift regelmäßig eine Folge bedeutender zeitgenössischer und historischer Charaktere vorzuführen.

Für ein größeres Publikum, das leicht angeregt und angenehm belehrt sein will, wird der abgeschlossene Lebenslauf großer Männer und die runde Würdigung tüchtiger Geister immer anziehend sein. Das wußten schon die antiken Schriftsteller, denen vielfach eine Wertschätzung der Biographie als literarischer Form eigentümlich ist; daraus hat pädagogische Einsicht von jeher Nutzen gezogen, indem sie den ersten Geschichtsunterricht in Biographien auflöste; das veranlaßte den Lateinlehrer, seinen Schülern zuerst den Cornelius Nepos in die Hände zu geben (was in betreff des Inhalts durchaus angemessen, die schwierige Form angesehen freilich ein Mißgriff war). Was insbesondere an künstlerischen Werten im biographischen Denkmal steckt, das haben auch in neuerer Zeit viele empfunden und bewährt: von Varnhagen, Macaulay und Sainte Beuve über Gottschalls Neuen Plutarch und die Allgemeine Deutsche Biographie bis zu Hermann Grimm und Emerson.

Nur darf und muß heutzutage bei dem weitgehenden Persönlichkeitskultus daran erinnert werden, daß selbst der größte Geist in seinem Volke wurzelt, daß die Masse den Unter- und Hintergrund jedes noch so genialen Wirkens bildet, daß auch Schiller in mehr als einem Sinne recht hat, wenn er ruft: „Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk." Zudem kann gerade das biographische Denkmal, welches einem Kleineren errichtet wird, aus der fortdauernden Beziehung auf die Masse gewinnen; und auch das dem schlichtesten Leben gewidmete mag, recht gefaßt, als Typus von Gesamterscheinungen gelten und unter diesem Gesichtspunkt eigenartige Bedeutung und besonderen Reiz gewinnen.

Aus solchen Erwägungen heraus freuen wir uns der neuen Monatsschrift mit ihren reichhaltigen Beiträgen; die beiden vorliegenden Hefte bringen u. a. Würdigungen des Baumeisters Otto Wagner, des Bildhauers Wilhelm von Scharfenberg, des Dichters Börries Freiherr von Münchhausen, des dem Reformationszeitalter angehörigen Kriegsmannes und Dichters Niklaus Manuel,

des Webermeisters und Universitätsprofessors Wünsch, des vergessenen Jugendfreundes Goethes Isaak Kehr, des durch seine Irrfahrten berühmten Daniel Elster.

Charlottenburg, z. Z. Liegnitz. Erich Bleich.

53.

Sternberg, Kurt, Zur Logik der Geschichtswissenschaft. 8°. 61 S. Berlin, Reuther u. Reichard, 1914. M. 1.20.

Rickerts Buch „Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft" hat die geschichtsphilosophischen Anschauungen der letzten beiden Jahrzehnte nicht immer zum Vorteil der Sache im wesentlichen beherrscht. Referent bezeichnete es (Lit. Zentralblatt, 1913, Sp. 1965/7) als den ersten bedeutenden Fortschritt, als Stammler über Rickert-Windelband hinauszuschreiten versuchte durch eine energische Betonung des Systematischen für die Geschichts-, wie Wissenschaft überhaupt. Er sah darin die einzige Möglichkeit, aus der von Rickert aufgestellten, seines Erachtens unhaltbaren Verschiedenheit der Methoden zwischen Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft herauszukommen und von neuem den Anschluß zu suchen an Hegel, dessen Geschichtsphilosophie zunächst noch die Grundlage für jede Forschung dieser Art zu bilden haben wird. Sternberg geht auf dem noch spärlich betretenen Wege der Loslösung von Rickert einen weiteren mächtigen Schritt vorwärts dadurch, daß er in den Begriff des Systems seine Untersuchung einmünden läßt, die sich durch Klarheit und Knappheit des Ausdrucks und der Anordnung auszeichnet. Er sagt ganz richtig (S. 15): „Die Aufgabe einer Geschichtslogik kann nur die sein, die Geschichte als Glied im Gesamtsystem der Wissenschaft zu begreifen, ihr Ziel kein anderes als das, der Geschichte ihren Platz, ihre Stelle im einheitlichen Wissenschaftssystem anzuweisen; denn nur vom Standpunkt des einheitlichen Gesamtsystems aller Wissenschaften überhaupt läßt sich die Grundfrage aller kritischen Geschichtslogik beantworten, wie denn Geschichte als Wissenschaft möglich ist."

Von diesem Standpunkt aus wird die Behauptung Rickerts, die historischen Wissenschaften verführen nicht systematisch, hinfällig; denn, so entgegnet ihm Sternberg (S. 58), der Begriff einer „nicht systematischen" Wissenschaft enthalte schon an sich insofern einen Widerspruch, als es eine Wissenschaft immer nur innerhalb des einheitlichen Wissenschaftssystems, als seine Determination und darum selbst nur als System geben könne. Ferner aber erweist sich die von Rickert aufgestellte methodische Verschiedenheit von dieser Grundanschauung aus als unhaltbar. Jedweder wissenschaftlichen Methode, so führt Sternberg S. 59 aus, sei die Beziehung auf andere Methoden immanent, die sie näher bestimmen und ihr insofern übergeordnet seien. In diesem Sinne weise auch der rein mechaniche Standpunkt der mathematischen Naturwissenschaft auf den teleologischen als auf seine nähere Bestimmung

und Ergänzung hin. Es wird in ausführlicher Weise der Nachweis geliefert, daß die Kategorien der Quantität, „diese allgemeinsten Methoden der quantitativ-mathematischen Objektbestimmungen", auch in den historischen Wissenschaften wirksam sind (S. 19); daß das Korrelationsverhältnis zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen in den historischen Wissenschaften ebenso aufzufinden sei wie in den Naturwissenschaften (S. 39), in denen streng genommen von einer genauen Wiederholung eines Naturgeschehens mit ebenso wenig Recht gesprochen werden könne, wie in der Geschichte (S. 34). Aus Sternbergs Anschauung, daß jede Einzelwissenschaft nur im Gesamtsystem der Wissenschaft ihr Rückgrat finde (S. 60), ergibt sich endlich aber auch noch, daß auch in der Geschichte das Kausalprinzip tätig sei oder besser, daß auch das historische Objekt in gesetzlicher Weise bestimmt sei (S. 24). Die kausale Verknüpfung der Tatsachen erhebe ja eben die Geschichte aus der rein chronistischen Geschichtsschreibung zur Wissenschaft (S. 23). Es widerspreche dem auch nicht die Rolle, die das Individuum in der Geschichte spiele, da dieses ja selbst einerseits als Wirkung ganz bestimmter Ursachen, andererseits als Ursache bestimmter Wirkungen zu erkennen sei (S. 27).

Leider aber hat Sternberg den von ihm beschrittenen Weg nicht bis in seine letzten Tiefen verfolgt, was sein Verhältnis zur Metaphysik verhindert zu haben scheint. Ihm kommt die Metaphysik niemals aus dem Bereiche der Subjektivität heraus (S. 50); er lehnt sie ebenso ab, wie, was daraus folgt, die Objektivität der Werte. Damit gibt aber Sternberg die Möglichkeit, die Wissenschaft als Einheit, als System zu erweisen, auf. Er kann sich zwar als Beleg für seine Anschauung auf Dunkmann, Metaphysik der Geschichte, berufen (vergl. Bleich in unsern „Mitteilungen", N. F. III, 243 und Sange im Lit. Zentralblatt 1915, No: 37, Sp. 907), aber dessen Beweisführung ist gescheitert, weil er ebensowenig wie Sternberg Subjektivität und Objektivität als Einheit zu fassen imstande gewesen ist. Es bedarf mithin Sternbergs Untersuchung noch der Vertiefung in metaphysischer Hinsicht.

Charlottenburg. W. Sange.

54.

Müller, Friedrich v., Spekulation und Mystik in der Heilkunde. Ein Überblick über die leitenden Ideen der Medizin im letzten Jahrhundert. 4°. 39 S. München, Lindauersche Universitäts-Buchhandlung, 1914. M. 1.60.

Die vorliegende (nicht gehaltene, für den Druck erweiterte) Rede bietet weniger als der Untertitel verspricht, aber auch mehr. Sie beschränkt sich zunächst (S. 3—22) auf die Kennzeichnung einiger medizinischer Werke von Landshuter und

Münchener Professoren (z. B. Röschlaubs, v. Walthers, Ringseis') und wird damit den leitenden Ideen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht gerecht; denn ein Reil und Hufeland gehörten unbedingt in diesen Zusammenhang. Sie gibt alsdann mehr, indem sie (S. 22—28 und hierfür vornehmlich auf Neuburgers geschichtlichen Auseinandersetzungen fußend) die Entwicklung der Medizin, besonders mit Rücksicht auf ihre mystischen Bestandteile, in schnellem Zuge von den Anfängen her verfolgt. Endlich sucht sie die wesentlichsten Ergebnisse der neueren Medizin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts darzulegen (wobei die maßgebenden Anregungen von Frankreich und England hergeleitet werden) und warnt zum Schluß davor, etwaigen Eingebungen stattzugeben, die von dem wieder erwachten Mystizismus sowie von dem neu erstarkten Aber- und Wunderglauben her eindringen könnten.

Die recht interessante Arbeit Müllers kann durch den Ref. nur allgemein geschichtlich und vom methodologischen Standpunkt aus geprüft werden. Da ist nun folgendes beachtenswert. Jene bayerischen Professoren, ein Röschlaub und Walther, werden zunächst zu dem medizinischen Lehrgebäude des Schotten Brown, sodann zu der Schellingschen Naturphilosophie in Beziehung gesetzt. Es ist aber nicht an dem, daß sie Brownsche Ansichten mit Schellingschen Gedanken einten; wenigstens findet sich dafür bei Müller kein Nachweis. Sondern das Brownsche System, an und für sich naturphilosophischer oder spekulativer Art, ermöglichte eben durch diese Anlage dem Philosophen Schelling ein Anknüpfen an den Mediziner Brown, wie es uns einwandfrei bezeugt ist, und erleichterte jenen Medizinern, welche von Brown ausgingen, die Verbindung mit der Schellingschen Philosophie. Kurz gesagt: Schelling, der Philosoph, verdarb nicht die Medizin, sondern die Brownsche Medizin war schon vorher philosophisch verdorben. Schelling war für seine Person nachweislich redlich bemüht, sich Kenntnisse in der Heilkunde anzueignen; zum Unglück geriet er an die Brownsche Auffassung.

Jedenfalls macht Schellings Verhalten in diesem Falle zur unabweisbaren Pflicht, endlich einmal mit dem groben Vorurteil zu brechen, als ob unsere Philosophen nur so darauf losgeschrieben und ihre Philosophie aus den Fingern gesogen hätten. In Wahrheit haben sie, wie es hier von Schelling betont wird und wie wir es von Schopenhauer, Herbart, Hegel u. a. wissen, ihre Studien gemacht, und zwar gründliche und vielseitige. Ihre Denkarbeit und deren Ergebnis ist mit Empirie oder Erfahrungswissen gesättigt; nur daß sich die fachwissenschaftlichen Dinge im großen allgemein geistigen Zusammenhang ihrer Darstellungen mitunter anders ausnehmen oder vielleicht sogar Gewalt erleiden. Dies hat eine üble Folge. Wenn nämlich spätere Fachleute bei ganz verschiedener Richtung und bei ganz anderem Stande ihrer Wissenschaft diejenigen Bestandteile aus früheren philosophischen

Werken herausgreifen, welche ihrer Beurteilung allein zugänglich sind oder auch nur zu sein scheinen, so gewinnen sie leicht Gelegenheit, sich über etwaigen „Unsinn“ köstlich zu vergnügen.

Hier zeigt aber Müller (ob mit oder ohne Absicht, sei dahingestellt), daß die medizinischen Fachmänner gleichfalls solchen sogenannten Unsinn hervorbringen, und zwar Brown aus eigenen Mitteln, die andern abgeleiteter Weise. Doch bleibt es billig zweifelhaft, ob eine derartige Beurteilung nicht arg daneben geht. Jene Philosophen und Mediziner hatten das schöne Streben, alles geistig zu fassen und zu erklären; wir sind heute vielfach so glücklich veranlagt, uns mit den nacktesten Tatsachen zufrieden zu geben. Darum bleiben wir vor solchen Irrtümern bewahrt, aber auch jenem geistigen Genuß fern, wie er in der Gesamterkenntnis und in der strengen Beziehung auf ein einziges geistiges Grundgesetz gegeben ist.

Übrigens umschreibt Müller den Nutzen der Geschichte etwas eng und selbstgerecht, wenn er in ihrem Studium einen „angenehmen Zeitvertreib und eine Quelle der Belehrung über die begangenen Irrtümer“ sieht; zumal er angesichts der gefahrdrohenden modernen mystischen Strömungen an die „Belehrung“ doch selber nicht recht glauben kann. — Versehentlich wird unter den Romantikern ein Novalis und ein Hardenberg aufgeführt, da doch Friedrich von Hardenberg den Schriftstellernamen Novalis trug.

Charlottenburg, z. Z. Liegnitz. Erich Bleich.

55.

Meyer, Eduard, Reich und Kultur der Chetiter. Mit 122 Abb. im Text u. auf 16 Lichtdrucktafeln. (Kunst und Altertum. Alte Kulturen im Lichte neuer Forschung. Band I.) 8°. VIII u. 168 S. Berlin, Karl Curtius, 1914. M. 8.—, geb. M. 9.50.

Von dem Volk der Chetiter hatte man lange nur eine unbestimmte Vorstellung, bis die neuere Forschung auch hier gewisses Licht verbreitet hat. Freilich die eigenartige Bilderschrift auf chetitischen Denkmälern ist noch nicht entziffert [1]), und so fehlen uns naturgemäß die Einzelheiten aus der Geschichte dieses Volkes. Aber so viel hat sich doch durch unermüdliche Forscherarbeit und Vergleichung mit urkundlichen Nachrichten benachbarter Volksgebiete feststellen lassen, daß wir es bei den Chetitern mit einem Volke zu tun haben, das im 2. Jahrtausend v. Chr. im Innern Kleinasiens, später auch in Syrien über ein aus-

---

[1]) Die obenstehende Buchbesprechung war druckfertig, als ich aus einer Notiz der Frankf. Zeitung (Nr. 336 vom 4. 12. 15, Abendblatt) erfuhr, daß die „Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft“ in der Dezembernummer von der inzwischen erfolgten Entzifferung der chetitischen Sprache Bericht geben würden. Näheres ist mir noch nicht bekannt geworden.

gedehntes Reich verfügte und eine verhältnismäßig hohe Kultur besaß, so daß es den großen Völkern der Assyrer und Babylonier, die damals die Vorherrschaft im vorderen Asien hatten, als gleichwertig an die Seite gestellt werden kann.

Das vorliegende Werk, der erste Band eines kulturgeschichtlichen Sammelwerkes, das uns mit dem etwas abseits liegenden, aber in jeder Hinsicht für den Historiker fesselnden Gebiete bekannt machen will, ist aus einem Vortrage erwachsen, den der Verf. auf Veranlassung der Deutschen Orientgesellschaft in Gegenwart der kaiserlichen Majestäten gehalten hat; er hat bei der Herausgabe im Druck naturgemäß Erweiterungen erfahren können. Der Verf. sucht das Denkmäler- und Urkundenmaterial möglichst vollständig vorzuführen, und die vorderasiatische Abteilung der Königlichen Museen bot zu diesem Zwecke eine große Zahl wertvoller, durch die Ausgrabungen gehobener Objekte, die uns in zahlreichen Abbildungen zu Gesicht gebracht werden. Die Eigenart der chetitischen Kultur, die mit der assyrisch-babylonischen auffallende Berührungen zeigt, stellt sich uns hier anschaulich dar. Wir können die Einflüsse verfolgen, die an der Entwicklung der chetitischen Kunst und Kultur mitgearbeitet haben, vermögen aber auch nachzuweisen, daß diese ihrerseits wieder auf andere Kulturen einwirkten. So werden wir dem chetitischen Volkstum wenigstens nach dieser Seite bis zu einem gewissen Grade gerecht, wenn unser Wissen im einzelnen auch immer noch lückenhaft bleibt. Die gewaltigen Trümmerstätten der inneren kleinasiatischen Hochebene, wohin wir den Ausgangspunkt der chetitischen Reichsentwicklung verlegen müssen, bergen sicher noch manches Geheimnis, das mit der Zeit wohl enthüllt werden mag. Die mächtigen Burg- und Toranlagen, die in ihrer Massigkeit nicht nur mit den assyrisch-babylonischen Königsbauten, sondern nebenbei auch mit den mykenischen Burgbauten einen Vergleich herausfordern, die Art der künstlerischen Darstellungen, die Reste von Gebrauchsgegenständen und manches andere lassen uns schon deutlich erkennen, daß wir es mit einem Volke zu tun haben, das für die Entwicklung des kleinasiatischen Volks- und Staatenwesens von bedeutendem Einflusse gewesen ist. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, die uns auch die Entzifferung der chetitischen Inschriften bringt, nachdem verheißungsvolle Ansätze gemacht sind.

Die Schrift Eduard Meyers ist zur Orientierung über die Chetiter wohl zu empfehlen, und die Sammlung, für die schon weitere bedeutende Arbeiten in Vorbereitung sind, hat sich damit gut eingeführt. Auch die Ausstattung verdient unsere Anerkennung.

Mülhausen i. Els. E. Herr.

56.

Woynar, Karl, Lehrbuch der Geschichte des Altertums für die Oberstufe der Realschulen. 2. Auflage. 8⁰. 195 S. Wien, F. Tempsky, 1914. Geb. M. 2.50.

Der Verfasser dieses Schulbuches ist bemüht gewesen, den Schülern der österreichischen Realschulen, trotz ihrer Unkenntnis der alten Sprachen, möglichst viel von antiker Kultur mitzuteilen. Er bietet darum von Geschichte des geistigen Lebens mehr und dafür von politischer Geschichte weniger als die entsprechenden Lehrbücher für preußische Schulen. Unbedingt wird man mit ihm in dem Wunsche übereinstimmen, den Schülern auch lateinloser Schulen so viel Anschauung oder besser Ahnung von der geistigen Welt des Altertums zu geben, wie in der knappen verfügbaren Zeit möglich ist. Es fragt sich nur, ob da Auswahl und Anordnung des Stoffes sowie die Ausdrucksweise geeignet sind, diesen Zweck zu erreichen.

An sich ist es ein glücklicher Gedanke, ein besonderes Lehrbuch für die Oberstufe der Realschulen zu schreiben. Denn der Unterricht in der alten Geschichte hat hier eine ganz andere Aufgabe als auf den Gymnasien. Auf diesen wird ein geschichtliches Verständnis des Altertums vor allem durch die Beschäftigung mit den alten Sprachen und Literaturen erstrebt, und der Geschichtsunterricht im engeren Sinne hat überwiegend die dienende Aufgabe, die Kenntnis der Tatsachen mitzuteilen, die zum Verständnis der Literatur unentbehrlich ist. Die Realschüler dagegen lernen das Altertum nur im Geschichtsunterricht kennen; da muß man versuchen, eine Auswahl aus dem Stoffe zu treffen, die für sich allein einen bildenden Wert hat.

Da liegt es ja nahe, möglichst viel von Literatur und Kunst der Alten vorzutragen. Aber was für eine Anschauung sollen unreife junge Leute aus fertigen, mit Bestimmtheit ausgesprochenen Urteilen über Werke von Künstlern, Dichtern und Denkern gewinnen? Auch die Bilderbeigaben im Lehrbuch und die Projektionsbilder, die eifrige Lehrer in manchen Stunden zeigen werden, können daran nicht viel ändern. Und während solche Mitteilungen im günstigsten Fall für den Augenblick interessieren, aber keinen bleibenden Ertrag haben können, wird dadurch die Zeit noch mehr eingeengt für die Darstellung der politischen Geschichte, in der ja auch nur bescheidene Kenntnisse zu erreichen sind, aber doch immerhin Kenntnisse, die in ihrem Zusammenhange einen bleibenden Wert besitzen.

Darum erscheinen mir die Abschnitte über politische Geschichte in dem Buche Woynars zu dürftig. Es ist ja üblich, über die Einzelheiten aus der alten Kriegs- und Verfassungsgeschichte zu spotten; dabei wird aber vergessen, daß Gesamtanschauungen nur einen Wert haben, wenn sie aus einer Reihe von Einzelkenntnissen erarbeitet sind. Ein Bild von dem Wachsen

und Vergehen der antiken Weltmächte können auch in einer knapp bemessenen Zeit die Schüler wohl gewinnen, wenn Lehrbuch und Unterricht entschlossen den Nachdruck auf diese Seite der Geschichte legen.

Und an einigen Stellen läßt sich ein solches Bild auch durch Erscheinungen aus dem antiken Geistesleben erweitern. So werden Sekundaner verstehen, daß die Griechen in ihrem Sieg über die Perser das Walten der Götter erkannten, und daß dies in Herodots Geschichtswerk wie in den Persern des Aischylos, verschieden aufgefaßt, hervortritt. An manchen Späßen des Aristophanes werden sie ihre Freude haben. Sie werden etwas begreifen von der Kritik an der Demokratie, die Sokrates und Platon unter dem Eindrucke des peloponnesischen Krieges übten. Sie können auch verstehen, daß in der hellenistischen Zeit die Komödie sich von dem inhaltlos gewordenen öffentlichen Leben abwandte und in das Privatleben eindrang.

Aber gerade die Verwertung solcher Anhaltspunkte wird durch die Einteilung des Stoffes erschwert, die sich in dem Buche Woynars findet. Er faßt die geistige Entwicklung langer Perioden zusammen und behandelt sie getrennt von der politischen Geschichte. In dem Abschnitt über die orientalischen Kulturen geht das an, da sie doch in den wenigen Stunden, die für sie zur Verfügung stehen, als Einheiten erscheinen müssen; zu wünschen wäre nur, daß die Abhängigkeit der politischen wie der sozialen und geistigen Entwicklung, vor allem der ägyptischen und babylonischen, von der Natur des Landes deutlicher hervorträte. In der griechischen und auch in der römischen Geschichte aber wird geradezu Zusammengehöriges auseinandergerissen. So werden Homer und die Anfänge der griechischen Kunst erst erwähnt, nachdem die politische Geschichte schon bis zu Perikles geführt ist. Der hier eingeschobene geistesgeschichtliche Abschnitt reicht dann bis zu Platon und Xenophon herab; die Schüler sollen also von Sokrates und seinem Einfluß erfahren, ehe sie etwas vom peloponnesischen Kriege und der Zersetzung der Demokratie gehört haben.

Mit mehr Glück wird in der römischen Geschichte an politischen Wendepunkten auf Erscheinungen des geistigen Lebens hingewiesen, z. B. in der Scipionenzeit auf die Hellenisierung der römischen Kultur. Aber was soll sich ein junger Mensch, der weder Lateinisch noch Griechisch kennt, unter diesen Ausdrücken denken? Wahrscheinlich denkt er sich überhaupt nichts bei dem Worte Kultur; das Verhältnis der römischen Kultur, insbesondere der römischen Literatur zur griechischen aber ist so schwer zu verstehen, daß die Philologen selbst eben erst durch Leo gelernt haben, sich eine einigermaßen klare Vorstellung davon zu machen. Doch solche Abstraktionen liebt Woynar; so stellt er an die Spitze eine allgemeine Einleitung über Begriff und Zweck der Geschichte, materielle und geistige Kultur und ähn-

liche schwierige Begriffe. Vielleicht lassen sie sich mit einer aufgeweckten Prima erörtern, die sie aus einer Fülle von Einzelvorstellungen abzuleiten vermag. Zur Erfassung dieser Einzelvorstellungen würde das Buch sich besser eignen, wenn darin die geschichtlichen Tatsachen weniger beurteilt und in Abstraktionen aufgelöst würden, vielmehr den Lesern greifbar und anschaulich entgegenträten.

Berlin-Lichterfelde. Friedrich Cauer.

57.

Liebermann, F., Über die Gesetze Ines von Wessex. (Mélanges d'histoire offerts à M. Charles Bémont par ses amis et ses élèves à l'occasion de la vingt-cinquième année de son enseignement à l'école pratique des hautes études). S. 21—42. Paris, F. Alcan, 1913.

Von Liebermann wird der Beweis erbracht, daß Ines Gesetze uns im wesentlichen mindestens dem Sinne nach unverändert überliefert worden sind. Aber die Altertümlichkeit von Form und Inhalt lassen nach L. den weiteren Schluß zu, daß sie uns fast wörtlich in der nach Alfreds Handschrift (die verlorengegangen ist) erfolgten Abschrift des 10. Jahrhunderts erhalten wurde. Zählung und Überschriften im Inetext müssen auf Rechnung eines gedankenlosen Schreibers, der etwa von 891—924 arbeitete, gesetzt werden.

Charlottenburg. W. Sange.

58.

Geyer, Johannes, Papst Klemens III. (1187—1191). (Jenaer historische Arbeiten, herausg. v. Alex. Cartellieri u. Walter Judeich, Heft 7.) 8°. XIII u. 68 S. Bonn, A. Marcus u. E. Weber, 1914. M. 1.80.

Eine Monographie über Klemens III. lag bisher nicht vor. Wie Kleemann in derselben Sammlung das Pontifikat Gregors VIII. behandelt hat, so will Geyer die Leistungen seines Nachfolgers zusammenfassend würdigen. Die Kreuzzugspolitik und die Gestaltung seiner Beziehungen zur Stadt Rom treten dem Verf. als besonders wichtig entgegen.

Im 1. Kapitel behandelt er die Lage des Papsttums vor Klemens III., wobei er richtig auf die drei Dinge hinweist, die für die Geschichte des Papsttums in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts charakteristisch sind: die Aufrichtung der Republik in Rom, der Kampf mit dem Kaisertum und die Kreuzzugsbewegung. — Die Gestaltung des Verhältnisses zu der Bevölkerung von Rom bildet den Gegenstand des 2. Kapitels, nachdem der Verf. hierzu einleitend auf die Wahl und die Herkunft des Papstes eingegangen ist. Geyer stellt den Frieden von 1188 als einen Sieg Klemens'

hin, im Gegensatz zu der bisherigen Auffassung von Gregorovius, die ihn als eine Schlappe bezeichnet. Er vermag jedoch damit nicht unbedingt zu überzeugen, auch nicht mit dem am Ende der Darstellung befindlichen, dieser Angelegenheit gewidmeten Exkurs. Der Wunsch des Papstes, in Rom einziehen zu können, war eben in ihm so mächtig, daß er die Bedingungen der Römer, die für ihn keineswegs günstig waren, annahm.

Das folgende Kapitel behandelt das Verhältnis des Papstes zu Kaiser Friedrich und König Heinrich, und zwar zunächst die Beendigung des Trierer Wahlstreites durch Klemens. Hier interessiert besonders die Gestalt des Folmar, der bei einer Doppelwahl Erzbischof wurde und dessen Absetzung der Papst verfügte. Eine Charakteristik dieses offenbar nicht unbedeutenden Mannes wäre eine erwünschte Ergänzung der Darstellung gewesen. — Wie in dem Trierer Kirchenstreit, so zeigt sich auch der Papst in der Frage der Kaiserkrönung König Heinrichs dem Kaiser gegenüber zum Entgegenkommen bereit. Wenn er auch nicht zur Krönung selbst gegangen ist, so hat er doch zu ihrer Förderung viel getan, während erst Cölestin III. die Krönung selbst vollziehen konnte. Im Anschluß hieran wird die Wiederherstellung des Kirchenstaats durch König Heinrich untersucht, wobei dieser auf den Zustand zurückgriff, wie er unter Lucius III. bestanden hatte. Trotz des guten Verhältnisses zu dem deutschen Kaiserhause mußte der Papst in den sizilianischen Thronstreitigkeiten eine Stellung einnehmen, die im Interesse der weltlichen Machtstellung des Papsttums notwendig doch gegen Heinrich gerichtet war. Hier benutzte er Tankred von Lecce als Werkzeug gegen den deutschen König.

Das 4. Kapitel geht zur Beendigung des Bischofstreites von St. Andrews über und schildert die Lösung der schottischen Kirche von der Oberhoheit der englischen Kirche. — Das nächste Kapitel, das Klemens' Leistung für den Kreuzzug näher ins Auge faßt, bietet für die Persönlichkeit des Papstes manches Bemerkenswerte. Lag ihm ja die Angelegenheit des Zuges besonders am Herzen. Auch Klemens sicherte den Pilgern materielle Vorteile zu neben der Sündenvergebung; Mißständen im sittlichen Verhalten der Pilger sollte vorgebeugt werden. Hier hätte der Verf. durch Vergleichung und Heranziehung ähnlichen Materials tiefer graben können, so daß das Bild von der kulturellen Tätigkeit des Papstes deutlicher herausgetreten wäre. Es wird nicht immer klar, inwieweit die Bestimmungen des Papstes neuartig sind oder ob sie bloß aus Verordnungen seiner Vorgänger übernommen wurden.

Was über die innerkirchliche Politik Klemens' mitgeteilt wird, gewährt keinen großen Einblick und zeigt ihn durchaus nicht als einen besonders hervorragenden Vertreter des Papsttums. Das Quellenmaterial über ihn ist eben sehr dürftig, und demgemäß konnte auch die im 7. Kapitel versuchte Würdigung

der Politik und Persönlichkeit von Klemens nicht sehr in die Tiefe gehen, und man kann nicht sagen, daß sein Bild dadurch klar hervortritt. Aber den Verf. trifft dafür wohl keine Schuld.

In Beilage I. folgt in Regestenform eine Sammlung der Urkunden Klemens' III., die bei Jaffé-Löwenfeld noch nicht verzeichnet sind, zusammengestellt nach den Veröffentlichungen von Kehr, Wiederhold und Brackmann. Der Verf. bringt hier 137 Nummern und gibt damit eine fleißige Materialsammlung, auf die zurückzugreifen jeder genötigt sein wird, der sich in Zukunft mit der Geschichte des Papstes befaßt. — Auch Beilage II, die eine chronologische Übersicht über die Haupttaten des Lebens Klemens' III. bietet, soll gern willkommen geheißen werden. Eine solche Tabelle erleichtert die Übersicht sehr. — Zu Beilage III ist bereits Stellung genommen worden. Wie gesagt, vermag der Verf. mit seiner Erörterung nicht zu überzeugen, wonach der Friede von 1188 mit Rom von ihm als Erfolg angesehen wird. — Beilage IV handelt von dem Todestag des Papstes, der sich nicht genau festlegen läßt, und in Beilage V. wird eine noch ungedruckte Quelle über die Kreuzzugstätigkeit Klemens' III. herangezogen. Es handelt sich hier um eine in London befindliche Fortsetzung der Chronik des Wilhelm von Tyrus.

Man kann der Arbeit ohne weiteres zugestehen, daß sie ein dürftiges Material kritisch zu werten sucht und mit methodischer Schulung eine Darstellung gibt, die ansprechend und lesbar genannt werden kann. Für die Wissenschaft aber fällt die Tatsache am meisten ins Gewicht, daß es sich hier um die Ausfüllung einer Lücke in der Reihe der vorhandenen Papstbiographien handelt.

Breslau, z. Z. im Felde. Willy Cohn.

59.

Bruggaier, Ludwig, Die Wahlkapitulationen der Bischöfe und Reichsfürsten von Eichstätt 1259–1790. Eine historisch-kanonistische Studie (Freiburger theologische Studien, hrsg. v. Dr. G. Hoberg und Dr. G. Pfeilschifter, 18. Heft) 8⁰. XVI u. 130 S. Freiburg, Herder, 1915. M. 3.—.

Nachdem Abert mit einer Studie über die Würzburger Wahlkapitulationen 1905 den Weg gewiesen, hat besonders die ertragreiche Arbeit Stimmings über die Mainzer Wahlkapitulationen (1909) die Aufmerksamkeit auf diese bisher völlig vernachlässigten Quellen territorialer Verfassungsgeschichte gelenkt. Bruggaier hat die bescheideneren Verhältnisse eines kleinen geistlichen Territoriums erforscht und in diesem engen Rahmen ein vortreffliches Bild gegeben von dem Beginn des Kampfes zwischen Fürst und Ständen bis in das Zeitalter des Absolutismus, das in diesem Fall zugleich das Ende des Bistums Eichstätt brachte.

Die Entstehung der bischöflichen Wahlkapitulationen ist in Eichstätt wie in den übrigen Bistümern zurückzuführen auf die Machtstellung, die sich die Domkapitel im 13. Jahrhundert errungen haben. Sie gewährte ihnen Anteil an der Leitung der Diözese. In hartem Kampf mit den mächtigen Stiftsvögten hatte sich das Eichstätter Domkapitel das alleinige Wahlrecht gesichert. Der Wahrung seiner Rechte ist daher auch die erste Kapitulation gewidmet, die das Kapitel 1259 dem Bischof Engelhard vorlegt. Aber schon klingt das zweite Hauptthema mit an: die Sorge für die treue Verwaltung der Güter. Sehr bald tritt dieser Punkt in den Vordergrund, da er die materiellen Interessen der Domherren lebhaft berührte. Im einzelnen werden die Ansprüche, die im Laufe der Jahrhunderte in den Wahlkapitulationen zur Geltung kommen, im 2. Teil der Arbeit systematisch behandelt. Bestimmungen finanzieller Natur und solche über die kirchliche Gerichtsbarkeit spielen die Hauptrolle. Maßvoll bemüht sich der Verf., berechtigte Ansprüche auf beiden Seiten gelten zu lassen. Wichtiger für die allgemeine Geschichte sind die lehrreichen Einblicke in das Verhalten des päpstlichen Stuhls, der nicht immer einwandfrei in den Streit der Parteien eingreift. Lehrreich ist aber auch, wie sich das Kapitel mehr als einmal über päpstliche Verfügungen kaltblütig hinwegsetzt und dem Bischof seinen Willen aufzwingt. So ist die Konstitution Innocenz' XII., die alle Verträge mit dem Kandidaten vor der Wahl streng verbot, zwar auf Grund einer Klage des Eichstätter Bischofs erlassen, aber gerade in Eichstätt völlig unbeachtet geblieben.

Berlin-Dahlem. G. Bonwetsch.

60.

Johannis Porta de Annoniaco liber de Coronatione Karoli IV Imperatoris, edidit Ricardus Salomon. (Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex monumentis Germaniae historicis separatim editi.) Gr. 8°. XVI u. 171 S. Hannover u. Leipzig, Hahnsche Buchhandlung, 1913. M. 3.—.

„Wie ein Dieb in der Nacht holte Karl IV. sich nach dem Tode Clemens' VI. sein Kaisertum." Die Beschreibung dieser merkwürdigen Romfahrt von Pisa, wo die päpstliche Gesandtschaft mit Karl zusammentraf, nach Rom, die Krönung, die gemeinsame Rückkehr bis Cremona und Karls Rückkehr nach Deutschland bilden den Hauptteil des Buches. Sie wird ergänzt durch Berichte über die Verhandlungen am päpstlichen Hofe, Vorschriften für die Vornahme der Krönung u. a., besonders auch durch den Briefwechel zwischen Karl und dem vom Papste zur Durchführung der Krönung bestimmten Kardinallegaten Petrus de Columbario. Der Verf., der französische Kleriker Johannes Porta de Annoniaco, der seinen Herrn, den genannten Legaten, begleitete, schrieb in seinem Auftrage und mit seiner Unterstützung das Buch unmittelbar nach der Rückkehr und schloß es

Anfang 1356 ab. Der Herausgeber betont die Wahrheitsliebe des Berichterstatters, dem die Verherrlichung seines Herrn nicht übel zu nehmen ist. So stellt des Porta Bericht in seiner neuen, mit allen Mitteln moderner Edierungskunst geschaffenen Gestalt, die nunmehr den mangelhaften Abdruck bei Höfler (Prag 1864) überflüssig macht, eine wertvolle Quelle zur Geschichte des 14. Jahrhunderts dar. Ausführlich hat der Herausgeber im 38. Bande des „Neuen Archivs der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ über sie berichtet.

Merseburg. Fr. Wilhelm Taube.

61.

Luthers Werke in Auswahl. Unter Mitwirkung von Albert Leitzmann hrsg. v. Otto Clemen. 4. Band. 8°. 432 S. Bonn, A. Marcus & E. Weber, 1913. M. 5.—.

In Band XLIII, S. 37 f. dieser Zeitschrift ist über die durch O. Clemen veranstaltete Ausgabe der Werke Luthers in Auswahl im allgemeinen berichtet worden. Der vorliegende 4. Band bringt den vorläufigen Abschluß, der durch die im voraus getroffene Festsetzung des Umfanges bedingt war. Die Verlagsbuchhandlung hat sich aber zur Herausgabe eines Ergänzungsbandes bereit erklärt. In der Tat wird man die eine oder andere Lutherschrift, die für die Darstellung der reformatorischen Entwicklung des großen Mannes nicht ohne Bedeutung ist, vermissen. Es war aber an sich schwer, alles und jedes, was für Luthers Beurteilung Wert hat, in den 4 Bänden unterzubringen; dazu ist der Stoff zu umfangreich. Für eine Studenten- und Schulausgabe — denn mehr soll sie nicht sein und nicht im mindesten den großen Lutherwerken Abbruch tun — enthält sie jedoch immerhin das Nötigste. Band 4 erstreckt sich über die Zeit von 1529 bis Luthers Tod. Er enthält u. a. den Großen Katechismus, das Traubüchlein, die Predigt über den Schulbesuch der Kinder, den Sendbrief vom Dolmetschen, die Schmalkaldischen Artikel, Wider Hans Worst, die Vorrede zu Band I der Opera latina der Wittenberger Ausgabe. Für nicht unwichtig halten wir es, daß auch die in Rom verfaßte Lügenschrift von Luthers Tod aus dem Jahre 1545 aufgenommen ist. Luther hat sie drucken lassen, sie aber keiner Antwort für wert gehalten und nur dazu bemerkt, daß er sie gelesen habe. Angesichts der in Tendenzschriften immer noch auftauchenden Legende von Teufelsspuk bei Luthers Tod ist es nicht unnötig, darauf hinzuweisen, daß solche Darstellungen schon bei Lebzeiten Luthers als Schmähschrift umgingen. Der 4. Band enthält noch ein Gesamtinhaltsverzeichnis und ein Parallelenregister zwischen der Erlanger und der vorliegenden Bonner Ausgabe.

Mülhausen i. Elsaß. E. Herr.

62.

Hermelink, Heinrich, Reformation und Gegenreformation. (Handbuch der Kirchengeschichte für Studierende, hrsg. v. Gustav Krüger. 3. Teil). 8°. XIII u. 328 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1911. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Ich glaube niemanden zu nahezutreten, wenn ich von H.'s Arbeit behaupte: sie ist seit Bezolds Werk die geistvollste und bedeutendste zusammenfassende Betrachtung ihres Gegenstandes. Man kann ja vom pädagogischen Gesichtspunkt aus bezweifeln, ob sie gerade in ein „Handbuch für Studierende" gehört. Denn nicht nur, daß sie in ihren Einzelangaben und in ihren Literaturnachweisen weit über studentische Bedürfnisse hinausgeht, sondern man darf auch annehmen, daß ein großer Teil von H.'s Ausführungen und Daten selbst dem geübten Forscher neues bieten. Außerdem ist das Buch weder lesbar geschrieben noch läßt sich sein Inhalt in der vorliegenden Form leicht einprägen. Auch möchte ich schon hier einen Mangel hervorheben, von dem ich hoffe, daß er in einer 2. Auflage beseitigt wird. Sowohl für die Literaturangaben als auch für den größten Teil des Textes ist ein Petit-Druck mit engem Durchschuß gewählt und macht die anhaltende Lektüre zum Augenpulver. M. E. ist der Verleger es dem Autor eines derart wichtigen Werkes schuldig, eine Ausstattung zu vermeiden, welche die Arbeit um einen Teil ihres Erfolges zu bringen geeignet ist.

Um zunächst beim Äußeren zu bleiben, sind an die Spitze der einzelnen Hauptabschnitte, Kapitel und Paragraphen die allgemeinen Literaturangaben in Petit gestellt. Ihnen folgen in den §§ die Hauptgedanken in Borgis und hierauf die statistischen Daten nebst weiteren Quellen- und Literaturnotizen in Petit. Es bieten also die in größerem Druck gesetzten Stücke keineswegs das für den Leser, besonders für den Studenten Wichtigere, sondern die Einzelausführungen im Kleindruck dienen dazu, die Darstellung der leitenden Gesichtspunkte von lästigem Beiwerk zu befreien. Dieser Darstellung sind nur die zu ihrem Verständnis unentbehrlichsten Tatsachen eingefügt. Die weiteren sind unter eigenen Stichworten, die mit dem Borgis-Text scheinbar nichts zu tun haben, im Kleindruck angehängt, bilden gleichsam zum Haupt-§ eine Reihe Zusatz-§§.

Sollen wir H.'s Eigenart gegenüber Möller-Kawerau, K. Müller, Mentz kennzeichnen, so ist sein Werk zunächst viel stoffreicher und dabei weit knapper formuliert. Letzteres ist leider vielfach mit größerer Unübersichtlichkeit erkauft. Dann aber ist seine Zusammenfassung sozusagen moderner. Das tritt schon in der Periodisierung zutage. Wer nach Art von Troeltsch die Reformation mehr mit dem ausgehenden Mittelalter zusammenstellt und den heutigen Protestantismus enger an das 18. Jahr-

hundert anknüpft, kann die Reformationszeit nicht mit 1648 oder gar noch früher abschließen, sondern muß das ganze 17. Jahrhundert einbeziehen, dessen Ende er als den Ausläufer der großen religiösen Kämpfe betrachtet. In der Tat berücksichtigt H. noch die Tage Cromwells und der letzten Stuarts, die Religionspolitik Ludwigs XIV. und des großen Kurfürsten und erörtert im letzten Kapitel: „Alte und neue Formen des kirchlichen Lebens" die gewordene katholische, lutherische und reformierte Kirche und die mit ihr ringenden, aber erst in der nachfolgenden Periode voll entfalteten „neuen Kräfte".

Bei der inhaltlichen Charakteristik des Werkes halten wir zweckmäßig die Ausführungen in Borgis und Kleindruck auseinander. Was jene betrifft, so sind sie zunächst negativ gekennzeichnet durch ein starkes Zurücktreten äußerlich menschlicher biographischer Züge. Man lese z. B. § 8 „Luther bis 1517"; seine persönlichen Schicksale sind nur soweit berücksichtigt, als ihre Kenntnis zum Verständnis des Werdens seiner religiösen Ideen ganz unentbehrlich ist. So ist denn für H. die Reformation überhaupt weit weniger der Niederschlag des persönlichen starken Wirkens der Reformatoren, als das Ergebnis der Entwicklung religiöser Probleme im engen Zusammenhang mit den staatlichen, sozialen und kulturellen Vorbedingungen. Man versteht deshalb, daß H. den Rahmen weit spannen mußte. Er war viel stärker als die meisten Vorgänger gezwungen, die verschiedenen Entstehungsursachen, aus denen die Reformation entsprang, die verschiedenen Richtungen, die in ihr rangen, nach ihrer Eigenart zu begreifen und ihren Einfluß auf das gewordene Produkt abzugrenzen. Zudem spielen in H.'s Werk die außerdeutschen Ereignisse und Motive eine viel größere Rolle.

Gleichzeitig tritt im Buche das Bestreben hervor, die Ergebnisse seines Forschens und Abwägens möglichst scharf zu präzisieren, namentlich dann, wenn die bisherigen Meinungen über das betreffende Problem sehr auseinandergingen und der Verf. zwischen ihnen zu vermitteln suchte. Die dogmengeschichtlichen Ausführungen gewinnen dadurch häufig das Aussehen prägnanter Lehrsätze. Es ist H. darum zu tun, bestimmte Anschauungen auf eine kurze Formel zu bringen und in ihrem Zusammenhang mit Voraussetzungen und verwandten Erscheinungen zu begreifen oder auch zu kontrastieren.

Hat mit diesen Ausführungen in Borgis der Text im Kleindruck, wie erwähnt, äußerlich nichts zu tun, so bildet er doch bei näherem Zusehen die tiefe innere Ergänzung. Wollte H. im Borgis nämlich vor allem die fortlaufende Entwicklung der religiösen Ideen und einzelner Richtungen darstellen, so fielen dort zwei Motive unter den Tisch, die sich an sich in einer zusammenfassenden Reformationsgeschichte nicht unterdrücken lassen und die speziell H. nicht ausschalten konnte: das territorial- und das literargeschichtliche. Denn der Zusammenhang zwischen staatlichen

und geistig-religiösen Vorgängen erheischte für das 16. Jahrhundert in erster Linie eine erhöhte Aufmerksamkeit auf die einzelnen Länder. Ebenso hätte die Erörterung der religiösen Gedanken und ihres Werdens ein fleischloses Gerippe ergeben, wenn der Leser nicht die Möglichkeit gewonnen hätte, die wichtigsten Schriften und ihre Verfasser kennen zu lernen. Im Kleindruck gewann H. zugleich Gelegenheit, die anderweit zu kurz gekommenen biographischen Momente zu berücksichtigen. Aber bezeichnend genug sind auch hier die Lebensdaten meist summarisch mitgeteilt, eine persönliche Charakteristik der Männer nur ausnahmsweise versucht; dagegen sind der dogmatische Standpunkt, die Hauptlebensaufgabe, eventuell die wichtigsten Schriften präzis angegeben.

Bei einem so inhaltreichen Werke, in dem nur künstlich der Stoff auf 300 Seiten zusammengepreßt ist, wäre es unmöglich, in einer summarischen Besprechung zu den einzelnen Abschnitten Stellung zu nehmen. Teilweise ist das von W. Köhler in der Theol. Literaturzeitung 38, 144 ff. und G. Bossert im Theol. Literaturblatt 33, 251 ff. geschehen. In beiden Besprechungen haben die Referenten eine Reihe dankenswerter Berichtigungen und Ergänzungen zusammengetragen. Wir begnügen uns in unserem Rahmen mit drei allgemeinen Bemerkungen. Erstens ist nach allem, was wir oben gesagt, selbstverständlich, daß H. sich überall bemüht, tunlichst ein unabhängiges Urteil zu gewinnen. Zweitens erkennen wir allenthalben das Bestreben, bei auseinandergehenden Ansichten den verschiedenen Standpunkten gerecht zu werden. Obgleich er z. B. in seiner Anschauung deutlich eine starke Vorliebe für Luther hat, wägt er doch Troeltschs Argumente objektiv ab. Endlich ist der Verf. in der Geschichte der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ersichtlich besser zu Hause als in den späteren Epochen, wo er sich weit stärker auf sein eigentliches dogmen- und kirchengeschichtliches Gebiet konzentriert hat. Hier begegnen uns auch in H.'s sonst ausgedehnter Literaturkenntnis auffällige Lücken. Namentlich muß es gerade bei einem protestantischen Theologen auffallen, daß er unter den Quellen und Büchern zur Geschichte Ferdinands II. zwar die ultramontanen Werke von Schuster und Hurter zitiert, nicht aber ihre starke Korrektur durch Loserths Publikationen in den fontes rerum Austriacarum. Ebenso ist bei der Wahl Rudolfs II. das Buch von Moritz, bei der Regierung Albrechts V. von Bayern das von Knöpfler über die Kelchbewegung vergessen. Aber das sind schließlich im Vergleich zu den großen Verdiensten des Werkes Kleinigkeiten.

Freiburg i. B. Gustav Wolf.

63.

Kolshorn, Otto, Markgräfin Anna Sophia von Brandenburg und die Vorgeschichte ihrer Vermählung 1609—1614. Ein Beitrag zum jülich-clevischen Erbfolgestreit. 8°. VIII u. 144 S. Düsseldorf, Verlag von Schmitz u. Olbertz, 1915. M. 3.—.

Die vorliegende Schrift, deren erster Teil als Greifswalder Dissertation erschien, ist als ein verdienstvoller Beitrag zur Geschichte der Anfänge der brandenburgischen Herrschaft am Rhein mit Dank zu begrüßen. Sie beruht vor allem auf gründlichen archivalischen Forschungen. Aber auch die einschlägige, vielfach sehr entlegene Literatur ist in seltener Vollständigkeit herangezogen und mit kritischem Sinn verwertet. Die Darstellung ist klar und übersichtlich und weist überall selbständiges und meist auch maßvolles Urteil auf. Diesen Vorzügen entsprechen die Ergebnisse der Arbeit. Sie berichtigt und ergänzt die Forschungen von Droysen, Ranke, Prutz, Ritter, Koser u. a. in zahlreichen wichtigen Punkten und bietet so die Möglichkeit, endlich zu einer richtigen Würdigung der zerfahrenen brandenburgischen Politik in der kritischen Zeit vor Ausbruch des 30jährigen Krieges und der maßgebenden Persönlichkeiten jener Tage zu gelangen.

Den Mittelpunkt der Untersuchung bildet „eine anziehende Persönlichkeit", die Markgräfin Anna Sophie von Brandenburg, die älteste Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund und seiner Gemahlin Anna, geb. Herzogin von Preußen. Die Frage ihrer Vermählung steht im engsten Zusammenhange mit dem jülich-clevischen Erbfolgestreit. Unter diesem Gesichtspunkt gibt der Verf. zunächst eine ziemlich eindringende und im Allgemeinen wohl auch zutreffende Charakteristik der Markgräfin und ihres ersten Freiers, des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, ihrer Eltern, der Zustände am Berliner Hofe und der damaligen brandenburgischen Politik. Es sind nicht gerade erfreuliche Bilder, die uns hier entrollt werden. Ihre Umrisse waren allerdings bereits bekannt. Aber es ist des Verf. Verdienst, sie durch Beifügung neuer Züge wesentlich lebensvoller gestaltet zu haben. Namentlich die Kurfürstin Anna erscheint hier zum ersten Male in einer Beleuchtung, die der Überlieferung ganz und gar widerspricht.

Im Anschluß hieran wird der vom Pfalzgrafen ausgegangene Plan einer Vermählung mit Anna Sophie erörtert. Dabei werden ausführlich gewürdigt die jülich-clevische Politik bis zur Einnahme von Jülich und der erste Streit der „Possidierenden", die Einmischung der Kurfürstin Anna in die jülich-clevische Politik Brandenburgs und die mit diesen Dingen im Zusammenhang stehenden Reisen Wolfgang Wilhelms nach München im März 1611, nach Küstrin im Juli, nach Nürnberg, Neuburg, München und Prag im Oktober, November und Dezember und nach Königsberg im Januar 1612. Hier kam es, trotz eines ernsten Zwischen-

falls, am 14./24. März zwischen dem Kurfürsten und seiner Gemahlin einerseits und dem Pfalzgrafen anderseits zu einer vorläufigen Einigung. Daß der Plan seiner Verbindung mit dem Hause Hohenzollern-Brandenburg, durch die Wolfgang Wilhelm das ganze jülich-clevische Erbe für sich zu gewinnen dachte, bald darauf scheiterte, daß der Pfalzgraf infolgedessen (19. Juli 1613) zum Katholizismus übertrat und sich mit Magdalene von Bayern-München vermählte, lag, wie weiter ausführlich dargelegt wird, hauptsächlich an einer Schwenkung der brandenburgischen Politik.

Im 3. Abschnitt wird die Vorgeschichte der Vermählung Anna Sophies mit dem gutmütigen, charakterschwachen Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel behandelt. Von besonderem Interesse sind die Kapitel über die Bemühungen der Könige Christian IV. von Dänemark und Jakob I. von England um die welfisch-hohenzollerische Heirat, über die braunschweigische Politik in der jülicher Erbfolgefrage und die vielfachen Verhandlungen, die, unter Mitwirkung der Kurfürstin Anna, schließlich zur Verlobung und zur Vermählung im September 1614 führten. In dem Ehevertrage wurde dem Herzog das jülichsche Erbanfallrecht zugestanden, und zwar fast in derselben Form, wie es ehedem (1572) Maria Eleonore bei ihrer Vermählung mit Herzog Albrecht Friedrich von Preußen und 1594 dessen ältester Tochter Anna bei ihrer Heirat mit dem damaligen Markgrafen Johann Sigismund übertragen worden war. Das geschah zu dem Zwecke, um Braunschweigs Hilfe für den bevorstehenden Krieg zu gewinnen.

Ein Exkurs verbreitet sich über die sogen. „Düsseldorfer Ohrfeige“ und ihre vermeintliche Folge, den Übertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zum reformierten Glauben. In lehrreicher methodischer Untersuchung gelangt der Verf. zu dem Ergebnis:

1. Die Erzählung von der „Ohrfeige“, die Kurfürst Johann Sigismund dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm im Jahre 1611, 1612 oder 1613 bei einem Gelage, in dessen Verlauf sie über die Mitgift Anna Sophies in Streit gerieten, verabreicht haben soll, gehört der Legende an. Der Kurfürst hat sich niemals in den jülich-clevischen Landen aufgehalten. Wahrscheinlich ist ein Zusammenstoß, den die beiden Statthalter Markgraf Ernst und Wolfgang Wilhelm im Jahre 1610 am Rhein hatten, zur „Düsseldorfer Ohrfeige“ ausgeschmückt worden.

2. Der Übertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zum reformierten Glauben erfolgte am 25. Dezember 1613 (a. St.) nicht aus politischen Motiven, sondern er war „nichts weiter als der Schlußstein einer religiös-geschichtlichen Entwicklung“, eine Anschauung, die schon Clausnitzer und nach ihm Koser vertreten hat. Vom politischen Standpunkt war der Glaubenswechsel „ein großer Fehler“.

Berlin-Halensee. Georg Schuster.

64.

Krones, Prof. Dr. Franz von, Österreichische Geschichte. 3. Band: Vom Tode des Kaisers Matthias bis zum Ende des Spanischen Erbfolgekrieges (1619—1714). 3. erweiterte u. vollständig umgearbeitete Auflage von Prof. Dr. Karl Uhlirz. Vollendet u. hrsg. von Dr. Mathilde Uhlirz. (Sammlung Göschen, 105). Kl. 8⁰. 131 S. m. 3 Stammtafeln. Berlin u. Leipzig, Göschensche Verlagsbuchhandlung, 1915. M. 0.90.

In rascher Folge hat der bekannte rührige Verlag Göschen nunmehr auch das 3. Bändchen der Österreichischen Geschichte von Krones erscheinen lassen. Die Bearbeitung auch dieses Teiles hatte der inzwischen leider dahingeschiedene Grazer Universitätsprofessor Karl Uhlirz übernommen; die Vollendung und Herausgabe wurde sodann von Dr. Mathilde Uhlirz in mustergültiger Weise durchgeführt. Die Anordnung des Inhaltes ist nach denselben Grundsätzen, wie in den vorausgegangenen Bändchen, gegeben. Auch hier gewährt die Scheidung in Kapitel und Paragraphen eine klare Übersicht. Die Literaturangaben gehören sowohl diesem dritten, als auch dem zweiten Bande an, bieten jedoch des Raumes halber erklärlicherweise nur eine Auswahl der wichtigsten Schriften; die allgemeinen Darstellungen sind im 1. Bande berücksichtigt worden. Der überreiche Inhalt gewährt nicht nur einen Überblick der politischen Geschichte, sondern in einzelnen Abschnitten auch höchst lehrreiche Einsicht in die Geschichte des österreichischen Behörden- und Verwaltungswesens. Die sorgfältige Darstellung stützt sich auf die Ergebnisse der neuesten Forschung, wie Ref., besonders aus Proben für sein Arbeitsgebiet, die Leopoldinische Zeit, mit Genugtuung feststellen konnte. Eine sehr brauchbare Zeittafel erhöht den Wert des Büchleins.

So kann auch dieses Bändchen als vorzüglicher Leitfaden für die österreichische Geschichte dieser Zeit bestens empfohlen werden.

Berlin. Arthur Levinson.

65.

Askenazy, Simon, Fürst Joseph Poniatowski. 1763—1813. Mit 1 Titelbild in Heliogravüre u. 20 Vollbildern. Autorisierte deutsche Ausgabe. 8⁰. VIII u. 373 S. Gotha, Friedrich-Andreas Perthes A.-G., 1912. Broschiert M. 9.—, geb. M. 10.—.

Der Geschichtsprofessor an der Lemberger Universität Dr. S. Askenazy, der sich durch eine Reihe wertvoller Veröffentlichungen zur polnischen Geschichte bereits als Geschichtsforscher und Geschichtschreiber einen Namen gemacht hat, hat seine Biographie des Fürsten Joseph Poniatowski zuerst 1904 in polnischer Sprache erscheinen lassen, Nach der letzten polnischen Ausgabe von 1910 hat J. Tenner das wichtige Werk in einer

guten deutschen Übersetzung jetzt weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Lebenslauf und Charakter des Fürsten Poniatowski, von seiner am 7. Mai 1763 in Wien (nicht in Warschau!) erfolgten Geburt bis zu seinem tragischen Untergang am 19. Oktober 1813 in den Fluten der Elster, werden in dem Buche, das mit manchen oft wiederholten biographischen Irrtümern aufräumt, auf Grund der bisher bekannten und zahlreicher neuerschlossener Quellen, sowie mit Benutzung der gesamten einschlägigen Literatur in anziehender, farbenreicher Darstellung geschildert. Der Verf. hat zu seiner Arbeit eingehende archivalische Studien in Berlin, Paris und Wien unternommen, auch die handschriftlichen Korrespondenzen in den fürstlich Kinskyschen und Poniatowskischen Familienarchiven in Wien und Warschau ausgiebig benutzt. Sein Werk ist daher für die Geschichtsforschung von grundlegender und bleibender Bedeutung und wird späteren Darstellern des behandelten Zeitabschnitts wegen seiner vielen Quellenangaben und Auszüge (besonders in den umfangreichen Anmerkungen) eine willkommene Fundgrube für weitere Studien sein. Die wechselreichen, meist dramatisch belebten Geschicke des Fürsten Poniatowski, in denen sich das interessanteste Stück europäischer Geschichte um die Wende des 18. Jahrhunderts widerspiegelt, und die sich in ihren Höhepunkten in Wien, Warschau, Brüssel, Berlin, Dresden, Paris, Krakau und Leipzig abspielen, ziehen in fesselnden Bildern an der Seele des Lesers vorüber. In der deutschen Ausgabe sind die neuere Literatur und die zumeist aus Privatbesitz in jüngerer Zeit bekannt gewordenen Archivalien benutzt.

Graz i. Steiermark. R. F. Kaindl.

66.

Pflugk-Harttung, Dr. Julius von, Der Stadt- und Polizeipräsident v. Tilly und die Zustände in Warschau zur preußischen Zeit 1799—1806. 8⁰. VIII u. 142 S. Danzig, A. W. Kafemann, 1914. M. 4.—.

Wie traurig war die Lage der armen Beamten, die stellen- und brodlos wurden, als die preußische Herrschaft in Polen nach Jena zusammenbrach; Preußen konnte beim besten Willen bald nichts mehr geben, kaum einige geringe Unterstützung an einige Wenige. Die neuen Herren aber lachten zu den Wehklagen der Verlassenen.

Das vorliegende Kulturbild zeigt in den Worten, Taten und Leiden des Stadt- und Polizeipräsidenten v. Tilly zu Warschau in typischem Beispiele Zeit, Ort, Zustände und Personen. Die Bureaukratie und ihre Verwaltungskunst tat offenbar ihr bestes, aber sie litt unter all den Mängeln, an deren Wurzeln erst durch die Stein-Hardenbergsche Reformgesetzgebung eine, immerhin noch zögernde, Axt gelegt wurde. Vornehmlich macht sich hier der

Widerstreit der verschiedenen Dikasterien in höchst unliebsamer Weise geltend. Tilly, der an den Minister nach Berlin direkt berichten darf, im übrigen aber der Warschauer Kammer untersteht, kann davon ein Lied singen. Überall sehen wir viel guten Willen, fleißige Arbeit, viel Wohlwollen gegenüber der fremden Bevölkerung, aber geringes Verständnis für deren Eigenart und zu wenig Bemühung, mit ihr Fühlung zu gewinnen und zu behalten. Und doch hätte die preußische Beamtenschaft, trotz all ihrer Schwächen, die so oft bewiesene Kraft, langsam aber sicher fremdes Wesen zu assimilieren, auch hier zur Geltung gebracht, wenn nicht der Sturmwind zu früh das ganze Gebäude über den Haufen geworfen hätte.

Sehr interessant sind die Warschauer Gehaltslisten. Der Stadt- und Polizeipräsident und Chef der Servis-Kommission v. Tilly – der zu stattlicher Repräsentation dem polnischen Adel gegenüber Anlaß genug hat, eigenes Fuhrwerk halten muß usw. — empfängt 3000 Taler. Außerdem steht ihm noch die Obersten-Pension mit 600 Talern zu. Zwei Stadt- und Polizeidirektoren beziehen der eine 1500, der andere 1413 Taler, der Stadtrat und Syndikus 1000, der Stadtrat und Kämmerer 800, die andern Stadräte 600, der erste Stadtsekretär und Kanzleiinspektor 470, die übrigen oberen Subalternbeamten 300—450, die Kanzlisten, Kopisten usw. 120—240, der Baumeister, Stadtphysikus usw. 300, ein Exekutor 150, die Magistratsdiener 72 Taler, usw. usw.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

67.

Erben, Wilhelm, Fichtes Universitätspläne. Gr. 8⁰. 73 S. Innsbruck, Verlag der deutschen Buchdruckerei, 1914. M. 1.50.

Aus dem schweren Kampfe der Gegenwart geboren ist die vorliegende Schrift des Innsbrucker Geschichtsforschers. Fichtes Reden sind uns gerade jetzt zu einer Quelle des Trostes und der Kraft geworden. Da liegt es nahe, noch weiter in Fichte zu dringen. So gelangt E. zu Fichtes Universitätsplänen „nicht um der Einzelvorschläge willen, denen nur historische Anteilnahme gebührt, wohl aber wegen der starken männlichen Gesinnung, der sie entsprungen sind“ (S. 49). Als Quellen kommen der „Erlanger Universitätsplan“ und der viel genannte „deduzierte Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt“ in Frage. Besonders ersterem widmet E. seine Aufmerksamkeit, den er auch im Anhang auf Grund des im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin enthaltenen Manuskripts samt den durch den Nachdruck in Fichtes nachgelassenen Werken bedingten abweichenden Lesarten wiedergibt. Man wird also in Zukunft nur hier den einwandfreien Text des Erlanger Universitätsplanes zu suchen haben.

Hinsichtlich des „deduzierten Planes“ kommt E. zu dem Schluß, daß Fichte nicht so sehr, wie es bisher meist betont

wurde, von der Antike, wie der Platonischen Akademie, abhängig ist, sondern daß „wesentliche Gedanken von Oxford und Cambridge übernommen und mit Wahrnehmungen aus Tübingen und Pforta vereinigt sind“ (S. 40), eine Beobachtung, die im ganzen wohl für beide Pläne zutrifft.

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

68.

Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. Ausgewählt und hrsg. von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. III. Bd.: Napoleon auf St. Helena. 8°. XIII u. 284 S. Freiburg i. B., Herdersche Buchhandlung, 1914. M. 2.40, geb. in Pappbd. M. 2.80.

Nach den beiden ersten Bänden, die den Freiheitskriegen und dem russischen Feldzuge gewidmet waren, ist in rascher Folge der dritte Band erschienen. Die Grundsätze dieser Sammlung bestehen darin, „daß sie erstens Erzeugnisse religions-, staats- oder sittenfeindlichen Charakters grundsätzlich ausschließt, zweitens aus umfangreicheren Werken wertlose Teile ausscheidet, drittens auch für die reifere Jugend beiden Geschlechts bestimmt ist, die sie, mit Goethe zu reden, „in das Studium der Geschichte hineinlocken“ soll“. Man sieht also, daß keine wissenschaftlichen Ansprüche gemacht werden.

Es ist klar, daß bei diesen Gesichtspunkten die einzelnen Stoffe sehr verschieden behandelt werden müssen. So wird z. B. der dritte Band sehr erheblich davon betroffen.

Obwohl der Band kurz vor dem Ausbruch des Krieges erschienen ist, der zunächst alle Interessen in Anspruch nahm, ist er doch nicht nur durch die Anziehungskraft der Persönlichkeit Napoleons und seinen tragischen Ausgang fesselnd, sondern auch mehr als in einem Sinne zeitgemäß. Das Bedürfnis, das historische Urteil zu vertiefen, läßt uns die äußere Geschichte des letzten Jahrhunderts wieder und wieder prüfen, und für Napoleon in seinem Ringen gegen England gewinnt man heute leichter als vor dem Kriege den ihm angemessenen kontinentalen Gesichtspunkt. Auch hat ja der heutige Wirtschaftskrieg eine großartige Parallele in der Kontinentalsperre.

Das vorliegende Buch bietet die Denkwürdigkeiten von Lascases, Montholon (S. 1—165), O'Meara (S. 165—221), Antommarchi und Gourgaud (S. 221—284). In dem Inhaltsverzeichnis fehlt der letzte, der nur zu einigen Berichtigungen herangezogen ist. Man kann sich vorstellen, was bei dieser Ausgabe in usum Delphini alles fallen muß, damit sie ein junges Mädchen unbeschadet lesen kann! Es wäre aber ein Irrtum, wollte man nach den eingangs aufgestellten Grundsätzen annehmen, daß nun, abgesehen von dem Bedenklichen, alles Wertvolle enthalten wäre. Dies ist keineswegs der Fall. Die Hauptursache der sehr

starken Kürzung hat in der Raumfrage gelegen, denn innere Gründe für das Fehlen einzelner Abschnitte sind nicht ersichtlich. Wenn man das Fehlen von Äußerungen über einen Einfall in England (1816, 3. 3.), den Orientfeldzug (20. 3.), die englischen Staatsmänner (10. 6.), Ägypten (21. 7.), Indien (6. 11.), Polen (25. 10.) u. a., die uns heute besonders interessieren würden, mit dem Erscheinen vor dem Kriege erklären könnte, so vermißt man doch auch sonst schmerzlich literarische, militärische und politische Urteile, während manche wiederkehrende Angabe über Wetter, Essen und Äußerlichkeiten fortfallen könnte.

Ein peinliches Versehen ist, daß Murat zum Vizekönig von Italien gemacht wird (S. 17). Die Corniche (S. 121) und Abbé Raynal (im Texte steht Rayna S. 187) hätten eine kurze Erklärung verdient. Zahlreich sind die Ungenauigkeiten mit den Daten, besonders bei O'Meara im Vergleich zu der französischen Ausgabe, die dem Berichterstatter vorliegt, doch kann dies nicht die Schuld des Herausgebers, sondern der deutschen Ausgabe, die er zugrunde legt, sein, auf deren Rechnung auch einige fehlerhafte Übersetzungen kommen (index, mouche S. 167 und 180).

Wenn also die Ausgabe keineswegs die Originale ersetzen kann, so kann sie doch für Schüler und Volksbibliotheken warm empfohlen werden. Der Stoff ist ja sehr reich, die Auswahl ist, abgesehen von den genannten Ausstellungen, gut und gibt ein anschauliches Bild von den Interessen, der Lebensweise, dem Charakter und dem langsamen Hinsiechen des Imperators unter unwürdigen Verhältnissen. — Die kurze Einleitung weist auf den relativen Wert der Memoiren hin, die Bilder sind gut ausgewählt und unterrichtend. Kurze Inhaltsangaben, vielleicht am Rande, hätten die Übersichtlichkeit erhöht.

Berlin-Lichterfelde. Hans Penner.

69.

Klemm, Dr. Mathilde, Sachsen und das deutsche Problem 1848. (Diss.) 8°. 160 S. Dresden, H. Burdach, 1914.

Die Arbeit behandelt nur einen Ausschnitt aus der Frage: Sachsen und das deutsche Problem in der deutschen Revolution, nämlich die Zeit „von den Wirkungen der Pariser Februarrevolution an bis zur Einsetzung der provisorischen Zentralgewalt", also nicht die eigentlich interessanteste Zeit von dem Augenblick an, wo Regierung und Volk zu dem Werk des Frankfurter Parlaments Stellung zu nehmen haben. Zu einer einigermaßen abschließenden Bearbeitung dieser späteren Entwicklung ist allerdings auch so lange noch keine Aussicht, als die Akten des Dresdner Archivs verschlossen bleiben. Vielleicht führt der große Einschnitt des Weltkriegs dazu, daß man die Akten wenigstens bis 1870 allgemein freigibt.

Die Teile der vorliegenden Arbeit, die sich mit der Stellung der Regierung zum deutschen Problem befassen, leiden natürlich auch schon unter dem angeführten Mangel. Das macht sich selbstverständlich auch in der Richtung geltend, daß die von vornherein bewußt partikularistische Politik der Regierung in ihren einzelnen Phasen, Motiven und Fragen nicht klar wird; nur die großen Linien lassen sich erkennen und feststellen. In der Regierung wie der Volksmeinung wirkt Preußens Politik von 1815 noch nach; man ist beiderorts über die Niederlage des Königs von Preußen in den Märztagen im stillen recht froh. Die Verstimmung über die Anmaßung, trotzdem die Führung in Deutschland zu übernehmen, ist bei Regierung und Volk gleich stark, am ausgesprochensten bei den Demokraten; sie geht aber bis tief in die liberalen Kreise hinein.

Im einzelnen ergeben sich für die Ideen- und die Entwicklungsgeschichte der Parteien aus den speziell sächsischen Verhältnissen kaum neue Züge. Nur daß das Interesse für Deutschland überhaupt nicht groß ist; es wird durch das für die Landesangelegenheiten (Wahlrechtsfrage) und für die wirtschaftlichen Verhältnisse hintangehalten.

Daran ändern auch die Tätigkeit des 50er-Ausschusses und die ersten Verhandlungen des Frankfurter Parlaments eigentlich nichts. Der 50er-Ausschuß wird von den Parteien, besonders der Demokratie, aus seinem Gegensatz zu den Regierungen heraus unterstützt, die Regierung muß ihm deshalb entgegenkommen. Sein Einfluß geht eben hier wie überall so weit als der der liberal-demokratischen Bewegung in dem betreffenden Lande.

Im letzten Kapitel werden die Vertreter Sachsens im Frankfurter Parlament in ihrer Tätigkeit bis zur Einsetzung der provisorischen Zentralgewalt behandelt, vor allem Blum. Dieser scheint uns dabei zu ungünstig wegzukommen. Die Verfasserin zieht nicht in Rechnung, daß diese Reden im Parlament taktisch gewertet werden müssen, vor allem unter dem Gesichtspunkt der Spaltung der Linken. Erst dadurch gewinnt man ein völliges Bild. Material wäre z. B. in Zimmermanns Band 4 von Wirths Deutscher Geschichte (Ausgabe von 1848) zu finden gewesen. Blum verdient wohl überhaupt eine eingehende, aus den Quellen schöpfende Bearbeitung.

Im ganzen ist die Arbeit eine in den möglichen Grenzen anerkennenswerte und erfreuliche Leistung.

Greifswald, z. Z. im Felde. Ludwig Bergsträßer.

70.

Buddecke, Albert, Die Literatur über den Feldzug von 1864 (a. u. d. T.: Bibliographie der neueren deutschen Kriegsgeschichte. Teil 1). Lex. 8°. 92 S. Berlin, Georg Bath, 1915. M. 3.50.

Die vom Vorsteher der Bibliothek des Großen Generalstabes, Oberstleutnant Buddecke, vorbereitete mehrbändige „Biblio-

graphie der neueren deutschen Kriegsgeschichte“ gehört zu den wissenschaftlichen Unternehmungen, denen von vornherein eine freundliche Aufnahme gesichert sein dürfte. Denn je mehr die Literatur über die militärische und diplomatische Geschichte der Kriege von 1864, 1866, 1870/71 und 1914/16 anschwillt, desto freudiger wird der Historiker ein bibliographisches Nachschlagewerk willkommen heißen, das ihm nicht nur manche Stunde mühsamer Sammlerarbeit erspart, sondern ihm auch bei seiner Forschertätigkeit manchen wertvollen Fingerzeig zu geben vermag.

Der jetzt vorliegende 1. Teil dieser Bibliographie, der in 926 Nummern (einschließlich der Nachträge) die Literatur über den deutsch-dänischen Krieg von 1864 verzeichnet, enthält folgende Abschnitte: 1. Allgemeines und Gesamtdarstellungen; 2. Politik und Landeskunde; 3. Wehr- und Heerwesen (vier Unterabschnitte); 4. Kriegsbegebenheiten: Operationen, Taktische Betrachtungen. Persönliche Erinnerungen (drei Unterabschnitte); 5. Marine, Seekrieg, Küstenverteidigung; 6. Heeres- und Truppengeschichten. Rang- und Stammlisten (drei Unterabschnitte); 7. Lebensbeschreibungen, Nachrufe usw.; 8. Karten (zwei Unterabschnitte). Dieser übersichtlichen Einteilung des ganzen Stoffes entspricht in den einzelnen Abschnitten eine recht geschickte Einreihung der Büchertitel. Mit Ausnahme des 7. Abschnittes, der selbstverständlich eine alphabetische Reihenfolge bedingt, werden die Titel stets nach Maßgabe des Zeitpunktes angeführt, an dem die Veröffentlichung erschienen ist, so daß man häufig sofort feststellen kann, ob es sich um gleichzeitige oder spätere Berichte und Darstellungen handelt. Dankenswert sind ferner die öfters hinzugefügten kurzen Angaben über den Inhalt einer Schrift oder über den Standpunkt ihres Verfassers, die hier und dort eingestreuten Hinweise auf kritische Besprechungen der betreffenden Arbeit und vor allem auch das am Schlusse befindliche alphabetische Register.

Wie B. in seiner Vorrede erklärt, soll die von ihm ausgearbeitete Bibliographie „vornehmlich militärwissenschaftlichen Zwecken dienen“ und deshalb nur „eine Auswahl aus der gesamten einschlägigen, auch fremdsprachigen, Literatur“ bringen. Gegen diesen Gesichtspunkt läßt sich natürlich nichts einwenden. Indes fürchte ich, daß die von B. gegebene Auswahl skandinavischer Quellen vielleicht in den nordischen Ländern keine uneingeschränkte Billigung finden wird. Auch mir selbst ist es nicht ganz klar geworden, nach welchen Grundsätzen B. bei der Auswahl skandinavischer Schriften zuwege gegangen ist. Veröffentlichungen von ziemlich zweifelhaftem Werte werden bisweilen erwähnt, vortreffliche Arbeiten aber öfters mit Stillschweigen übergangen. — So fehlen im 1. Abschnitt N. Th. Neergaards ausgezeichnetes Werk „Under Junigrundloven 1848—66“ (1892 ff.; namentlich Band 2 kommt in Betracht) und die zusammenfassende Schilderung desselben Verf. im 6. Bande des

illustrierten Sammelwerkes „Danmarks Riges Historie" (1906). Ebenso wäre in diesem Abschnitt Band 2 von Otto Vaupells „Kampen för Sönderjylland. Krigene 1848/50 og 1864" (1889) nachzutragen, an dessen chauvinistische Ausführungen sich eine interessante Polemik knüpfte. Andererseits hätte die Schrift des Schweden G. Thorsander „Dansk-tyska kriget. Historik och kritik" (1889) wohl eines kritischen Vermerks bedurft, da sie kaum besser ist als eine seiner späteren Arbeiten (vgl. „Mitteilungen", XLI, 371 ff.). — Im 7. Abschnitt vermisse ich u. a. C. Fr. Brickas unentbehrliches „Dansk biografisk Lexikon" (1887 bis 1906, 19 Bände). — Die dänische Geschichtsliteratur des Jahres 1914, die naturgemäß besonders reich an Erinnerungsschriften über den Krieg von 1864 ist, hat B. überhaupt nicht berücksichtigt. Gewiß handelt es sich hier in der Regel um unbedeutende Gelegenheitsveröffentlichungen. Aber unter der vielen Spreu entdeckt man doch bei näherem Hinsehen auch manches wertvolle Körnlein. So hat z. B. der bekannte Kopenhagener Universitätsprofessor Aage Friis 1914 recht wertvolle Beiträge zur Kriegsgeschichte von 1864 — „Chr. E. Reichs Dagbog fra 1864" (Danske Magazin, 6. Raekke, 2. Bind) und „D. G. Monrads Deltagelse i Begivenhederne 1864. En efterladt Redegörelse" — herausgegeben.

Die hier erwähnten kleinen Unterlassungssünden können dem günstigen Gesamteindruck, den ich bei der Durchsicht der vorliegenden Arbeit empfing, natürlich keinen Abbruch tun. Sie ist und bleibt ein höchst verdienstvolles Werk. Der Spezialforscher freilich wird daneben auch die seit langer Zeit in der „Dansk historisk Tidsskrift" als Beilage erscheinenden bibliographischen Jahresübersichten stets zu Rate ziehen müssen.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

71.

Pahncke, Robert, Die Parallel-Erzählungen Bismarcks zu seinen Gedanken und Erinnerungen. (Historische Studien, herausgegeben von Richard Fester). 8°. XVII u. 322 S. Halle a. S., Max Niemeyer, 1914. M. 8.—, geb. M. 9.—.

Memoirenwerke kommen im allgemeinen darauf heraus, die Dinge so zu schildern, wie sie der Verf. selber sah und von andern gesehen wissen wollte. Das gilt auch für des großen Meisters Werk. Abgesehen von diesem Mangel, der allen anhaftet, finden wir hier — durch die große Zahl von Parallel-Berichten, die Pahncke sorgfältig zusammengestellt und geschickt beleuchtet hat — die Darstellung der Gedanken und Erinnerungen im ganzen in überraschender Weise, oft durch mehrere Jahrzehnte hindurch, bestätigt. Einzelne Sachen, wie die Arnim-Affäre, Falks Entlassung usw., werden, wenigstens vorläufig,

zweifelhaft bleiben. Anderes, wie die Auslassungen über Kaiser Friedrichs Tagebuch usw., wird kaum zu retten sein.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

72.

Ernst Bassermann. Sein politisches Wirken. Reden und Aufsätze, hrsg. u. eingeleitet von Dr. Fritz Mittelmann. Band 1. Zur auswärtigen Politik. Autorisierte Ausgabe. 8°. 4 Bl., X u. 255 S. 1 Porträt. Berlin, Karl Curtius, 1914. M. 2.80, geb. M. 4.—.

Jede eingehendere Beschäftigung mit der jüngsten Geschichte wird dadurch wesentlich erschwert, daß das wirklich wertvolle Quellenmaterial keineswegs bequem zugänglich ist. Wie mühevoll gestaltet sich die Benutzung der doch unentbehrlichen Zeitungen. Kaum weniger entsagungsvolle Arbeit erfordern die Parlamentsverhandlungen: sie bieten zwar eine Fülle wichtigsten Materials, doch nur der Spezialforscher wird sich notgedrungen und seufzend durch diese dicken Bände, von deren Inhalt ihm mehr als neun Zehntel keine lohnende Ausbeute gewähren wird, hindurcharbeiten; dem Geschichtsfreunde oder dem Politiker, der aus praktischen Zwecken eine wirkliche Einsicht in die neueste Geschichte gewinnen will, wird man dies nicht zumuten dürfen. Im Ausland scheint man früher als bei uns erkannt zu haben, daß hier unter viel Schutt auch sehr wertvolles Material verborgen ist, das auszugraben und in ansprechender Form allgemeiner Benutzung zugänglich zu machen sich lohnt. So ist es insbesondere in den romanischen Ländern durchaus nichts seltenes, die Reden der parlamentarischen Größen sehr bald in handlichen Ausgaben einem größeren Leserkreise darzubieten: ich nenne beispielsweise die Reden von Deschanel, Etienne, Jaurès, Millerand, Reinach, sowie von Barzilai und Tittoni. Bei uns geschah früher wenigstens mit den Reden von Ministern oft ein gleiches: Eulenburg, Falk, Goßler sahen schon bei Lebzeiten ihre Reden auch in den Händen solcher Leser, die keine Lust hatten, sich erst durch die Parlamentsberichte durchzuarbeiten; neuerdings sind einer solchen Gunst nur die Reichskanzler Caprivi und Bülow, sowie Graf Posadowsky teilhaftig geworden. Von deutschen Parlamentariern ist, soweit ich sehe, Sonnemann der einzige, dessen Reden, als er noch lebte, gesammelt wurden; selbst so anerkannte Parteiführer wie Bennigsen, Miquel, Schulze-Delitzsch, Stumm-Halberg, Windthorst, Ziegler mußten erst mehr oder minder lange Zeit tot sein, ehe man daran ging, ihre Reden in handlicher Form herauszugeben. Demgegenüber bedeutet das vorliegende Werk den Versuch, zum erstenmal wieder auch die Reden eines noch lebenden und noch in der Vollkraft seines Wirkens stehenden Parlamentariers aus den dicken Bänden der stenographischen Berichte auszugraben und dadurch dem Ge-

schichtsfreund erst wirklich zu erschließen. Es kann nur der Wunsch ausgesprochen werden, daß dieses erste Beispiel recht viele Nachfolger finden möge.

Die Ausgabe der Reden Bassermanns ist auf drei Bände berechnet, die sich auf auswärtige, innere und nationalliberale Partei-Politik verteilen. Der vorliegende erste Band enthält zwölf der auswärtigen Politik gewidmete Reden aus den Jahren 1900 bis 1913, denen ein 1912 in der Zeitschrift „Nord und Süd“ erschienener offener Brief beigefügt ist. Die Publikation dieser Reden ist um so dankenswerter, als die Zahl deutscher Parlamentarier, die sich nicht bloß dilettantisch und gelegentlich mit der auswärtigen Politik beschäftigen, nicht gerade groß ist. Der nationalliberale Führer tritt stets für eine kräftige auswärtige Politik ein, ist sich dabei klar bewußt, daß für eine solche unbedingte Voraussetzung ein starkes Heer und eine starke Flotte bilden; von Anfang an befürwortet er mit besonderer Wärme den Ausbau der Flotte. Besonders bemerkenswert ist bei Bassermann der gute Blick für die großen Zusammenhänge der internationalen Politik; wenn man jetzt rückschauend diese Reden liest, erstaunt man oft geradezu über sein richtiges Urteil. So hat er früher als viele andere die Einsicht gewonnen, wie sich durch Englands Stellungnahme gegen Deutschland und durch die Wühlarbeit der englischen Diplomatie die internationale Lage verschärft, wie sich aus der englischen Einkreisungspolitik die Gefahr einer Isolierung Deutschlands ergibt; richtig erkennt er auch die Motive der englischen Politik. Sehr beachtenswert ist, wie er schon 1911 offen seine Zweifel am Wert des Bündnisses mit Italien ausspricht, wie er umgekehrt schon damals die Bedeutung der Türkei für die deutsche Politik richtig einschätzt. Manche seiner Äußerungen muten uns heute direkt prophetisch an: so, wenn er, ein ausgesprochener Gegner und Bekämpfer der Sozialdemokratie, am 9. Dezember 1905 und 30. April 1907 die Zuversicht ausdrückt, daß die Sozialdemokratie in ihrer Mehrheit der Mobilmachung im Ernstfall keinen Widerstand entgegensetzen werde, daß man da keine inneren Unruhen zu besorgen habe. Wie wunderbar verwirklicht haben sich die Schlußworte der Rede vom 9. Dezember 1905: „Was aber das Ausland anlangt, das uns feindlich gesinnt ist, so möge es sich sagen: eine Nation von 60 Millionen läßt sich weder beiseite schieben noch ungestraft beleidigen. Auch dem Reichstage ist es eine heilige Sache um die Erhaltung des Friedens. Wenn uns aber ein Kampf aufgedrängt wird, dann werden für Deutschland große Tage wiederkehren, und dann wird die Nation hinter ihrem Kaiser stehen.“ Noch so manche weitere Äußerung ließe sich anführen, die von dem zutreffenden Urteil Bassermanns Zeugnis ablegt. Er ist durchaus kein negativer Kritiker; er steht im wesentlichen entschieden auf dem Boden der offiziellen deutschen Politik, ist aber andrerseits auch kein Leisetreter, scheut bei allem Maßhalten in der äußeren Form vor einer sach-

lich recht scharfen Kritik keineswegs zurück. So spricht er sich mehrfach sehr herbe und rückhaltlos über die Fehlgriffe der Marokkopolitik, insbesondere über das Kongoabkommen aus; offen kennzeichnet er die Mängel der deutschen Diplomatie, wünscht von ihr vor allem bessere Agitation und Propaganda für die deutschen Interessen im Ausland.

Das günstige Urteil, das über den sachlichen Inhalt und Wert der Reden Bassermanns gefällt wurde, kann leider nicht auch auf die Art ihrer Herausgabe ausgedehnt werden. Die Publikation enthält nicht alle Reden Bassermanns, sondern nur eine Auswahl. Nach welchen Grundsätzen diese erfolgt ist, wird uns nicht gesagt und läßt sich auch nicht recht erkennen; es ist so manche Rede nicht abgedruckt, die es recht wohl verdient hätte, aus dem Grabe der Parlamentsverhandlungen hier wieder aufzuerstehen; es hätte wenigstens in irgendeiner Form ein wenn auch noch so kurzes Verzeichnis der nicht aufgenommenen Reden gegeben werden sollen. Bei den abgedruckten Reden hat sich der Herausgeber seine Aufgabe sehr leicht gemacht: er begnügt sich, ihnen ein paar ganz kurze Bemerkungen vorauszuschicken, die das allernotdürftigste über den äußeren Anlaß enthalten, verzichtet dagegen darauf, ein wirkliches Bild der politischen Situation zu geben, aus der die Rede entsprungen ist. Die Reden selbst werden ohne jedes erläuternde Wort abgedruckt: weder werden sachliche Anspielungen erklärt, auch wenn diese für einen nicht mit allen Einzelheiten der Zeitgeschichte vertrauten Leser keineswegs immer sofort verständlich sein werden, noch werden, wenn Bassermann auf Vorredner Bezug nimmt, deren Ausführungen auch nur auszugsweise mitgeteilt. Dem Ganzen vorausgeschickt ist auf acht Seiten eine Charakteristik Bassermanns: sie gibt ein paar Notizen über seine Vorfahren und einige — allzuknappe — Lebensdaten, ist im übrigen mehr panegyrisch und apologetisch gehalten, als daß sie versuchte greifbar, wenn auch in knappen Umrissen, die politische Entwicklung und Wirksamkeit Bassermanns zu zeichnen.

Berlin. Walther Schultze.

73.

Lamprecht, Karl, Zur neuen Lage. Vortrag gehalten in Leipzig am 23. August 1914. 8°. 16 S. Leipzig, S. Hirzel, 1914. Geh. M. 0.60.

Der inzwischen verstorbene große Geschichtschreiber charakterisiert die „neue Lage“ etwa folgendermaßen: Ungeheuere Zunahme des Verkehrs und der gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Völker sowie mächtiges Anwachsen der pazifischen Bewegung auf der einen Seite. Auf der andern eine bis dahin unerhörte Steigerung des Nationalbewußtseins bei allen in Betracht kommenden Völkern, und dieser Nationalismus heute tätig als die größte bewegende Kraft der geschichtlichen Welt über-

haupt. Infolgedessen Schwächung der Werbekraft des pazifischen Ideals und rücksichtsloser Vernichtungskrieg gegen den vermeintlich gefährlichsten jüngsten Nebenbuhler. Kultur und Rasse üben einen mildernden, aber keineswegs durchgreifenden Einfluß usw.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

74.

Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von, Reden aus der Kriegszeit. Drittes Heft. 8°. 76 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. M. —.75.

Wenn ich bereits die beiden ersten Hefte der W.schen Reden aus der Kriegszeit als Stimmungsbilder der Gegenwart kennzeichnete (vgl. „Mitteilungen", XLIII, 217), so ist das noch mehr der Fall bei dem ersten Vortrag des vorliegenden dritten Heftes. Angeregt durch das eben verflossene Weihnachtsfest sprach W. am 10. Januar 1915 über „Die Harmonie der Sphären". — Für alle Zeiten wird man es anerkennen müssen, daß mitten im wildesten Kriegslärm ein deutscher Gelehrter es fertig bringt, die Welt des süßesten Friedens hervorzuzaubern. Ich glaube, das konnte in diesem Kriege auch nur ein Deutscher tun.

Vom rein geschichtswissenschaftlichen Standpunkte interessieren die siebente und achte Rede über „Kaisersgeburtstag" und „Bismarck" mehr. Die erstere wirft einen Blick auf Hohenzollernherrscher, unter besonderer Bevorzugung Friedrichs des Großen. Wie sich bei diesem der Mensch im Dichter offenbart, wird hervorgehoben. — „Bismarck" ist eine recht ansprechende Lebensskizze mit ungewöhnlich klarer Linienführung.

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

75.

Pastor, Ludwig von, Conrad von Hötzendorf. Ein Lebensbild nach originalen Quellen und persönlichen Erinnerungen entworfen. Mit Conrads Bildnis und Schriftprobe. Erstes bis zehntes Tausend. 8°. XII u. 103 S. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung, 1916. M. 1.40, geb. M. 2.—.

Moltke sagt im Hinblick auf das unmittelbar nach dem Kriege begonnene Generalstabswerk 1870/71: „Was in einer Kriegsgeschichte publiziert wird, ist stets nach dem Erfolg appretiert, aber es ist eine Pflicht der Pietät und der Vaterlandsliebe, gewisse Prestigen nicht zu zerstören, welche die Siege unserer Armee an bestimmte Persönlichkeiten knüpfen". Damit berührt er bereits die militärische Lebensbeschreibung, über die er sich, auf eine ihn selbst betreffende Schrift bezugnehmend, an anderer Stelle äußert: „Wer es übernimmt, die Biographie eines Lebenden zu schreiben, hat gewissermaßen die Verpflichtung, seinen Helden in das günstigste Licht zu stellen, ihn über

sein Verdienst zu loben ... Der kühleren Kritik der Nachwelt bleibt es vorbehalten, die nötigen Abzüge an dem Verdienst des einzelnen auf andere zu machen.“ Die hierin liegende Einschränkung des geschichtlichen Wertes von Schriften, die ohne den unerläßlichen zeitlichen Abstand verfaßt wurden, steigert sich noch gewaltig, wenn sie inmitten der Ereignisse entstehen. Gerade solche Schriften aber hat der gegenwärtige Krieg in großer Zahl hervorgerufen, als Folge seiner ungewöhnlich langen Dauer und des steigenden Bedürfnisses unseres raschlebigen und ungeduldigen Geschlechts, über den Zusammenhang der kriegerischen Vorgänge und die führenden Persönlichkeiten bald unterrichtet zu werden.

Um so dankenswerter ist es, wenn ein Geschichtsforscher ersten Ranges sich der außerordentlich schwierigen Aufgabe einer solchen Lebensbeschreibung unterzieht. Es könnte wundernehmen, daß gerade der Verfasser der „Geschichte der Päpste“, der intime Kenner der Renaissance, es unternommen hat, ein frisches, lebenskräftiges Bild des trefflichen Generalstabschefs des österreichisch-ungarischen Heeres zu entwerfen. Die wesentlichste Vorbedingung für solche Arbeit ist aber nicht das bisher behandelte geschichtliche Sondergebiet, sondern das ausgereifte historische Verständnis, die sichere Schulung in Forschung und Darstellung, das geschärfte Verständnis für Charaktere. Archivalische Quellen waren hier nicht von Nutzen, und da hat Pastor mit außerordentlichem Geschick den lebenden Menschen ausgeforscht und, wo es sich um das ihm ferner liegende rein militärische Gebiet, in Sonderheit die Heerführung, handelte, mit feinem Takt die Auffassungen seines Helden wiedergegeben; nichts kann mißverstanden sein, alles ist folgerichtig und aus einem Guß. So ist denn ein lebendiges Bild entstanden. Man glaubt den klugen, feinsinnigen und entschlossenen Feldherrn vor sich zu sehen, man lernt ihn bewundern und gewinnt ihn lieb in seinen rein menschlichen Eigenschaften. Der Verfasser hat Conrad von Hötzendorf schon früher gekannt, und man erkennt, daß dieser sich dem berühmten Historiker ganz anders offenbart hat, als es etwa einem Zeitungskorrespondenten gegenüber geschieht. Dadurch wächst der bleibende Wert der Schrift außerordentlich. Das Fehlen des historischen Abstandes wird durch die Unmittelbarkeit der Eröffnungen ersetzt, durch die das Buch die Bedeutung einer Quelle erlangt, wenn auch mit den im Eingange dieser Besprechung angedeuteten und durch die Selbstbeschränkung, die der Generalstabschef sich auferlegen mußte, vermehrten Einschränkungen. Immerhin erfahren wir weit mehr, als bisher, über den Gedankengang der österreichisch-ungarischen Heeresleitung und damit über das Ineinandergreifen der Kriegführung der verbündeten Mächte. Nicht nur unsere Verbündeten haben Grund, dem Verfasser für diese schöne Gabe von Herzen dankbar zu sein, auch in Deutschland verdient das Buch die weiteste

Verbreitung; es wird den Leiter der Heeresbewegungen unserer Verbündeten auch uns persönlich näher bringen und wesentlich dazu beitragen, daß das tatsächlich vorhandene unbedingte Vertrauen dauernd erhalten bleibt.

Berlin. A. v. Janson.

76.

Österreichische Bibliothek, begründet usw. von Hugo v. Hofmannsthal. 8°. Leipzig, Inselverlag, 1915 f.; 60 Pf. = 80 h der Band. Bd. 1: Grillparzers politisches Testament, zusammengestellt v. Hugo v. Hofmannsthal, 62 S. — Bd. 2: Heldentaten der Deutschmeister 1697—1914. Mit e. Nachwort v. Max Mell, 56 S. — Bd. 3: Heinr. Friedjung, Custoza und Lissa, 108 S. — Bd. 4: Bismarck und Österreich. Herausg. v. Franz Zweybrück. 112 S. — Bd. 5: Audienzen bei Kaiser Joseph. Von Felix Braun, 80 S. — Bd. 6: 1809. Dokumente aus Österreichs Krieg gegen Napoleon. Herausg. v. Otto Zoff. 72 S.

Die hier angezeigte Bibliothek ist ein Produkt des Weltkriegs. Eigentlich hätte es nicht so sein sollen. Es wäre schon lange an der Zeit gewesen, systematisch daran zu arbeiten, daß das österreichische Wesen in Deutschland, namentlich in Norddeutschland, besser gekannt und gewürdigt werde. Ich glaube, es ist nicht zu leugnen, daß der jahrhundertlange Gegensatz zwischen Norddeutschland und Österreich, der, durch die mittelalterliche Entwicklung der nordostdeutschen Gebiete vorbereitet, seit der Reformation immer stärker hervortrat und endlich im Emporkommen des Preußischen Staates seine schärfste Ausprägung erfahren hat, in Denken und Fühlen weiter Bevölkerungsschichten nicht ganz überwunden ist. Und eigentlich erst dieser Krieg bringt eine heute schon nicht mehr kleine Literatur, die sich die Aufgabe stellt, den „österreichischen Bruder" dem Norden näherzubringen [1]). Die „Österreichische Bibliothek" will daran mitarbeiten. Ein Dichter ist ihr hauptsächlichster Herausgeber, und so hat denn die Sammlung keinen rein wissenschaftlichen Charakter, sondern wendet sich an die weitesten Kreise, um durch Herausgabe charakteristischer Geisteserzeugnisse des Deutschösterreichertums dessen Eigenart zu erläutern. Im 1. Bande ist in feinsinniger Weise aus Gedichten und Prosastücken mosaikartig die politische Überzeugung und Weltanschauung Grillparzers zusammengestellt. Ob er so ganz, wie man gewöhnlich behauptet, Repräsentant des Österreichertums war, ist mir per-

---

[1]) In Süddeutschland, das ja seiner ganzen Art nach Österreich näher steht, ist seit einiger Zeit die Herausgabe österreichischer Memoiren in Mode gekommen und hat viel Interessantes gebracht (Pichler, Castelli, Türheim, Zebegeny etc.).

sönlich zweifelhaft. Er hatte selbst zu wenig von der Lebenslust und dem Frohmut, der dem Volke sonst eigen ist. Freilich sein politisches „Altösterreichertum“ mit den gleichzeitigen Zukunftshoffnungen auf eine freiere Entwicklung ist typisch für seine Zeit. — Band 2 bringt Episoden aus der Geschichte des Wiener Hausregiments, von denen allerdings mehrere ganz kurz und etwas farblos, andere aber, wie Sturms Bericht über Königgrätz und die Berichte aus dem gegenwärtigen Krieg, sehr interessant und voll Leben sind. — Band 3, aus Friedjungs bekanntem Meisterwerk, bedarf keiner Besprechung. — Im 4. Band hat Fr. Zweybrück die Aussprüche Bismarcks über Österreich und sein Verhältnis zu ihm zusammengestellt. Besonders möchte ich dem Reichsdeutschen auch die Einleitung empfehlen; sie zeigt, wie auch Bismarck die inneren Verhältnisse und Kräfte Österreichs nicht recht zu würdigen vermochte, weil ihm süddeutsch-österreichische Art, das östliche Völkergemisch und der Katholizismus innerlich zu fremd waren. Der Gedanke, daß Österreichs Rivalitätenkampf gegen Preußen nicht strafbarer sei als der preußische gegen Österreich, dieser wahrhaft objektive, weitherzige Standpunkt wurde von ihm nur als Kampfbasis benutzt, um seinen Willen zum Friedensschlusse im richtigen Augenblick durchzusetzen (1866); seinem Gefühl entsprang er nicht. Überhaupt war sein Bündnis mit Österreich-Ungarn doch nur ein erzwungenes Auskunftsmittel; seine Sympathien gehörten dem historischen russischen Bündnisse. Eigentümlich berührt heute die bekannte Stelle in seiner Rede vom 11. Januar 1887: „Was Österreich in Konstantinopel für Interessen hat, das wird Osterreich allein zu beurteilen haben; wir haben dort keine — ich wiederhole es.“ — Der 5. Band will Kaiser Joseph II. aus seinen Audienzen kennen lehren. Eine Reihe dieser Anekdoten ist sehr instruktiv; einige Blätter passen freilich nicht ganz unter den Titel. Die Eigenart dieses merkwürdigsten österreichischen Herrschers tritt jedoch recht gut hervor. — Band 6 bringt Heeresbefehle, Briefe, Gedichte u. a. zur Charakteristik des Krieges von 1809, des einzigen, in dem Österreich, während Süddeutschland im Lager Napoleons stand, in Norddeutschland mit Begeisterung gefeiert wurde; Kleists Gedichte wie Reiseberichte eines Preußen über Österreich bezeugen dies. —

Außer den hier genannten, mir vorliegenden 6 Bändchen sind von der Bibliothek noch 7 weitere erschienen, die ebenfalls sehr verschiedene Themata behandeln. — Der Gedanke des ganzen Unternehmens ist gewiß sehr glücklich; hoffentlich schreitet es rasch und erfolgreich fort und trägt zur genaueren Kenntnis österreichischen Wesens in Deutschland bei. — Übrigens wird es auch so manchem Österreicher nicht schaden, wenn er sich aus diesen schmächtigen Bändchen Anregung und Belehrung holt.

Wien. Moritz v. Landwehr.

77.

Lamprecht, Karl, Deutscher Aufstieg 1750—1914. Einführung in das geschichtliche Verständnis der Gegenwart zur Selbstbelehrung für jedermann, zum Gebrauche bei Vorträgen und zum Schulgebrauch. 18.—22. Tausend. Neue, um einen Vortrag des Verf. vermehrte Ausgabe. 8°. IV u. 62 S. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G., 1915. M. 1.—.

Hönger, Alfred, Zeugnisse zum Deutschen Aufstieg, 1750—1914. Ein Lesebuch für den Deutschen. Nach Karl Lamprechts gleichnamiger Schrift herausgegeben. 8°. XI u. 259 S. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G., 1915. Geb. M. 2.—.

Wie stark das Streben nach Vertiefung des Verständnisses geschichtlicher Vorgänge in weiten Kreisen unseres Volkes ist, beweist die schnelle Verbreitung von Lamprechts kurzer Einführung in die deutsche Geschichte der Gegenwart. Im Verlaufe eines Vierteljahres ist das Werkchen in siebzehntausend Exemplaren abgesetzt worden, obwohl es nach des Verf. eigenen Worten nicht ganz leicht seiner Form nach ist und an das Nachdenken der Leser starke Anforderungen stellt.

Da das Aufsteigen des deutschen Volkes zur Weltmachtstellung heutzutage im Brennpunkte unseres geschichtlichen Interesses steht, beginnt die Darstellung mit der Mitte des 18. Jahrhunderts, der Epoche, in der die ersten Wurzeln kosmopolitischer Auffassung in unserer Geschichte zu suchen sind. Von dieser Zeit an finden wir auch im wesentlichen die führenden Geister unseres Volkes, deren Gedanken uns noch jetzt bei der Lösung der machtpolitischen und der von L. in den Vordergrund gerückten kulturpolitischen Aufgaben als gleichsam mitwirkend erscheinen.

Nach der Darlegung einiger allgemeiner weltgeschichtlicher Tatsachen der Kulturentwicklung gibt der Verf. einen Überblick über den Verlauf der deutschen Geschichte von 1750 in ihren Grundlinien. Er zeigt, wie bedeutungsvoll das Raumschicksal der germanischen Stämme gewesen ist, die von etwa der Mitte des 1. Jahrtausend v. Chr. bis ins 11. Jahrhundert n. Chr. so ziemlich ununterbrochen von Norden her gegen das südliche Europa abgeströmt sind. Innerhalb dieser Bewegung ist das deutsche Volk aus denjenigen Stämmen hervorgegangen, die sich zwischen Ärmelkanal, Seine, Saone, Rhone und Elbe, zwischen Nordsee und Alpen seßhaft gemacht haben. Eine nochmalige Bedeutung gewann das Raummotiv in der Zeit vom 12. bis 14. Jahrhundert, in der die deutsche Besiedelung des Ostens bis zur Weichsel und darüber hinaus erfolgte. Schließlich hat die Auswanderung nach Amerika die Deutschen wie kein anderes Volk über die Erde verbreitet.

In der Periode von 1750—1871 unterscheidet L. vier aufeinander folgende Stufen der Entwicklung: 1. Die Stufe der

Empfindsamkeit, des Sturmes und Dranges im Zeitalter Friedrichs des Großen, 2. die Stufe des Klassizismus und der Romantik im Zeitalter der Freiheitskriege, 3. die Stufe des Realismus und der Einheitsbewegung bis zum Jahre 1850, 4. die Stufe des Epigonentums und der Reichsgründung. Das neue Deutschland, das sich von der Stufe der Reizsamkeit und des Sozialismus durch Neuidealismus und Neuromantik hindurch zu einer realistischen Weltmacht entwickelt, brachte keine vollständige Lösung der Einheitsfrage, denn Volk und Reich fielen nicht völlig zusammen. Namentlich blieben die österreichischen Deutschen vor den Toren des neuen Reiches, das sich auf die Dauer nicht mächtig genug erwies, aus eigener Kraft heraus die 1871 erworbene politische Stellung aufrecht zu erhalten. Noch stärker trat der Zustand internationaler Hilflosigkeit bei Österreich zutage. So kam es, daß beide Reiche aus innerer Notwendigkeit heraus zu gemeinsamem Handeln geführt wurden.

In einem am 17. Januar 1915 zu Leisnig im Königreich Sachsen gehaltenen Vortrage, den L. als Anhang der neuen Auflage seiner Schrift angefügt hat, führt er des weiteren aus, daß die Zukunft unseres Reiches eine neue politische Gestaltung erfordert. Es hat sich herausgestellt, daß Deutschland und Österreich zusammenhalten müssen, daß sich eine neue zentraleuropäische Föderation bilden muß, ein deutscher Gesamtstaat, der uns den erforderlichen Schutz gewährt. Wir müssen so mächtig werden, daß niemand uns angreifen kann. Andererseits müssen wir so reich in unserer innerer Organisation sein, daß es uns schwer ist, einen Angriffskrieg zu führen. England gegenüber, in dem L. unsern Hauptfeind sieht, müssen wir den Grundsatz zur Anerkennung bringen, daß jeder größere Eingriff des Inselreiches auf dem europäischen Festlande, insbesondere jeder Festsetzungsversuch und jedes Blockadeunternehmen gegen die europäischen Binnenmeere als Kriegsfall für uns gilt.

So steht der große Historiker am Ende seines Lebens wie Moses auf dem Berge Nebo und schaut prophetischen Blickes hinüber in das verjüngte und vergrößerte, innerlich reichere und gefestigtere Deutschland, das aus diesem Weltkriege hervorgehen wird. — Die tiefgründigen und scharf durchdachten Ausführungen halten den Leser bis zum letzten Worte in Spannung und sind vor allem geeignet, reifere Schüler zu einem inneren Erfassen großer geschichtlicher Zusammenhänge heranzubilden.

Der Erfolg der soeben hier besprochenen Arbeit hatte L. zu dem Plane angeregt, eine Art Quellenbuch dazu herauszugeben. Sein am 10. Mai 1915 eingetretener Tod hinderte ihn an der vollen Ausführung seiner Absicht, die er selbst nur im Entwurf und in der Anlage noch hatte darlegen können. Sein Schüler Hönger, der von ihm mit der weiteren Ausführung des Werkes betraut war, hat es im Sinne seines geistigen Urhebers zu Ende geführt.

Ohne jeden verbindenden Text hat der Verf. im engsten Anschluß an Lamprechts Schrift, deren Kapitelüberschriften angegeben sind und auf deren Seiten- und Zeilenzahl bei der Anführung einzelner Quellen stets hingewiesen ist, eine geschickte Auswahl von Zeugnissen gegeben. Anregung zu weiterer Vertiefung in den Stoff bildet ein Schriftenverzeichnis, an das sich ein Quellennachweis mit Angaben über die Verfasser, die Werke und die getroffene Auswahl anreiht.

Naturgemäß sind die kulturgeschichtlichen Stoffe vorherrschend, soll doch dieses volkstümliche Lesebuch die Deutschen in den Zeitgeist der Epoche von 1750 bis 1914 einführen. Aus den jeweiligen seelischen Beschaffenheiten eines Volkes gehen zudem seine staatlichen Gedanken und Einrichtungen hervor, sie bilden den Boden, auf dem sein politisches Leben hervorsprießt. Eine ansehnliche Reihe führender Geister unseres Volkes treten uns in Proben ihrer Werke entgegen. Philosophen, Theologen und Pädagogen, Dichter und Künstler, Staatsmänner und Politiker von den Zeiten eines Leibniz und Lessing bis zur Gegenwart zeugen von dem Aufstieg des deutschen Volkes zu einem der ersten Kulturvölker der Erde.

Es ist zu wünschen, daß dies Quellenbuch die weiteste Verbreitung findet, wenn es auch bisweilen eine schwere Kost bietet. Aber gerade der schlichte Mann in unserem Volke zeigt oft einen starken Bildungsdrang und beschäftigt sich mit geistigen Problemen, die man in ihm nicht vermuten möchte. Der Herausgeber hat überdies alles getan, um durch Erklärung der Fremdwörter und der feststehenden wissenschaftlichen Ausdrücke das Werk leichter verständlich zu machen und ihm den Weg in breitere Volksschichten zu bahnen.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

78.

Die deutsche Kaiseridee im Laufe der Jahrhunderte. Eine Auswahl wichtiger Äußerungen und Zeugnisse, zusammengestellt von Friedrich Stieve. Kl. 8⁰. 112 S. München, Delphin-Verlag, 1915. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.—.

Der Zweck der Sammlung ist nach dem Vorwort des Herausgebers, „die Geschichte des Kaisergedankens durch die wichtigsten Äußerungen zu belegen und zu veranschaulichen". Aus der Zeit von 799—1648 werden zwölf „Äußerungen und Zeugnisse" angeführt (S. 11—34); der Rest umfaßt die Zeit von 1780—1905 (S. 34—122). Es werden Schreiben von den Hohenstaufen Friedrich I. und Friedrich II., von Friedrich Wilhelm IV., Ludwig II. von Bayern, Wilhelm I., Reden von Bismarck, Wilhelm II. zusammengestellt. — Neben Gedichten von Walther von der Vogelweide, Hölderlin, Schenkendorf, Rückert, Geibel, Eichendorff, Heine, Hoffmann von Fallersleben, Liliencron, Treitschke u. a.

finden sich Prosastellen von Schiller, Görres, Fichte, Goethe, Jean Paul, Arndt, Anselm Feuerbach u. a. Eine bunte Musterkarte, aus der „Die deutsche Kaiseridee im Laufe der Jahrhunderte“ wenig deutlich hervortritt.

Berlin-Wilmersdorf. Fritz Zickermann.

79.

Heigel, Theodor von, Deutsche Reden. Mit einem Anhange von Aufsätzen und Reden über den Krieg. Gr. 8°. XX u. 305 S. München, Beck, 1916. Geb. M. 5.—.

Der schätzenswerten Reihe von Abhandlungen des verstorbenen Forschers schließt sich diese Sammlung würdig an. Was H. für Welt und Wissenschaft bedeutet, hat sein Schüler Striedinger in einem Nachrufe dargelegt, der zugleich den Menschen mit den hervorragenden Eigenschaften, den treuen Sohn des Bayerlandes und den warmen deutschen Vaterlandsfreund vor Augen führt. Diese Wesensseiten äußern sich auch in den „Deutschen Reden“.

In „Einheitsstaat oder Bundesstaat?“ wird klargelegt, daß die heutige Form des deutschen Bundesstaats dem geschichtlichen Gange und der völkischen Eigenart entspricht und für Weltstellung sowohl als Kulturgemeinschaft die beste Gewähr bietet. In der von Bismarck geschaffenen Gestalt hat übrigens bereits 1848 Otto Abel die deutsche Bundesstaatsverfassung bis ins Kleinste gefordert. — „1813—1913“ ist ein Erinnerungsblatt an Preußens und (freilich in bescheidenerem Maße) an Bayerns Erhebung (insbesondere Anteil der Universität Landshut!) gegen den Bedrücker, an Deutschlands Einigung und die Bestrebungen und Erfolge Kaiser Wilhelms II. in 25jähriger Regierung. — „Die Münchener Akademie von 1759—1909“ gibt ein Bild mit fesselnden Einzelzügen von der Gesittung Altbayerns, von den Wandlungen in gelehrter Forschung und allerlei Wissenschaft; der Begriff akademisch ist dabei sehr verschieden gedeutet worden („Über Akademie und akademisch“). — Ähnliches findet sich in: „Die Anfänge des Weltbundes der Akademien“. Der heute unterbrochene zwischenvölkische Austausch muß später auf vaterländischer Grundlage ruhen. — Gegen bayrische Eigenbrödelei im Geistesleben wendet sich „Zu Schillers Gedächtnis“, unter Wertung des Lebenswerkes des Dichters und Historikers. — Die beiden Reden „Zum 80. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold von Bayern“ und „Nachruf auf Prinzregent Luitpold“ betreffen ein segensreiches deutsches Herrscherleben, ähnlich wie dasjenige Wilhelms I. — Eine Rechtfertigung der Politik Montgelas' enthält „Zur Erinnerung an die Erhebung Bayerns zum Königreich“; darin wird das Fortschreiten des Wittelsbacher Landes im deutschen Geist seit jener Zeit anerkannt. „Wert und Berechtigung der völkischen Bewegung“ enthalten in der

Forderung engen Zusammenschlusses von Deutschland und Deutsch-Österreich manches Anerkennenswerte, sind aber durch die Ereignisse schon überholt worden. — Treffliche Gedanken, warmherziges vaterländisches Empfinden erfüllen die 9 Reden über den Krieg. Es sei in erster Linie auf: „1870 und 1914“, „Eine Auflehnung Europas gegen England vor hundert Jahren“ und „Der Krieg und die Kunst“ verwiesen. Weniger Beifall wird finden: „Warum haben die Deutschen so wenig Freunde?“ Hier sind die bekannten Ursachen wiederholt, und die Flottenbestrebungen waren unabweisliche Forderung. — Als Schmuck ist dem Buche ein Bildnis Heigels von F. v. Lenbach beigegeben.

Dresden, z. Z. Gardelegen. Edmund Ködderitz.

80.

Schäfer, Dietrich, Das deutsche Volk und der Osten. Vortrag gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 6. Februar 1915. (Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. Band VII, Heft 3.) 8°. 97 S. Leipzig u. Dresden, B. G. Teubner, 1915. Geh. M. 1.—.

Im Hinblick auf die Russennot, aus der Hindenburg unsere Ostmark gerettet hat, beginnt Schäfer seinen Vortrag mit der Mahnung, die Augen mehr dem Osten als dem Westen zuzuwenden. Berlin liegt näher bei Thorn und Posen als bei Metz oder Straßburg. Im Osten sind die Errungenschaften zu verzeichnen, die den Bestand unseres Reiches und Volkes sichern. Während unsere Sprachgrenze im Westen sich seit der Zeit der Völkerwanderung wenig verschoben hat und eine geschlossene Linie bildet, zeigt sich im Osten sprachliche Zerrissenheit; unzählige größere und kleinere Bruchstücke deutscher Volksart sind bis an die Grenzen Europas zerstreut. Der Verf. schildert in großen Zügen die deutsche Siedelungstätigkeit im Mittelalter und kennzeichnet ihre Bedeutung für die Slawenreiche der Böhmen und Polen und das Magyarenreich der Ungarn. Als Kulturbringer wurden die Deutschen herbeigerufen, und erst als sie ihre Aufgabe zu einem großen Teile gelöst hatten, setzte eine nationale Reaktion gegen sie ein. Die Polen vernichteten den Deutschen Orden, die Hussiten bedrängten das meist in den Städten tätige Deutschtum. Über Ungarn gingen die Türkenstürme hin und verödeten ganze Landstriche, so daß unter Karl VI. und Maria Theresia eine planmäßige Neubesiedlung mit katholischen Deutschen aus Vorderösterreich in Angriff genommen wurde.

Von größter Bedeutung für die Gegenwart wurde die Befreiung des Herzogtums Preußen von der polnischen Lehnshoheit durch den Großen Kurfürsten und durch die Erwerbung Schlesiens unter Friedrich dem Großen, der auch für die Deutschen in Polen eine wichtige Zeit einleitete. Der Verf. nimmt dabei

Gelegenheit, auf das polnische Problem einzugehen. Gerade in diesen Tagen kann man vielfach einer Verurteilung der polnischen Teilungen begegnen. Sch. hebt mit Recht hervor, daß nach der Lage der Dinge die Besitzergreifung polnischen Bodens für Preußen geradezu eine Pflicht der Selbsterhaltung gewesen ist. Planmäßig hat Rußland unter Katharina II. auf die Unterwerfung Polens hingearbeitet. Hätte 1772 Rußland Polen besetzt, so würde der russische Koloß sich zwischen Preußen und Pommern geschoben und Ostpreußen durch Ermeland fast in zwei Teile zerschnitten haben, Danzig, Graudenz, Thorn würden in den russischen Machtbereich gezogen und die russische Grenze auf 120 km an Berlin herangerückt worden sein. Außerdem hatte Polen das Recht auf Selbständigkeit verloren, da es nicht fähig war, sie zu verteidigen. Welche Bedrohung dadurch für Preußen entstand, hatte Friedrich der Große im Siebenjährigen Kriege erfahren, als das russische Heer Polen zur Operationsbasis machte. Die erste polnische Teilung brachte Preußen eine Verbindung zwischen Pommern, der Neumark und Ostpreußen, ein im Kerne deutsches Gebiet mit Ausnahme des Netzedistrikts, der aber erst durch Friedrich II. zu einem blühenden Wohnsitz einer zahlreichen Bevölkerung gemacht wurde. Die zweite Teilung fügte die Landbrücke nach Schlesien hinzu, die dritte Warschau und die strategisch bedeutsame Narewlinie. Diese Stellung ging durch die Niederlage von 1806/7 wieder verloren. Rußland und Österreich hatten einen an Umfang viel größeren Zuwachs als Preußen erhalten, der aber für den Bestand der beiden Länder nicht von unbedingter Notwendigkeit war. Für Preußen war der Erwerb des den eigenen Besitz zerstückelnden polnischen Landes eine Lebensfrage. Wenn die Polen behaupten, daß ihnen vom preußischen Könige Versprechungen gemacht worden seien, die hernach nicht gehalten wurden, so weist dies Sch. als eine glatte Erfindung zurück. Friedrich Wilhelm III. hat den Polen Erhaltung ihrer Religion, Gebrauch der polnischen Sprache neben der deutschen und Zutritt zu den öffentlichen Ämtern versprochen, und er hat diese Zusagen erfüllt. Wenn die in Aussicht gestellte Konstitution nicht zur Verwirklichung kam, so teilten die Polen darin das Schicksal aller Preußen. Eine Änderung der wohlwollenden Haltung der preußischen Regierung haben die Polen selbst verschuldet. Ihr Verhalten während des Aufstandes von 1830/31 ließ Gneisenau das Wort aussprechen: „Die Polen sind unfähig, durch eine sanfte und gerechte Regierung wie die unsrige sich leiten zu lassen.“ Die auf die zehnjährige zielbewußte Verwaltung Flottwells folgende Versöhnungspolitik Friedrich Wilhelms IV. hatte die Erhebung von 1846 und 1848 zum Ergebnis. Die Polen wollten nicht im preußischen Staate aufgehen und bekundeten immer wieder den Gedanken der Wiederherstellung eines selbständigen polnischen Staates. Es mußte sich aber von selbst verstehen, daß Preußen solche Bestrebungen niederzuringen

hatte. Die Polen haben unter preußischer Herrschaft glänzende wirtschaftliche Fortschritte gemacht und würden, wie die Wenden im Spreewalde, auch sonst durch keine Fessel gehemmt werden, wenn sie sich als deutsche Staatsbürger fühlten.

In der durch den gegenwärtigen Krieg geschaffenen neuen Lage ist die Lösung des polnischen Problems nur von dem Gesichtspunkte zu betrachten, wie unsere Stellung im Osten am besten gesichert werden kann. Die preußischen Polen haben während des Krieges nicht mehr getan, als was der Staat von ihnen fordern muß. In Galizien ist der Versuch der Bildung einer polnischen Legion nur teilweise gelungen. In Russisch Polen war von einer ausgesprochenen Parteinahme für die Mittelmächte wenig oder nichts zu spüren, und die allgemeine Erwartung eines elementaren Aufstandes der Polen erlebte eine vollständige Enttäuschung. Wirtschaftlich fühlen sich die Polen mit Rußland aufs engste verbunden und wenig veranlaßt, etwa preußische Zustände herbeizuwünschen. Ohne auf die Gestaltung einzugehen, die bei einem für uns günstigen Ausgange des Krieges Polens Schicksal gewinnt, betont der Verf., daß, wenn die jetzige Grenze bleibt, Rußland die Polen durch eine gewisse Autonomie auf seine Seite zu ziehen trachten würde. Eine polnisch-russische Verständigung aber in Verbindung mit dem Haß, der als bitterer Rest des Krieges übrig bleibt, würde eine große Gefahr für unsere Zukunft sein. Bei der Lösung der Frage sprechen auch wichtige wirtschaftliche Forderungen mit. Unser Volk braucht landwirtschaftlich nutzbaren Boden. Diesen kann es nur im Osten gewinnen. Um Raum für unsere den Boden bebauende Bevölkerung zu schaffen, muß es die Siedelungspolitik des Mittelalters in großzügiger Weise fortsetzen. Mit der Aufforderung, über dem berechtigten Haß gegen England nicht zu vergessen, daß Rußland die für uns weitaus gefährlichste Macht st, schließt die tiefgründige und warmherzige Abhandlung.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

81.

Ritter, A. Der organische Aufbau Europas. 8°. 68 S. Berlin, Concordia, 1916. M. 0.80.

Der Verfasser beschäftigt sich mit der Frage der politischen Gestaltung Europas nach dem Kriege und sucht diese Frage vor allem auf geographischer Grundlage zu entscheiden. Er läßt Europa in drei große Gruppen zerfallen: Westeuropa, zu dem er England, Frankreich, die Pyrenäische und die Apenninen-Halbinsel rechnet, Mitteleuropa, das er aus Deutschland, Österreich-Ungarn, den nordischen und den Balkankleinstaaten bestehen läßt, und Osteuropa, das vor allem aus Rußland gebildet wird. Ritter folgert aus dieser Konstruktion eigentümlicherweise, daß uns die finnländische, die ukrainische, die baltische Bewegung

nichts angehen darf, weil diese Gebiete notwendigerweise zu Rußland gehören müssen. Mitteleuropa wird die führende Rolle und damit die Aufgabe in der Zukunft zufallen, Europa vor dem aufstrebenden Mongolentum zu retten. Es ist ein recht künstliches System, das der Verf. sich zusammengestellt hat; der Macht der historischen Vergangenheit, den wirklichen Folgen der politischen Ereignisse der Gegenwart wird viel zu wenig Rechnung getragen. Um von der Richtigkeit seines Systems zu überzeugen, kommt es dem Verf. auch nicht auf falsche Behauptungen an. So wird von den heutigen Bulgaren gesagt, sie seien keine Slawen; die Japaner werden ohne weiteres damit abgetan, daß sie nur nachzuahmen verstehen; Bismarcks Politik in Bezug auf Italien wird als politische Kurzsichtigkeit bezeichnet usw. Alles in allem ein Buch von recht zweifelhaftem Wert. Wir wollen doch lieber erst den Frieden abwarten und dann über die neue Landkarte Europas unsere Meinung sagen.

Berlin-Schmargendorf. Paul Ostwald.

82.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Einunddreißigster Band. Zweiter Teil. Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Lübeck. Fünfter Band. Zweiter Teil. Auf Veranlassung Seiner Majestät des Königs von Bayern herausg. durch die historische Kommission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften. Gr. 8°. 184 S. Leipzig, S. Hirzel, 1914. M. 8.—.

Der 1. Teil des 5. Bandes der Lübecker Chroniken erschien 1911 (vgl. Mitteilungen XLI, 47) und schloß damit die Herausgabe der mittelalterlichen lübischen Chroniken ab. Es fehlte nur noch die Chronik Reimar Kocks, die zwar ins 16. Jahrhundert gehört, aber sehr zu berücksichtigende Nachrichten über mittelalterliche Ereignisse enthält. Im Vorwort zum 1. Teil des 5. Bandes stellte der Bearbeiter, Friedrich Bruns, ein Personal- und Ortsverzeichnis für den 4. und 5. Band, ein Inhaltsregister und ein Glossar zu allen fünf Bänden in Aussicht. Diese Register liegen nun im 2. Teil des 5. Bandes vor. Das Personen- und Ortsverzeichnis und das Sachregister zu allen Bänden hat der Herausgeber des 4. und 5. Bandes, Fr. Bruns, selbst hergestellt, während das Glossar von Dr. Ziesemer ausgearbeitet worden ist. Indessen hat Bruns auch an ihm mitgearbeitet. Das Glossar hat den Vorzug, daß es sehr reichhaltig ist und nicht etwa, wie es oft bei Urkundenbüchern geschieht, nur seltener vorkommende Worte enthält. Das Sachregister ist geradezu vorbildlich. Es gibt nicht bloß Wörter an mit einer Reihe von Seitenzahlen, sondern auch ganz kurz die Gegenstände oder Ereignisse, die auf der angegebenen Seite im Zusammenhang mit dem Stichwort behandelt werden.

In dem nun abgeschlossenen großen Werke nehmen wir mit gebührendem Dank gegen die Münchener historische Kommission ein Denkmal deutscher wissenschaftlicher Arbeit hohen Wertes entgegen.

Frankfurt a. M. J. Girgensohn.

83.

Rademacher, O., Aus Merseburgs alter Geschichte. Heft VII. Mit zwei Abb. im Text. Gr. 8°. 32 S. Heft VIII. Gr. 8°. 40 S. Merseburg, Fr. Stollberg, 1912 u. 1913. Jedes Heft M. —.80.

Auf die früheren Hefte wurde bereits aufmerksam gemacht (vgl. „Mitteilungen“, XXXVII, 356; XXXIX, 456). Im 7. Hefte werden die Bestrebungen der Merseburger Bischöfe des 15. und 16. Jahrhunderts, Fischteiche zu schaffen, und die Geschicke des wichtigsten von ihnen (des unmittelbar an der Stadt gelegenen Gotthardtsteiches) dargestellt. Wegen der Bedeutung Merseburgs im Mittelalter darf der zweite Aufsatz: „Merseburgs Befestigungen“ allgemeines Interesse beanspruchen. Von der Zeit Heinrichs I. an werden, soweit es noch möglich ist, die Festungsanlagen mit ihren öfter notwendigen Umänderungs- und Erweiterungsbauten besprochen. Seit dem schmalkaldischen Kriege hat Merseburg keine Rolle mehr gespielt, im 30jährigen Kriege ist es stets in der Hand des die Gegend beherrschenden Heeres gewesen. Den Schluß macht die Schilderung des Besuches der Stadt durch den sächsischen Hof im Jahre 1751.

Das 8. Heft bietet eine sehr dankenswerte, aus noch nicht erschlossenen Quellen zusammengebrachte Schilderung von „Merseburg im 30jährigen Kriege“. Sie beschränkt sich indessen nicht auf die Stadt, sondern zieht zahlreiche Dörfer des alten Hochstifts in ihren Kreis. Dieses Heft bedeutet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des großen Krieges.

Merseburg. Fr. Wilhelm Taube.

84.

Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde. 25. Jahrgang. 673 S. Metz, Verlag der Gesellschaft, 1913.

Der Jubiläumsband, der zugleich als Festgabe erschienen ist, legt weiter Zeugnis von dem zielbewußten Streben ab, das wir bei der Gesellschaft schon immer mit hoher Anerkennung feststellen konnten. Das Jahrbuch ist diesmal zwei Persönlichkeiten gewidmet, die sich um die Gesellschaft große Verdienste erworben haben; es ist geweiht dem Andenken des Gründers, Freiherrn Hans von Hammerstein, des früheren Bezirkspräsidenten von Lothringen, und es ist zugeeignet dem Mitbegründer und lang-

jährigen Schriftführer Prof. Dr. Wolfram, jetzt Direktor der Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg i. Els. In höchst ehrenvoller Weise trägt die Gesellschaft damit ihre Dankesschuld ab.

Mit welcher Hingabe sich die Gesellschaft der Erschließung der Geschichte und Vergangenheit des lothringischen Landes widmet, zeigen die durchweg trefflichen Beiträge, die in diesem Bande Aufnahme gefunden haben. An die Spitze ist ein Aufsatz von Prof. Besler (Saargemünd) über das Wappen von Lothringen gestellt. Die fesselnde und zeitgemäße Arbeit unterscheidet hinsichtlich der Herkunft des heutigen Wappens zunächst das einfache Wappen des Herzogtums Lothringen und das im Wappenschild bedeutend reichhaltigere herzoglich-lothringische Hoheitswappen. Jenes scheint auf Herzog Matthäus I. (1139—1176) zurückzugehen. Dieses enthält in seinen acht Schildfeldern, die das Mittelschild mit dem einfacheren Wappen umgeben, einen hochinteressanten Hinweis auf die wechselvollen Geschicke des lothringischen Herzogtums, die an Hand der Wappenzeichen ausführlich geschildert werden. Im Zusammenhang hiermit sei gleich eine andere heraldische Arbeit erwähnt, die den ehemaligen Archivdirektor von Metz, Dr. E. Hauviller, zum Verfasser hat und einen Beitrag zu dem im Entstehen begriffenen lothringischen Wappenbuche bilden soll. Sie behandelt die den Orten Saargemünd und Ars a. d. Mosel neuerdings verliehenen, nach älteren Angaben hergestellten Wappen, von denen besonders das Arser Wappen ebenfalls bedeutende geschichtliche Erinnerungen einschließt. Das genealogische Gebiet betritt die Arbeit des Freiherrn Oskar von Warsberg (Graz) über das Geschlecht der Freiherren von Warsberg, deren ehemaliges, nunmehr veräußertes Familienschloß in Lothringen einst Sitz einer größeren Herrschaft war. Er behandelt eingehend Namen und Wappen derer von Warsberg und bringt dabei die von ihm gefundenen Daten über die einzelnen Glieder des Geschlechtes; eine Stammtafel, die bis auf 1150 zurückgeht und bei den Namen auch Siegel und Wappen anführt, bildet eine willkommene Zugabe für Heraldiker. Hierher können wir auch die kleine Studie von Sanitätsrat Dr. Grotkass (Montigny-Metz) über die Burg Ornel bei Reichersberg rechnen. Ornel (Ornelle) ist Ende des 14. Jahrhunderts durch die Herren von Rodemachern erbaut worden, die von da aus Schiffahrt und Handel der Stadt Metz auf der Mosel schädigen konnten, und wurde deshalb von Metz 1484 zerstört. Endlich erwähnen wir in diesem Zusammenhang, der von ehemaligen Herrengeschlechtern, Herrschaftssitzen und Hoheitszeichen handelt, noch eines Aufsatzes über Steuern und Waldberechtigungen in der ehemaligen Herrschaft Forbach, von Archivdirektor Dr. Ruppel (Metz), der uns über Ausübung herrschaftlicher Rechte und daraus entstandene langwierige Streitigkeiten

eingehend berichtet und eine bezeichnende Erläuterung zum Kapitel von der Feudalherrschaft bietet; urkundliche Beilagen dienen als Belege.

Eine umfangreiche und für weitere Kreise berechnete Arbeit betitelt sich „Moscheroschiana". Der verstorbene Lic. iur. Schlosser (Drulingen) hat hier die Lebensschicksale des bekannten Satirikers Johann Michael Moscherosch während seines Aufenthaltes zu Kriechingen und Finstingen, wo er als Amtmann von 1630 bis 1642 wirkte, verfolgt; er geht dabei auch auf einen angeblichen Aufenthalt in Dagsburg ein. Gerade in Finstingen war Moscherosch literarisch äußerst tätig. Eine Abbildung nach einem alten Holzschnitte zeigt das Bildnis des geistreichen und wortscharfen Mannes. Wir erfahren in der ausführlichen Abhandlung vieles bisher Unbekannte oder sonst nur gelegentlich Berührte.

Das kirchengeschichtliche Gebiet ist durch zwei Arbeiten vertreten, von denen die über die Metzer Domkurien von Gymnasialdirektor Dr. Grimme (Zabern) zugleich die Topographie des mittelalterlichen Metz berührt. Nach Bischof Chrodegangs Regel sollten sämtliche Kleriker der Kathedrale Metz in einem claustrum gemeinsam wohnen. Mit der Zeit jedoch wurde das Alleinwohnen in den dem Domkapitel gehörigen Häusern Sitte. Der Aufsatz bringt nun eine Reihe von urkundlichen Mitteilungen, die das Leben der Metzer Geistlichkeit charakterisieren und die Lage der Domkurien in den die Kathedrale umgebenden Straßen bestimmen lassen. Die zweite Arbeit über das Schisma im Metzer Sprengel, von Dr. Leo Ehlen (Bad Orb), bildet die Fortsetzung einer im Jahrbuch XXI (1910) begonnenen umfangreichen Untersuchung, die sich um die Wirkung des Papstschismas von 1378 auf die Metzer Diözese dreht. Der vorliegende zweite Teil geht bis zur Niederlage der Urbanisten und beleuchtet die verwickelten Parteistreitigkeiten, die auch stark auf das politische Gebiet übergriffen, in fesselnder Weise. Wir haben hier eine auf tiefgründiger Forschung beruhende und für die Geschichte der Metzer Kirche wertvolle Arbeit vor uns. Mit diesen beiden größeren Untersuchungen können wir dann eine kurze aus dem Gebiete der Diplomatik zusammenstellen, in der Prof. Dr. Wibel (Straßburg) eine wieder aufgefundene Originalurkunde Bischof Ramberts von Verdun aus dem Jahre 1032 beschreibt.

Auch zur Volkskunde liefert das Jahrbuch schöne Beiträge. Prof. Dr. Zéliqzon (Metz), der schon zu den jüngst erschienenen lothringischen „Textes patois" den Hauptbeitrag geliefert hat, bringt in einer „Zur lothringischen Volkskunde" betitelten Sammlung von Liedern, Erzählungen, alten Sitten und Gebräuchen vom lothringischen Boden, die als Anhang zu den „Textes patois" gelten soll, der Gesellschaft eine sinnige Gabe zum Jubiläum dar. In „La chanson des sabots" bringt Abbé Thiriot (Servigny-lès-Ste. Barbe) Text und Melodie eines loth-

ringischen Volksliedes, und in „Les Trimazos“ behandelt Dr. von Westphalen (Novéant) alte Maifeiergebräuche, die sich in ähnlicher Gestalt an den verschiedensten Orten von den Ardennen und der Champagne im Westen bis weit ins Innere Deutschlands nach Osten nachweisen lassen, ebenfalls mit Angabe der Texte und Melodien.

So ist das Jubiläumsjahrbuch eine Fundgrube für jeden, der sich mit lothringischer Geschichte und verwandten Forschungen beschäftigt. Von den weiteren Beigaben, die außer Bücherbesprechungen größtenteils geschäftliche Mitteilungen umfassen, ist noch das ausführliche Register zu den erschienenen 25 Bänden des Jahrbuches, zusammengestellt von Archivdirektor Dr. Ruppel, als ein wichtiges Orientierungsmittel zu erwähnen.

Mülhausen i. Els. Emil Herr.

85.

Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs. Herausgegeben vom Museumsverein für Vorarlberg. Redigiert von Dr. Adolf Helbok. X. Jahrgang. Lex. 8°. 81 S. Bregenz, Vorarlberger Landesmuseum, Druck von J. N. Teutsch, 1914. M. 3.—.

Zu den beachtenswertesten Geschichtsvereinen der einzelnen Länder Österreich-Ungarns gehört der für Vorarlberg. Jedes Heft bringt für das betreffende Land und auch für weiterhin interessante Beiträge.

Schon der erste Aufsatz: „Ältere Beiträge zur Klimatographie und Naturchronik des Landes Vorarlberg von Prof. Jos. Paffrath S. J.“ enthält bemerkenswerte Mitteilungen zur Geschichte des Kalenderwesens vom 12. bis 18. Jahrhundert. — P. Wilh. Fux S. J. stellt die Stammlinie des noch blühenden Geschlechtes der Furtenbach fest. — Eine ausgezeichnete Arbeit ist: „Aus Brigantiums (Bregenz) Frühzeit“ von Univ.-Prof. Dr. Rudolf von Scala (Innsbruck), geschöpft aus den unmittelbaren Quellen, den Schriften der Alten, den römischen Inschriften, den Ergebnissen der archäologischen Forschungen. Sie schließt mit den Worten: „So sprechen Steine und Berge, Bauten, die dem Boden entsteigen, und tausende von Kleinfunden von römischer Herrschaft in diesem Lande. Die Art, wie Bregenz sich die Vergangenheit durch opferfreudige Ausgrabungspolitik, liebevolle Herausgabe der Urkunden erobert, entspricht dem Namen, dem „Brigantium“ entstammt, die ‚kraftvolle‘: kraftvoll in der Erforschung der Vergangenheit vorwärts streben, heißt die Gegenwart lieb gewinnen.“ — Dem Gebiete der Kunstgeschichte gehört an die Untersuchung von Dr. Adolf Helbok: „Spuren longobardischer Kunst in Vorarlberg“, ausgestattet mit zahlreichen gelungenen Illustrationen. Sie beschreibt eine, reiche Skulpturen zeigende, Sandsteinplatte, die der Zeit entstammt, als sich

aus Italien vom 8. bis zum 11. Jahrhundert die longobardische Kunst bis in die rätischen Alpen hinein verbreitete. — Schulrat J. Zösmair liefert eine gründliche Erörterung über „Das Urbar des Reichsguts in Churrätien aus der Zeit König Ottos I.“, stellt fest, daß es der Zeit zwischen 939—948 angehört und schließt: „Das Reichsurbar aus Churrätien wird als ein Zeugnis für die Ottonische Verwaltungstätigkeit angesehen werden müssen, das einzig in seiner Art dasteht und, ganz abgesehen von dem Wert für die Lokalgeschichte Vorarlbergs und Graubündens, über mancherlei Fragen von allgemeiner Bedeutung neue Aufschlüsse zu geben vermag.“

Das erste Heft bringt auch eine Literarische Rundschau über die vorarlbergische und auswärtige Literatur.

Graz i. Steiermark. Franz Ilwof.

86.

Tornius, Dr. Valerian, Die Baltischen Provinzen. (Aus Natur und Geisteswelt. 542. Bändchen). Mit 8 Abbildungen und 2 Kartenskizzen. 12°. V u. 104 S. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1915. M. 1.25.

Der Krieg hat eine Anteilnahme an den Baltischen Provinzen im Mutterlande erweckt, die früher nicht so allgemein war. In den Vereinen werden Vorträge diesem Thema gewidmet, Broschüren und einzelne Aufsätze machen auf die Bedeutung der Provinzen für die Machtstellung Rußlands aufmerksam. Meist waren diese Aeußerungen des Mitgefühls für das harte Los der dortigen Deutschen politischer und allgemeiner Art. Es fehlte an einer zusammenfassenden Darstellung der Geschichte, der gegenwärtigen Verfassung, der wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse. Diese Lücke will das vorliegende Büchlein ausfüllen. In fünf Abschnitten werden 1) Land und Leute, 2) die Geschichte, 3) Verfassung und Verwaltung, 4) das Wirtschaftsleben, endlich 5) die geistige Kultur nach guten Quellen behandelt. Eine Übersicht der Quellen ermöglicht eine weitere Vertiefung in den Stoff. Einige meist gut gelungene Bilder und zwei Karten ergänzen den Text.

An dieser Stelle mag über den historischen Teil (S. 24—60) eine kurze Mitteilung gemacht werden. Der Verf. stützt sich hauptsächlich auf Arbusows ausgezeichneten „Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands“ (3. Aufl. 1908) und E. Seraphims „Baltische Geschichte im Grundriß“ (1908). Es war gewiß keine leichte Aufgabe, die sehr verwickelte livländische Geschichte im Mittelalter kurz darzustellen, besonders für den Verf., da er kein Fachmann ist. Manches hätte er aber doch anschaulicher machen können. Für eine neue Auflage will ich anmerken, daß der in Livland gestiftete Ritterorden der „Brüder der Ritter-

schaft Christi" den Zusatz „Schwerttragende" nicht gehabt hat. Nach der Erzählung von der Vereinigung des livländischen mit dem Deutschen Orden (1237) heißt es: „Nur in einer Hinsicht schieden sie (die livländischen) sich von ihren preußischen Brüdern. Jene übten selbständig ihre eigene weltliche Gewalt aus, diese dagegen mußten den Erzbischof von Riga als ihren geistlichen Herren anerkennen, ein Umstand, der bald zu schweren Kämpfen führen sollte". Abgesehen davon, daß es damals noch gar keinen Erzbischof von Riga gab, ist die Fassung der Sätze für einen Nichtkenner unverständlich. In Folgendem versuche ich die Sachlage deutlicher zu fassen. Der Deutsche Orden in Preußen war im Stande, Priester-Brüder zu Bischöfen in seinem Gebiete zu machen. Daher konnte der Hochmeister seine Autorität meist ohne viel Streit den Bischöfen gegenüber durchsetzen. Der geistliche Ritterorden in Livland war vom Bischof von Riga gegründet worden und wurde als in geistlicher Beziehung von den dortigen Bischöfen abhängig angesehen. Diese mehr ideelle Abhängigkeit strebten die Bischöfe, vor allen der Bischof von Riga, in eine der vasallitischen ähnliche zu verwandeln, auch nach der Vereinigung mit dem Deutschen Orden, der unmittelbar unter dem Papst stand. Dieses Streben verstärkt sich, als der Bischof von Riga zum Erzbischof erhoben (1253) und dadurch seine Macht und sein politisches Ansehen erhöht wurden, zumal seine Diözese sich auch über Preußen erstreckte. Daß weltliche Interessen, namentlich Fragen der Gerichtsbarkeit und des Landbesitzes hineinspielten, steigerte den Prinzipienkampf wiederholt zu einer Fehde mit weltlichen Waffen.

Noch einiges andere möchte ich im Interesse der Sache hinzufügen. S. 36, wo vom Untergang des livländischen Landesstaates und der Trennung vom Deutschen Reich die Rede ist, hätte das Privilegium Sigismundi Augusti vom 28. Nov. 1561 erwähnt werden müssen als das Grundgesetz des Landes, auf dem sein Recht auf Deutschsein bis in die neueste Zeit beruht und das alle Herrscher Livlands bis zur Thronbesteigung Alexanders III. von Rußland bestätigt haben. S. 42 wird Livland als Kolonie Schwedens bezeichnet. Die Freigabe der deutschen Unterrichtssprache in Schulen nach der Revolution von 1905 (S. 60) kann doch unmöglich ein „Privilegium" genannt werden, zumal das Abiturium in russischer Sprache gefordert wurde. S. 99 ist ausgerechnet die scheußlichste Protzenstraße Rigas, die Albertstraße, als Beispiel der dortigen Architektur (glücklicherweise ziemlich undeutlich) abgebildet. Unter den baltischen Musikern (S. 100) dürften die Namen Grimm und Wilm, unter den neueren Keußler nicht fehlen. S. 101 wird Hippel zum Livländer gemacht. S. 102 finden von livländischen Historikern im XIX. Jahrhundert nur Julius Eckhardt, Ernst Seraphim und Arbusow Erwähnung, Namen wie Napiersky, Vater und Sohn, Karl Schirren, Bienemann, Hildebrand u. a. sind übergangen.

Die statistischen Angaben in dem Büchlein sind zwei Büchern entnommen, die zuverlässig gearbeitet, aber etwas veraltet sind. Es sind die Baltische Bürgerkunde (Riga 1908) und die Baltische Landeskunde (Riga 1911). Bei der Unerreichbarkeit Rigas war neueres Material zu bringen nicht möglich. Im wesentlichen wird es auch noch heute zur Beurteilung der Verhältnisse ausreichen.

Darf man das neue Hülfsmittel, die Baltische Frage zu studieren, nicht unbeschränkt loben, so muß man doch anerkennen, daß es im Augenblick kein besseres gibt, gute Dienste leistet und durch Angabe der wichtigsten Literatur, durch Übersichtlichkeit und relative Vollständigkeit seinem Ziele nahe kommt.

Frankfurt a. M. J. Girgensohn.

87.

Kuschnir, Dr. Wladimir, Die Ukraine und ihre Bedeutung im gegenwärtigen Krieg mit Rußland. Gr. 8°. 38 S. Wien, Verlag der „Ukrainischen Rundschau", 1915. M. 0.50.

Ukrainische Rundschau, Monatsschrift, hrsg. von Dr. Wladimir Kuschnir, 13. Jahrgang. Heft 1. 2. 3. Oedenburg, Gustav Röttig u. Sohn, 1915. je M. 0.70.

La Revue Ukranienne, Monatsschrift, hrsg. von Arthur Seelieb, Heft 1. 2. Lausanne, Imprimerie Coopérative La Concorde, 1915. je Fr. 2.50.

Kuschnirs Buch und die beiden Zeitschriften sind ein Zeichen von der Bedeutung, welche die ukrainische Frage durch den Weltkrieg wieder erhalten hat. Es sind Propagandaschriften, welche den gegebenen Augenblick benutzen wollen, um für das ukrainische Volk, für seine Wünsche und Hoffnungen Interesse bei uns und bei den neutralen Völkern zu erwecken. Die Arbeiten besitzen deshalb natürlich nicht den Wert gelehrter Forschung und wollen ihn auch nicht beanspruchen. Immerhin bieten sie manches Belehrende, bringen sie manches Anregende, besonders für den Historiker, denn sie beleuchten die Ukraine sowohl in geschichtlicher wie in politischer und in wirtschaftlicher Beziehung.

Kuschnirs Arbeit bringt eine gute Übersicht über die geschichtliche Entwicklung der Ukraine von der Begründung des Großfürstentums Kiew bis zur Gegenwart, über Gebiet und Bevölkerung, über die Bedeutung der Ukraine im Wirtschaftsleben Rußlands. Die Arbeit ist auch als No. 2 der Ukrainischen Rundschau erschienen. Aus No. 1 dieser Zeitschrift möchte ich noch hinweisen auf eine Arbeit Donzows über die historisch interessante Persönlichkeit Mazeppas.

Aus den mir vorliegenden zwei Heften der Revue Ukranienne verdient Beachtung die Arbeit von Arthur Seelieb: „L'Ukraine et les Ukraniens", die, auf gutes statistisches Zahlenmaterial ge-

stützt, recht ausführlich die Ukraine und ihre Bewohner in völkerkundlicher und wirtschaftlicher Hinsicht beleuchtet.

Berlin-Schmargendorf. **Paul Ostwald.**

88.

Fredrich, C. Vor den Dardanellen, auf altgriechischen Inseln und auf dem Athos. 8°. 162 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. M. 3.—.

Verf., Direktor des Marienstifts-Gymnasiums zu Stettin, hat 1904 im Auftrage der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Ägäis bereist. Eine Beschreibung seiner Reise brachten die „Grenzboten" 1908/9; die wissenschaftlichen Resultate liegen in den „Athenischen Mitteilungen" 1905—8 vor und in dem Corp. Inscr. Graec. XII. 8. 1909. Diese neuere Schrift, gewidmet dem Marienstifts-Gymnasium bei seinem Scheiden vom Marienplatze, bietet uns, den von F. durchmessenen Wanderpfaden folgend, fesselnde Schilderungen der besuchten Inseln, entworfen mit ebenso offenem und kundigem Blick für ihre Naturbeschaffenheit wie für ihren Kulturstand, in Gegenwart und Vergangenheit. Zwei Kartenskizzen, eine zur Übersicht und eine von Lemnos, sowie 16 Abbildungen nach eigenen Aufnahmen stimmen in der Güte ihrer Ausführung mit der ganzen sonstigen Ausstattung des Werkchens überein, die dem seinen Inhalt durchziehenden klassischen Hauch voll entspricht.

Wir werden nach dem Athos, dem kleinen einsam gelegenen Hagiostrati, nach Lemnos, Imbros, Samothrake, Thasos, den Inselchen vor Magnesia und nach Skyros geführt, während im Gegensatz zu der uns hier überall umfangenden friedlichen Stille zum Schluß sich die Dardanellen mit den sie durchtobenden Kämpfen unserer Tage vor uns auftun.

Aus der Fülle des Beobachteten und Berichteten sei hierorts hauptsächlich des historisch Bemerkenswerten Erwähnung getan.

Von den 20 Klöstern des Athos haben 17 griechische Bewohner, je eines bulgarische, serbische, russische. Das russische Kloster mit seiner Zweiganstalt zählt, vom Heimatlande reichlich unterstützt, z. Z. schon mehr Insassen, als alle übrigen Klöster zusammengenommen; es ist zugleich erste Etappe für die russischen Pilger nach Palästina, die aber keineswegs alle allein aus religiösen Gründen dorthin ziehen.

Auf den vom Verf. durchstreiften Inseln ist die Bevölkerung ganz überwiegend griechisch, Türken traf er, außer auf Lemnos, nur wenig an, meistenteils als Beamte. Überall hier und dort legen Bauten und Baureste, vielfach mitsamt ihren Inschriften, Zeugnis von den einstigen Inhabern der Herrschaft ab, den Franken, den Byzantinern, den Römern, den Makedoniern, den Athenern.

Vor der Besitznahme durch Athen gebot Thasos über den gegenüberliegenden Küstenstrich, wo es Neapolis, das heutige Kawalla, als Hauptplatz für seinen weitausgedehnten Handel in den Balkanländern begründete. Eine erneute Steigerung seines Verkehrs erlebte Thasos unter den Römern. Die Überreste aus dem Altertum gewähren noch heutzutage dem Kennerauge eine deutliche Vorstellung von dem einstigen Wohlstand und Glanz. In die Urzeit zurück führen die geheimnisvollen Stätten auf Samothrake und Lemnos, die den Kabiren geweiht waren, zweien „Dämonen der Tiefe, der eine alt, der andere jung, in denen das Werden und das Vergehen in der Natur personifiziert war". „Samothrake wurde für Makedonien etwa das, was Delos für die Ionier bedeutete."

Lemnos mit seiner vortrefflichen Bucht von Mudros an der Südseite ist von jeher die gegebene Operationsbasis für alle Unternehmungen gegen die Dardanellen hin gewesen. Hier ankerte die Argo, hier setzte sich der ältere Miltiades fest, ehe er sich des Chersones, der Halbinsel Gallipoli, bemächtigte, hier fand sich schon lange vor dem jetzigen Kriege fast alljährlich ein englisches Geschwader ein, die nunmehr erfolgte Besetzung der Insel bedachtsam vorbereitend.

Eine ebenso lehr- wie genußreiche Lektüre, das wird das Urteil jedes Lesers unseres Büchleins sein.

Charlottenburg. C. Rethwisch.

89.

Bees (*Βέης*), **Dr. Nikos A., Beiträge zur kirchlichen Geographie Griechenlands im Mittelalter und in der neueren Zeit.** (Sonderabdruck aus 'Oriens Christianus', Halbjahrsh. f. d. Kunde des christl. Orients.) Leipzig, Otto Harrassowitz, 1915.

Der in Deutschland wohlbekannte Gelehrte bemüht sich um die Erklärung und geographische Festlegung von Orten, die meist in der „notitia episcopatuum" genannt sind, und bietet so eine Ergänzung, besonders der Arbeiten Gelzers. Wer die Verschreibungen kennt, die jedem Gesetz einer philologisch begründeten Erklärung spotten und nur auf Kosten des mit dem Stoff gänzlich unvertrauten Schreibers der notitia (14. Jahrh.) gehen, wird selbst von B. vorgeschlagene Erklärungen wie *Λιτνάδας* = *Ταναγρας*, *Σπέους* = *Σκύρου*, *"Ολας* = *Αὐλῶνος*, *'Επίας* = *Εὐριπίας*, *Τλεσίνας* = *'Ελευσίνας* (Bistümer, genannt not. episc. cod. Paris. Reg. 1155 *A*), *Κινκιπέως* = *Κεγχρεῶν*, *Σελίκου* = *'Ωλένης* (ibid.) nicht sofort ablehnen. Es kommt viel, natürlich nicht alles, darauf an, daß B. das Vorhandensein des Bistums zur fraglichen Zeit, bez. das Fehlen in der Liste nachweisen kann, was vielleicht nicht immer ganz gelungen ist. Weitere Gleichungen betreffen die Bistümer: *Σκόπελος*, *Σκίαθος*, *Πεπάρηθος* (zu der Frage, warum hier Peparethos, das heute Skopelos heißt, als eine von Skopelos

verschiedene Insel genannt ist, vgl. Fredrich, Vor den Dardanellen usw., oben S. 139, der auch nicht Lidromia mit Halonesesos gleichsetzt, auch nicht Ikos, wie B. will, sondern Hagiostrati), das für die Datierung der notitia wichtige *Λαμίας*, das seit dem 9. Jahrh. offiziell immer *Ζητουνίου* heißt, sodann *Σαρσοκορώνη*, das über *Ταρσοκορίνη* in *Ταρσοῦ* und *Κορώνης* aufgelöst wird, (immerhin werden 1622 in einer Urkunde Kyrills I. genannt „*αἱ ἐπισκοπαὶ Κορώνης καὶ Σαρσοκορώνης*", so daß hier neben dem angeblich in *Σαρσοκορώνη* steckenden *Κορώνη* noch ein *Κορώνη* genannt wäre, wobei freilich auch B. bemerkt, daß diese Urkunden auch Bistümer, die es nicht mehr oder überhaupt nie gab, huldvoll verleihen). Weiter kommen zur Behandlung die Bistümer Argos und Nauplion, für deren Vereinigung und Erhöhung zur Metropole B. nicht das Datum der notitia 1088/89 gelten läßt. *Βολαίνης* ist unzweifelhaft *'Ωλαίνης*. Besprochen werden Amyklae, Niklon, Nezera, Pissa (Pitsa), Christianupolis (identifiziert von B. mit dem Dorf *Χριστιάνου* in Triphylien, Demos Eranis) und Kernitza in Arkadien (wo sich neben dem verlassenen Dorf das gleichnamige Kloster erhebt, dessen Neuanlage auf *Οὔγγος ντὲ Πριένε* [Hugues de Briennes] zurückgeht) und *Ζεννῶν ἤτοι Καλαμάτας*, die nicht beide mit Andrussa gleichzusetzen, sondern zu trennen und mit den in venezianischen Quellen genannten Ezena und Kalamata zu identifizieren sind. *Μαδήνια* endlich soll gleich *Μαντίνεια* sein. Die Arbeit erscheint als recht wertvoll.

Berlin-Friedenau, z. Z. im Feld. Hans Philipp.

90.

Büchi, Robert, Die Geschichte der Pan-Amerikanischen Bewegung mit besonderer Berücksichtigung ihrer völkerrechtlichen Bedeutung. (Völkerrechtliche Monographien hrsg. v. Dr. Walter Schücking und Dr. Hans Wehberg, Heft 2.) Lex. 8°. XVI u. 189 S. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller), 1914. M. 6.—.

Das ganze Buch zerfällt in vier Abschnitte.

Der erste Abschnitt „Amerika und das Völkerrecht" hat drei Unterabschnitte. Der 1. Unterabschnitt berichtet kurz, wie die einzelnen Staaten Amerikas mit der Erlangung ihrer Selbständigkeit durch Anerkennung von Seiten der europäischen Staaten und durch Annahme der Prinzipien der alten Welt in die Völkerrechtsgemeinschaft eintraten. Der 2. Unterabschnitt handelt von dem Verdienste Amerikas um die Fortbildung des Völkerrechts, und zwar zunächst auf dem Gebiete des Neutralitätsrechtes, zu dem die erste Anregung von Washington ausging, zweitens auf dem Gebiete der Anerkennung von de facto Regierungen, während in Europa noch bis 1856 das Legitimitäts-

prinzip galt. Des weiteren wird ausgeführt, wie in den ersten amerikanischen Staatsverträgen uns zum erstenmal liberale Grundsätze begegnen. Dieser Unterabschnitt wäre sehr viel ausführlicher zu wünschen gewesen. Von amerikanischer Seite wurde zum erstenmal erfolgreich das Recht der Intervention bekämpft, das für Europa noch bis 1856 galt. Falsch ist es, wenn der Verf. behauptet, Amerika habe sich zuerst gegen die Kaperei und das Seebeuterecht gewandt. Die Initiative zu ihrer Bekämpfung ist vielmehr von Friedrich dem Großen ausgegangen, von dem auch Amerika die Anregung empfangen hat. Nicht beizustimmen vermag ich ferner den Ausführungen des Verf. über die Schiedsgerichtsbarkeit. Diese Frage wird von ihm wohl allzu doktrinär und optimistisch behandelt. Hätte er sie von dem Gesichtspunkt des praktisch Erreichbaren aus betrachtet, wäre es ihm wohl eher gelungen, dem Standpunkt der deutschen Diplomatie gerecht zu werden. Übrigens muß ich bemerken, daß der ablehnende Standpunkt der deutschen Diplomatie in der Schiedsgerichtsfrage unendlich viel zur Legendenbildung vom deutschen Militarismus beigetragen hat, da mit ihr mit Vorliebe die Abrüstungsfrage verquickt wurde. Dem überaus günstigen Gesamturteil des Verf. über die Fortbildung des Völkerrechts durch die Amerikaner vermag ich darum nicht beizustimmen, da ich ihnen die Initiative in der Frage der Kaperei und des Seebeuterechts nicht zuerkennen kann, und da mir, im Gegensatz zum Verf., ihre Bemühungen um die Schiedsgerichtsfrage reichlich optimistisch und doktrinär erscheinen. — Der nächste Unterabschnitt „Das sogenannte amerikanische Völkerrecht“ erzählt uns von den bisher gescheiterten Versuchen des chilenischen Rechtsgelehrten Alvarez, für jeden Erdteil und speziell für Amerika eigene Völkerrechtsnormen aufzustellen, die die den einzelnen Kontinenten gemeinsamen Völkerrechtsfragen regeln sollen. Der Verf. sagt hierüber: „Wohl mag es auch heute noch Völkerrechtsnormen geben, deren Geltungsbereich sich nur auf einzelne Staaten oder Gruppen von Staaten erstreckt, letzterer läßt sich jedoch nicht in enge geographische Grenzen schnüren, sondern umfaßt alle zivilisierten Staaten, die seine Normen durch konkludente Handlung anerkannt haben.“ Diesem Standpunkt wird beizustimmen sein. Mit Recht lehnte der 1. Panamerikanische wissenschaftliche Kongreß zu Santiago 1908 den Alvarezschen Standpunkt ab. Dieser bekannte sich jedoch nicht als besiegt und verteidigte sich in einem größeren, 1910 erschienenen Buche. Hier stellte er den merkwürdigen Satz auf, die Grundlage, auf der das amerikanische Völkerrecht beruhe, sei die Monroedoktrin, die, im Gegensatz zur Politik der Hegemonie der Vereinigten Staaten, durchaus panamerikanischen Charakters sei. Mit Recht weist der Verf. diesen Satz als durchaus unhistorisch zurück. Die Lehre von Alvarez hat übrigens in Amerika selbst heftige Gegner gefunden, so in dem Brasilianer La Viana.

Der nächste Abschnitt bringt die Geschichte des Pan-Amerikanismus. Die erste Anregung zu dieser Bewegung ging von den eben erst von Spanien abgefallenen südamerikanischen Kolonien aus, die durch engen Zusammenschluß und durch Anschluß an die nördliche Schwester sich erneuter spanischer Angriffe erwehren zu können hofften. Als diese jedoch wider Erwarten ausblieben, schliefen diese ersten Anregungen ganz von selbst ein. Erst in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts griff die Union aus wirtschaftlichen und politischen Gründen sie wieder auf. Von jetzt ab waren aber gerade die übrigen Staaten die ablehnenden, weil sie fürchteten, dadurch unter die Hegemonie der Union zu geraten. Immerhin hatte die neue Bewegung einige Erfolge zu verzeichnen. Es haben bisher vier panamerikanische Kongresse stattgefunden. Auf ihnen ist die Schiedsgerichtsfrage selbst in Bezug auf internationale privatrechtliche Forderungen in sehr weitgehendem Maße geregelt worden, desgleichen die Frage der Schiffahrt auf den internationalen Strömen, eine offizielle Amtsstelle für rasche Erteilung internationaler kommerzieller Informationen ist errichtet worden, für den Post- und Telegraphen- und den Hafenverkehr hat man wesentliche Erleichterungen geschaffen, für die Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse in den großen Hafenplätzen ist auf Grund der von den Kongressen gegebenen Anregungen viel geschehen. Andere Fragen, wie die Schaffung eines internationalen Privatrechts, eines internationalen Maß- und Münzsystems, einer internationalen Regelung des Bankwesens, eines panamerikanischen Zollvereins sind trotz wiederholter Erörterungen nicht vom Flecke gekommen.

Der 3. Abschnitt: „Die Organisation von Zentralamerika“ zerfällt in zwei Unterabschnitte; der erste, sehr dürftige, bringt die politische Geschichte, der zweite erzählt uns von der zentralamerikanischen Friedenskonferenz zu Washington 1907. Ihr Zweck, einen dauernden Frieden in Mittelamerika zu sichern, ist bekanntlich nicht erreicht worden.

Der 4. Abschnitt „Der Pan-Amerikanismus und die Politik der Vereinigten Staaten“ behandelt vornehmlich die Politik der Vereinigten Staaten, nachdem der Verf. in einem kurzen Vorwort bemerkt hat, daß das bisherige geringe Ergebnis der panamerikanischen Bewegung einerseits dem großen Antagonismus zwischen dem lateinischen und dem angelsächsischen Amerika und andererseits der Politik der Vereinigten Staaten zuzuschreiben sei. Den Antagonismus sieht Verf. begründet in der zäsaristischen, zentralistischen Militärherrschaft der lateinischen, der demokratischen, dezentralistischen, antimilitärischen Regierung der Vereinigten Staaten, in der Religion und in der Rasse, dem als einzig einigendes Element nur die Lage gegenüberstehe, während der Einbruch der Vereinigten Staaten in das lateinische Mexiko durch Annektierung großer Teile von Mexiko und Floridas und die wirtschaftliche Beherrschung Kubas und Panamas ihn ver-

schärfte. Während die Monroe-Doktrin anfangs als Schutz begrüßt wurde, sah man sehr bald in ihr eine Gefährdung. Der einmal wachgerufene Argwohn gegen die Union ließ sich durch deren vorsichtigste Politik nicht mehr bannen.

Berlin-Schöneberg. Eugen Fridrichowicz.

91.

Scheffel, P. H., Verkehrsgeschichte der Alpen. 2. Band: Das Mittelalter. Lex. 8°. VIII u. 298 S. Berlin, Dietr. Reimer (E. Vohsen), 1914. M. 12.—.

Die Aufgabe ist reizvoll; den zahllosen Geschichten staatlicher oder städtischer Entwicklung, geistigen Schaffens oder technischer Schöpfungen, politischer, sozialer oder wirtschaftlicher Organisationen eine hinzuzufügen, die einem geographischen Begriffe gewidmet ist. In diesem Sinne hat z. B. Weule für die Helmolt-Tillesche Weltgeschichte die historische Bedeutung der Weltmeere klarzulegen versucht; hierher gehört das Unternehmen Scheffels, für einen bestimmten Zeitraum zu verfolgen, wie sich die Eigenart geschichtlichen Lebens in dem gewaltigsten ununterbrochenen Gebirgssystem Europas gestaltete. In der Behandlung des Stoffes durch Sch. tritt ein Merkmal, von ihm selbst in der Vorrede besprochen, hervor. Die Verarbeitung des mit anerkennenswertem Fleiße gesammelten und geschickt aus den verschiedensten bisherigen Zusammenhängen zum neuen Bilde geordneten Materiales wird nicht streng wissenschaftlich dargeboten: „Nicht an den Geschichtsforscher in erster Linie wendet sich dieses Buch, sondern an die gebildeten Leser". Der gelehrte Standpunkt verzichtet auf seine äußeren Kennzeichen vor dem Bemühen um ein Kunstwerk. Wir begreifen aus dieser Absicht des Verf. auch, daß es ihm um das Herbeischaffen aller einschlägigen neuen Arbeiten nicht unbedingt zu tun war. „Der fingerfertigen Kritik gegenüber möge . . . . betont werden, daß der Forscher gewiß die neuesten, sein Gebiet betreffenden Entdeckungen und Ansichten stets mit besonderem Interesse zur Kenntnis nehmen wird, daß diese aber durchaus nicht überall Trumpf sein müssen, und daß somit deren Unkenntnis nicht ohne weiteres einen Fehler bedeuten kann." Das ist gewiß zuzugeben, schließt aber das berechtigte Erwarten gegenüber wissenschaftlichen Werken nicht aus, auch die jüngste Literatur verwertet zu finden, sie zu fruchtbarer Auseinandersetzung herangezogen zu sehen. Wir bedauern also — in der Überlegung, nach dem sonst Üblichen habe ein zusammenfassendes Werk keinen Ausschnitt zu geben, sondern den augenblicklichen Stand der Forschung getreulich zu widerspiegeln — trotz der Vorbehalte des Verf. nirgends einem Hinweis auf Arbeiten zu begegnen wie: J. Müller, Das spätmittelalterliche Straßen- und Transportwesen der Schweiz und Tirols (Geogr. Zeitschrift 1905), die sehr

gute Karte bei Fr. Rauers, Zur Geschichte der alten Handelsstraßen in Deutschland (Gotha 1907), A. Dopsch, Die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslawen (Weimar 1909), P. Kämmel, Besiedelung des deutschen Südostens (Leipzig 1909), die Aufsätze von O. Stolz im Archiv für österreichiche Geschichte Bd. 97 (1907) und Bd. 102 (1913), des Referenten Geschichte des Passes über den Semmering (Programm 1907, Wien Gymnasium XVII) usw.; überall handelt es sich dabei um Fragen, die auch bei Sch. mehr oder minder ausführliche Berücksichtigung erfahren.

Diese Bemerkungen dürften, da sie die allgemeine Stellung des Buches fixieren wollen, nicht als überflüssig erachtet werden; wir fühlten uns zu ihnen umso mehr verpflichtet, als wir das Ergebnis unserer Lektüre des Werkes dahin aussprechen, daß das Mißtrauen, das ihm manche seiner Anlage wegen entgegenzubringen geneigt wären, nicht gerechtfertigt ist, und daß wir es hier mit einer tüchtigen Leistung zu tun haben. Daß bei einem so umfangreichen Stoffe nicht alle Einzelheiten stimmen, ist nicht weiter verwunderlich. Wir notieren hier einiges von dem, was uns diesbezüglich auffiel, und setzen die Inhaltsangabe an das Ende dieser Anzeige. Das ganze erste Kapitel über die Naturkräfte in der Geschichte der Alpenländer übersieht völlig die Wirkungen des Eises. Die Waren wurden im Mittelalter keineswegs nur auf Saumtieren befördert (S. 77); die Schottwiener z. B. nördlich des Semmerings hatten für den Paßübergang eine eigene Organisation zur Umladung der Pferdelasten auf Wagen ins Leben gerufen (Becker, Niederösterreichische Landschaften, Wien 1879, S. 12). Wir möchten die (von Scheffel S. 103 befürwortete?) Annahme nicht teilen, daß schon von den Zeiten der Völkerwanderung her ein dichterer Grundstock germanischer Bevölkerung am Südrande der Alpen haften geblieben ist, aus dem sich die Bevölkerungsbewegung innerhalb des Gebirges während des Mittelalters herleiten ließe. S. 148 wäre die Bedeutung des Vogteirechtes für die Bildung der landesherrlichen Gewalt in Tirol anzuführen gewesen. Unverständlich ist, daß man in den Tagen Przemysl Ottokars II. von „einer halbbarbarischen böhmischen Herrschaft" (S. 150) reden kann. Vorsichtig wäre, die zahlreichen Namendeutungen und Schlüsse aus ihnen einer philologischen Nachprüfung zu unterziehen. Nicht selten haftet der Schreibweise des Verf.'s etwas Unklares, Verschwommenes an; man würde gerne seine eigene Meinung etwas präziser ausgedrückt erkennen.

Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile. Der erste greift bedeutsamere Abschnitte aus der mittelalterlichen geschichtlichen Entwicklung der Alpen heraus. Die Erörterung der Kulturtätigkeit der Kirche im früheren Mittelalter berücksichtigt ausführlicher die Entstehung der Hospize. Die staatlichen und militärischen Machtverschiebungen durch Langobarden, Franken

und Bajuvaren werden in zwei Kapiteln erzählt, ein besonderes ist den Wirkungen der Herrschaft Karls des Großen eingeräumt. Die Fragen der slawischen Völkerwanderung und nach der Herkunft der Bajuvaren werden gestreift. Recht übersichtlich wird im 6. Kapitel über das mittelalterliche Straßenwesen berichtet; was von der Sperrung der Alpenstraßen und dem System der Klausen gesagt wird, dürfte zumal den Fernstehenden interessieren; eingeflochten sind Ausführungen über das Wesen und das Technische der Römerzüge. Am eingehendsten ist die Besiedlungsgeschichte behandelt (S. 91—125, Die Völker der Alpen im Mittelalter); so ansprechend gerade hier die Klarheit der Zeichnung ist, so wenig sicher sind die Grundlagen. Das 8. Kapitel über die deutsche Reichspolitik und die Alpenländer verbreitet sich über die einschlägigen Maßnahmen hauptsächlich Ottos I., Konrads II. und Friedrich Barbarossas, das Werden von Salzburg, Brixen und Aquileja, die Entstehung weltlicher Machtkreise; manches hätte man da gerne ausführlicher. Der zweite Hauptteil (S. 167—286) bringt (Titel!) die eigentliche Verkehrsgeschichte der Alpen, wobei nacheinander die Straßen der Westalpen (im einzelnen: Gr. S. Bernhard und S. Gotthard) und jene der Ostalpen (im einzelnen der Brenner) gewürdigt werden. Da sind dem Verf. vielfach hübsche und lebensvolle kleine Monographien gelungen; die Disposition muß sich freilich dem ungleichen Ausmaß, in dem Nachrichten erhalten sind, fügen. Der Ref. unterläßt hier Ergänzungen für jene Gebiete, die ihm aus seinen Studien bekannter sind; ob dies oder jenes noch hätte aufgenommen werden sollen, darüber zu streiten wäre bei dem Charakter des Buches müßig.

Sehr dankenswert sind die Marginalien. Ein Register würden wir für den nächsten Band, den wir bald erhoffen, ebenso begrüßen, wie eine Karte, die den Verlauf der wichtigsten Handelsstraßen verzeichnet. Die buchtechnische Ausstattung des Werkes verdient alles Lob.

Wien. Oskar Kende.

92.

Brackmann, Albert, Studien und Vorarbeiten zur Germania pontificia. I. Die Kurie und die Salzburger Kirchenprovinz. 8°. XIV u. 271 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1912. M. 8.—.

Paul Kehrs großer Plan, die Regesten der älteren Papsturkunden bis 1198 regional nach den Empfängern verteilt neu zu bearbeiten, hat nicht ungeteilte Zustimmung gefunden. In der Tat wird durch ihn das alte Jaffé'sche Werk in seiner zweiten Bearbeitung durch Löwenfeld u. a. nicht entbehrlich gemacht. Seit aber seine und seiner Mitarbeiter weitausgreifende Forschungen nicht nur Italien oder Frankreich zugute kommen, sondern auch für Deutschland ein stattlicher erster Band einer Germania ponti-

ficia, die Salzburger Kirchenprovinz, vorliegt, zeigt sich klar, welch gewaltiger Fortschritt auch auf diesem Wege gewonnen werden muß. Und auch die 6 Bände der Italia pontificia, in denen für den größten Teil von Reichsitalien ein so reichhaltiges Hilfsmittel nicht nur für die Beziehungen zur Kurie, sondern auch allgemein für die Archiv- und Bücherkunde geschaffen worden ist, wird gerade heute keiner missen wollen. Wenn das große Werk einmal in dieser Weise vollendet vorliegt, wird damit eine völlig neue Grundlage der kirchlichen Rechtsgeschichte nicht nur für die Sonderentwicklung der einzelnen Länder, sondern auch für den allmählichen, vorsichtigen Ausbau des kurialen Regierungssystems der Zentralisation geschaffen sein. Dann wird gerade auf diesem Umwege über die Territorial- und Lokalgeschichte ein Ertrag zu gewinnen sein, der auf dem alten Wege direkter Zusammenfassung nicht erreichbar war. Auch hier wird sich dann zeigen, daß richtig betriebene Spezialisierung, die den Blick für die großen, allgemeinen Richt- und Verbindungslinien nicht verliert, die fruchtbarste Art wissenschaftlicher Arbeit ist.

Für sein Teilgebiet von festgeschlossener Eigenart hat der Bearbeiter der Germania pontificia selber die Summe des Ertrages in dem 1. Bande seiner „Studien und Vorarbeiten“ gezogen. Sie sind für den Benutzer der G. P. unentbehrlich, zum Teil schon deshalb, weil vertieftes Eindringen in den Stoff und bessere Übersicht der Zusammenhänge hier zu mancher Abwandlung der Urteile und Annahmen in der G. P. geführt haben. Br. erläutert hier nicht nur die Ansätze und Urteile der G. P. näher, sondern versteht es auch, als allgemeines Ergebnis das Bild der kirchenrechtlichen Entwicklung in der Salzburger Kirchenprovinz, soweit es sich um die Beziehungen von Bistum und Kloster (Stift) zueinander und zur Kurie handelt, klar und überzeugend zu zeichnen und daneben für die Lokalgeschichte zahlreiche wertvolle Erkenntnisse neu zu gewinnen. Mitunter freilich hält auch er sich nicht frei von der in manchen tüchtigen neueren Arbeiten bedauerlich hervortretenden Neigung zu überspitzer Tüftelei, Gegensätze künstlich herzustellen, Schwierigkeiten zu schaffen, wo solche in Wirklichkeit nicht vorhanden sind. Br. berührt sich oft mit den von Tangl angeregten Forschungen Schreibers und hat auch die Ergebnisse der eingehenden kritischen Behandlung der österreichischen Privaturkunden durch O. von Mitis vielfach schon verwerten können. Auf Grund gewissenhafter und sauberer Kleinarbeit hat er als ganzes einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Geschichte des päpstlichen Privilegs und seiner rechtlichen Bedeutung geliefert. Er legt dabei namentlich auf den Nachweis Gewicht, wie außerordentlich stark der Inhalt der päpstlichen Privilegien in dieser Zeit noch durch die Bedürfnisse und Wünsche des Empfängers bestimmt wurde, und betont überall die große Einwirkung der wechselnden politischen Lage. Das führt auf all die Besonderheit der salzburgischen Klosterverhältnisse. Auf

45 Stifter, die irgendeinem Bistum gehörten, kamen 18 (19) dem apostolischen Stuhl übereignete und zinspflichtige und 15, bei denen keins von beiden der Fall war, und für die erste Kategorie sind päpstliche Privilegien natürlich nicht sehr zahlreich, ist ihr Inhalt zunächst äußerst dürftig; nicht die gemeinsame Regel, die in den einzelnen Stiftern galt, sondern die gleiche Rechtslage ist für ihn bestimmend. Auch am Schluß des 12. Jahrhunderts haben erst die nicht übereigneten und nicht bischöflichen Klöster Privilegien, die ganz oder annähernd dem Privilegium commune ihres Ordens entsprechen. Wie das in der Geschichte begründet war und welche Abwandlungen im einzelnen zu beobachten sind, wird in dem 1. Teil erschöpfend dargelegt. Während die spärlichen „Schreiben der älteren Zeit, die an die Bischofssitze gingen, sich um wenige wichtige Abschnitte der politischen Geschichte gruppieren", „von politischen, nicht von rechtlichen Beziehungen ausgingen" und auch im späteren 9. und 10. Jahrhundert die politische Veranlassung auch für päpstliche Dekrete rechtlicher Natur meist nicht zu verkennen ist, beginnt die fortlaufende „Geschichte des päpstlichen Privilegs" erst 1090 nach den ersten schweren Kämpfen des Investiturstreits mit dem Privileg Urbans II. für Rottenbuch, das die Beziehungen zu der schwäbischen Reformbewegung im Klosterwesen deutlich erkennen läßt. Während aber Rottenbuch und sein Kreis mit der Augustinerregel doch eine besondere Spielart blieben, tritt der Hirsauer Einfluß ungebrochener in der Wirksamkeit Ulrichs I. von Passau (1092—1121) und dem Göttweiger Kreise in die Erscheinung und wirkt auch stark in dem Regensburger Kreise um Paul von Bernried und die Einsiedlerin Herluca, und letzterer ist dann doch wohl wieder nicht ohne Einfluß auf die bedeutendsten Gründungen Konrads I. von Salzburg (1106—1147) und Ottos I. von Bamberg (1102—1139) gewesen, in deren Wirken im allgemeinen die alte hochstiftische Tradition des bischöflichen Eigenklosters am folgerichtigsten festgehalten erscheint. Neben dem Bamberger und Konrad I. von Salzburg, der seine Vorliebe für die schon von Altmann von Passau bevorzugte Augustinerregel aus Sachsen mitbrachte, wirkte in derselben Richtung Otto I. von Freising, der bekannte Geschichtschreiber (1138?—1158), der als Cisterzienser doch als Bischof bei der Gründung der Neueinrichtung von Stiftern der Augustinerregel, in der Form der Prämonstratenser oder der regulierten Chorherrn, den Vorzug gab, worauf gleichzeitig von mir im Neuen Archiv XXXVII, 749 f. und hier von Brackmann hingewiesen wurde. Br. erklärt das damit, daß auch Otto sich in erster Linie als Bischof fühlte und demgemäß mit der Augustinerregel vor allem die in dieser Kirchenprovinz überlieferte Abhängigkeit vom bischöflichen Herrn in seinen Stiftern durchführen wollte. Doch reicht das allein schwerlich zur Erklärung dieser auffälligen Handlungsweise aus, denn auch Cisterzienserklöster wurden damals ohne Bedenken

bischöflichen Herren übereignet (Viktring 1142 an Salzburg, Aldersbach 1146 an Bamberg, Brackmann, S. 56). Br. bringt eine beachtenswerte Beobachtung dafür bei, daß außer Schlehdorf auch Innichen von Otto neu eingerichtet wurde; übersehen hat Br. Schliersee (die Zeugnisse N. A. XXXVII, 750 Anm.; dazu Veit Arnpeck, Chron. Baioar. II, 18 und IV, 49, hrsg. von Leidinger, S. 61 und 165 f., vgl. S. 498 und 738), das auch in der Germania pontificia nicht auftritt und für das also wohl keine älteren Papstprivilegien überliefert sind. Da Veit Arnpeck in seinen verschiedenen Chroniken wiederholt nur von Ottos Tätigkeit für Neustift, Schäftlarn und Schliersee spricht, bleiben mir freilich sowohl wegen Innichen, sowie wegen Schlehdorf, wie schon N. A. angegeben, Zweifel; doch ist für Schlehdorf wenigstens Aventins Autorität ins Feld zu führen. Zu bestimmt wird Ottos Erhebung zum Bischof auf seinen Halbbruder Konrad III. zurückgeführt — wir wissen gar nichts über die näheren Umstände —; die persönliche Mißstimmung, die dadurch bei Konrad von Salzburg hervorgerufen sei (S. 47), ist in dessen Schreiben erst ohne Grund hineingedeutet. Auch das Privileg Innocenz' II. für Otto vom 20. November 1141 (S. 62) scheint mir in eine schiefe Beleuchtung gerückt. Es handelt sich hier nicht um den Gegensatz zwischen dem Bischof und seinem Eigenkloster, sondern um den Freisinger Bischof als Grundherrn in einer fremden Diözese und seine Rechte als Grundherr gegenüber dem fremden Ordinarius. Nicht darum geht es, ob der Bischof oder sein Eigenkloster für dessen Kirchen den Pfarrer auswählen, sondern darum, daß der Freisinger Bischof als Grundherr dem fremden Ordinarius den Pfarrer für die Kirchen auf Freisinger Grund und Boden präsentieren soll; wie sich der Freisinger dann wieder mit einem etwa in Frage kommenden Eigenkloster einigt, ist eine interne Freisinger Angelegenheit; ein solches Eigenkloster wird dadurch nur insofern berührt, als es, was sich von selbst versteht, nicht unter Ausschaltung seines Grundherrn mit dem fremden Ordinarius in Verbindung treten darf. In dem Streit zwischen Otto und Tegernsee liegt die Sache darum ganz anders, weil Tegernsee nicht Freisinger Eigenkloster, sondern Reichsabtei in der Freisinger Diözese ist. Auch bei den Privilegien für Ottos Gründungen Schäftlarn und Neustift scheint es mir künstlich und gequält, überhaupt eine Absicht der Kurie auf Einschränkung bischöflicher Rechte anzunehmen. Heiligenkreuz ist nicht 1136 (S. 56), sondern am 11. September 1135 oder 1133 gegründet (N. A. XXXVII, 747 A. 1).

Auch in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wo Neugründungen von Klöstern in dieser Provinz selten sind, wächst zwar die Zahl der päpstlichen Schreiben, nicht aber die der Privilegien, deren Inhalt bei den bischöflichen Eigenklöstern nur in sehr beschränktem Maße, am stärksten bei den von Bischof oder Kurie unabhängigen Klöstern wächst, die das größte Schutz-

bedürfnis und darum auch die meisten Fälschungen zeigen. Doch sind darunter gefälschte Papsturkunden vor dem 13. Jahrhundert nicht in größerem Umfang angefertigt worden, ein Zeichen für ihre nicht übermäßig hohe Wertschätzung.

Von den Fälschungen, nicht nur von Papsturkunden, handelt der 2. Teil, der öfter erst die Grundlage für die Ausführungen im 1. Teil schafft und für die Lokalgeschichte (z. B. die Anfänge von Berchtesgaden und Baumburg, die Stellung von St. Emmeram zu Regensburg) und für die Kritik lokaler Geschichtsquellen (wie der drei Gründungsgeschichten von Dietramszell in SS. XV) sehr wichtige Ergebnisse gewinnt und allgemeines Interesse, besonders in dem Abschnitt über die päpstlichen Patrimonien in Bayern beanspruchen darf, deren Geschichte hier zum erstenmal mit Hilfe neuen Materials von den Fälschungen im Interesse der Salzburger Erzbischöfe gereinigt vorgeführt wird. Nachzutragen ist deren Erwähnung bei Liudprand Legatio c. 17.

Der 3. Teil bringt eine größere Anzahl ungedruckter Urkunden, darunter z. B. die Privilegien Lucius' III. für Regensburg von 1182 und 1183, die St. Emmeram wieder durchaus in Abhängigkeit von dem Bistum weisen, erstmalig zum Abdruck und behandelt daneben eine Reihe kleinerer kritischer Fragen, die irgendwie mit den Papsturkunden des 1. Bandes der Germania pontificia zusammenhängen. Zur Datierung der Stücke im Tegernseer Briefbuch vgl. auch N. A. XXXVII, 760, A. 1 und die Vorrede zu meiner Ausgabe der Chronik Ottos von Freising S. XV f.; wegen der Gründung von Prühl (warum 997—1003?, am wahrscheinlichsten ist wohl 999) das Auctarium Altahense zu Ottos Chronik, ebendort S. 483 mit Anm. 3.

Berlin-Steglitz. A. Hofmeister.

93.

Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte. Hrsg. im Auftrage des Vereins für Brandenburgische Kirchengeschichte von D. Dr. Gustav Kawerau und Professor Lic. Leopold Zscharnack. Jg. 11. u. 12. 8⁰. IV u. 359 S. Berlin, Martin Warneck in Komm., 1914.

Zum zweiten Male erscheint das Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte unter der Schriftleitung von Kawerau und Zscharnack. Es zeigt sich aufs neue, wie günstig der Wechsel in der Person der Herausgeber auf den Stand des Jahrbuchs eingewirkt hat; denn — ungeachtet der eigenen wissenschaftlichen Tüchtigkeit des früheren Herausgebers — erst jetzt beginnt das Jahrbuch ein erwünschter Sammelpunkt der Studien zur märkischen Kirchengeschichte zu werden.

Der reiche Band, der uns vorliegt, wird durch den 2. und 3. Teil der Arbeit von Hans Schulze: „Zur Geschichte des Grundbesitzes des Bistums Brandenburg" er-

öffnet (S. 1—40). Der 1. Teil, der den alten Grundbesitz des Bistums von seiner Gründung bis zu seiner Wiederaufrichtung und seine weitere Entwicklung behandelte, ist als Berliner Dissertation von 1912 und im Jahrgang 9 und 10 des Jahrbuchs (1913) S. 1—48 erschienen. Das verständige, sorgsame Umgehen mit dem knappen und spröden Material, das Ref. dem 1. Teile nachrühmen konnte, darf auch diesmal anerkannt werden. Schulze stellt im 2. Teile den neuen Grundbesitz des Bistums aus der Zeit nach seiner Wiederaufrichtung bis zur Aufhebung dar, dessen einzelne weit verstreute Teile, „Ländchen“, wie sie Sch. einmal treffend nennt, wir hier nicht aufzählen können. Der 3. Teil bespricht die Stellung der bischöflichen Besitzungen zum Markgebiet. Der Bischof hat, solange er überhaupt größere Erwerbungen macht, d. h. bis etwa 1300, seine reichsfürstliche Stellung behauptet, wenn er auch tatsächlich von Anfang an in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Markgrafen steht. Dieses Abhängigkeitsverhältnis tritt, was die Besitzungen angeht und zwar die alten ebenso wie die in den von den Markgrafen neu gewonnenen Gebieten, zunächst nicht zu Tage; die persönliche Wandlung des reichsfürstlichen zum landsässigen Bischof wirkte aber allmählich auch auf die Güter ein, sie werden Lehen der Markgrafschaft. Im nächsten Jahrbuch werden wir Aufschluß über die Besitzungen des Domkapitels erwarten dürfen. Schon jetzt mag nachdrücklich der Wunsch nach einer Karte ausgesprochen werden. Von einem Namenverzeichnis wird man im Rahmen einer Zeitschrift leider absehen müssen.

Der nächste Beitrag gilt einem anderen Bistum der Mark. Fritz Funcke beginnt unter dem Titel: „Das Bistum Lebus bis zum Anfange der Hohenzollernherrschaft in der Mark Brandenburg“ nach Curschmanns Vorgang für das Bistum Brandenburg die territorialen Verhältnisse, die innere Struktur von Lebus, seine historische Geographie darzulegen (S. 41—76). Der Anfang des 15. Jahrhunderts ist deshalb als Endpunkt gewählt, weil damals „die Geschichte der Gütererwerbungen des Bistums . . . zu einem gewissen Abschlusse gekommen ist“. Die politische Geschichte von Lebus hat F. nur vereinzelt berücksichtigt, in der (noch nicht erschienenen) Bischofsreihe und in einem Abschnitt über die Anfänge der Diözese. Er legt die Unsicherheit der einzigen Quelle (Dlugosch, saec. XV.) dar, die von einer Gründung von Lebus im Jahre 966 zu berichten weiß, indem er die Anfänge der polnischen Kirche überhaupt mustert. Ebensowenig können die zwei anderen Nennungen von Lebus durch Długasch (zu 1045 und 1076) als historisch gesichert gelten. Erst für 1133 stehen ein Bischof und das Bistum unzweifelhaft fest. Die folgende Darstellung der äußeren Grenzen der Diözese beruht auf einer Urkunde von 1249, ergänzt durch ein Register von etwa 1405. Die nach Möglichkeit genaue Umschreibung der Diözese unterstützt F. durch eine Karte. „Die

Diözese des Bistums Lebus deckt sich im allgemeinen mit der alten terra Lubus, das heißt mit den heutigen Kreisen Lebus und Sternberg. Dazu kommt im Norden noch die terra Custrin", deren Ausdehnung sich jedoch nicht völlig sicher feststellen läßt. Dem geringen Umfang entspricht die einfache innere Einteilung, die nur 8 Sedes in einem Archidiakonat aufweist. Ihre Abgrenzungen sucht F. im Text und auf der Karte deutlich zu machen. Er schließt das Kapitel mit einer Aufzählung der bekannten Archidiakone bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts. Der nächste Abschnitt gilt den Gütern des Bistums. Ein Teil liegt außerhalb der Diözese, die schlesischen Besitzungen, nämlich die Stadt Borek (jetzt: Dorf Großburg im Kreise Strehlen) nebst 14 Dörfern, und die polnischen, die sich geschlossen um die Städte Opatow und Radom legen. Zu ihnen kommen die brandenburgischen, alles in allem ein Eigentum, das den Wohlstand der Lebuser Kirche nicht hoch erscheinen läßt. Die Fortsetzung der Funckeschen Untersuchungen, die zuweilen tiefer hätten greifen können, darf im nächsten Bande erwartet werden.

Johannes Splittgerber beschließt seine zu gutem Teil auf archivalischer Forschung beruhende Abhandlung „Die Gegenreformation im Kreise Schwiebus" (S. 77—112), deren erste drei Kapitel im Jahrgang 9/10 (S. 268—319) erschienen sind. Er hatte dort die Verhältnisse nach der 1628 einsetzenden Gegenreformation geschildert und gezeigt, wie die Lage der Protestanten bezw. Katholiken wechselte, je nachdem Schweden oder Österreich die Oberhand im Kreise hatte, und wie in den Jahren nach dem westfälischen Frieden (1648—86) die österreichische Landesherrschaft angestrengt zu katholisieren strebte. Das 4. Kapitel behandelt die Zeit kurbrandenburgischer Herrschaft (1686—95). Es war dem Großen Kurfürsten nicht möglich, den Evangelischen die auch von ihm gewünschte Kirchenverfassung zu geben. Nach wie vor herrschten die Katholiken, deren Klerus trotz dieser günstigen Lage mit der Regierung mannigfach stritt, an eine Gegenreformation größeren Stils aber nicht denken konnte, vielmehr die alte Stellung behauptete. 1695 hat dann Friedrich III. seinem Versprechen gemäß den Schwiebuser Kreis an Österreich zurückgeben müssen. Die Religionsfrage hat zuvor lange Verhandlungen erfordert mit dem Ergebnis, „daß die Protestanten des Kreises zuguterletzt doch völlig in des Kaisers Hand gegeben waren". Sie haben sie noch 47 Jahre spüren müssen. Im großen und ganzen verfuhr man wie nach dem Westfälischen Frieden. „Das Fazit dieser 110jährigen Gegenreformation", urteilt Spl., „ist die Gewinnung von fünf kleinen Dörfern, aber der Verlust aller Sympathien der Bevölkerung". Die Regierung Friedrichs des Großen hat endlich Katholiken und Protestanten in gleichem Maße die Bedingungen gebracht, die ein uneingeschränktes geistiges und geistliches Leben verhießen.

Höchst lesenswerte Beiträge zur Sektengeschichte gibt Schwartz in einer längeren Abhandlung: „Philipp Rosenfeld (1731—88), ein neuer Messias in der Mark“ (S. 113—159). Der aus dem Weimarischen stammende Jäger Rosenfeld[1]) hat es verstanden, in den 60er Jahren eine Sekte um sich zu sammeln, die voll Haß gegen die bestehende Kirche und Obrigkeit in ihm den Messias, in Christus einen Betrüger sah und ihrem Leiter hinsichtlich der weiblichen Mitglieder eine ähnliche Befugnis einräumte wie die Mormonen ihrem Propheten Smith. Die Sekte lehnte Kirchenbesuch, Taufe, Trauung, Abendmahl, schließlich auch den Militärdienst ab und blieb auch nach Rosenfelds im Spandauer Zuchthause erfolgten Tode (1788), als ein ehemaliger Feind und späterer Anhänger R.s. die Führung übernahm, eine ständige Quelle des Ärgers für Regierung und Pfarrer. Erst im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts krochen die Sektierer, die schließlich zu offenem Widerstande übergegangen waren und sich sogar an den Gesandten der französischen Republik gewandt hatten, zu Kreuze und traten zur reformierten Kirche über. Sehr groß kann die Sekte nie gewesen sein, und sicher gehörten die Anhänger nur den unteren Volksschichten an. Als Verbreitungsgebiet der „Lehre“ ist der Barnim (Liebenwalde, Biesenthal, Prenden, Zerpenschleuse, Ruhlsdorf, Klosterfelde, Neudörfchen) erkennbar, ferner Berlin, die Uckermark, Land Lebus, das Land rechts der Oder. Noch 1816 werden Rosenfeldianer in der Drossener Gegend genannt, 80 Personen unter Führung eines früheren Kebsweibes des „Propheten“, ja sogar noch 1826 tauchen Anhänger in Schönerlinde auf.

Eine Studie von Karl Aner gilt dem Geistlichen an der Berliner Nikolaikirche Friedrich Germanus Lüdke, geb. zu Stendal 1730, gest. zu Berlin 1792 (S. 160—232). Er gehörte zu den Männern der Aufklärung, stand in nahen Beziehungen zu Nicolai und verstand es, weniger in Büchern als in einer Fülle von Anzeigen in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“, „das Ideengut der Größeren in gangbare Münzen umzuprägen“. Aner sucht zu erweisen, „daß er als ein typischer Vertreter der bei aller Kritik positiv gerichteten deutschen kirchlichen Aufklärung gelten kann“. Aner zeigt die Berechtigung dieses Urteils zunächst in einem Abschnitt über die Stellung Lüdkes im Streite über die Geltung der symbolischen Bücher, den Lüdke als erster Deutscher der Aufklärungszeit eröffnete und in den u. a. Männer wie der Hamburger Goeze, der Frankfurter Toellner, die Berliner Teller und Büsching eingegriffen haben. Zum zweiten wird Lüdkes theologische Art klar durch seine Stellung

---

[1]) Auf ihn hat übrigens auch J. G. Gebauer hingewiesen. Vgl. Landeskunde der Provinz Brandenburg, hrsg. von Ernst Friedel und Robert Mielke. Bd. 2, Berlin 1910, S. 156.

zu den „Wolfenbüttler Fragmenten", die er ebenso wie fast ihre gesamte Literatur besprochen hat, nicht als blinder Nachbeter von Reimarus, sondern gewappnet mit wissenschaftlicher Erkenntnis kraft historischer Bibelerklärung. „Damit haben", urteilt Aner, „Lüdke und seine Gewährsmänner einen verheißungsvollen Anfang gemacht". Zwei Abschnitte „Wesen und Worte des geistlichen Amtes nach Lüdkes Auffassung" und „Lüdke als Theoretiker und Praktiker der Erbauung" dienen weiter dazu, die Beurteilung des bemerkenswerten Mannes als richtig zu erweisen. Die ganze, flüssig geschriebene Abhandlung ist ein nützlicher Beitrag zur Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. Daß der Verf. sie nicht als eine rein lokale Studie angesehen wissen will, zeigt der berechtigte Untertitel „Streiflichter auf die Theologie und kirchliche Praxis der deutschen Aufklärung".

Auch den nächste Aufsatz zieht Lüdke in den Betrachtungskreis: „Die praktische Wirksamkeit Berliner Geistlicher im Zeitalter der Aufklärung (1740—1806)" von Walter Wendland (S. 233—303). Die ersten beiden Kapitel sind im Jahrgang 9/10 des Jahrbuches (S. 320—376) gedruckt. Sie führten in das damalige kirchliche Leben Berlins ein, das trotz des unzweifelhaften Abbruchs durch die Gedanken der Aufklärung doch nicht so gering war, wie es meist dargestellt wird, und schilderten die Predigtweise der einzelnen Geistlichen, der Aufklärer wie der Orthodoxen. Die nunmehr veröffentlichten, auf reichlicher Benutzung von Berliner Pfarrarchiven beruhenden Kapitel haben den kirchlichen Unterricht und den Gottesdienst zum Gegenstand. Beide Abschnitte sind ergebnisreich, der letzte ganz besonders für die noch zu schreibende Geschichte des Gottesdienstes. Als Endergebnis steht fest, daß trotz der eifrigsten Fürsorge der Geistlichen eine Hebung des kirchlichen Lebens nicht eintrat.

Es folgt Rudolf Jungklaus: „Wie die Ereignisse der Freiheitskriege zu ihrer Zeit in Berlin kirchlich gefeiert worden sind (S. 304—330), d. h. die Mitteilung von amtlichen Verordnungen nach einem Aktenstück im Pfarrarchiv von St. Petri mit verbindendem Text zwischen den einzelnen Stücken. Ein selbständiger wissenschaftlicher Wert kommt der Arbeit nicht zu, doch verdient der Verf. Dank, daß er eine Quelle bereitstellt, die den Vergleich mit heutigen Feiern ermöglicht.

Hans Petri zeichnet pietätvoll das Lebensbild seines Vaters D. Leopold Petri, geboren 1838 in Lemgo, gestorben 1914 in Sorau (S. 331—338), eines Schülers von Hengstenberg, der erst in Böhmen (Gablonz), dann an mehreren Orten der Provinz Brandenburg (Mansfelde in der Neumark, Küstrin, Sorau) in Pfarramt und Kreisschulinspektion segensreich gewirkt und dem Vorstand der Provinzialsynode, der theologischen Prüfungskommission angehört hat. Als der Vizepräsident der General-

synode hat er „hervorragenden Anteil an dem Zustandekommen der neuen Pfarrbesoldungsgesetze“ gehabt.

Drei Miszellen bilden eine Gruppe für sich (S. 339 bis 350). Theodor Wotschke gibt einen archivalischen Beitrag „Zum Leben Jakob Schenks“, des von Luther des Antinomismus beschuldigten Leipziger Professors, aus dem Jahre 1542, also vor seiner Stellung am Berliner Hofe. Reinicke bringt unter dem Titel: „Johann Christoph von Wöllner, der Rosenkreuzer“ im wesentlichen Mitteilungen aus dem Großrietzer Schloß- und Pfarrarchiv über den Minister. Jungklaus zeichnet einiges „Zur Berliner Lazarettseelsorge und Kriegsfürsorge 1813/1815“ aus dem oben bereits genannten Aktenstück auf.

Ein warm empfundener Nachruf aus der Feder von Otto Tschirch auf den um die Erforschung märkischer Kirchengeschichte, namentlich nach der kunstarchäologischen Seite hin, sehr verdienten D. Ernst Wernicke und einige Buchbesprechungen schließen den reichhaltigen Band, dessen Erscheinen wir lebhaft und dankbar begrüßen.

Dresden. W. Hoppe.

94.

Eberstadt, Prof. Dr. Rudolf, Der Ursprung des Zunftwesens und die älteren Handwerkerverbände des Mittelalters. Zweite erweiterte und umgearbeitete Auflage. 8°. VI u. 330 S. München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1915. M. 8.—.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts mehrere treffliche Untersuchungen über mittelalterliches Gewerberecht veröffentlicht. Besonders bekannt ist er unter den Rechts- und Wirtschaftshistorikern durch seine Theorie über den Ursprung des Zunftwesens geworden. Im Gegensatze zu mehreren Forschern, die dieses Institut als durch freie Einung der beteiligten Handwerker zur Einschränkung der Konkurrenz entstanden betrachten, leitet er es aus zwei Quellen, den mit fiskalischen Privilegien und jurisdiktionellen Selbstverwaltungsrechten ausgestatteten Handwerksämtern der Grundherrschaften (Magisterien), die sich selbst aus den hofrechtlichen Ämtern entwickelt haben, und den kirchlichen Brüderschaften der Handwerker (Fraternitates) ab. Von den einschlägigen Veröffentlichungen sind die grundlegende „Magisterium und Fraternitas“ (1897) und das auch für die allgemeine Verwaltungsgeschichte sehr wichtige Werk „Das französische Gewerberecht und die Schaffung staatlicher Gesetzgebung und Verwaltung in Frankreich vom 13. Jahrhundert bis 1581“ (1899) im 26. und 28. Bande dieser Zeitschrift eingehend besprochen worden. Dazu kommen noch eine treffliche Studie „Die Entwicklung der Königsmeister im französischen Zunftwesen“ (Schmollers Jahrb. XXI, 1897, S. 813 ff.) und ein Buch, das die in

der ersten Arbeit aufgestellten Ansichten eingehend erläuterte und gegen Widersprüche verteidigte: „Der Ursprung des Zunftwesens und die älteren Handwerkerverbände des Mittelalters“ (1900).

Während sich E. dann länger als ein Jahrzehnt mit Forschungen anderer Art, insbesondere solchen über Wohnungswesen und Städtebau, beschäftigte, bei denen er der Erkenntnis der modernen Zustände durch die Erforschung ihrer historischen Entwicklung eine sichere Grundlage schuf, hat er sich jetzt wieder dem Ursprunge des Zunftwesens zugewandt. Den Anlaß dazu bot die Tatsache, daß sein früheres Werk „schon seit einiger Zeit vergriffen ist, eine unveränderte Neu-Ausgabe“ aber „schon im Hinblick auf die zu berücksichtigenden neueren Forschungen nicht in Frage kommen“ konnte. Außerdem beabsichtigte E. auch schon lange, „eine Darstellung der Entwicklung unserer Zunftforschung seit ihren Anfängen und in ihrem Fortschreiten bis zur Gegenwart zu unternehmen“.

So enthält denn der erste Abschnitt des vorliegenden Buches, den der Verf. als „Allgemeinen Teil“ bezeichnet, völlig neue Ausführungen. Zunächst behandelt eine Einleitung „Die Bedeutung des Zunftproblems“. E. hebt hier hervor, daß weder das griechische und römische Altertum noch das frühere Mittelalter trotz der Existenz freier neben unfreien Handwerkern, die ersteren allerdings an Zahl überlegen waren, „besondere Institutionen des Gewerberechts“ und „besondere Begriffe der gewerblichen Ehre“ gekannt hat. Beide hängen aufs engste mit dem Aufkommen des Zunftwesens zusammen, und alle diese Erscheinungen konnten sich nur „unter den gewaltigen Umwälzungen“ entwickeln, die sich „in der äußeren und inneren Geschichte während des 11. und 12. Jahrhunderts vollzogen“. Auf die wichtigsten dieser Ereignisse, namentlich das Wachsen von Handel und Verkehr, das Aufkommen „neuer Bedürfnisse“ und „neuer Techniken“, „die Stadtausbreitung und die Parzellierungsbewegung im städtischen Grundbesitz“ kann der Verf. an dieser Stelle nur kurz hinweisen. Dagegen erklärt er es, um Klarheit über die Fragen zu gewinnen, die bei der Erforschung des Zunftwesens aufgeworfen und beantwortet werden müssen, für erforderlich, „den Weg“ zu „verfolgen, den die Zunftforschung in endlos mühevoller Arbeit gebahnt und durch die Jahrhunderte zurückgelegt hat“.

Mit dieser Aufgabe beschäftigt sich der erste Abschnitt des allgemeinen Teils. Er beginnt mit den dürftigen Nachrichten der mittelalterlichen Geschichtsquellen, unter denen das „Chronicon Magdeburgense“ uns die Errichtung der Innungen der Gewandschneider und Krämer durch den „gewaltigen“ Erzbischof Wichmann (1152—1192) meldet, die aber im allgemeinen von den aufkommenden Innungen nur da sprechen, wo ihre Entwicklung zu „Aufständen, Unruhen und Bürgerkämpfen führt“. Auch in der Literatur, welche die Bella diplomatica des 17. Jahrhunderts zur Folge hatten, werde die Frage nach der Zeit der

ersten Zulassung der Zünfte nur für eine einzige Stadt, nämlich Trier, diskutiert. Schon im Jahre 1612 begründet dann Christoph Lehmann in seiner einst sehr verbreiteten Chronik der Reichsstadt Speyer die Theorie von dem römischen Ursprunge der Zünfte, erkennt aber zugleich „richtig" die „Bedeutung, die der Zunftorganisation für die Rechtsstellung des Handwerks in einem auf ständischer Grundlage aufgebauten Staatswesen zukommt". Dagegen findet Adrian Beier 1683 den Ursprung des Zunftwesens in der „Beschränkung des natürlichen durch das positive Recht". Auch sonst wirkt die Lehre des Naturrechts bei Anhängern und Gegnern der Zünfte dahin, „daß man die Grundlagen des Zunftrechts in die Regierungsgewalt verlegt und seinem geschichtlichen Ursprung nicht weiter nachgeht" (S. 19).

Indessen hat schon 1745 eine vollkommen vergessene Schrift eines Helmstedter Bürgermeisters J. A. Lichtenstein nach „richtiger Methode" und mit noch heute „der Festhaltung werten Ergebnissen" die Ziele der Zunftbewegung untersucht. Ebenso hat der berühmte Geschichtschreiber Spitteler in einer von der modernen Zunftforschung nirgends berücksichtigten Abhandlung schon 1787 „die Entstehung des Zunftwesens mit der Verfassungsgeschichte der Stadtgemeinden" in Verbindung gebracht und damit den „Standpunkt" geschaffen, der „im 19. Jahrhundert von der Mehrzahl der Historiker festgehalten ist" (S. 28). Von dem französischen Gelehrten Forbonnais aber stammt die Ansicht, daß die Zünfte auf das Betreben der städtischen Bevölkerung zurückgehen, sich der feudalen Knechtschaft zu entziehen, indem die Bürger gleichen Berufs sich zu bis dahin unbekannten Verbänden vereinigt hätten. Daran schloß sich noch die sehr verbreitete, von E. als völlig unzutreffend erwiesene Theorie, daß König Heinrich III. von Frankreich 1581 nicht nur „allgemeine Zünftigkeit des Gewerbes eingeführt", sondern auch die Erteilung des „Rechts zur Arbeit" für ein „Kronrecht" (droit royal et domanial) „erklärt" habe.

Es folgt dann ein vorzüglicher Überblick der gesamten Entwicklung der Ansichten über den Ursprung des Zunftwesens seit dem 19. Jahrhundert, der die Problemstellung und das Wachsen des Quellenmaterials in engem Zusammenhange mit der allgemeinen Entwicklung der Geschichts-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften darstellt. Insbesondere finden die Verdienste von Kindlinger, Donandt, Arnold, Nitzch, Heusler, Schmoller, Bücher und Seeliger eingehende Würdigung; völlige Ablehnung erfährt dagegen Wilda, „dessen Andenken" man künftig „am besten dienen" werde, „wenn man die methodische und sachliche Begründung" seiner „Zurückführung des Zunftwesens auf die Gilden mit Stillschweigen" übergehe (S. 111, vgl. S. 46 f.). Naturgemäß konnte E. an dieser Stelle schon aus Raummangel Schriften „nicht oder nur beiläufig berücksichtigen", die sich nicht „mit den Fragen des Ursprungs

und des Alters der Zünfte", sondern mit „dem Zunftwesen im allgemeinen" befassen oder „Nachrichten über einzelne Gewerbetätige bringen" (S. 11). Um so höhere Anerkennung verdienen der Fleiß, mit dem E. die massenhafte, zum Teil verschollene Literatur für sein Thema durcharbeitete, und die Geschicklichkeit, mit der er die Ergebnisse geordnet hat. Er entnimmt mancherlei interessante Bemerkungen über die Entstehung des Zunftwesens auch scheinbar seinen Untersuchungen recht fernliegenden Schriften, wie derjenigen Arnolds über „Recht und Wirtschaft nach geschichtlicher Ansicht", Rodbertus, „Untersuchungen über römisches Steuerwesen", Heuslers „Institutionen des deutschen Privatrechts", Oppenheimers „Großgrundeigentum und soziale Frage", sowie Sombarts „Kapitalismus".

Ein besonderes Kapitel dient der „Zusammenfassung" der Ergebnisse der „Wanderung durch die Literatur". Es gibt zunächst „der Bewunderung für die von der Wissenschaft geleistete Arbeit" Ausdruck. Mit Recht hebt er auch hervor, daß die in neuerer Zeit vielfach gegen die „hofrechtliche Theorie" erhobenen Angriffe sich gegen eine „selbstkonstruierte Vorstellung" wenden, die mit dem Wesen des Hofrechts und auch mit dem nichts zu tun hat, was die Vertreter der Hofrechtstheorie Nitzsch und Fagniez und, wie wir hinzusetzen können, Eberstadt selbst unter Hofrecht verstehen (S. 109 f.). Der wahre Gegensatz in der während der letzten Jahrzehnte viel erörterten Streitfrage sei nicht „Recht der Freien wider Hofrecht", sondern die Ansicht plötzlicher Entstehung der Zünfte. — E. nennt sie, einer allgemeinen Bemerkung Fueters folgend, meines Erachtens nicht sehr glücklich „Katastrophentheorie" — und die mit der „rechtshistorischen Schule einsetzende entwicklungsgeschichtliche Auffassung". Daneben gehören „zu den Losungsworten, nach denen sich die Geister scheiden", besonders die Frage, ob den beruflich abgeteilten Handwerkerverbänden andere örtliche Verbindungen auf Grundlage politischer und gewerblicher Rechte voraufgegangen sind, und das Problem, ob nationalökonomische und technische Gesichtspunkte für die Entstehung der Zunftverfassung herangezogen werden müssen.

Der dann folgende Abschnitt „Die älteren Handwerkerverbände" und die vier ersten Abschnitte des „Besonderen Teils" wiederholen die schon in der 1. Auflage enthaltenen Ausführungen, deren wichtigstes Ergebnis ich schon oben kurz wiederzugeben suchte, aber mit zahlreichen Ergänzungen und Änderungen in Einzelheiten. Soviel ich sehe, ist die in den ersten anderthalb Jahrzehnten des gegenwärtigen Jahrhunderts erschienene Literatur überall sorgfältig benutzt; dies gilt sowohl von den Arbeiten, die auf den Zunftursprung im allgemeinen eingehen, namentlich denen von Seeliger, Bücher, Dopsch und Walther Müller, wie von den einschlägigen Forschungen zur deutschen und französischen Ortsgeschichte. Ausgezeichnet nach Methode

und Darstellung ist die Interpretation zahlreicher Quellenstellen, die sämtlich sowohl im Wortlaut wie in Übersetzung gegeben und nach dem Sprachgebrauch der betreffenden Quelle erklärt werden.

Besondere Anerkennung verdient auch der völlig neue Abschnitt „Das wirtschaftliche Aufsteigen des Handwerkerstandes", der die Entwicklung gewerblicher Betriebsformen aus der früher rein agrarischen Betriebsweise erörtert. Interessant ist namentlich die Besprechung einer Stelle aus den Edictum Pistense von 864; aus ihr geht hervor, daß schon damals unter Hofrecht stehende Personen ihren Lebensunterhalt durch Lohnwerk und Handwerk fanden, und daß derartiger Gewerbebetrieb in der Bäckerei als der normale betrachtet wurde (S. 259—262). Wichtig ist auch der Nachweis, daß mit dem Marktverkaufe bei den Handwerkern im 11. und 12. Jahrhundert nur der marktmäßige Absatz, nicht ein Verkauf auf dem Marktplatze gemeint ist. Auf Grund seiner eigenen städtebaulichen Forschungen und der Ausführungen von Des Marez über Brüssel zeigt der Verf. S. 281–284, daß zu jener Zeit „in den alten Städten eigentliche Marktplätze nicht oder nur in geringem Umfang vorhanden waren", und daß einen Ersatz „die Lokalisation der Handwerker" bildete, nämlich „die Ansiedlung der Handwerksbetriebe gleichen Berufs in bestimmten Straßen, die zu den ältesten Einrichtungen des mittelalterlichen Gewerbes gehört".

Der eigentlichen Arbeit sind 2 Anhänge beigegeben. Der erste beschäftigt sich mit der „Erwiderung auf diejenigen gegnerischen Behauptungen, bei denen im sachlichen Interesse eine Entgegnung unvermeidlich ist"; E. setzt sich hier mit von Below und Keutgen auseinander. Leider ist ihm aber die eingehende Besprechung völlig entgangen, die der Referent über die 1. Auflage des Buches in der Zeitschrift f. Handelsrecht, Bd. 51 (1901) S. 312—317 veröffentlichte. Trotz des Lobes, das ich E.'s Monographie erteilen konnte, habe ich doch gegen einige Behauptungen auf Quellenstellen gestützte Einwendungen erhoben, die der Verf. an der erwähnten oder einer anderen Stelle hätte berücksichtigen müssen. So hat er nicht einmal den Hinweis darauf beachtet, daß das Privileg Karls des Großen für den Straßburger Bischof von 776 nach den neueren diplomatischen Forschungen eine Fälschung des 18. Jahrhunderts ist; er zitiert es wieder (S. 181) als Zeugnis für eine an sich richtige Behauptung. Hoffentlich geht E. in der 3. Auflage seiner wertvollen Publikation auf die in jener Besprechung erhobene Einwendung ein, daß die als Brüderschaften anerkannten Handwerkerverbände ihre gemeinsamen gewerblichen Interessen, wenn auch als privatrechtliche Vereine, schon lange vertraten, ehe von solchen in ihren Privilegien die Rede ist. Ebenso möge dort das den Einwohnern von Huy erteilte Privileg über den Malzerwerb zum Bierbrauen von 1068 nicht, wie es S. 267 geschieht, auf Lohnbrauer gedeutet werden. Gerade jene Urkunde zeigt

deutlich, daß in Huy, wie auch in zahlreichen anderen Städten, noch jeder Bürger selbst braute, der in seinem Hause den erforderlichen Platz und die nötigen Vorrichtungen besaß (Vgl. Koehne, Gewerberechtliches in deutschen Rechtssprichwörtern, Zürich 1915, S. 33 u. die Zitate S. 67). Die Tatsache, für die der Verf. S. 195 eine Erklärung „nicht zu geben vermag", daß neben den Müllern auch den Walkern in Pontoise 1162 das Backen verboten werden mußte, hängt damit zusammen, daß die Walkmühle auch zum Getreidemahlen verwendet werden konnte. Endlich sei noch bemerkt, daß wir über den Inhalt des Privilegs Heinrichs I. für die Schuhmacher in Rouen näheres aus einer Urkunde Heinrichs II. erfahren (vgl. Chéruel, Histoire de Rouen I, Rouen 1843, p. CIV).

Der zweite Anhang bringt zunächst eine kurze Übersicht über „interlokale Verbände im älteren Gewerbe", eine Erklärung der Behandlung der Gewerbe im Pariser Zolltarif, den das „Livre des métiers" überliefert, und Nachträge zu dem literargeschichtlichen Abschnitte, namentlich aus belgischen Büchern. Erwähnung hätte wohl außer den hier genannten Schriften des 18. Jahrhunderts noch Siebenkees' Beyträge zum teutschen Recht, Teil 4 (Nürnb. u. Altorf 1788) verdient, weil schon dort S. 231 f. die Ableitung der Zunftverfassung aus der Kriegsverfassung vertreten wird. Für sie hat sich in unserer Zeit, wenigstens für Straßburg und Villingen, wieder Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes, I (1897) S. 317, 333, 386 ausgesprochen, ohne jene Stelle bei Siebenkees und ihre Widerlegung in dem ebenfalls bei E. nicht genannten Buche von Eisenhart „Versuch einer Anleitung zum teutschen Stadt- und Bürgerrechte" (Braunschw. 1791) S. 299, Anm. 3 zu kennen.

Den Schluß dieses Anhanges bilden zwei Urkunden. Die erste, aus der die Beziehungen der hofrechtlichen Handwerker zum Marktverkehr und die Verpflichtung neu einwandernder Personen zum Besuche des Hofgerichts besonders klar hervorgehen, ist bisher nur in einer französischen ortsgeschichtlichen Monographie veröffentlicht worden; die zweite, die für die Entstehung der Zünfte in Trier wichtig ist, wird hier zum ersten Male publiziert.

Die Benutzung des Buches erleichtern erheblich ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und ein umfangreiches Register; dieses gibt, außer den erwähnten Orten und Sachen, auch die Namen aller Gelehrten an, die in dem Überblick über die zunftgeschichtliche Forschung erwähnt sind. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das vorliegende Werk auch in den schon bei der 1. Auflage behandelten Partien unsere Erkenntnis bedeutend fördert. Ganz besonders wichtig aber ist der literargeschichtliche Teil; ich möchte ihn allen als Vorbild empfehlen, welche Einzelfragen der Rechts- oder Wirtschaftsgeschichte behandeln.

Berlin. Carl Koehne.

95.

Forschungen zur Geschichte der Feldzüge 1812—1815.

Von A. v. Janson, R. v. Friederich und M. v. Landwehr.

I.

Der von der „Entente"-Presse ausgehende Vergleich der russischen Feldzugspläne von 1812 und 1915 gibt dem Frhrn. Stockhorner[1]) Anlaß, in einem „Nachtrage" zu seiner Denkschrift: „Über den Einfluß Ludwig v. Wolzogens auf die russische Kriegführung von 1812" die Nichtigkeit jener Parallele zu erörtern und erneut Wolzogens Verdienst zu betonen, sowie die Entstehung des ihm grundlos gemachten Vorwurfs des Verrates darzulegen. Bereits im 42. Bd. (S. 58) unserer „Mitteilungen" hat Ködderitz jene Denkschrift besprochen und, ohne entscheidend Stellung zu nehmen, zugegeben, daß manche gegenteilige Angaben von Zeitgenossen, infolge mangelhafter Kenntnis der Dinge, „gegen den Verfasser nicht ins Gewicht fallen". Das bezieht sich in erster Linie auf Clausewitz. Der große Philosoph des Krieges war nichts weniger als ein Geschichtsforscher, und gegenüber der geschichtlichen Grundlage seiner geistreichen Kritiken ist selbst bezüglich der Feldzüge seiner Zeit Vorsicht geboten. Dasselbe gilt von seiner übermäßig scharfen Beurteilung von Persönlichkeiten und wird wohl auch für das zutreffen, was er über Wolzogen sagt (Hinterlassene Werke, 2. Aufl., 7. Bd., S. 34 ff.). Referent ist der Ansicht, daß das bestimmte Zeugnis des Herzogs Eugen von Württemberg gar nicht von der Hand gewiesen werden kann, trotz der von A. Wahl bei Gelegenheit der Veröffentlichung der Mitteilungen Stockhorners in der „Deutschen Revue" 1911 dagegen erhobenen Bedenken. Die Tatsache, daß Wolzogen den Gedanken zuerst gefaßt und an die maßgebende Stelle geleitet hat, steht fest; zweifelhaft bleibt, ob das, was geschah, als die unmittelbare Folge anzusehen ist, bzw. inwiefern, wie M. Lehmann annimmt, Scharnhorst, der unabhängig auf einen entsprechenden Plan kam, in Konkurrenz tritt, unsicher auch, von welchem Augenblick an man von einem planmäßigen Rückzug ins Innere sprechen kann. Die vielleicht noch in den russischen Archiven enthaltene Lösung des Problems ist in absehbarer Zeit nicht zu erwarten; denn der Deutschenhaß, der einst Wolzogen hinderlich war, hat sich heute noch gewaltig gesteigert. Die von Clausewitz aufgestellte und

[1]) Frhr. O. Stockhorner v. Starein, Zur Parallele der russischen Kriegführung von 1812 und 1915. 8°. 14 S. Heidelberg, C. Winter, 1915. 50 Pf.

jetzt wiederholte Behauptung, die Russen hätten überhaupt keinen Plan gehabt, wird eigenartig durch die Tatsache illustriert, daß wissende Russen, sogar der Kriegsminister (S. 3 und 5), einen solchen Plan jetzt in den Vordergrund stellen, — ohne diese Voraussetzung wäre ja jeder Versuch eines Vergleichs mit der Gegenwart sinnlos.

Auch Hartmann[1]) schreibt über „den russischen Feldzug von 1812". Es ist die unveränderte Wiedergabe eines Vortrages. Nur im Nachworte berührt er den Vergleich mit der Jetztzeit und kommt zu dem Ergebnis: „Nicht die Russen haben 1812 Napoleon nach sich gezogen, sondern er war vorgestoßen, und zur Rechten und Linken mußten die Feinde zu seinen Seiten marschieren, bis sie sich endlich bei Smolensk vor seiner Spitze vereinigten". Derselbe Napoleon aber, der hiernach den Russen seinen Willen aufzwang, wird vorher als im geistigen Rückgange befindlich geschildert. Zutreffend ist nur, daß ihm das Maß für das Erreichbare abhanden gekommen war. In Karte Nr. 2 glaubt der Verf. durch die Marschlinien „deutlich die Unsicherheit der Beurteilung der Lage durch Napoleon" zu zeigen. Die dort eingezeichneten Linien beweisen in der Tat nichts, da keine Daten eingetragen sind, die andeuten könnten, wo sich die beiderseitigen Heeresteile zu bestimmten Zeiten befanden. Sehr gut und nützlich zur Beurteilung des Geländes der Schlachtfelder sind Hartmanns eigene Landschaftszeichnungen. Als Übersicht des Feldzuges ist die kleine Schrift recht brauchbar. Das vorher besprochene Problem findet keine Erwähnung; nur von Phulls Plan, das Lager von Drissa betreffend, ist die Rede.

Berlin. A. v. Janson.

II.

Heinrich Ulmann[2]) hat sich eine große Aufgabe gestellt. Er will, wie er in der Vorrede seines Werkes sagt, dem „längst und immer dringender gewordenen Rufe" Folge leisten und den Gebildeten des deutschen Volkes endlich „eine wissenschaftliche Bearbeitung des massenhaften Stoffes liefern, der sich über die Geschichte der Befreiungskriege angehäuft hat". Zwar seien, so fährt er fort, in den letzten Jahren zahlreiche militärgeschichtliche Werke über das gleiche Thema erschienen, von denen manche verdienten Beifall gefunden hätten. Aber diese hätten mit einer geschichtswissenschaftlichen Darstellung nichts zu schaffen; sie verfolgten meist rein militärische Zwecke, auch seien die Verfasser keine „Fachmänner" — (soll heißen: keine aka-

---

[1]) R. Julius Hartmann, Der russische Feldzug von 1812. Mit 7 Karten u. 3 Landschaftsbildern u. mit einem Nachwort 1812—1915. 8°. 47 S. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer, 1915. M. 1.—

[2]) Heinrich Ulmann, Geschichte der Befreiungskriege 1813 und 1814. 2 Bde. 8°. München, R. Oldenbourg. Bd. 1, 477 S., 1914, geb. M. 8.50 Bd. 2. III u. 558 S., 1915, geb. M. 10.—.

demisch-gebildeten Historiker) — und es fehle ihnen, von den seltensten Fällen abgesehen, an der Kenntnis der Quellen und ihrer Bearbeitung, damit aber auch an der Fähigkeit, die militärischen Vorgänge mit den psychologischen und politischen Motiven der Handelnden sowie den Willensregungen der Massen zu verknüpfen. „Nur wer es versteht, den in quellenkritischer Forschung geklärten Sachverhalt der militärischen Vorgänge im Zusammenhang zu schauen mit der ebenso gewonnenen Anschauung vom Wesen und vom Wollen des Handelnden, groß und klein, würde zu einer wahren Geschichte der Befreiungskriege gelangen". Der Herr Verfasser spricht es nicht direkt aus, aber es geht aus dem ganzen Zusammenhange hervor, daß er sich für den Mann ansieht, der diese Bedingungen in sich vereinigt, daß wir es also in dem vorliegenden Werke endlich mit einer „wahren Geschichte der Befreiungskriege" zu tun haben.

Ich widerstehe der Versuchung zu einer Widerlegung dieser Vorrede, zu der jeder Satz, jedes Wort reizt. Es liegt mir auch fern, an der Befähigung des Herrn Verfassers zur Lösung einer so hochgestellten Aufgabe Zweifel auszusprechen. Ich begnüge mich vielmehr mit der einfachen Behauptung, daß nach eingehendem Studium des Werkes — es wurde mir nach Flandern nachgesandt und bildete in den monatelangen Kampfespausen an der Yser lange Zeit meine einzige Lektüre — alle diese großartigen Versprechungen der Vorrede leider nur „Versprechungen" geblieben sind. Sie mußten es nach meiner Meinung schon aus dem rein äußerlichen Grunde bleiben, weil sich eine Aufgabe, wie sie sich der Herr Verfasser gestellt hat, in dem engen Rahmen von zwei Bänden unmöglich lösen läßt. Die Befreiungskriege waren ein Völkerkampf, der sich von dem gegenwärtig tobenden Weltkriege in der Hauptsache nur dadurch unterscheidet, daß die personellen und materiellen Kriegsmittel der sich damals bekämpfenden Nationen noch nicht so hoch entwickelt waren, wie sie es heute nach hundert Jahren sind. Aber immerhin standen, abgesehen von der Türkei und ihren ehemaligen Vasallenstaaten, die sämtlichen Völker unseres Erdteiles unter den Waffen, also auch die heute neutralen Staaten der skandinavischen und iberischen Halbinsel, Holland und die Schweiz; wie heute, handelte es sich auch damals um Sein oder Nichtsein einer langen Reihe von Staaten, vor allem um das Weiterbestehen von Preußen, um die kontinentale Vorherrschaft Frankreichs, um die maritime und finanzielle Weltherrschaft Englands; wie heute waren auch damals die politischen Ziele der Monarchen und leitenden Staatsmänner, die Beweggründe ihres Handelns, wie auch die Hoffnungen und Wünsche der Völker sehr auseinandergehend, selbst dann, wenn sie, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, der einen oder der anderen Fahne bedingungslos Heeresfolge leisteten. Den geistigen Niederschlag aller dieser Verhältnisse und politischen Strömungen, der in einer fast unübersehbaren Fülle von Ver-

öffentlichungen uns vorliegt, wissenschaftlich durchzuarbeiten, kritisch zu beleuchten und schließlich übersichtlich, erschöpfend und abschließend zur Darstellung zu bringen, wie man es doch von einer „wahren Geschichte“ dieses Krieges verlangen muß, kann innerhalb zweier Bände um so weniger gelingen, als über viele der wichtigsten Fragen jener Zeit, je nach dem nationalen oder parteipolitischen Standpunkte der Geschichtschreiber, die verschiedenartigsten Meinungen zutage getreten sind und sich bis zu einem gewissen Grade auch wissenschaftlich vertreten lassen, ebenso wie auch über die Charaktere der leitenden Persönlichkeiten und die Beweggründe ihres Handelns die abweichendsten Ansichten verbreitet und verfechtbar sind.

Das Gleiche gilt von dem militärischen Teil der Aufgabe. Wenn auch hier in der Masse der Veröffentlichungen, dank der jahrzehntelangen fleißigen Arbeit der militärischen Kreise, bereits eine gewisse Sichtung und Klärung eingetreten und infolgedessen eine Kürzung in der Darstellung möglich ist, so handelt es sich doch immerhin um die Schilderung der Ereignisse von vier Kriegsjahren, um die Feststellung der ständig wechselnden Streitkräfte zahlreicher Armeen, um die Beurteilung der Entschlüsse von einer Reihe von Feldherrn von zum Teil weltgeschichtlicher Bedeutung, schließlich um die Schilderung des Verlaufes von mehr als hundert Schlachten und Gefechten. Und wenn der nichtmilitärische Leser auch wahrscheinlich keinen Wert darauf legt, diese Kämpfe bis in die letzten Einzelheiten kennen zu lernen, so wird er doch, und zwar umso höher er geistig steht, desto mehr, auf eine klare und logisch aufgebaute Entwicklung der strategischen Maßnahmen der beiderseitigen Heeresleitungen und auf eine, wenn auch kurze doch allgemein verständliche Schilderung der taktischen Entscheidungen nicht verzichten, mit anderen Worten: er wird wissen wollen, weshalb diese oder jene Heeresbewegung unternommen wurde und aus welchen Gründen sie geglückt oder mißglückt ist, aus welchen Ursachen diese oder jene Schlacht von der einen oder anderen Partei gewonnen oder verloren wurde. Gerade der gebildete deutsche Leser wird auf die Beantwortung dieser Fragen um so mehr Wert legen, als er zumeist der Armee als Offizier der Reserve oder Landwehr angehört und durch seine Erziehung Interesse und Verständnis für militärische Dinge gewonnen hat. Es bedarf wohl kaum einer ausführlicheren Begründung, dass, alles dies in den engen Rahmen zweier Bände zusammenzupressen, ebenso unmöglich ist, wie es dereinst unmöglich sein wird, die Politik und Kriegführung des jetzigen Weltkrieges auf so kurzem Raume erschöpfend und allgemein verständlich zur Darstellung zu bringen.

Was der Herr Verfasser in seinen beiden Bänden bietet, bestätigt denn auch in jeder Hinsicht meine Behauptung. Ich finde nicht ein einziges Kapitel erschöpfend und abschließend;

überall habe ich das Gefühl, als fehlte dem Autor der Entwicklungsraum. In bezug auf die politische Geschichte gewinnt der Leser sehr bald den Eindruck, als sei hier der Herr Verfasser — wenigstens was die Jahre 1812 und 1813 anbelangt — vollkommen zu Hause, als schöpfe er aus dem Vollen. Das ist auch bei einem Historiker, der sich, wie die Vorrede besagt, seit 12 bis 15 Jahren eingehend mit diesem Stoffe beschäftigt und ihn längere Zeit auf der Universität vorgetragen hat, nicht anders zu erwarten. Aber trotz alledem kann ich auch hier nicht finden, daß seine Darstellung von den bisherigen Veröffentlichungen wesentlich abweicht, daß er neues Material und neue Auffassungen bringt, und daß die Masse des Stoffes tatsächlich in abschließender Weise durchgearbeitet ist. Im Gegenteil, es scheint mir, als ob gegen das, was er in bezug auf einzelne politische Fragen vorträgt, beispielsweise über das Napoleonische System, über die Kontinentalsperre, über die Politik Englands, über die geistigen Strömungen innerhalb der kämpfenden Parteien, über die Entstehung der Konvention von Tauroggen und vieles andere sich mancherlei Einwendungen, mancherlei Zweifel und Bedenken geltend machen lassen. Ist dies schon der Fall im ersten Bande, der infolge mangelhafter Stoffeinteilung offenbar auf breiterer Grundlage aufgebaut ist, so tritt dies noch mehr im zweiten Teile bei der Behandlung des Jahres 1814 in die Erscheinung. Hier, wo die politischen Verhältnisse, namentlich die Einflüsse der Politik auf die Heeresleitung vielfach noch völlig ungeklärt sind, wo die Gegensätze der preußischen und österreichischen Auffassung grell zutage treten und wo der geschichtswissenschaftlichen Forschung ein weites und dankbares Feld der Betätigung offen gestanden hätte, bringt der Herr Verfasser absolut nichts Neues; er begnügt sich vielmehr im großen und ganzen, das wiederzugeben, was dem Kenner der älteren österreichischen Literatur längst schon bekannt ist.

Für die militärischen Kapitel seines Werkes standen dem Herrn Verfasser zahlreiche gute Vorarbeiten zur Verfügung. Er erkennt auch in der Vorrede an, daß er den in den letzten Jahren erschienenen zahlreichen militärgeschichtlichen Werken „in einiger Beziehung“ Dank schulde. Ich möchte dagegen sagen: Da sich das Buch des Herrn Verfassers in militärischer Beziehung ausschließlich auf gedrucktes Material aufbaut, so wäre es ohne jene Werke überhaupt nicht möglich gewesen, es verdankt ihnen alles. Ich wüßte im übrigen auch nicht, wie es anders sein könnte. Seit hundert Jahren ist die Geschichte der Befreiungskriege das Lieblingsstudium nicht nur der deutschen, sondern fast aller europäischer Offizierkorps gewesen, so daß die internationale Literatur über diese Epoche von Kennern auf etwa 20000 Veröffentlichungen geschätzt wird. Was läßt sich unter diesen Umständen hierüber noch viel Neues vorbringen? Was kann insbesondere ein Mann noch sagen, dessen Beruf doch

einer eingehenden Beschäftigung mit strategischen und taktischen Problemen sehr fern liegt, der vielleicht niemals der Armee angehört und der, wie man im militärischen Leben zu sagen pflegt, niemals drei Mann über einen Rinnstein geführt hat?

Wie dem aber auch sei, eigene Gedanken und selbständiges Urteil — ich wiederhole dies — habe ich in dem militärischen Teile des Werkes nirgends gefunden, ja ich kann nicht umhin, hervorzuheben, daß der Herr Verfasser sogar absichtlich jeden Versuch unterlassen hat, Neues an den Tag zu fördern, denn unter den in der Vorrede als benutzt aufgeführten Archiven und Bibliotheken fehlen ausgerechnet gerade diejenigen, wo der Spürsinn eines Historikers noch manches hätte finden können: die beiden bedeutendsten militärischen Büchereien Deutschlands: die des Generalstabes und der Kriegsakademie, das Königl. Kriegsarchiv zu Berlin, vor allem aber das K. u. K. Kriegsarchiv zu Wien. Wie vieles Neue und Unbekannte speziell über den Feldzug 1813 er namentlich in dem letzteren noch hätte finden können, beweist der Inhalt des inzwischen von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des österreichischen Generalstabes herausgegebenen, von dem Herrn Verf. aber scheinbar nicht mehr benutzten fünfbändigen Werkes: „Befreiungskrieg 1813 u. 1814“ [1]). Viel mehr noch aber hätte er dort über den Feldzug 1814 gefunden, über dessen Einzelheiten wir teilweise gänzlich im Dunkeln tappen. Aber der Feldzug 1814, der für den Politiker und Offizier interessanteste aller napoleonischen Kämpfe, kommt in dem Werke Ulmanns überhaupt nur sehr stiefmütterlich weg; ich kann wiederum nur annehmen: aus Raummangel.

Die Art und Weise, wie der Herr Verfasser die militärischen Teile seines Werkes behandelt, ist nicht ohne Geschick, und hier wäre der Ort, wo man wirklich loben könnte und möchte. Leider macht sich aber hierbei der Mangel an Karten und Plänen derart ungünstig fühlbar, daß ich auch diese Kapitel trotz aller Vorzüge der Schreibweise für die große Masse der Leser als gänzlich wertlos erklären muß. Jedermann weiß, daß alle militärischen, insbesondere alle kriegsgeschichtlichen Werke im Vergleich mit solchen allgemeinwissenschaftlichen Inhalts auffallend teuer sind. Das machen die Karten und Pläne. Wie gern würde sie der militärische Verfasser und erst recht der militärische Verleger weglassen! Ist doch das Entwerfen von Karten und Plänen, das Einzeichnen von Truppenbewegungen sowie später deren Korrektur nicht nur eine der schwierigsten und zeitraubendsten, sondern auch langweiligsten Arbeiten, die sich denken läßt, und verteuern doch diese Kartenbeilagen jedes Werk unter Umständen um das doppelte. Aber man frage die ersten Größen der Armee, einen Hindenburg, einen Falkenhayn, einen Kluck, einen Mackensen, einen Ludendorff oder irgend einen beliebigen

---

[1]) Vgl. S. 172 dieses Heftes. Die Schriftleitung.

höheren Offizier, ob sie imstande sind, Heeresbewegungen großen Stiles ohne Hilfe einer guten Karte, den Verlauf einer großen Schlacht ohne einen genauen Plan des Geländes verstehen und verfolgen zu können. Sie werden diese Frage sämtlich verneinen; sie werden sogar, wenn sie die Wahl haben, eher auf den Text verzichten als auf die graphische Darstellung. Hier nun wird einem sich zum überwiegenden Teile aus militärischen Laien zusammensetzenden Leserkreise zugemutet, militärische Operationen, die sich vom Rhein bis nach Moskau, von der Nordsee bis zu den Pyrenäen ausdehnen, Entscheidungsschlachten, die bis vor wenigen Jahren noch als die größten der Weltgeschichte angesehen wurden, zu verfolgen, kritischen Betrachtungen über die Entschlüsse der beiderseitigen Heeresleitungen nachzugehen, auseinandergehende Urteile militärischer Fachmänner an der Hand des Verfassers zu prüfen und gewissermaßen zu entscheiden, alles dies, ohne daß dem Auge ein Anhaltspunkt, der Phantasie ein Hilfsmittel zum Verständnis geboten wird [1]). Das ist eine Unmöglichkeit für den Leser, eine Zumutung, welche die schädlichsten Folgen hat, da sie zur Oberflächlichkeit, zum leeren Nachbeten und zum Phrasentum führt, gerade da, wo gründliches Verständnis wünschenswert wäre. Wenn der Herr Verfasser selbst über eine dreitägige Schlacht, wie die bei Leipzig, völlige Klarheit gewonnen hat und wenn ihm die Bewegungen der zahllosen Truppen auf meilenweitem Gefechtsfelde plastisch vor Augen stehen, so möge er nicht vergessen, daß er dies einzig und allein dem eingehenden Studium jener militärischen Werke und ihres vorzüglichen Kartenmaterials zu verdanken hat, denen er nach seiner Vorrede nur „in einiger Beziehung“ Dank schuldig zu sein glaubt.

Mit richtigem Blicke hat der Verfasser erkannt, daß der Feldzug 1813 nicht verständlich ist, ohne die genaue Kenntnis des Jahres 1812, und er hat, obwohl der Titel seines Buches nur von 1813 und 1814 spricht, dennoch der Politik und der Kriegführung des Jahres 1812 einen verhältnismäßig breiten Raum gewidmet. Es scheint mir, als ob der gleiche Gedankengang ihn dazu hätte führen müssen, sein Werk nicht mit dem Jahre 1814 abzuschließen, sondern auch den Schluß der Befreiungskriege — den Wiener Kongreß und den Feldzug 1815 — in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen, denn ohne Ligny und Belle-Alliance bleibt, wie mir wohl jedermann zugeben wird, jede Geschichte der Befreiungskriege ein Torso, ein Drama ohne Schlußakt. Ich kann es wiederum nur dem Raummangel zuschreiben, das den Herrn Verfasser hierzu zwang; zu bedauern bleibt dies auf jeden Fall.

---

[1]) Die beiden dürftigen Übersichtskarten, die dem Werke beigegeben sind, wären sehr wohl zu entbehren gewesen, da sie in jedem Atlas besser zu finden sind.

Dies sind in der Hauptsache diejenigen Punkte, die mir an dem Werke zu Bedenken Anlaß geben; auf Einzelheiten einzugehen, erscheint mir überflüssig. Es liegt im Wesen einer jeden sachlichen, auf einen bestimmten Raum angewiesenen Bücherbesprechung, daß die Mängel eines Buches unverhältnismäßig scharf hervorgehoben werden, daß seine guten Seiten nicht in gleichem Maße zur Geltung kommen. Das mag auch hier der Fall sein. Es ist mir daher Bedürfnis, zum Schluß auszusprechen, daß ich selbst das Werk mit größtem Interesse gelesen und mich darüber gefreut habe, in den meisten und wichtigsten politischen und militärischen Streitfragen mit dem Herrn Verfasser gleicher Meinung zu sein, und daß ich sein Buch trotz der angeführten Mängel für eine der besten Veröffentlichungen halte, die uns die Jubiläumsjahre der Befreiungskriege beschert haben. Aber ein abschließendes Werk, eine „wahre Geschichte der Befreiungskriege" im Sinne der Vorrede ist es nicht. Das ist um so mehr zu bedauern, als die Hoffnung, von seiten der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes eine auf die gesamten europäischen Archive sich stützende Bearbeitung dieses heroischen Kampfes zu erhalten, nach meiner Überzeugung, wenn nicht für immer, so doch für mehrere Menschengeschlechter geschwunden ist.

Die strategische Lage, die zur Schlacht bei Dennewitz führte, ist militärisch längst ebenso klar gelegt, wie — von einigen wenigen Momenten abgesehen — ihr taktischer Verlauf. Wenn trotzdem die Geschichtschreibung immer von neuem wieder Veranlassung findet, sich mit dieser Schlacht zu beschäftigen, und in bezug auf Anlage und Verlauf sogar vielfach zu ganz neuen Ansichten gelangen zu müssen glaubt, so ist die Ursache hierfür nicht auf militärischem, sondern auf politischem Gebiete zu suchen. Solange die eine Hälfte unserer Historiker und Militärschriftsteller ihrer Darstellung und kritischen Betrachtung hauptsächlich die Befehle des Kronprinzen zugrunde legt, wie sie uns durch die Quellen jener Zeit und durch den vom Kronprinzen selbst herausgegebenen „Recueil des ordres de mouvements" überliefert sind, die andere dagegen bei jedem kronprinzlichen Befehle nach Hintergedanken sucht, weil sie von der Überzeugung durchdrungen ist, daß ein großer Teil der von Bernadotte mündlich und schriftlich getroffenen Anordnungen nur als Scheinbefehle anzusehen sind, dazu bestimmt, Mit- und Nachwelt über die eigentlichen Absichten des Führers zu täuschen, wird selbstverständlich eine Einigung nie erzielt werden können. Es wäre deshalb wohl richtiger, sollte man meinen, wenn die geschichtliche Forschung den Hebel einmal da ansetzte, wo die Grundursache aller Meinungsverschiedenheiten liegt, das heißt wenn sie versuchte, über die Person Bernadottes, seine persönlichen Verhältnisse, seine politischen Absichten und Ziele und die ihm zur Verfügung stehenden Hilfsmittel, sie zu erreichen, zur völligen

Klarheit zu gelangen. In bezug auf diese Fragen hat die Geschichtsforschung leider seit der Zeit der Befreiungskriege nur Geringes geleistet; auf keinen Fall hat sie eine Anschauung zutage gefördert, die auf weitere Kreise tatsächlich überzeugend gewirkt hat.

Die vorliegende Broschüre [1]), die durch ihren auf Sensation berechneten Titel von vornherein unangenehm auffällt, bringt weder geschichtlich noch militärisch etwas Neues über die Schlacht. Sie zeichnet sich in militärischer Beziehung durch eine ungewöhnlich laienhafte Auffassung operativer und taktischer Situationen aus, sie wiederholt in allgemeingeschichtlicher Beziehung nur das, was von anderer Seite schon längst und meist besser, klarer und überzeugender dargelegt wurde. Da wo der Herr Verfasser die bisherigen Veröffentlichungen verbessern und Neues bringen will, passiert es ihm vielfach, Falsches zu bringen. Insbesondere möchte ich mir auszusprechen erlauben, daß da, wo er mir persönlich die Ehre eines Angriffes erweist, er stets auf Irrwegen wandelt, weil er die Kriegsakten nicht kennt und sich auf Autoren stützt, welche diese ebensowenig kennen, wie er, oder sie nicht mit genügender Gründlichkeit durchgearbeitet haben. Auf Einzelheiten einzugehen, lohnt nicht; seine Irrtümer sämtlich widerlegen zu wollen, ist unmöglich; es wäre dazu eine Broschüre gleichen Umfanges nötig. Zur Charakterisierung seiner allgemein-militärischen Ansichten genügt es, wenn ich eine Stelle der Seite 38 zitiere. Es ist bekannt, daß dem Kronprinzen von Schweden von seinen Gegnern der Vorwurf gemacht wird, gerade zu der Zeit, als bei Dennewitz der Kampf am heftigsten tobte, stundenlang völlig verschwunden gewesen zu sein, wie schwedische Quellen besagen, weil er bis zu seinen hintersten Reserven zurückgeritten war, um diese beim Vormarsche zur höchsten Eile anzuspornen. Der Verfasser verteidigt dieses Verhalten Bernadottes mit den Worten: „Löblich von dem Feldherrn, der durch sein Erscheinen den Truppen Mut einflößt, der sie selbst zur Schlacht heranführt, was sogar die Eile zeigt, in den Kampf einzugreifen. Entscheidend ist, daß Bernadotte die auszuführenden Bewegungen exakt vollzog". Auf dieses „Löblich" möchte ich dem Herrn Verfasser erwidern, daß ein kommandierender General, der, nachdem er die Meldung empfangen, daß ein beträchtlicher Teil seiner Streitkräfte — im vorliegenden Falle zwei Armeekorps, also die halbe Armee — in heftigem Kampfe mit dem Gegner steht, nicht auf dem kürzesten Wege und in schnellster Gangart zu der vordersten Linie bezw. auf die entscheidende Stelle eilt, nach den Grundsätzen aller Armeen nicht warmes Lob, sondern die Stellung vor ein Kriegsgericht zu erwarten

[1]) Dr. Richard Haedecke, Die Schlacht bei Dennewitz — ein Sieg Bernadottes. Studie zur Vorgeschichte des 6. September 1813. 8°. 48 S. Berlin, Schall u. Reutel, 1916. M. 1.—.

hat und auch verdient. Hätte sich Napoleon am 2. Mai nicht beim ersten Kanonendonner von seinen vor Leipzig kämpfenden Vortruppen in Karriere zum Korps Ney begeben, so wäre die Schlacht bei Groß-Görschen und damit der Frühjahrsfeldzug 1813 für ihn verloren gewesen. Wäre Bernadotte, nachdem er die entscheidende Meldung über die Marschrichtung Neys und das Inkampftreten des Korps Bülows erhalten hatte, wie es seine Pflicht als Oberkommandierender war, zu Bülow nach Göhlsdorf geeilt, die Heranführung der Reserven seinen Unterorganen überlassend, so gäbe es heute keinen Menschen, der ihm den Ruhm, der Sieger von Dennewitz gewesen zu sein, streitig machen könnte. Der Nachwelt aber wäre die Broschüre des Herrn Dr. Haedecke erspart geblieben. Wo der Kronprinz in den kritischen Momenten der Schlacht weilte, läßt sich bei den spärlichen Quellen, die wir über ihn besitzen, nicht mit Sicherheit feststellen. Auf keinen Fall aber befand er sich an der Seite Bülows und da er hier, das heißt an der Stelle, wo er hingehörte, nicht war, so bleibt es bei der bisherigen Ansicht, daß nicht er, sondern Bülow als der Sieger von Dennewitz zu betrachten ist. Die Geschichtsforschung aber hat in bezug auf Objektivität genug geleistet, wenn sie den Kronprinzen von einer langen Reihe unberechtigter Anschuldigungen reinwusch, die sich aus dem leidenschaftlicher urteilenden Zeitalter der Befreiungskriege bis in die neueste Zeit erhalten hatten. Damit aber ist es genug!

Nachdem v. Pflugk-Harttung im Jahre 1913 die Akten des Geheimen Staatsarchivs über „das Befreiungsjahr 1813" und im nämlichen Jahre noch diejenigen über die Schlacht bei Leipzig im speziellen herausgegeben hat, begann er im Jahre 1915 mit der Veröffentlichung der Berichte deutscher Truppen über ihre Beteiligung an den Hauptkämpfen des Feldzuges 1815. Der erste Band, enthaltend die Gefechtsberichte der deutschen Legion, der Hannoveraner, Braunschweiger und Nassauer, liegt jetzt vor[1]), ein zweiter mit den preußischen Angaben soll in Kürze folgen.

Es bedarf wohl kaum einer eingehenderen Begründung des historisch-wissenschaftlichen Wertes dieser Veröffentlichungen. Bis vor kurzem beruhte unsere gesamte Darstellung der Ereignisse des Jahres 1815 noch ausschließlich auf den englischen Schilderungen, im speziellen auf denen des Generals Siborne, die erst in der neueren Zeit in bezug auf die niederländische Armee eine geringe Vervollständigung und Berichtigung durch die Werke des niederländischen Obersten de Bas und, was die deutsche Legion anbelangt, durch das des Majors Schwertfeger der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes

[1]) Dr. Julius v. Pflugk-Harttung, Belle-Alliance. (Verbündetes Heer.) Berichte und Angaben über die Beteiligung deutscher Truppen der Armee Wellingtons an dem Gefechte bei Quatrebras und der Schlacht bei Belle-Alliance. Mit 4 Kartenskizzen u. 2 Karten in Steindruck. Gr. 8°. XV u. 296 S. Berlin, R. Eisenschmidt, 1915. M. 8.—, geb. M. 9.50.

erhalten haben. Die englische Darstellung beeinflußt nach wie vor das Urteil der ganzen Welt, und was bei Quatrebras und Belle-Alliance von den verbündeten Armeen geleistet worden, wird in allen ausländischen Darstellungen ausschließlich auf das Konto der Engländer geschrieben. Und dabei standen in den Niederlanden 160000 Mann Deutsche und 24000 Niederländer neben nur 32000 Engländern! Eine Klärung dieser Verhältnisse konnte nur eine buchstabengetreue Drucklegung der deutschen Truppenberichte bringen, und so werden es alle, die sich für die Geschichte der Befreiungskriege interessieren, mit Freude begrüßen, daß sich der Verfasser der mühevollen Aufgabe unterzogen hat, diese manches Neue bietenden Berichte aus den verschiedenen Archiven an das Licht der Öffentlichkeit gezogen zu haben. Möge der zweite Band des Werkes recht bald nachfolgen!

Berlin. Rudolf v. Friederich.

III.

Gegenüber der ungeheuren Menge von Jubiläumsschriften, die in den Jahren 1913 und 1914 im Deutschen Reiche erschienen sind, ist die Zahl der entsprechenden Werke österreichischer Herkunft sehr gering. Diese Tatsache würde zu ihrer vollen Erklärung eine längere Besprechung brauchen; hier mag der Hinweis genügen, daß eben das deutsche Lesepublikum Österreichs zum großen Teil von der reichsdeutschen Literatur lebt. Nun ist es nur natürlich, daß diese letztere Österreich nicht leicht ganz gerecht wird. Erstens ist ihr Interesse nach anderer Richtung orientiert; zweitens aber wirkte, größtenteils unbewußt und namentlich in den populären Schriften, der ehemalige preußisch-österreichische Gegensatz nach. Eine wirklich objektive, gerecht abwägende Beurteilung der eigenartigen Stellung Österreichs und der sich daraus ergebenden Erscheinungen — wie sie selbst für weiter zurückliegende Zeiten wie das 17. Jahrhundert erst durch Erdmannsdörffer, Heigel und andere erreicht worden ist — war nur selten zu finden. Ich glaube — gerade jetzt, wo durch den engen Zusammenschluß der beiden Kaiserreiche hoffentlich alle früheren Gegensätze für immer verschwinden werden — kann obiges ausgesprochen werden, ohne irgendwelche Bitterkeit zu bekunden oder zu erwecken. Außerdem aber dürfte es vielleicht für weitere reichsdeutsche Kreise nicht ohne Interesse sein, wenn auch verspätet und nur kurz, über einige vom österreichischen Standpunkt geschriebene Bücher über die Befreiungskriege unterrichtet zu werden.

Bezeichnend ist es, daß die österreichischen Darstellungen fast ausschließlich von Offizieren herrühren und daher auch rein militärisch sind; keine einzige versucht es, das gleichzeitige Volks- und Staatsleben zu schildern, Urkunden über die Stimmung der Zeit zu sammeln und dergl. mehr, wie es in Deutschland in so überreichem Maße geschehen ist, oder gar das Verständnis

dafür durch selbständige Forschung zu vertiefen. Immerhin bieten die hier zu erwähnenden Werke des Wichtigen genug.

Das erste dieser Werke[1]) ist eine bis ins kleinste militärwissenschaftlich durchgearbeitete Darstellung von Österreichs Anteil am Sturze Napoleons. — Der 1. Band bildet nur eine Art Einleitung, die Metternichs Politik bis zum Ausbruch des Krieges darstellt. Er bietet nicht eigentlich Neues, sondern hat vor allem das Verdienst, die ganze Frage vom österreichischen Standpunkt aus zusammenfassend zu behandeln; es ist das ein Verdienst, weil ja nur dann eine Politik gerecht beurteilt werden kann, wenn man sich in den durch Tradition und Zeitverhältnisse gegebenen Geisteszustand des betreffenden Politikers versetzt. Es ist nicht gerechtfertigt, auf Metternichs Politik die vom preußischen Standpunkte hergenommenen Maßstäbe und Werturteile anzuwenden. — Weit wichtiger ist der 2. Band, der das „entscheidende Machtaufgebot" Österreichs behandelt und dabei nachweist, daß dieses bis Ende 1813 etwa 580 000 Mann ins Feld stellte, also fast ebensoviel wie Preußen und Rußland zusammen. Die Zeitgenossen wußten das; der sterbende Scharnhorst setzte seine letzten Hoffnungen auf Österreichs „unermeßliche Rüstungen". — Der 3. Band schildert den Feldzug von Dresden, Bd. IV Kulm, Bd. V Leipzig. Die minutiös genaue Darstellung weist in einer ganzen Reihe von Fällen überzeugend nach, daß das in der Literatur landläufige, ungünstige Urteil über Schwarzenberg unbegründet ist. Seine persönliche Tadellosigkeit ist von Leuten, die ihn kannten, nie in Frage gezogen worden; aber auch seine Feldherrnbegabung war zweifellos ganz bedeutend, wenn sich auch bisher nicht genau scheiden läßt, was an strategischen Konzeptionen ihm, was seinem Generalstabschef Radetzky zugehört. Aber man vergleiche nur das Verhältnis zwischen Blücher und Gneisenau. Es ist allgemein bekannt, daß letzterer der eigentliche „Kopf" war, und doch fällt es niemand ein, ersteren deswegen herabzusetzen. Die Idee zum Abmarsch gegen Leipzig soll nach der Darstellung dieses Bandes beiden Feldherren, Schwarzenberg und Blücher, selbständig gekommen sein. Schwarzenbergs Plan einer Vernichtungsschlacht bei Leipzig durch Abschneidung der Rückzugslinie Napoleons gegen Westen wurde durch Zar Alexanders Starrsinn vereitelt.

[1]) Befreiungskrieg 1813 und 1814. Einzeldarstellungen der entscheidenden Kriegsereignisse. Bearbeitet in der kriegsgeschichtlichen Abteilung des k. u. k. Kriegsarchivs. 1. Bd.: Oskar Christe, Österreichs Beitritt zur Koalition. VII u. 135 S., mit 1 farb. Karte. M. 5.—. 2. Bd.: Wilhelm Wlaschütz, Österreichs entscheidendes Machtaufgebot 1813. IX u. 334 S., m. Tab. M. 10.—. 3. Bd.: Edmund Glaise v. Horstenau, Feldzug von Dresden. IX u. 377 S., m. 1 Tab., 7 farb. Kartenskizzen u. 8 Beilagen. M. 10.—. 4. Bd.: Max Ehnl, Schlacht bei Kulm. VIII u. 222 S., m. 5 farb. Kartenskizzen u. 4 Beilagen. M. 10.—. 5. Bd.: Max Ritter v. Hoen, Feldzug von Leipzig. X u. 746 S., m. 1 Tab. u. 17 Beilagen. M. 20.—. Lex.-8°. Wien, L. W. Seidel & Sohn, 1913.

Gewissermaßen ein Auszug aus dem hier kurz gekennzeichneten, mit vielen Plänen ausgestatteten Werke ist das zweite hier zu erwähnende, aus 10 schmalen Bändchen bestehende populäre Unternehmen, das im wesentlichen von denselben Kräften verfaßt ist, aber weiter reicht und in den über Leipzig hinausführenden Teilen, solange die Fortsetzung des Hauptwerkes fehlt, selbständigen Wert hat [1]).

Das dritte, hier zu besprechende Werk ist eine Biographie Schwarzenbergs [2]), die, wie ich glaube, noch nicht ganz das monumentale Werk ist, das er verdienen würde, die aber doch eine Lücke ausfüllt. Die panegyrische Tendenz tritt vielleicht hie und da etwas zu stark hervor; dies ist aber gerade angesichts der sonst üblichen Unterschätzung Schwarzenbergs entschuldbar. Was Schwarzenberg fehlte, war die Fähigkeit, sich populär zu machen. Er war der treue Diener seines Herrn, ein vornehmer, zurückhaltender Kavalier, aber, wie einige seiner Briefe und Äußerungen zeigen, überzeugt, daß die menschliche Würde und Tüchtigkeit über den sozialen Unterschieden stehen. Sein Denken, wie auch das der österreichischen Offiziere, war gewiß ganz anders als das der preußischen „Patrioten". Der Übertritt der sächsischen und württembergischen Truppen bei Leipzig empörte sie, da sie in ihm vor allem das Vergehen gegen die militärische Disziplin und den Staatsgedanken sahen. Wer aber diesen Standpunkt verurteilt, möge bedenken, daß das österreichische Heer zu bestehen aufhören würde, damals wie jetzt, wenn man nationalen Sympathien das Recht zusprechen wollte, sich in dieser Weise zu äußern.

Liebenswürdig und sympathisch im vollsten Maße zeigt sich Schwarzenberg in seinen, von Novák [3]) veröffentlichten Briefen

---

[1]) Emil v. Woinovich u. Alois Veltzé, 1813—1815. Österreich in den Befreiungskriegen. 4. Bd.: Georg Frhr. v. Holtz, Die innerösterreichische Armee 1813 und 1814. VIII u. 172 S., m. 11 eingedr. Bildnissen u. 1 Karte. 1912. — 5. Bd.: Max Ritter v. Hoen, Die Hauptarmee 1814. VII u. 179 S., m. 12 Abb. u. 2 Karten. 1912. — 6. Bd.: Emil v. Woinovich, Kämpfe im Süden Frankreichs 1814. VII u. 118 S., mit 12 Abb. u. 1 Karte. 1912. — 7. Bd.: Karl v. Möller, Die hundert Tage 1815. VII u. 159 S., mit 12 Bildern u. 1 Karte. 1913. — 8. Bd.: Oskar Christe, Der Wiener Kongreß. VII u. 144 S., m. 15 Bildern. 1914. — 9. Bd.: Alois Veltzé, Krieg gegen Neapel 1815. VII u. 119 S., m. 15 Bildern u. 4 Karten. 1914. — 10. Bd.: Edmund Glaise v. Horstenau, Die Heimkehr Tirols. VII u. 148 S., mit 16 Abb. 1914. Gr. 8°. Wien, Patriotische Volksbuchhandlung. Pr. je 2 M. (Anmerkung: Über die drei ersten Bände dieser Sammlung ist in unseren „Mitteilungen", 41, 360 ff. schon von anderer Seite berichtet worden. Die Schriftleitung.)

[2]) Hugo Kerchnave u. Alois Veltzé, Feldmarschall Karl Fürst zu Schwarzenberg, der Führer der Verbündeten in den Befreiungskriegen. Gr. 8°. 271 S., m. 86 Bildern. Wien und Leipzig, Gerlach & Wiedling, 1913. Geb. M. 20.—.

[3]) Johann Friedrich Novák, Des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg Briefe an seine Frau 1799—1816. Lex.-8°. 463 S., mit farb. Bildnis. Wien, Gerlach & Wiedling, 1913. M. 20.—.

an seine Frau, die ihm eine wahre und hingebende Lebensgefährtin gewesen ist. Ziemlich bekannt dürfte der Brief vom 15. Oktober 1813 sein, der unmittelbar vor der Schlacht bei Leipzig geschrieben ist.

Wer über das Wichtigste von den hier angedeuteten Dingen möglichst kurz unterrichtet sein will, dem ist das Büchlein von Hauschild[1]) zu empfehlen. Es hat zwar nicht das zuerst erwähnte Werk des Kriegsarchivs, wohl aber den größten Teil der übrigen in Betracht kommenden Werke benutzt und bietet eine gute Übersicht, natürlich vom österreichischen, in diesem Fall vom speziell kirchlich-konservativen Standpunkt.

Was in der österreichischen Jubiläumsliteratur fehlt, wurde schon angedeutet: eine auf breiterer Grundlage fußende, das gesamte Staats- und Volksleben umfassende Darstellung. Und nun, da die Jubiläumszeit vorbei ist und die gewaltigen Ereignisse des Weltkrieges alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, dürfte diese Aufgabe wohl noch lange der Lösung harren müssen. Dies ist ein dauernder Verlust, da durch eine solche Darstellung vielleicht manches schiefe Urteil über das Österreich jener Zeit beseitigt werden könnte.

Wien. Moritz Landwehr v. Pragenau.

96.

Bericht über die dreizehnte Versammlung deutscher Historiker zu Wien; 16. bis 20. September 1913. Erstattet von den Schriftführern der Versammlung. Gr. 8°. III u. 61 S. München u. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1914. M. 1.60.

Die 13. Versammlung deutscher Historiker war von 362 Teilnehmern besucht. Der vorliegende Bericht enthält, neben den üblichen Mitteilungen über den allgemeinen Verlauf der Tagung und ihre Mitglieder sowie dem Geschäftsbericht des Verbandes deutscher Historiker, zwei Hauptteile: eine Übersicht über die an den drei Sitzungstagen gehaltenen Vorträge und einen Bericht über die gleichzeitig abgehaltene, von etwa 30 Personen besuchte Beratung der Vertreter landesgeschichtlicher Publikationsinstitute.

Am ersten Sitzungstage behandelte zunächst Prof. Dr. Alexander Cartellieri (Jena) die „Schlacht von Bouvines im Rahmen der europäischen Politik". Über den später selbständig erschienenen Vortrag ist bereits von anderer Seite in unseren „Mitteilungen", 43, 96 f. berichtet worden. — Archivdirektor Prof. Dr. Joseph Hansen (Köln) schilderte darauf in einem zum guten Teil auf ungedruckten amtlichen und

[1]) Karl Hauschild, 1813. Österreichs entscheidender Anteil an den Kämpfen und Erfolgen des Befreiungsjahres. (Bücherei des österreichischen Volksschriftenvereins. Bd. XI.) 8°. 179 S. Brixen, Verlagsanstalt Tyrolia, 1913. M. 0.80; geb. M. 1.20.

privaten Akten beruhenden Vortrag über „Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und das liberale Märzministerium 1848“ das Verhältnis des Königs zu dem von ihm am 29. März ernannten Ministerium der rheinischen Liberalen Camphausen-Hansemann und den verfassungsmäßigen Charakter dieses Ministeriums. Der König berief es mit innerem Widerstreben, um mit seiner Hilfe Preußen eine Verfassung zu geben, die den monarchischen Grundsatz gegenüber dem parlamentarischen vertreten sollte. Im Gegensatz zu diesem Plan des Königs suchten die in die Regierung berufenen rheinischen Liberalen als ein Ministerium der öffentlichen Meinung zu wirken; trotz dieses grundsätzlichen Widerspruchs bewährten sie aber ihre monarchische Gesinnung und verhinderten so, daß es damals in Preußen wegen des monarchischen Grundsatzes zum Bruch zwischen König und Volk und damit voraussichtlich zum Bürgerkrieg kam. Der Vortrag ist in erweiterter Form in der Westdeutsch. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst, XXXII, 133—204 inzwischen erschienen. — Den „Imperialismus in England“ behandelte Dr. Heinrich Friedjung (Wien). Seine Entwicklung beruht darauf, daß England, das Mutterland des imperialistischen Gedankens, mit ihm einen besonderen Begriff verband: die Gewinnung und Behauptung der Weltherrschaft zur See. So wurde kraft dieses erweiterten Imperialismus im Lauf des 19. Jahrhunderts das englische Weltreich begründet und unablässig durch friedliche und kriegerische Erwerbungen ausgedehnt; die Zeit der Eroberungen wurde aber seit dem Beginn unseres Jahrhunderts durch die großen Bündnisse abgeschlossen, die das Gewonnene gegen alte und neue Gegner sichern sollten und an die großen Koalitionen gegen Ludwig XIV. und Napoleon erinnern.

Am zweiten Sitzungstag wies Prof. Dr. Adolf Bauer (Graz) in seinem Vortrag über „Hippolytos von Rom, den Heiligen und Geschichtschreiber“ nach, daß die beiden erhaltenen lateinischen Fassungen seiner Chronik das ursprüngliche Werk vollständig wiedergeben und nicht, wie bisher zumeist vermutet wurde, nur dürftige Auszüge aus der viel reichhaltigeren griechischen Urschrift darstellen. Der Vortrag ist inzwischen in den „Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum“ XXXIII, 110 ff. veröffentlicht worden. — Dr. Hans Hirsch (Wien) ging in seinen Ausführungen über „Kaiserurkunde und Kaisergeschichte im 12. Jahrhundert“ auf den Einfluß ein, den die Herkunft der bei der deutschen Reichskanzlei beschäftigten Notare auf die Reichsgesetzgebung ausgeübt haben; so suchte er die hohe Bedeutung der Urkundenlehre zu erweisen, die den wichtigsten Quellenstoff bereiten hilft, den wir für die Erfassung des Zuständlichen im Mittelalter überhaupt besitzen. Der Vortrag ist jetzt in den „Mitteilungen d. Instituts f. österr. Geschichtsforschung“, XXXV, 60 ff. (1914) erschienen. — Regierungsrat Dr. Moritz Dreger (Wien) erläuterte „Wiens

Stellung in der Kunstgeschichte" mit Hilfe von Lichtbildern; er zeigte, wie das Architekturbild Wiens teils unter fremden Kultureinflüssen, teils aber auch durch die selbständige Schöpferkraft einheimischer Künstler im Lauf der Jahrhunderte entwickelt und umgestaltet worden ist.

Am dritten Sitzungstag sprach Archivrat Dr. Lulvès (Hannover) über die „Machtbestrebungen des Kardinalkollegiums gegenüber dem Papsttum". Gestützt auf das seit 1179 ihnen allein zustehende Recht der Papstwahl suchten die Kardinäle die oberste Kirchenleitung in ihre Hand zu bekommen. Schwachen Päpsten gegenüber gelang es ihnen zeitweise Erfolge zu erringen; seit dem Konstanzer Konzil wußten jedoch die Päpste, zwar langsam, aber stetig, ihren Absolutismus zu begründen. Seit der Verwaltungsreform des Papstes Sixtus V. sind die Kardinäle nur noch die ersten Beamten, damit aber auch die zuverlässigsten Stützen des Papstes und der Kirche. — „Die Theorien der russischen Slawophilen im Zeitalter Nikolaus' I. und Alexanders II." legte Prof. Dr. Hans Uebersberger (Wien) dar. Diese Theorien entstanden unter dem harten Druck, den zuerst das Regierungssystem Nikolaus' I. auf das geistige und soziale Leben Rußlands ausübte. In Übereinstimmung mit den Gedankengängen des Zaren erneuerten damals slawisch gesinnte Kreise Rußlands den Kampf, der in seinen ersten Anfängen bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht und in einem nationalistischen Einspruch gegen die Nachahmung der politischen und sozialen Kultur Westeuropas gipfelt. Mit dem Rüstzeug der zeitgenössischen deutschen Philosophie Hegels und Schellings suchten sie ein Lehrgebäude zu errichten, das nicht nur die Bodenständigkeit, sondern sogar den Vorrang russischer Kulturentwicklung vor der Westeuropas beweisen sollte. Daß das Bild, das man zur theologischen und geschichtlichen Beweisführung von der Schlechtigkeit der westlichen und der Vortrefflichkeit der altrussischen Zustände entwarf, mit der Wirklichkeit wenig gemein hatte, kümmerte die Väter dieser slawophilen Lehre wenig. Nikolai Jakowlewisch Danilevskij gab 1869 in seinem Katechismus „Rußland und Europa" diesen bis dahin nur auf die Umgestaltung Rußlands abzielenden Lehren die allslawische Richtung und wies das Zarenreich auf die Lösung der orientalischen Frage hin, die eine rein slawische sei.

Die elfte Konferenz der Vertreter landesgeschichtlicher Publikationsinstitute war von 16 geschichtlichen Kommissionen und Gesellschaften beschickt; auf ihr wurden eine Reihe geschichtlich-geographischer Fragen behandelt. Prof. Redlich (Wien) sprach über die systematische Sammlung der Nachrichten über Elementarereignisse, die der Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Angriff genommen hat; Prof. Pirchegger (Graz) berichtete über die Fortschritte und den

gegenwärtigen Stand des historischen Atlasses der österreichischen Alpenländer, Freiherr von Karg-Bebenburg (München) über die Vorarbeiten zu einem historischen Atlas Bayerns. Privatdozent Dr. Strieder (Leipzig) legte den Plan für eine Sammlung handelsgeschichtlicher Quellen dar, dessen Durchführung die Historische Kommission der Münchener Akademie der Wissenschaften unternommen hat.

Oberhausen (Rheinland). A. Koernicke.

97.

Kania, Dr. phil. **Hans, Staatsbürgerkunde in vergleichenden Übersichten über die Entwickelung der Grundlagen und Aufgaben des Staates.** 8⁰. VIII u. 84 S. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1916. Kart. M. 1.—.

Sicher liegt die Ausrüstung der heranwachsenden Generation der Gebildeten mit den Kenntnissen, die zur Erfüllung der Bürgerpflichten erforderlich sind, im Interesse jedes patriotischen Deutschen; die Bereitstellung und Begutachtung der zur Erreichung dieses Zieles führenden Mittel aber ist in erster Linie Sache der Lehrer an den höheren Schulen. Indessen verdienen die sich jenem Zwecke widmenden Schriften auch die Beachtung aller, die sich mit historischen Forschungen beschäftigen, und zwar nicht nur deshalb, weil das zur Bürgerkunde gehörige Wissen in erster Linie im Geschichtsunterricht erworben wird oder wenigstens erworben werden kann. Weit mehr kommt in Betracht, daß vor allem auf jene Weise im deutschen Volke der Schatz an politischer Bildung verbreitet werden muß, den die Werke unserer großen Historiker wie Ranke, Droysen, Treitschke, Mommsen und Lamprecht enthalten. Ist doch auch die Frage, wie der Unterricht in der Bürgerkunde erteilt werden muß, nicht nur auf Versammlungen von Oberlehrern erörtert worden! Vielmehr hat die Besorgnis, daß die gutgemeinten, aber abwegigen Bestrebungen des Marienburger Gymnasialdirektors Martens dazu führen könnten, den Geschichtsunterricht auf den höheren Schulen mit parteipolitischen Tendenzen zu erfüllen, zu der ersten Versammlung deutscher Historiker geführt, die vom 5. bis 7. April 1893 in München tagte. Eine Reihe angesehener deutscher Historiker, die nicht auf höheren Schulen unterrichten, wie Dove, Kaufmann, Stieve, Prutz und Grauert sind dort zusammen mit dem früheren Gymnasiallehrer Kropatschek den von Martens vorgeschlagenen Thesen entgegengetreten. So dürfte es denn erlaubt sein, daß auch in dieser Zeitschrift auf ein soeben erschienenes vorzügliches Lehrbuch der Staatsbürgerkunde hingewiesen wird, und zwar von einem Referenten, der auf einer technischen Hochschule dies Fach im Rahmen seiner rechtswissenschaftlichen Vorlesungen und Übungen schon länger als ein Jahrzehnt lehrt.

Noch vor kurzem bestand, obgleich schon seit 1892 die Lehr-

pläne der preußischen Gymnasien und ihnen gleichstehenden Anstalten Fortführung des Geschichtsunterrichts bis auf die neueste Zeit und Berücksichtigung der staatlichen und sozialen Verhältnisse der Gegenwart fordern, in beiden Beziehungen bei den jungen Studierenden „eine bodenlose Unwissenheit“; das hat mit diesen Worten kein geringerer als Adolf Harnack ausgesprochen, und auch ich konnte mich häufig davon überzeugen[1]). Neuerdings scheint mir indessen, nach persönlichen Erfahrungen in Übungen und Prüfungen, eine erhebliche Besserung eingetreten zu sein.

Auch die literarische Bearbeitung der Bürgerkunde hat bedeutende Fortschritte gemacht. Im Jahre 1893 bezeichnete der Greifswalder Jurist Stoerk in einer Festrede die Lehrbücher für den staatsbürgerlichen Unterricht als „mit ihren trockenen Daten, zusammenhangslosen Gesetzesauszügen und den zahlreichen Artikeln aus der Preußischen Verfassungsurkunde und der Reichsverfassung so nüchtern subaltern“ aussehend, „als sollte mit Hilfe aller dieser Repetitorien die ganze deutsche Jugend fortan für die untere Postkarriere erzogen werden“.

Jetzt teilen die Schrift von Glock und Korn über „Bürgerkunde“ (2. Aufl. 1914) und das schon in 6. Auflage verbreitete Buch von Hoffmann und Groth über „Deutsche Bürgerkunde“ das, was jeder Gebildete von der bei uns geltenden Rechtsordnung wissen muß, in ansprechender Form mit. Von ihnen unterscheidet sich die vorliegende „Staatsbürgerkunde“ von Hans Kania dadurch, daß sie nicht nur eine Darstellung des Zustandes gibt, der zur Zeit auf dem Gebiete von Verfassung und Verwaltung herrscht, sondern ihr Thema auch historisch in iener „vergleichenden Übersicht über die Grundlagen und Aufgaben des Staates“ behandelt.

Nach dem Vorwort soll die Schrift zunächst die in dem Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten von Schenk und Koch (1910—1912) gegebene planmäßige Behandlung der verfassungs-, staatswirtschaftlichen und allgemein kulturellen Fragen ergänzen. Sie könne „aber auch als etwas durchaus Selbständiges betrachtet und in diesem Sinne benutzt werden“. Das von Kania Gebotene „liegt in der Richtung des neuesten Ministerialerlasses über den Geschichtsunterricht“. Es handelt sich darum, „das Verständnis für den Staat der Gegenwart zu vertiefen“ und mittelst „großer Durch- und Überblicke“ den inneren Zusammenhang des historischen Geschehens zu verdeutlichen.

In knapper Form bespricht K. zunächst die Hauptzüge der Entwickelung der Staatsverfassungen von den „Despotien des Ostens“ bis zu den konstitutionellen Monarchien der Gegenwart. Es folgt ein Überblick über die Geschichte und den gegenwärtigen

[1]) Vgl. Koehne, Der rechts- und staatswissenschaftliche Unterricht auf den Technischen Hochschulen (Berlin 1910) S. 12 f., 43 und die Zitate S. 51, Note 34.

Zustand der preußischen und deutschen Verfassung. Auch die Entstehung und die Hauptforderungen der „wichtigsten Parteien“ im deutschen Reiche werden kurz dargestellt. Ebenso gibt der 2. Teil zunächst einen Überblick über die allgemeine Entwicklung der Verwaltung von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart und über ihre Rechtsordnung in Preußen und Deutschland. In derselben Weise werden dann nach einander die Selbstverwaltung, Heer und Flotte, das Rechtswesen, das Verhältnis von Kirche und Staat, das Unterrichtswesen, das Wirtschaftsleben, die Finanzen und die Sozialpolitik besprochen. Den Schluß bildet ein recht guter Überblick über die Geschichte der Kolonien — vorher wird noch das Wichtigste über ihren Zweck und ihre Arten in „Vorbemerkungen“ mitgeteilt —, die „deutsche Kolonisation“ und das „Deutschtum im Auslande“.

Überall sind den Ausführungen am Rande Hinweise auf da erwähnte Lehrbuch von Schenk und Koch und auf die vorzügliche „Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen“ beigegeben, die Lambeck, Kurze und Rühlmann unter Mitarbeit einer großen Anzahl tüchtiger Fachmänner herausgeben. Durch die Verweisung auf diese Quellensammlung dürfte das Buch nicht nur für Lehrer und Schüler höherer Lehranstalten, sondern auch zum eigenen Studium für solche Leser dieser Zeitschrift geeignet sein, die eine erste Orientierung über die betreffenden Erscheinungen des Rechts- und Wirtschaftslebens wünschen. Denn ein derartiger Selbstunterricht, der von sicheren Ergebnissen der Forschung und den Quellen ausgeht, ist entschieden der Lektüre vieler glänzend geschriebener populärer Bücher vorzuziehen, die von eigenen und leichtfertig übernommenen Irrtümern strotzen.

Die Schrift Ks. gibt in klarer und interessanter Sprache durchaus zuverlässige Mitteilungen. Soviel ich sehe, müssen nur drei Angaben berichtigt werden. Irrig ist die S. 20 zum Ausdruck kommende Anschauung, daß „Selbstverwaltung natürlich in rein despotischen Staaten keinen Platz“ finde, und daß uns „daher die ersten Ansätze zu einer Selbstverwaltung in den griechischen Stadtstaaten“ entgegengetreten. Vielmehr war, wie der beste Kenner der Geschichte des Chalifenreichs, von Kremer, in seiner Kulturgeschichte des Orients I (Wien 1875) S. 200, 201, zugleich auch für die ältere Zeit durchaus zutreffend bemerkt, „nichts dem asiatischen Geiste fremder als eine streng zentralisierte Staatsverwaltung“. Auch in den alten orientalischen Despotien „regierte sich jedes Dorf und jede Stadt eigentlich selbst, und die Regierung griff nur ein, wenn es zu Unordnungen kam und die Steuern nicht abgeführt wurden“. Auf S. 21 erweckt die Überschrift von § 2 den Anschein, als ob heute noch die Städteordnung von 1808 und die sog. „revidierte Städteordnung“ gelten, die indessen 1831, nicht wie K. angibt, 1853 erlassen wurde; jetzt haben aber besondere Städteordnungen für die einzelnen

Provinzen Rechtskraft, die aus den Jahren 1853, 1856, 1869, 1891 und 1897 stammen. Endlich muß es S. 67 unter β Zeile 1, statt „Krankenversicherungsgesetz" und „Invalidenversicherungsgesetz", „Kranken- und Invalidenversicherung" heißen; denn jene Gesetze sind durch die Reichsversicherungsordnung aufgehoben.

Berlin. Carl Koehne.

98.

Jahresberichte über das höhere Schulwesen, herausgegeben von Conrad Rethwisch. XXIX. Jahrgang. 1914. Gr. 8. 888 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. M. 24.—, geb. M. 27.—.

Schier dreißig Jahre sind die Berichte über Geschichte, Verfassung und Lehrfächer der höheren Schulen Deutschlands alt und zu einem stattlichen Umfange angewachsen, der in seinen ausführlichen und meist kritischen Übersichten über die evangelische und katholische Religionslehre, Deutsch, Griechisch, Französisch und Englisch, Erdkunde, Mathematik, Naturwissenschaft (wenigstens teilweise), Zeichnen, Gesang und Turnen einen vielfach wertvollen Inhalt birgt und zum Teil auch die Geschichte der einzelnen Fächer berücksichtigt. Für Latein ist von dem schnell eingesprungenen Vertreter nur ein kommentiertes Schriftenverzeichnis geliefert, der Bericht über Geschichte ist, wegen der Einberufung des Berichterstatters, leider fortgefallen. So kommen für unsere Besprechung, nächst der wertvollen Einleitung des Herausgebers, nur die Abschnitte über Schulgeschichte, Erdkunde und gelegentliche historische Ausblicke in Betracht.

Wir ringen, heißt es in dem Vorwort, um die Wahrung und Befestigung unserer Großmachtstellung oder, wie man wohl nach der Rede unseres Reichskanzlers vom 5. April 1916 sagen kann, um die Weltmachtstellung Deutschlands. Für diese sind, nach Kjelléns lichtvollen Schlußfolgerungen (Die Großmächte der Gegenwart, 10. Aufl., S. 199), der mit reichlichen Machtmitteln ausgestattete Wille, der wiederholt vom Volke und nunmehr auch von der Regierung bekundet ist, und eine festumgrenzte Interessensphäre, ein bestimmtes Ideal (S. 202 f.), maßgebend. Und welche geistigen Kräfte, welche Entschlossenheit, welche Ziele die deutschen Stämme ihrer geschichtlichen Entwicklung entsprechend zeigen, wird durch eine begeisterte Schilderung der bewährten Verfassung und Verwaltung, besonders der Kommunalverbände und privaten Vereinigungen, der wirtschaftlichen und finanziellen Erfolge, der militärischen und Schulerziehung, der intellektuellen und moralischen Bildung, der Bedeutung von Wissenschaft und Technik, insonderheit von Geographie und Geschichte eingehend erwiesen, andererseits aber nicht verhehlt, „wie der Sinn für geschichtliche Betrachtungsweise noch keineswegs die wünschenswerte Stärke und Verbreitung

erreicht hat" (S. 6). Bei dem rechten Verständnis für die Weltstellung Englands, die Lage und Erfolge der Deutschen in Rußland, die Geschicke der Juden, Hanseaten und Boxer u. a. wäre das Zorneswort „Gott strafe England", wären die Schmähreden über das Verhalten vieler Feinde, auch der Gelehrten, unterblieben, würde auch das Vorgehen der leitenden Staatsmänner richtiger und besonnener beurteilt. Und sicher ist diese Warnung vor Unbesonnenheit und sittlicher Schwäche auch im zweiten Kriegsjahre noch berechtigt. „Antike und Christentum sind ja nicht nur die Lehrmeisterinnen der Deutschen zu höherer Gesittung gewesen, sondern in gleicher Weise aller germanischen und romanischen Völker Europas" (S. 7). Besonders segensreich kann die erfolgte Annäherung der verschiedenen Bekenntnisse, einschließlich des Islams, werden, und jedenfalls müssen alle geistig-sittlichen Kräfte, die sich erfolgreich erwiesen haben, für die Erziehung der Zukunft verwertet werden (S. 9).

Den gleichen weiten und freien Blick haben die Übersichten. In seinem Bericht über „Schulgeschichte" rühmt Julius Ziehen H. Hadlichs „Entwicklungsgeschichte des Bildungswesens", die, trotz des geringen Umfangs von 156 Seiten und ihrer Bestimmung für Oberlyzeen, eine erstaunliche Fülle von Stoff und mancherlei Anregungen bringt, und rät zu einer Untersuchung der Frage, wie auch auf dem Gebiete der Pädagogik die Geschichte das Leben lehren kann, die bei Randlingers „Einführung in die Pädagogik" nur für die christliche Erziehung, in Roloffs „Lexikon der Pädagogik" durch Einzelartikel und in manchen Spezialarbeiten für das Jahr 1848 (Appens, Nötte) und die bayrischen und württembergischen höheren Schulen (Weber, Nestle), sowie für das 16. bis 18. Jahrhundert versucht ist, ebenso wie von E. Schwabe in der kurzen Übersicht über die „Entwicklung des kursächsischen Gelehrtenschulwesens bis 1580", von Fr. Zwerger in der „Geschichte der realistischen Lehranstalten in Bayern bis 1816" und von andern in der Würdigung der pädagogischen Bedeutung von Geiler von Kaisersberg (Zacher), J. B. Schupps (C. Vogt), der Philanthropinisten des 18. und 19. Jahrhunderts (G. Lang), Herbarts (O. Willmann), des Hegelianers Thaulow (A. Fuchs), dessen kulturpolitische Wirksamkeit noch zu schildern ist, sowie in den Nachrufen verdienter Schulmänner, des Berliner Gymnasialdirektors H. J. Müller durch C. Michaëlis, dieses Berliner Stadtschulrats durch G. Ellinger, des temperamentvollen Pfälzers A. Roemer durch H. Koebert und durch die Orts- und Landesschulgeschichten und die Geschichte der Lehranstalten.

In der Erdkunde, über die der vom Zentralausschuß des Straßburger Deutschen Geographentages gewählte Verfasser des neuen Lehrplanes, F. Lampe, berichtet, bildet der Juli 1914 einen Wendepunkt, insofern statt der physischen, naturwissenschaftlichen Geographie wieder mehr die politische, historische in den Vordergrund gerückt worden ist, so daß die vorliegenden früheren

Untersuchungen nur noch ein geschichtliches Interesse beanspruchen. Bleibenderen Wert haben[1]) die „Schülerwanderungen“, bei denen Dr. Bitterling karthographische Übungen der Mittelklassen, die auch jetzt ein Ministerialerlaß verlangt, vorschlägt und sachliche Ausarbeitungen der Oberklassen schon vor der Wanderung anrät, und über die Stoewer: „Im Reiche Rübezahls“, H. Fischer: „Von Berlin in den Wasgau quer durch Deutschland“ und das vortreffliche „Geographische Wanderbuch“ von A. Berg außerordentlich anregende und belehrende Schilderungen vorgelegt haben. H. Fischer hat ferner den „Richtlinien für die militärische Vorbildung“ eine sachgemäße Betrachtung gewidmet, A. Hettner, im Anschluß an die neuen Forderungen, „die geographischen Bedingungen der menschlichen Wirtschaft“ in wohlbedachter, vorsichtiger Weise untersucht und in zusammenfassender, besonnener Ausführung die Bedeutung von Meer und Küste, Bodengestaltung und -beschaffenheit auseinandergesetzt.

Berlin. Philipp Bersu.

99.

Schultze, F. E. Otto, Systematische und kritische Selbständigkeit als Ziel von Studium und Unterricht. (Für Lehrende und Studierende.) [Band V des „Pädagogium. Methoden-Sammlung für Erziehung und Unterricht“, hrsg. v. Messmer.] Gr. 8°. VIII u. 253 S. Leipzig, Julius Klinkhardt, 1914. M. 5.40, geb. M. 6.20.

In dem vorliegenden Buche handelt es sich um Hochschulpädagogik. Übrigens im Grunde nur ein neuer Name für eine alte Sache, die in vortrefflichen Darstellungen von Schelling, Mussmann und dem Hegelianer Erdmann her bis auf unsere Tage herab reichlich erörtert ist! Oder hätte sich die Bezeichnung gewandelt, weil sich die bezeichnete Sache geändert hat? Früher sprach man von der Methode des akademischen Studiums oder von Hodegetik, weil man den Studenten als Maturus, als Erwachsenen und Erzogenen ansah, dem man lediglich die Wege und Straßen zu zeigen brauchte, damit er auf ihnen dem Ziele nachliefe. Heute scheint man, bezeichnenderweise, nicht selten in Frage zu stellen, ob der Student denn auch schon ganz richtig gehen und laufen könne.

Man sondert deshalb einen akademischen Anfangsunterricht geflissentlich ab; wie man schon seit geraumer Zeit das einführende Proseminar vom akademischen Seminar unterscheidet. Man ist geneigt, für den Anfangsunterricht ein besonderes, und zwar ein gemischtes Unterrichtsverfahren anzuwenden, welches zwischen der Katechese der Prima und der Universitätsvorlesung die Mitte hält. Auch Schultze erklärt sich mit aller Bestimmtheit für eine derartige Neuerung; aber er sagt den Historikern damit nichts Unerhörtes. Denn wenn er im zweiten Abschnitt

[1]) Neben der Verkehrsgeographie. S. m. Verkg. Berlin (C. Heymanns Verl.).

des ersten Teiles (S. 30—65) in eine Kritik des üblichen Vorlesungssystems eintritt und vom Ersatz der vier- bis fünfstündigen Vorlesungen handelt, so bewegt er sich damit in Gedankenkreisen, wie sie durch Bernheim (vgl. z. B. dessen Schrift „Das akademische Studium der Geschichtswissenschaft“, besprochen in den Mitteilungen a. d. hist. Lit. XXXV, S. 384) seit langem gepflegt werden.

Wenn Schultze dagegen im dritten Abschnitt (S. 66—105) für Abhaltung der „wichtigsten formalen Übungen“ eintritt, sie aufführt und ihren Sinn erläutert, so nimmt er damit für die Hochschule in Anspruch, was früher in dem Unterricht der Prima eine wichtige Stelle einnahm, diese noch heute innehaben sollte und dereinst wohl auch wieder ausfüllen wird. Denn mit jenen „wichtigsten formalen Übungen“ gelangen wir auf das Gebiet der logischen und Dispositionsübungen, des Denkenkönnens; und es ist sicher, daß eine Zeit wie die unsere, welche das Können jeder Art überaus hoch (neben Wissen und Bildung vielleicht zu hoch) einschätzt, die Pflege des geordneten Denkens und scharfen Disponierens schließlich nicht außer Acht lassen und einem besonderen Schulunterricht zuweisen wird. Jedenfalls muß meines Dafürhaltens die Universität solch ein Können voraussetzen, da es die Grundlage jedes wissenschaftlichen Denkens und eine unbedingte Voraussetzung jeder gelehrten Betätigung bildet. In diesem Punkte vermag ich den an und für sich wertvollen Ausführungen Sch.'s nicht beizupflichten; wie ich andrerseits auch in Abrede stelle, daß solche Übungen jene systematische und kritische Selbständigkeit schaffen, welche Sch., und dies durchaus mit Recht, als Ziel der wissenschaftlichen Ausbildung ansieht (S. 1—30).

Sehr einleuchtend ist dagegen die Zusammenstellung der systematischen mit der kritischen Selbständigkeit sowie die Voranstellung jener: ein wohl abgewogenes, fest gegründetes, zutreffendes wissenschaftliches Urteil vermag in der Tat nur derjenige abzugeben, der den Bestand der zusammengehörigen, die fragliche Wissenschaft bildenden Vorstellungen ermessen, ihre Beziehungen erkannt und ihre Zusammenhänge durchschaut hat. Der eigene Gedanken- und Wissensaufbau muß erst einmal vollzogen sein, ehe man an die Beurteilung anderer Gedankengebäude herangehen kann. Erst System, dann Kritik! Erst lernen, dann urteilen! Erst aufnehmen, dann ausgeben!

Hieraus — diese Bemerkung sei gestattet — erhellt aber auch ohne weiteres die Schwierigkeit einer Wegweisung zum geschichtlichen Studium. Denn wo ist das System, dessen Beherrschung dem Historiker die als notwendig erforderte systematische und kritische Selbständigkeit gewährleistete? Es wäre in der Summe alles historischen Wissens und in dem Ergebnis seiner Durcharbeitung vorhanden. Allein dieses Ergebnis könnte nur in der gleich gerichteten Arbeitsleistung vieler gezeitigt

werden; und insofern ist des jüngstverstorbenen Lamprechts Institut für Universalgeschichte ein Weg zum Ziele, d. h. zur Gewinnung eines solchen Ergebnisses (vergl. Lamprechts Schriften „Zur universalgeschichtlichen Methodenbildung“ und „Historische Methode und historisch-akademischer Unterricht“, besprochen in den Mitteilungen a. d. hist. Lit. XXXIX, S. 385—388). Freilich, selbst wenn auf diesem Wege ein in sich geschlossenes System geschichtlicher Anschauungen erarbeitet würde, die Kritik würde nicht verfehlen, dessen alleinige Berechtigung in Zweifel zu ziehen. Immerhin wäre dann eine Gesamtanschauung vorhanden; und sollte sie sich schließlich als eine Art soziologischen Systems darstellen, so läge darin für den Historiker der Hinweis, daß soziologische Probleme ihn in erster Linie angehen und daß er gegründeten Anlaß hat, eine besonders geartete Wissenschaft der Soziologie, welcher er den Stoff zu liefern hätte, entweder nicht anzuerkennen oder für sich in Anspruch zu nehmen.

Augenblicklich steht uns jedoch kein allumfassendes geschichtliches System, keine allgemein anerkannte Geschichtsphilosophie, kein streng geschichtlich orientiertes soziologisches Gebilde zur Verfügung. Wir sind empirisch; der eine weiß hier, der andere dort Bescheid. Es gibt kein verbindendes Glied als das deutsame Wort Historiker, auf das wir alle hören. Eine Enzyklopädie der Geschichte, im Sinne eines wahrhaften Lehrkursus, fehlt uns; die Methodologie ist nach den angebauten Gebieten recht verschieden; die Geschichtsphilosophie erregt Kopfschütteln, wenn nicht selbstgerechtes Lachen. Es mag ein bloßer Zufall sein, daß Sch. als Philosoph und Psycholog, der er ist, im zweiten Teile (Schulbeispiele wissenschaftlicher Arbeit, des Studiums und der Lehrtätigkeit, S. 106—207) lediglich Beispiele aus seinen Wissenschaften bringt; jedenfalls wäre es ihm als Historiker (oder Philologe) erheblich schwerer gefallen, allgemein verbindliche Beispiele zu geben.

Der Schlußteil der Schultzeschen Schrift (S. 207—253) erörtert die hochschulpädagogischen Erfahrungen, welche der Verf. am Oberlehrer-Institut zu Buenos Aires gemacht hat, und verbreitet sich eingehender „über den Zusammenhang der Aufgaben des Hochschullehrers mit den örtlichen Bedingungen seiner Tätigkeit“. Er bringt Allgemeines über argentinische Lebens- und Arbeitsauffassung und macht den wohl gelungenen Versuch einer Charakteristik des argentinischen Durchschnittsstudenten, der neben manchen eigenartigen auch nicht wenige typische Züge aufweist. Insonderheit erregt dieser dritte Teil des Buches als Probe auf das Exempel die bestimmteste Anteilnahme des Lesers, dem übrigens die ganze Schrift, auch wenn er anderen Studiengebieten angehört, viel Anregendes und Lehrreiches bieten dürfte.

Charlottenburg, z. Zt. Liegnitz. Erich Bleich.

100.

Schubert, Rudolf, Die Quellen zur Geschichte der Diadochenzeit. 8°. 288 S. Leipzig, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, 1914. M. 7.—.

In der Einleitung spricht der Verf. über Quellenuntersuchung im allgemeinen und äußert dabei die Ansicht, daß bei Quellenarbeiten sichere Ergebnisse nicht ausbleiben werden, wenn die Untersuchung richtig angefaßt und mit sorgfältiger Überlegung zu Ende geführt wird. Für die Diadochenzeit liegen die Verhältnisse insofern günstig, als Diodor meist schlicht seine Quelle wiedergibt, und doch wieder ungünstig, weil Parallelberichte nicht vorhanden sind. Zuerst geht der Verf. auf Hieronymos von Kardia ein. Nach einer kurzen Schilderung seines Lebens hebt er hervor, daß Hieronymos als Augenzeuge und Mitwirkender geschrieben hat. Neben seinen Lebenserinnerungen hat er noch gleichzeitige Aufzeichnungen benutzt, so z. B. die *βασιλικὰ ὑπομνήματα* des Pyrrhos (s. Plut. Pyrrh. 21). Sein Standpunkt ist dem Eumenes und dann den Antigoniden, namentlich dem Demetrios, günstig, während ihre Feinde, so Krateros, Lysimachos, Pyrrhos, ungünstig beurteilt werden. Aber im ganzen kann gesagt werden, daß Hieronymos einer der besten und zuverlässigsten Schriftsteller des Altertums gewesen ist. Wenn Sch. dabei z. B. alle dem Krateros günstigen Angaben dem Hieronymos abspricht, so geht er m. E. darin zu weit. Ganz anders beurteilt er den Duris; dieser ist ihm der elendeste Historiker seiner Zeit. Wir haben zahlreiche Fragmente, die durchweg einen schlechten Eindruck machen. Auch Arrian, Timagenes, Diodor haben sich meist ablehnend gegen ihn verhalten. Duris suchte seinen Stoff dramatisch zu gestalten. Großes Gewicht legte er daher auf das Mienenspiel, die Haltung, das Kostüm der handelnden Personen; sensationelle Liebesgeschichten, Trinkgelage, Anekdoten brachte er besonders gern. Seine Quellen waren — neben Herodot — Theopomp, Chares, Kleitarch, Hieronymos; auch eine dem Eumenes feindliche makedonische Quelle hat er benutzt. Er ist stets nur von zufälligen Eindrücken abhängig, zeigt nirgends politischen Scharfblick: ihm war kunstgerechte Darstellung wichtiger als die Wahrheit. Sch. untersucht dann eine Reihe von Berichten auf ihre Quellenbenutzung, so des Curtius Bericht über die Wirren nach Alexanders Tod, die Angaben über die Stellung des Perdikkas, Justins Bericht über die Satrapienverteilung, die Berichte über Krateros, über den Kampf des Eumenes im Bunde mit Perdikkas, über den Streit um Alexanders Leiche, über Perdikkas' Kriegszug gegen Ägypten, über den Zug des Antigonos gegen Eumenes 317 und über die Schlachten bei Gaza und Myus. Perdikkas ist nach ihm als Chiliarch Regent des Reiches gewesen, während Beloch Krateros für den ersten Reichsverweser hält. So weit die Berichte wertvoll sind, gehen sie fast durchweg auf Hieronymos zurück. Ausschmückungen und Zusätze kommen meist auf

Rechnung des Duris, z. T. auch des Timagenes. Besonders lehrreich ist der Vergleich der Berichte über den Streit um Alexanders Leiche: drei Quellen liegen hier vor, nämlich Hieronymos, Duris und eine dem Ptolemaios günstige alexandrinische Quelle. Der dritte Historiker, der für die Diadochenzeit in Betracht kommt, ist Diyllos. Von ihm ist nur wenig bekannt. Für die demosthenische Zeit hat er den Äschines und einen anonymen Biographen des Demosthenes herangezogen. Die athenerfreundliche Quelle, die bei Diodor und Justin in der Darstellung des heiligen Krieges festzustellen ist, hält Sch. für Diyllos. Dieser Historiker ist in den uns vorliegenden Berichten über den lamischen Krieg, über den Tod des Demades, über die Wirren nach dem Tode des Antipater und über den Aufenthalt des Demetrios in Athen, neben Hieronymos und Duris, nach Schuberts eingehenden Untersuchungen benutzt worden. Ganz vermißt man ein Eingehen auf die doch sehr wichtigen Tagebücher der Diadochen, die vom Verf. nur einmal kurz erwähnt werden. Wenn auch die Verhältnisse für die Diadochenzeit in dieser Hinsicht nicht so günstig liegen wie für das Zeitalter Alexanders, so wäre doch vielleicht ein Ergebnis zu erzielen gewesen. Jedenfalls muß diese Frage gelöst werden, ehe man sagen kann, daß der Wert der uns erhaltenen Berichte einwandfrei festgestellt ist.

Berlin-Halensee, z. Z. Johannisburg. F. Geyer.

101.

Schmidt, Prof. Dr. Ludwig, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung. II. Abteilung, 2. u. 3. Buch (Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie, hrsg. von W. Sieglin. Heft 27 und 29.) Gr. Lex.-8°. V u. S. 95—220 u. V, S. 221—366. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1913 u. 1915. M. 4.—, bezw. M. 5.—.

Mit den vorliegenden Heften beginnt L. Schmidt das zweite Buch seines ganz hervorragenden und wohl überall unentbehrlichen Werkes, das sich immer als zuverlässig und erschöpfend in dem überreichen Kleinmaterial erwiesen hat. Gerade die vorliegenden Hefte, die von den Herminonen die Angrivarier und Cherusker sowie die Sweben und endlich die Chatten behandeln, enthalten die Behandlung sehr interessanter und oft erörterter Streitfragen. Meisterhaft ist die recht verwickelte Geschichte der Sweben (Markomannen, Quaden, Bayern, die spanischen Sweben, Semnonen und Alamannen, Hermunduren und Thüringer) zur Darstellung gebracht, wo es sich zeigt, wie sehr der Verf. einer deutschen Stammesgeschichte auch Philologe sein muß. Trefflich ist auch die Behandlung der Varusschlacht: der Verf. gibt ein klares Bild der Ansichten, soweit sie ernsthaft sind, führt das pro und contra an und kommt schließlich zu dem durchaus richtigen

Schluß, daß die Quellen zu ungenau sind und keine eindeutige Auslegung ermöglichen. Entscheidende Funde sind noch nicht gemacht — der Barenauer Fund fand sich nicht „haud procul“ der Ems, wie dies Tacitus angibt — so daß noch immer der Osning bei Osnabrück als die wahrscheinlichste Stelle des Unterganges gelten muß. — Was Caes. b. gall. VI, 25,2 betrifft, wo die Nemeter rechts vom Rheine genannt sind, so liegt hier der Quellenwechsel vor: vorher muß Caesar, der die Bücher Jahr für Jahr schreibt, Artemidors veraltete Geographie von Gallien benutzen; nach 56 a. Chr. (Cic. de provinc. consul. XIII 33) erscheint die neue Geographie des Poseidonius, den er ausschreibt, um die durch einen Vergleich von VI, 10 und VI 29 klar hervortretende Erfolglosigkeit des Rheinüberganges durch eine reizvolle und neue geographische Einlage zu verdecken. Zu dieser Frage scheint Schmidt den m. E. unrichtigen Standpunkt von Klotz einzunehmen.

Berlin-Friedenau, z. Z. im Felde. Hans Philipp.

102.

Forschungen und Versuche zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Festschrift Dietrich Schäfer zum 70. Geburtstag dargebracht von seinen Schülern. 8°. VI u. 838 S. Jena, G. Fischer, 1915. M. 20.—.

Am 16. Mai 1915 konnte Dietrich Schäfer seinen 70. Geburtstag begehen. Keinem andern wäre lautes Feiern in dieser Zeit, da es um das Dasein des über alles geliebten Vaterlandes geht, weniger zu Sinn gewesen als ihm. Um so mehr war die Gabe ernster Arbeit am rechten Platz, die Schüler aus der ganzen Zeit seines akademischen Wirkens ihm nach gutem deutschen Gelehrtenbrauch an diesem Tage dargebracht haben. Freilich ist auch an diesem Werk der Weltkrieg nicht spurlos vorübergegangen. Eine ganze Reihe zugesagter Beiträge mußte ausfallen, da ihre Verfasser ihre Kraft in den Vaterlandsdienst gestellt haben. Vier von ihnen sind gefallen. Auch unter den eingelieferten Beiträgen fehlt manchem die letzte Feile, da dem Verf. durch den Krieg die Möglichkeit letzter Durchsicht genommen wurde. Aber wertvoll ist jeder Beitrag, und sie alle geben ein würdiges Abbild der weitumfassenden Arbeit des Meisters und der Anregungen, die auf den verschiedensten Gebieten historischer Wissenschaft von ihm ausgegangen sind.

Den Reigen eröffnet der Frankfurter Historiker Fritz Kern mit einer kleinen Untersuchung über den „Rex et Sacerdos in bildlicher Darstellung“. Im Anschluß an sein letztes Werk „Gottesgnadentum und Widerstandsrecht“ betrachtet er die bildliche Wiedergabe des Rex et Sacerdos in der frühchristlichen Kunst. Der Gedanke solcher Darstellungen stammt aus der

Genesisstelle über Melchisedek; bald tritt der alttestamentliche Priester, bald der Kaisertypus betonter hervor.

Heinrich Günter bestreitet in einer Polemik gegen Haller und Eichmann, daß „die Krönungseide der deutschen Kaiser im Mittelalter“ als Vasalleneide anzusehen seien. Die Behauptung Eichmanns, daß die Formel des Cencius II schon im 11. Jahrh. wörtlich bestanden habe, lehnt er ab, da in den erhaltenen Eiden nirgends das Wort fidelis (Kennzeichnung der Vasallentreue) vorkomme. Es ist in der Tat nicht einzusehen, warum man in Rom auf dieses einzige sichere Kennzeichen, das den Vasalleneid vom Lehnseid unterscheidet, verzichtet haben sollte, wenn man den Eid wirklich als Vasalleneid auffaßte. Im einzelnen sind G.s Ausführungen freilich nicht immer überzeugend.

Ein Kapitel landeskundlicher Forschung behandelt Viktor Ernst („Zur Besiedlung Oberschwabens“). Charakteristisch für das südöstliche Oberschwaben ist eine unübersehbare Menge kleiner Weiler und Einzelhöfe. Ortsnamen auf -weiler und -hofen in Verbindung mit einem Personennamen sind durchaus beherrschend. Mit Hilfe dieser Personennamen ist es E. gelungen, die Besiedlung dieses Teiles von Oberschwaben zeitlich festzulegen. In überraschend großer Zahl stimmen sie nämlich mit Namen in den Zeugenreihen St. Galler Urkunden der Karolingerzeit überein, und zwar nicht vereinzelt, sondern gruppenweise zu einzelnen Gauen passend. Allein in drei Gauen finden sich 220 solche Übereinstimmungen. Daß die Personennamen jener Zeit sich als Siedlungsnamen erhalten haben, spricht dafür, daß eben damals die Besiedlung erfolgt ist. Wir haben also hier alemannisches Kolonialland. Den Grund für die späte Besiedlung vermutet E., da wirtschaftliche Ursachen nicht vorliegen, in dem Bestreben der Alemannen, von der römischen Reichsgrenze einen gewissen Abstand zu halten.

In eigenstes Arbeitsgebiet Schäfers führt der umfangreichste der Aufsätze, die der mittelalterlichen Geschichte gewidmet sind. A. Hofmeister, der zugleich die Redaktion des Gesamtwerkes besorgt hat, steuert eine Untersuchung über „Das Wormser Konkordat“ bei. Sie ist entstanden vor etwa 10 Jahren, als der Streit um die Geltung des Wormser Konkordats zwischen Schäfer und Bernheim die mittelalterliche Geschichtsforschung heftig bewegte. H. greift zwei Punkte heraus, die zur Klärung des Verständnisses wesentlich beitragen, bisher aber kaum in die Diskussion hereingezogen waren: die praesentia regis und parallele Entwicklungen außerhalb Deutschlands. Ein Vergleich mit Verträgen zwischen der Kurie und normannischen Herrschern ergibt deutlich, daß das päpstliche Privileg nur für Heinrich V. persönlich gelten sollte, während König und Reich ein für allemal auf die bisher geübte Investitur verzichtet und kanonische Wahl und freie Weihe zugestanden haben. Als Ersatz aber für diese

Einbuße wird, wie aus dem Brief Erzbischof Adalberts von Mainz unzweideutig hervorgeht, die Gegenwart des Königs bei den Wahlen gewährt. Das war freilich nichts Neues, aber es wurde damit „ein altes Grundrecht des Staates von der Gegenseite für vereinbar mit ihren Grundsätzen erklärt“. Diese Formulierung des päpstlichen Dokuments wurde, wie H. im einzelnen nachweist, als Grundlage für die Aufrechterhaltung der staatlichen Rechte festgehalten, obwohl sie selbst nur zeitlich begrenzt war, weil sie einen befriedigenden Ausgleich enthielt. M. E. ist auf diese Weise in der Tat ein Boden bereitet worden, auf dem die widerstreitenden wissenschaftlichen Meinungen über die ganze Frage ohne Schwierigkeit sich finden können. — Im Anhang gibt H. eine endgültige Festgestaltung der päpstlichen Urkunde mit Variantenapparat und eingehender Darstellung des Handschriftenverhältnisses.

Gleichfalls an Schäfers eigenes Forschen knüpft Biereye „Die Kämpfe gegen Heinrich den Löwen in den Jahren 1177 bis 1181“ an. Etwas breit, aber in fesselnder Weise werden die kriegerischen Ereignisse dieser Jahre geschildert, in denen der Kaiser zunächst eine Art wohlwollender Neutralität zugunsten der Fürsten beobachtete. Die Ursache dieser Haltung sucht B. in dem Wunsch des Kaisers, Sachsen für seinen Sohn Heinrich zu gewinnen, wodurch die Fürsten ihrerseits verstimmt wurden.

Der inzwischen gefallene Hermann Heineken berichtet über „Die älteste Münzprägung der Bischöfe von Lübeck“. Ein Münzfund bei Kusey in der Altmark hat neun bischöflich lübische Denare aus dem Ende des 12. Jahrhunderts ans Licht gebracht. Das Bestehen einer geistlichen Münzstätte in Lübeck in so früher Zeit muß besondere Gründe haben. Da ein wirtschaftliches Bedürfnis nicht vorlag, kann man sie nur in dem Bestreben der Bischöfe suchen, ein Merkmal der Zugehörigkeit zum Reichsfürstenstand aufzuweisen, um die Investitur vom Kaiser und nicht vom Herzog zu erhalten.

Sehr lehrreich sind die kurzen Bemerkungen von K. Weller „Zur Organisation des Reichsguts in der späteren Stauferzeit.“ Er weist nach, wie die Notwendigkeit wirtschaftlicher Ausnutzung zu einer planmäßigen Organisation des Reichsguts geführt hat, deren Spuren in der Entstehung einer Fülle von Städten und neuer Reichsstraßen sichtbar geblieben sind. In den Rahmen dieser organisatorischen Arbeit glaubt W. (im Gegensatz zu Schulte) auch die Entstehung der Gotthardstraße als Reichsstraße einfügen zu können. Auch die Münzpolitik der Kaiser und die Eingrenzung der Wildbannbezirke werden in diesem Zusammenhang besprochen.

In einen engeren Kreis führen uns die statistischen Mitteilungen, die A. Diehl über „Wirtschaftliche Vorgänge in der Reichsstadt Eßlingen während der Kämpfe

mit Württemberg 1372—1388“ macht. Er beobachtet den Einfluß der Kriege und Reichssteuern auf die Steuerverhältnisse der Stadt und den Zu- und Abgang der Bevölkerung, berechnet aus den Steuerlisten, die städtischen Vermögensverhältnisse, das Auf und Ab zwischen den einzelnen Steuerklassen und verfolgt das Aufsteigen und Sinken einzelner Familien.

Gleichfalls statistischer Art, aber in weit größerem Rahmen ist der Versuch W. Vogels, „Zur Größe der europäischen Handelsflotten im 15., 16. u. 17. Jahrhundert“ genauere Zahlen beizubringen. Seine Quellen sind vor allem die Sundzollregister. Zugrunde gelegt wird der Berechnung die Tragfähigkeit der Schiffe; oft aber sind auch die Verkehrszahlen der ein- und auslaufenden Schiffe einziges Quellenmaterial. Während im 15. Jahrh. die hansische Flotte als Gesamtheit berechnet werden kann, sind im 16. Jahrh. die Flotten der einzelnen Städte festzustellen. Die Einheit bildet 1 Last = 2000 kg. Während die deutsche Flotte bis zum Ende des 17. Jahrh. fast gleich bleibt (1670: 52 000 Last), beläuft sich die holländische auf 300 000, die englische auf etwa 50 000, die französische auf 40 000 Last. Damit werden die Angaben, die sich heute noch in Handbüchern besonders über die Größe der holländischen Handelsflotte des 17. Jahrh. finden, als wilde Phantastereien gekennzeichnet.

In die Reichsgeschichte werden wir zurückgeführt durch die eingehende, auf umfangreichem Urkundenmaterial aufgebaute Arbeit von G. Mehring: „Kardinal Raimund Peraudi als Ablaßkommissar in Deutschland 1500—1504 und sein Verhältnis zu Maximilian I.“ Der Auftrag des Kardinals lautete dahin, einen — übrigens ohne Befragung des Kaisers ausgeschriebenen — Ablaß für einen Türkenzug einzusammeln. Er hatte es dabei mit Kaiser und Reichsregiment zu tun und zwischen beiden bei ihren fortwährenden Reibereien keine leichte Stellung. So mußte er auf den ursprünglich geforderten Zehnten von dem gesamten geistlichen Gut auf Verlangen des Regimentes verzichten. Wie Raimund, vom besten Wollen beseelt, an diesen widrigen Verhältnissen, besonders aber an der Haltung des Kaisers scheitert, wird anschaulich und mit liebevollem Verständnis für den Kardinal geschildert.

In entschiedener Stellungnahme gegen Troeltsch und W. Köhler und die ganze Richtung, die in Luther und der Reformation überwiegend ein Produkt der Zeitverhältnisse sehen möchte, führt der Berliner Kirchenhistoriker Holl „Die Entstehung von Luthers Kirchenbegriff“ auf das eigene religiöse Erleben Luthers zurück. Er weist nach, daß Luthers Kirchenbegriff in der Zeit vor dem Ablaßstreit, im einfachen Verfolg seiner religiösen Grundgedanken, insbesondere seiner Rechtfertigungslehre, erwachsen ist. Die unsichtbare Kirche

der Gläubigen, von der er spricht, bedeutet auch zu Augustin einen Gegensatz. Denn während sie bei diesem auf dem zeitlosen Erwählungsratschluß Gottes beruht, gründet sie Luther auf das in der Geschichte wirksame Gotteswort. Diese wahre Gemeinschaft der Gläubigen kann freilich nur innerhalb der sichtbaren Kirche möglich sein; denn diese ist ja die Verkünderin des Gottesworts. Nur weil Luther diese grundsätzliche Klarheit vor dem Zusammenstoß besaß, konnte er die Kraft gegen die Übergriffe der Kirche finden; nur von ihr aus war der Gedanke des allgemeinen Priestertums möglich.

Aus dem Brennpunkt deutscher Geschichte führt uns die nächste Arbeit wieder in den engen Rahmen der Landesgeschichte zurück. Berthold Schmidt behandelt einen „Rechtsstreit um das Reußenland in den Jahren 1555—1562". Nach dem schmalkaldischen Krieg waren die Besitzungen der Reußen, die evangelisch waren, an Böhmen gefallen und von hier der Linie Reuß-Plauen zu Lehen gegeben worden, entgegen der ausdrücklichen Begnadigung der sächsischen Parteigänger durch Karl V. In langwierigem Prozeß siegten die ursprünglichen Besitzer. Schm. verfolgt das umständliche Rechtsverfahren jener Zeit, läßt aber zugleich die Geschicklichkeit des Königs Ferdinand hell hervortreten. Aus dem Wust der Reichshofratsakten, die im Wiener Staatsarchiv liegen, wäre über diesen wie über manchen ähnlichen Prozeß vielleicht Material von einiger Bedeutung nachzutragen.

Aus dem handschriftlichen Nachlaß des wackeren Martinus Crusius (16. Jahrh.) in der Tübinger Universitätsbibliothek veröffentlicht B. A. Mystakidis, Konservator an den Museen in Konstantinopel, excerpta Crusiana unter dem Titel „Martinus Crusius und Andreas Darmarios aus Epidauros in Tübingen" (in griechischer Sprache), unter Beifügung einer Handschriftenprobe.

Von allgemeiner Bedeutung sind die Beiträge, die Hermann Wätjen „Zur Geschichte des Tauschhandels an der Goldküste um die Mitte des 17. Jahrhunderts" auf Grund neu aufgefundener holländischer Quellen darbietet. In einem Aktenbündel „Brieven en Papieren van de Kust van Guinea" fanden sich Berichte der Gouverneure der holländischen Westindischen Kompagnie in Guinea an die Kammer in Seeland. Sind sie auch lückenhaft, so geben sie doch ein Bild von dem lebhaften Handelsverkehr zwischen Holland und dieser Kolonie, die eigentlich nur in einigen Forts bestand. Getauscht wurden Textil-, Ton-, Metall- und Glaswaren gegen Gold, Elfenbein und besonders Sklaven, die von dort nach Brasilien gebracht wurden. Die gewaltsamen Erwerbversuche der Engländer im 17. Jahrh. endeten mit dem merkantilen Gleichgewicht beider Nationen.

Kulturgeschichtlich von großem Wert sind die Ausführungen von F. Priebatsch über „Die Judenpolitik des fürst-

lichen Absolutismus im 17. und 18. Jahrhundert". Die geistlichen und weltlichen Zwergstaaten Süd- und Westdeutschlands waren die Zufluchtsstätten der sonst überall vertriebenen Juden. Hier wurden sie gern aufgenommen, schon aus Haß gegen die reichen Städte, die schroffsten Gegner der Juden. Meist war das Verhältnis zwischen Herr und jüdischem Untertan recht patriarchalisch. Beide waren aufeinander angewiesen. Bald entwickelte sich die Institution des Hofjuden, dem die fürstliche Wirtschaftsführung zufiel. Er zog Glaubensgenossen nach. So entstanden in aller Stille kleine jüdische Gemeinden. Im Zeitalter des Merkantilismus wurden die Juden auch in größeren Territorien zur Förderung der Industrie herangezogen. Mit erstaunlicher Schnelligkeit breiten sie sich nun überall hin aus, dringen sogar in die Reichsstädte wieder ein (aus Frankfurt waren sie nie vertrieben worden). Die Menschen der Aufklärungszeit interessierten sich für jüdische Gebräuche. Wichtiger aber war, wie Pr. betont, daß sich das Judentum dem Beamtenstaat einfügen mußte. Werden doch die Rabbiner wie Staatsbeamte behandelt. Die humane Gesinnung der Zeit mischte sich aber auch in jüdische Religionsangelegenheiten: man forderte Milderung der Ritualgesetze. Die Erziehungsfreudigkeit des Zeitalters meinte hier ein höchst geeignetes Objekt gefunden zu haben. Und die Juden ließen sich bereitwillig erziehen. Damit war der Weg geebnet zur Aufnahme in den staatsbürgerlichen Verband.

Das wichtigste Ereignis aus der Geschichte des neueren Katholizismus hat Vigener herausgegriffen. Als Vorstudie zu einer Biographie des Bischofs Ketteler von Mainz behandelt er dessen Verhalten auf dem vatikanischen Konzil („Ketteler und das Vaticanum"). Er schildert zuerst den Ketteler vor 1870, den Vorkämpfer der bischöflichen Autorität, der noch nach Rom kam als unbedingter Gegner der Dogmatisierung der Infallibilitätsdoktrin. Der Hauptteil aber ist dem Verhalten des Bischofs auf dem Konzil gewidmet. Gegenüber „unwürdigen und törichten Legenden" von der Unklarheit und dem haltlosen Schwanken Kettelers bei den Verhandlungen weist V. in sorgsamer Quellenkritik an den zugänglichen Berichten dessen Mäßigung und Konsequenz nach. Daß er Döllingers publizistische Äußerungen ablehnte, tat er, wie V. meint, nur um ihrer beunruhigenden Wirkung willen. Als die Majorität zu stark wird, versucht er bis zum letzten Augenblick möglichst viel zu retten. Dann aber hat er mit Entschlossenheit sich in die neue Lage gefunden. Dieser jähe Bruch wird in der Biographie ausreichender zu motivieren sein.

An geographische Vorlesungen Schäfers in Jena und sein Wirken für das Auslanddeutschtum knüpft Fritz Regel: „Das Deutschtum in Argentinien" an. Er bespricht die Mitarbeit deutscher Gelehrter bei der Erforschung des Landes

und die deutsche Einwanderung, die in den Jahren 1821—1825 einsetzt und besonders um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch den Zustrom aus den Wolgakolonien (gegründet 1764—1766, nicht 1762) zu ansehnlichen Ziffern gelangt. Ein Überblick über deutsche Wirtschafts- und Kulturleistung in Argentinien macht den Beschluß.

Die letzten beiden Abhandlungen berühren Fragen der Geschichtswissenschaft. Jacob N. Bowman: „On the use of the word ‚history'" bespricht die verschiedenen Bedeutungen, die das Wort „history" für den Amerikaner haben kann. — R. Häpke hat seine Berliner Antrittsvorlesung über den „gegenwärtigen Stand der handelsgeschichtlichen Forschung" beigesteuert. Er gibt einen Rückblick über die Historiographie der Handelsgeschichte, beginnend mit Heeren, und fordert eine systematischere Arbeitsweise auf diesem verhältnismäßig noch wenig bearbeiteten Gebiet.

So sind mannigfaltige Gaben in dem stattlichen Band vereinigt. Alle aber durchweht ein Geist: der Geist der strengsten Wissenschaftlichkeit und Selbstzucht, gepaart mit innerster Hingabe an die Sache. In Wahrheit eine Ehrung des Meisters!

Berlin-Dahlem. G. Bonwetsch.

103.

Rosenstock, Eugen, Königshaus und Stämme in Deutschland zwischen 911 und 1250. Gr. 8°. XII u. 416 S. Leipzig, Felix Meiner, 1914. M. 10.50, geb. M. 12.—.

Ein neuer Versuch, das deutsche Reichsrecht des frühen Mittelalters systematisch darzustellen, und, wie gleich bemerkt sei, ein sehr ertragreicher Versuch. Indem R. sich davon frei macht, von heutigen Rechtsanschauungen auf die des Mittelalters zu schließen, vielmehr als scharfsinniger Jurist und Quellenkritiker wie als feinempfindender Rechtshistoriker sich auf Grund der mittelalterlichen Quellen in die Denkweise des Mittelalters hineinzuversetzen versteht, kommt er zu Ergebnissen, die viele bisher ungereimt erscheinende Fragen überraschend aufklären. Als ein besonderes Verdienst des Buches muß das Erbringen des Nachweises dafür angeführt werden, daß das frühmittelalterliche Reichsrecht viel weniger vom römischen beeinflußt ist und sich viel mehr aus dem deutschen Recht entwickelt hat, als bisher behauptet worden ist. Weiter erweist es eine natürliche Fortentwicklung des Reichsrechts, nicht eine willkürliche und darum sprunghafte Umgestaltung. Damit erfüllt sich die im Vorwort ausgesprochene Hoffnung des Verf. auf eine Rechtsgeschichte statt einer Unrechtsgeschichte des frühmittelalterlichen deutschen Reichsrechts. Trotzdem manche bisher unbestrittene Grundanschauung gestürzt wird, was zu einem lebhaften Meinungsaustausch führen wird, dürfte es an dieser Stelle doch

zu weit führen, den Inhalt des Buches im einzelnen darzulegen. Es sei daher nur ein kurzer Überblick mit Anführung einiger wichtiger Ergebnisse gestattet.

In dem ersten Teile „Das Königtum" handeln fünf Abschnitte vom Übergang der königlichen Herrschaft von den Franken auf die Deutschen, vom Geschlecht des Königs, vom Haus des Königs, vom Übergang der Gewalt innerhalb des Königshauses und von echten Wahlen und Wechsel des Königshauses. — Das fränkische Königtum hinterließ u. a. als Erbe sein Recht: der deutsche König soll fränkisches Recht haben, und zwar ist das salische Stammesrecht das Königsrecht schlechtweg geworden. Deshalb erhebt Heinrichs I. Sohn Heinrich gegen den älteren Bruder Ansprüche nicht als der in Purpur Geborene, sondern als der ins salische Recht Hineingeborene. Das königliche Haus als Ganzes ist der Träger der Herrschaft über die deutschen Stämme. Daher die Stellung der königlichen Beamten, daher das Recht und die Unentbehrlichkeit der Königinmutter zur Regentschaft, die das königliche Haus fortsetzt und diese Fortsetzung erhalten kann, daher auch das Recht auf die Sohnesfolge, die im vollkommenen Gegensatz zur Wahl steht. Nie hat der König für die Wahl des Sohnes den Fürsten etwas zu leisten, denn die Thronfolge ist eine Angelegenheit des königlichen Hauses und Hofes, nicht des Volksrechts. Erst beim Erlöschen des Königshauses wird eine Wahl nötig, und erst hierbei treten die Stämme der Deutschen, nicht die Herzöge in Tätigkeit, und zwar auf fränkischer Erde.

Der 2. Teil „Das Reich" erörtert Stamm und Reichsfürst, Fahne und Fahnen, Lehnshof und Grafenamt, die Gesetzgebung der Stämme und des Reiches, die Kurfürsten und den römischen König. Hatte R. im ersten Teile festgestellt, was an Ursprünglichem sich in der fortschreitenden Entwicklung erhielt, so bringt dieser Teil das Neuwerdende. — Die Frucht des Kampfes zwischen dem Königshause und den Stämmen ist vor allem die Reform Friedrichs I. von 1180. Der König greift in die Auseinandersetzung zwischen dem Stammesland und der sich mehrenden Mark ein; es gelingt ihm, die alte Stammesverfassung zu zerstören und so beide, Herzogtum und Mark, zu einer höheren Einheit, dem neuen Reichsfürstentum, aufzulösen. Indem jedoch beide wichtige Grundlagen ihres Daseins in diese Einheit hineinretten, der Markgraf seine ihm in der Mark zustehende Gebietshoheit, der Stammesherzog den Rechtssatz, daß kein weltliches Fürstentum beim Heimfall einbehalten werden dürfe, graben sie dem Königtum das Grab. Die Frage nach dem Grund des neuen Reichsfürstenstandes beantwortet R. dahin, daß nicht, wie die herrschende, auf Ficker zurückgehende Lehre will, der Besitz einer reichsunmittelbaren Grafschaft, sondern der Besitz eines Landes, das diese Würde tragen kann, nämlich eines Stammlandes oder einer Mark, den weltlichen Reichsfürsten mache.

Diese grundlegende Anschauung wird in den folgenden Abschnitten nach allen Seiten hin erörtert und begründet und in ihren Folgen für die weitere Entwicklung gewürdigt, so für die Reichsgesetzgebung (1186 das erste wirkliche Reichsgesetz) und für die Entwicklung des Kurfürstenkollegs; denn bei der Wahl — es handelt sich zunächst nicht um die Sohnesfolge, sondern um eine echte Neuwahl — treten nunmehr die Fürsten nicht als Stammesvertreter, sondern als Fürsten des Reiches auf, wodurch notwendigerweise statt der Stammesherzöge die Erzbeamten des Reiches die Führer dieser Fürsten sind. Daraus ergibt sich die Entwicklung zum Wahlreich, das die Sohnesfolge, die durch die Reform von 1180 noch nicht unmittelbar betroffen war, in der Neuwahl untergehen läßt. Rudolf von Habsburg wurde als erstem deutschen Könige die Sohnesfolge versagt. Im Zusammenhange mit der Umwandlung von 1180 steht auch die Entwicklung des Titels „römischer König", der keine Änderung des Wesens des Staates bedeutet.

Der 3. Teil bringt eine Reihe (13.—20. Abschnitt) von „Abhandlungen einzelner Fragen". In der ersten „Reich und Königshaus" verficht R. den Satz: Reichsgut ist Hausgut. Der König hat neben dem Reich nicht noch ein zweites „privates" Haus inne. Bis zum 14. Jahrhundert sind nur die Begriffspaare Haus und Erbe oder Reichsgut und Erbgut statthaft. In „Huldentzug und Volksrecht" behauptet er, entgegen der herrschenden Meinung, den Zusammenhang zwischen Lehnwesen und Huldentzug als Strafe. Weiterhin wird „das Reichsfürstentum der Pfalzgrafen bei Rhein" nach Ursprung und Entwicklung dargestellt, an „Werla-Goslar und Zürich" die verfassungsrechtlich wichtige Stellung der Stammesvororte gezeigt. Der nächste Abschnitt „Das Stammland Salfranken" (Niederlothringen) erweist die Dreiteilung Lothringens unter Otto I. als nach geschichtlichen und noch um 1200 im Bewußtsein der Zeitgenossen lebendigen Gründen erfolgt, für Niederlothringen die Stammesreinheit als salisches Land und erläutert die Verkümmerung des Herzogtums zugunsten des Bistums Lüttich und des Grafen von Hennegau. Im 18. Abschnitt „Die Herzogtümer der Reichskirchen" stellt R. die Bestrebungen der Reichsgeistlichkeit, den Ducatus zu erlangen, zusammen. Ferner gibt R. als Ergänzung zu dem 12. Abschnitt über die Kurfürsten einen Überblick über den „Stand der Lehre über das Kurkolleg" und schließt den dritten Teil des Buches mit einer Ehrenrettung Eikes und Kennzeichnung seines Werkes in der Erörterung über „die böhmische Kur und den rechtsgeschichtlichen Ort des Sachsenspiegels".

In einem Schlußteil „Ausblick in die Staatslehre", mit dem Untertitel „Volksrecht und Hausherrschaft" legt R. auf Grund seiner Untersuchungen die Stellung und Einwirkung der Hausherrschaft auf das Werden des deutschen Reiches dar.

Wenn zum Schluß ein Wunsch ausgesprochen werden darf, so ist es der, daß bei einer Neuauflage das Inhaltsverzeichnis in der jetzt öfter beliebten Art umfangreicher gestaltet werde; auch das Register kann eine Vervollständigung vertragen. Der überaus reiche und vielseitige Inhalt verlangt das, damit das Auffinden von Einzelheiten weniger zeitraubend ist.

Merseburg. Friedrich Wilhelm Taube.

104.

Hofmann, Max, Die Stellung des Königs von Sizilien nach den Assisen von Ariano (1140). Gr. 8⁰. 193 S. Münster i. W., Borgmeyer u. Co., 1915. Diss., M. 2.50.

Die Zeit der sizilischen Normannen ist in den letzten Jahren von allen Seiten durchforscht worden, wobei recht beachtenswerte Ergebnisse die Folge gewesen sind. Die Abhängigkeit Kaiser Friedrichs II. von seinem Ahnherrn Roger II. auf vielen Gebieten der sizilischen Staatsverwaltung ist erkannt worden, wenn auch für den großen Staufen genug eigene Arbeit noch übrig geblieben ist.

Einleitend macht H. in ähnlichem Sinne auf diese Zusammenhänge aufmerksam und gibt eine Übersicht über die wichtigste Literatur zur Normannengeschichte in Sizilien, wobei allerdings der Schwerpunkt auf die Rechtsquellen und Rechtdarstellungen gelegt wird.

Im 1. Kapitel behandelt er sodann die Assisen von Ariano als taugliches Mittel zur Stärkung der Macht des Königs und wendet sich hierbei zunächst der Frage der Entstehungszeit der Assisen zu, wobei er feststellt, „daß in der Situation des Jahres 1140 tatsächlich ein Anlaß gegeben war, eine umfassende Gesetzgebung zu beginnen“. Er unterscheidet im Verlaufe seiner weiteren Untersuchung, inwieweit die Assisen direkt oder indirekt die Macht des Königs stärkten. Sein Urteil über die Normannenkönige im allgemeinen erscheint recht schroff. Er sagt: „Man kann aber nicht erwarten, daß die Mitglieder einer Familie, in der die Bezeichung Guiscard (Schlaukopf, mit dem Nebensinn: Betrüger) als Ehrenname galt, sich sehr um Treu und Glauben gekümmert haben.“

Im 2. Kapitel behandelt er sodann das Assisenrecht in seinen Beziehungen zur Machtstellung des Königs. Das Assisenrecht als Königsrecht läßt deutlich die überragende Persönlichkeit Rogers II. heraustreten, die dem Staat ihren Stempel aufgedrückt hat. Als Juristenrecht betrachtet, lehren die Assisen, daß ihre Handhabung Sache der Juristen war und, wie der Verf. weiter zeigen kann, daß sich die königlichen Gerichtshöfe ihrer zur Rechtsprechung bedienten.

Im 3. Kapitel finden wir eine Untersuchung der Einzelbestimmungen der Assisen über die Macht des Königs. Mit

Recht weist H. auf den Abstand in der Gesetzgebung zwischen Reichsitalien und dem sizilischen Königreich, in dem die Stellung des Königs viel unabhängiger von seinem Lande war. Besonders eingehend behandelt H. das Majestätsgesetz und seine Ausführungsbestimmungen, um dann im nächsten Abschnitt die sonstigen Bestimmungen zusammenzufassen.

Das 4. Kapitel schält die Resultate der Untersuchung heraus. Der König als oberster Richter bringt dem Staat die oberste Instanz und damit eine Stärkung der Einheit des Staates. Die Macht des Königs wird über alle anderen Mächte erhoben. Wenn H. den Entscheidungen des Königs bisweilen Selbstsucht vorwirft, so ist eben der Maßstab, der an diese „Ich"-Naturen einer neuen Zeit anzulegen ist, ein anderer. Der König, als Haupt der Verwaltung betrachtet, zeigt, daß Roger II. die Fülle von Rechten und Befugnissen, die ihm die Assisen gaben, auch zu verwerten verstand, eben kraft seiner überragenden Persönlichkeit. Hier weist H. richtig auf den Zusammenhang mit den Sarazenen hin. Der Schlußabschnitt der Arbeit ist der Stellung des Königs zur Kirche und den weltlichen Großen gewidmet. Auch hier fällt wieder die Tatsache auf, daß Roger sich die Assisen auf den Leib zugeschnitten hat, und daß schwache Nachfolger das Schwert nicht zu brauchen verstanden, das er ihnen damit geschliffen hatte.

Einen zusammenfassenden Schluß fügt der Verf. noch an und weist auf die Unterschiede hin, die sich für Roger II. und Friedrich II. aus ihrer Haltung gegenüber den Vasallen ergeben. Friedrich II. machte im Gegensatze zu Roger II. den Versuch, sie zur Regierung des Landes heranzuziehen.

Als Anhang der unsere Kenntnis der Normannenzeit fördernden Arbeit folgt ein Abdruck der Assisen von Ariano nach der Ausgabe von Brandileone.

Breslau, z. Z. im Felde. Willy Cohn.

105.

Krones, Prof. Dr. **Franz von, Österreichische Geschichte.** 2. Band: Vom Tode König Albrechts II. bis zum Tode des Kaisers Matthias (1439—1619). 3., vollständig umgearbeitete Aufl. von Prof. Dr. Karl Uhlirz (†). Vollendet u. hrsg. von Dr. Mathilde Uhlirz. Kl. 8°. 131 S. mit 3 Stammtafeln (Sammlung Göschen, No. 105). Berlin u. Leipzig, Göschensche Verlagsbuchhandlung, 1915. M. 0.90.

Es ist ebenso emsige wie entsagungsvolle Arbeit, die an dieses Bändchen der Sammlung Göschen gewendet wurde. Mit sachkundigem Fleiß ist die Darstellung des alten Krones nachgeprüft, berichtigt, erweitert, in der Anordnung einzelner Abschnitte umgestellt. Den Abschluß der Arbeit, den Karl Uhlirz nicht mehr erlebte, hat die geschichtskundige Tochter nachgeholt.

Die Darstellung behandelt einen für den Aufstieg Österreichs zur Großmacht ebenso wichtigen wie in der Geschichte des Hauses Habsburg und der Entwicklung der inneren Verhältnisse unerquicklichen Zeitraum. Unter zum Teil geradezu zerfahrenen Verhältnissen im Herrscherhaus (Friedrich III. und sein Bruder Albrecht VI., Rudolf II. und seine Brüder), unter stetem Machtkampf mit den Ständen, der durch das Hinzutreten der Reformationsbewegung seinen Höhepunkt erreichte, wird die Vereinigung der österreichischen Stammlande mit der böhmischen und ungarischen Ländergruppe eingeleitet und durchgeführt, ohne daß besonders in Ungarn die gehäuften Widerstände im Innern und die Besitznahme weiter Gebietsteile durch die damals auf die Höhe ihrer militärischen Machtentfaltung gelangten Türken Österreich dieser Erwerbung froh werden ließen. Die Darstellung ist bis zum Ausbruch des 30jährigen Krieges geführt. Beigegeben sind eine Zeittafel und 3 Stammtafeln (Habsburger, Aragon und Kastilien und Jagjellonen), von denen besonders die ausführliche und zuverlässige, zum Teil nach handschriftlichen Quellen gearbeitete Stammtafel der Habsburger sehr willkommen ist.

Berlin. M. Tangl.

106.

Albrecht, Joh., Beiträge zur Geschichte der portugiesischen Historiographie des 16. Jahrhunderts. (Historische Studien, hrsg. von Richard Fester.) Gr. 8°. 130 S. Halle, Niemeyer, 1915. M. 5.—.

Eine zusammenhängende Darstellung der portugiesischen Geschichtsschreibung gibt es noch nicht. Für eine solche liefert A. in der vorliegenden gründlichen Untersuchung einen sehr wichtigen Beitrag dadurch, daß er die Anfänge und die Entwicklung im 16. Jahrhundert unter ständiger Heranziehung der Originale behandelt. Von den Geschlechtsregistern (livros de linghagens) ausgehend, erhebt sich die portugiesische Geschichtsschreibung Ende des 14. Jahrhunderts zur Chronik, deren älteste (Chronica breve do archivo nacional) aus dem Jahre 1384 stammt und „eine Reihe locker aneinander gereihter annalistischer Nachrichten“ enthält (S. 3). Forman Lopez (1380—1459) stellt insofern dem ältesten Chronisten gegenüber einen Fortschritt dar, als er eine eingehende Vertrautheit mit den Schriften der Antike, vor allem mit der Bibel zeigt. Seine Erzählung wird schon häufig durch Briefe, Predigten und Reden unterbrochen. Zurara, wie sein Vorgänger Lopez amtlicher Geschichtsschreiber, flicht bereits moralphilosophische Erörterungen in seine Darstellung ein und schreibt unter noch unmittelbarerem Einflusse der antiken Modelle. Er beschränkt sich nicht mehr auf den portugiesischen Boden, sondern stellt schon Portugals Kämpfe in einem fremden Erdteil dar. Er wird dadurch ein Bindeglied zwischen der Ge-

schichtsschreibung des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts.

Aus diesem behandelt A. eingehend: Lopez de Castanheda († 1559), João de Barros (1496—1570), Braz d'Albuquerque (1500—1580), Damião de Goes (1501—1574), Gasper Correa (gest. zwischen 1563—1583) und Jeronymo Osorio (1506—1580). Castanheda, Barros und Albuquerque vermögen sich vom Chronikenstil noch nicht loszulösen. Castanheda verfolgt mit seiner ‚Historia' einen didaktischen Zweck. Gott lenkt nach ihm die Ereignisse und schenkt den gläubigen Portugiesen einen Sieg nach dem andern. An Niederlagen tragen die Sünden der Portugiesen schuld (S. 12). Über diese Geschichtsauffassung erhebt sich Barros ebenso wenig wie Albuquerque, bei dem mancherlei Wundergeschichten in die Darstellung mit einfließen (S. 30). Wenn man auch bei Goes von einer eigentlichen historischen Weltauffassung noch nicht sprechen kann — sie steht der seiner Vorgänger nahe (S. 45) —, wenn auch seine Sprache vom Chronikenstil noch stark beeinflußt ist (S. 43), so bezeichnet er, der bedeutendste Humanist des 16. Jahrhunderts, der mit Luther und Melanchthon in Briefwechsel gestanden und persönlich verkehrt hat, doch einen Fortschritt seinen Vorgängern gegenüber insofern, als er zum ersten Male eine kritische Geschichte der portugiesischen Geschichtsschreibung mit großem Scharfsinn verfaßt, aber auch seine sonstigen Quellen einer scharfen Kritik unterworfen hat. Mit Wundergeschichten verschont er im allgemeinen den Leser. Im Gegensatz zu Castanheda, Barros und Albuquerque, deren Thema die Geschichte der Portugiesen in Indien ist, schreibt er eine portugiesische Geschichte, nicht ohne ab und zu der Beziehungen zu Spanien zu gedenken (S. 44). Correa und Osorio sind ihm darin gefolgt. Jener geht auch auf ethnographische und geographische Fragen ein, widmet religiösen Zeremonien und Wundergeschichten einen breiten Raum und läßt die Weltgeschichte noch mehr als Barros als Werkzeug Gottes gelten (S. 54). Seine Vaterlandsliebe, die Freimütigkeit seines Urteils geben seinem Geschichtswerk eine besondere Eigenart, dem gegenüber Osorio, der Cicero Portugals, der sich inhaltlich sehr an Goes anlehnt, nur insofern einen weiteren Schritt in der Entwicklung bedeutet, als sich Ansätze zu einer tieferen pragmatischen Geschichtsschreibung finden. Für die des Portugiesischen Kundigen teilt in einem Anhang (S. 79 fg.) A. Beispiele aus den Geschichtswerken des bedeutendsten Geschichtsschreibers des 16. Jahrhunderts mit.

Charlottenburg. Walther Sange.

107.

Redlich, Otto R., Jülich-bergische Kirchenpolitik am Ausgange des Mittelalters und in der Reformationszeit. 2. Band: **Visitationsprotokolle und Berichte.** 1. Teil: **Jülich (1533—1589), mit ur-**

kundlichen Beilagen von 1424—1559. (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde. XXVIII. 2. Band. Lex. 8⁰. XXXII u. 948 S. Bonn, P. Hansteins Verlag, 1911. M. 32.—, geb. M. 34.—.

Über den 1. Band und seine grundlegende wissenschaftliche Bedeutung habe ich in den „Mitteilungen" 39, 68 ff. ausführlich berichtet. Er enthielt, neben einer breiten historischen Einleitung, die Aktenstücke zur Jülichschen Kirchengeschichte bis 1533, soweit sie die allgemeinen Linien der religiösen Landespolitik, sowohl ihre Auseinandersetzungen über die geistliche Jurisdiktion als auch die Fürsorge der Herzöge für den inneren Zustand der Kirche, umfaßten. Wie ich aber schon damals andeutete, fehlte im 1. Bande noch das ortsgeschichtliche Material. Dieses besteht vorzugsweise in Visitationspapieren, und letztere blieben dem 2. Bande vorbehalten. Da neuerdings immer mehr die territorialgeschichtliche Betrachtung unter den Reformationshistorikern an Boden gewinnt, kommt diesen Urkunden seit einiger Zeit wachsende Bedeutung zu. Sie spielen deshalb in Sehlings Sammlung der Kirchenordnungen eine große Rolle, und G. Müller hat in mehreren Aufsätzen der Deutschen Geschichtsblätter sowohl die Tragweite als die bisherigen Publikationen der Visitationsakten gewürdigt. Freilich erheischt die Herausgabe, Erforschung und Ausbeute dieses Stoffes ein außergewöhnliches Maß entsagender Kleinarbeit. Denn es handelt sich um ein weitschichtiges Material, dessen meiste Bestandteile nur für einen kleinen Benutzerkreis Interesse besitzen und erst durch sorgfältiges Studium größere Bedeutung gewinnen.

So ist es begreiflich, daß der Stoff Redlich unter den Händen schwoll. Der 2. Band enthält darum nur die Protokolle aus Jülich. Im 3. Bande sollen sich die bergischen anschließen. Die Instruktionen und Verordnungen, welche für beide Gebiete gemeinsam gelten, sind im 2. Bande enthalten; dafür ist die allgemeine Einleitung für den 3. aufgespart.

Es handelt sich in der Hauptsache um die Visitationen von 1533, 1550, 1559, 1577, 1582 ff., wobei jedoch nicht von allen und für alle Ämter die Akten gleichmäßig vorliegen. Während anscheinend die Papiere der ersten Visitation fast verloren sind, wachsen die von 1582 infolge ihres überwiegend statistischen Inhalts in die Breite. R. hat deshalb die letzteren Akten stark gekürzt. Die Protokolle sind alphabetisch nach den einzelnen Ämtern, innerhalb dieser wieder nach den Orten angeordnet. Hierauf folgen, ebenfalls in alphabetischer Reihenfolge, die Unterherrschaften. Außer den für Band 2 und 3 getrennten Orts- und Personalregistern stellte R., was, so viel ich weiß, eine höchst dankenswerte Neuerung ist, ein „Verzeichnis der nach Ausweis der Visitationsprotokolle in den Händen der amtierenden Geistlichen befindlichen Literatur" auf. Hieraus läßt sich die Beliebtheit und Verbreitung einzelner Autoren und einzelner Schriften,

namentlich auch das Eindringen evangelischer Bücher, erkennen. Zu diesem Verzeichnis sind übrigens einige dankenswerte Berichtigungen von Paulus im Histor. Jahrbuch 34, 146 f. hinzuzunehmen.

Da die Einleitung, wie erwähnt, dem 3. Bande vorbehalten wurde, empfiehlt es sich, die eingehende inhaltliche Würdigung auf das Referat über diesen zu verschieben. Wir begnügen uns vorerst mit einigen wenigen Hinweisen. Selbstverständlich beschränkt sich R. nicht auf die wörtliche oder auszugsweise Veröffentlichung der Protokolle. In den Anmerkungen ist vielmehr außer der gedruckten Literatur noch ein reiches archivalisches Material verarbeitet. Nur ein langjähriger Düsseldorfer Archivbeamter war hierzu imstande. Man muß sich nämlich vergegenwärtigen, daß gerade die entlegensten und disparatesten Einzelheiten der Erläuterung bedurften und infolgedessen die Ergänzungsnotizen aus allen Orten zusammengesucht werden mußten. Ferner fiel die Bedeutung der Nachrichten und Vorgänge nicht mit den damaligen jülisch-bergischen Landesgrenzen zusammen. Z. B. hat Huyskens in der Zeitschr. des Aachener Geschichtsvereins 35, 178 ff. die Zusammenhänge der Jülichschen und Aachener Entwicklung gewürdigt.

Selbstverständlich ist die bisherige Forschung am Material nicht vorübergegangen. Z. B. hatte Lacomblet schon die Visitationsinstruktion von 1532 veröffentlicht. Aber derartige Publikationen genügen nicht unseren heutigen editionstechnischen Ansprüchen. Auch hatten Cornelius und Rembert den Stoff fast ausschließlich nach einer bestimmten Richtung ausgebeutet. Sie wollten die Verbreitung und Verfolgung der Sektierer und ihre Beziehungen zum westlichen und östlichen Nachbargebiet enthüllen. Tatsächlich bildete aber das Wiedertäufertum nur einen und zwar nicht einmal den bedeutendsten Teil der landesherrlichen Regierungssorgen. Prüft man im Vergleich zur früheren Ausnutzung den Inhalt der Protokolle, so ergibt es sich, daß vor allem ökonomische Verwaltungsfragen, aber auch Personalien die Visitatoren interessierten. Gerade auf letztere Seite darf besonders hingewiesen werden. Nicht selten enthüllen die Protokolle den ganzen Lebenslauf und Studiengang der Pfarrer. Sie werden so zu einer biographischen Fundgrube, und zwar für Männer, über die man sich anderweit schwer oder gar nicht unterrichten kann.

Freiburg. Gustav Wolf.

108.

Huch, Ricarda, Wallenstein. Eine Charakterstudie. 8°. 173 S. Leipzig, Inselverlag, 1915. Geh. M. 3.—, in Leinen gbd. M. 4.50.

Houston Stewart Chamberlain schrieb seinen Immanuel Kant mit der deutlichen Absicht, ihn der verhängnisvollen Wirkung der Philosophen zu entreißen, und ihn der Erinnerung der gebildeten Welt frischer und unmittelbarer zu erhalten. In letzter

Zeit scheint es namhaften Schriftstellern und Dichtern daran gelegen zu sein, auch historischen Problemen näher zu treten und, vermöge der ihnen allein innewohnenden Befähigung zu künstlerischer Fassung und Gestaltung, das Bild der großen Helden und Zeiten aus der Dunkelkammer historischer Stubengelehrsamkeit in das hellflutende Tageslicht zu projizieren. Von Gerhardt Hauptmanns Karl dem Großen und gar Wedekinds Bismarck kann in diesem Zusammenhang geschwiegen werden. Diese beiden Dichter wollten die Heldengestalten nur zu ihren dichterischen Absichten benutzen. Ernster zu nehmen ist der Versuch von Thomas Mann, uns die Persönlichkeit Friedrichs des Großen begreiflicher zu machen, als es bisher den Leuten vom Fach, uns Historikern, gelungen sei. Doch aus diesem Versuch ist ein Zerrbild entstanden, das nur aus dem begreiflichen Bemühen eines Künstlers heraus, etwas Neues und Originelles zu schaffen, erklärlich ist, ein Zerrbild von peinlicher Wirkung: peinlich eben, weil es von dem Portraitisten Thomas Mann herrührt und von den Historikern aufs schärfste verurteilt zu werden verdient.

Am ernstesten zu nehmen ist die „Charakterstudie" über Wallenstein, die uns die geistvolle Verfasserin des „Vita Somnium breve" Ricarda Huch geboten hat. Ricarda Huch ist kein Neuling in der Geschichtsforschung. Bereits 1892 trat sie mit einer Dissertation über die Neutralität der Eidgenossenschaft während des spanischen Erbfolgekrieges in die Öffentlichkeit. Vortrefflich erfaßte sie das Wesen der Romantik, mit malerischer Freiheit zeichnete sie die eigenartige Renaissance der nachnapoleonischen Zeit bei den romanischen Völkern in ihren Essays „Aus dem Zeitalter des Risorgimento" (1908). Deutschlands Zustände im Dreißigjährigen Kriege versuchte sie — es ist ihr allerdings mißlungen — in einem dreibändigen stattlichen Werke („Der große Krieg in Deutschland". 3 Bde. 1912—1914) darzustellen. Als jüngste Frucht der Arbeiten auf diesem Gebiete hat sie nun ihren Wallenstein der Öffentlichkeit übergeben. Im ersteren Werke verstand es die Verfasserin, ähnlich wie vor etwa 400 Jahren die Autoren der Zimmerischen Chronik, durch willkürliches, abschnittloses Aneinanderreihen der Geschichten und Geschichtchen ein mosaikartiges Bild von den Zuständen jener Zeiten zu geben; mehr Dichtung als Wahrheit, aber als Ganzes wirkt es doch echt. Im Wallenstein-Buch will die Verfasserin mehr; sie will die Tatsachen selber sprechen lassen und ein wirkliches Geschichtswerk liefern. Sie hat sehr fleißig die Briefe Wallensteins und die Aussprüche seiner Zeitgenossen über ihn gelesen und benutzt dieselben als Kronzeugen für ihre Charakteristik. Die Ereignisse selbst, das Wirrsal der vielfältigen Fäden, die sich abspannen, interessieren die Verfasserin anscheinend nur ganz nebenher. Lediglich aus den Briefen scheint sie sich ihren Helden konstruieren zu wollen. Auch Ricarda Huch, diese

feinsinnige und für geschichtliche Dinge so warm empfindende Frau, ist hier, ähnlich wie Thomas Mann, in die Fallen geraten, die ihr Künstlertum ihr stellte. Sie mußte, da sie lediglich als Künstlerin an die Lösung historischer Probleme heranging, sich zuvor ein fertiges Bild von dem großen Manne einprägen, gewissermaßen abphotographieren, dem sie dann durch einzelne Pinselstriche den Anschein der Echtheit zu geben hoffte. Sterbend ist das Zeitalter, hoffnungslos degeneriert das Kaiserhaus der Habsburger, krank, voll „schieferiger Affekte“ ist der Herzog von Friedland! Eigentlich ist er kein großer Feldherr, ist er kein großer Mann, ist er kein Staatsmann. Ja was ist eigentlich an ihm, das seinem Namen diesen gewaltigen Zauber verlieh? Ricarda Huch vermag es nicht zu deuten. Aus den ermüdenden und leider so unkünstlerisch wirkenden Anhäufungen zahlloser Briefstellen vermag man keine Antwort herauszulesen; nur Widersprüche häuft die Verfasserin hier auf. Kaum erfahren wir etwas über die wirklichen Vorgänge, die zu den verschiedenen Generalaten Wallensteins führten; seine hauptsächlichen militärischen Erlebnisse, die dem Biographen sich wie Marksteine abheben müßten, werden mitunter kaum andeutungsweise genannt oder als bekannt vorausgesetzt. Die Vorgänge, die zur Absetzung auf dem Regensburger Fürstentage führten, werden durch Briefstellen späterer Jahre erklärt. Nach recht treffenden Bemerkungen über Wallensteins glücklichste Zeit, die Jahre nach der Absetzung, kommen wieder ganz unbefriedigende Versuche, die Endkatastrophe des Mannes begreiflich zu machen. Es erscheint schließlich als selbstverständlich, daß Wallenstein in den Anfängen des Jahres 1634 sterben mußte; ob durch Gewalt oder höchstwahrscheinlich ganz kurze Zeit später durch Auflösung seines hoffnungslos siechen Körpers und Geistes, scheint der Verfasserin unterschiedslos zu sein.

Mit einem wenig geglückten Vergleich ihres Helden mit dem letzten König von Sardinien aus dem Hause Savoyen, mit Karl Albert, klingt dieses Buch aus, das dem Geschichtsforscher und dem nach geschichtlicher Bildung bedürftigen Laien nichts geboten hat, wohl aber für einen künftigen Biographen der Verfasserin des „vita somnium breve“ — als solche wollen wir die Dichterin Ricarda Huch der Nachwelt erhalten wissen — unentbehrlich sein wird.

Charlottenburg. Richard Wolff.

109.

Jannasch, Wilhelm, Erdmuthe Dorothea, Gräfin von Zinzendorf, geborene Gräfin Reuß zu Plauen. Ihr Leben als Beitrag zur Geschichte des Pietismus und der Brüdergemeine dargestellt. V u. 507 S. Gnadau, in Kommission der Unitätsbuchhandhung, 1915. M. 8.—.

Die Heldin des Buches — sie war in ihrer Art wirklich eine solche — ist geboren am 7. November 1700. Der Einfluß des bald verstorbenen Vaters und der Mutter, einer geborenen Gräfin von Solms-Laubach, die solide Ausbildung der zarten Erdmuthe in Latein und Griechisch — nicht Französisch — und daneben in allen hausfraulichen und wirtschaftlichen Tugenden wird anziehend geschildert. Klug, aber durchaus nicht genial, praktisch gerichtet neben aller religiösen Empfänglichkeit wuchs sie an dem ernsthaften Witwenhofe zu Ebersdorf heran zu der Ehe mit dem weltbekannten Gründer der Brüdergemeine. Anhang II gibt einen methodisch und inhaltlich interessanten Beitrag zu dessen noch nicht geschriebener Biographie. Das Urteil Ritschls, daß Zinzendorf mit der Preisgabe seiner Liebe zu seiner Cousine von Castell und der Überlassung der Geliebten an seinen späterem Schwager „katholisierende Askese“ getrieben habe, gründet sich auf die späteren, von den Tatsachen sich immer weiter entfernenden Aussagen des Grafen. Tatsache ist, daß er die Liebe der Cousine nie besaß und auch innerlich nicht überzeugt war, sie zu besitzen. Die Zustimmung der Familie, damals etwas ganz anderes als heute, war sehr unsicher. Welch komplizierte Verhältnisse und Seelenregungen hereinspielten, wird umsichtig gezeigt und die Untersuchung zu einem Musterbeispiel dafür erweitert, welche Schwierigkeiten die Quellenkritik in Sachen Zinzendorf überhaupt zu überwinden hat.

Die Ehe unserer Heldin mit Z. gründete sich auf Sympathie, Achtung und äußere, gut zusammenstimmende Verhältnisse (vgl. Beilage 22 über die Ehe im 18. Jahrhundert). Zinzendorf faßte die Ehe durchaus als Berufsehe mit einer Konseqenz, die weit über den lutherischen Begriff hinausging. Die „Eheschwester“, so verlangte er, sollte einen Mann haben, als hätte sie keinen. Dies als Ausfluß einer psychoanalytisch zu ergründenden Anlage zu erklären, ist eine für den religiös und historisch ungebildeten Mediziner entschuldbare, für den Pfarrer Pfister unentschuldbare Entgleisung, so unnatürliche und abstoßende Erscheinungen dabei zutage traten. Jannasch stellt diese Ehe in den Zusammenhang einer langen Geschichte christlicher Eheethik und der besonderen Erziehung auch Erdmuthes. Wie die geistig lediglich passive Rolle, die der Frau dabei zugewiesen ist, sich bewährte, zeigt die Geschichte dieser Ehe. Das Erhebende liegt in dem, was sie als Streiterehe (83) leistete, das Tragische in dem, was Erdmuthe als Mutter entbehren mußte. Sehr anziehend ist dann die wirtschaftliche Tätigkeit Erdmuthes in den ersten, zwischen Dresden und Berthelsdorf geteilten Jahren geschildert. Was sie mit dem Freiherrn von Wattewille damals zur Hebung des angekauften Gutes und zur Balancierung der gräflichen Finanzen mit großem unermüdlichen Sinne tat, ist ein bleibender Ruhmestitel für sie und eine Grundlage der späteren herrnhutischen Entwickelung. Warme Teilnahme weckt auch das Verhältnis der so

viel nüchtern-praktischeren Gräfin zu dem in seiner Sprunghaftigkeit erkannten Gemahl, den sie jetzt noch lebhaft zu tadeln weiß und doch immer wieder verehren muß. Auch das eheliche Verhältnis der Gatten im engeren Sinne (bis 1727) — die Gräfin gebar ihrem Manne 12 zum größten Teil bald wieder gestorbene Kinder — wird gegen spätere Fälschungen und die unglaublichen Verdrehungen Pfisters wohltuend klargestellt. Es folgt die Übersiedelung nach Herrnhut nach der Lösung der Dresdner Bande und endlich der Übergang der selbständigen Erdmuthe in diese Gemeinde, ein Schritt, der der wahrhaftigen und nicht von berechtigtem Standesgefühl freien Frau manche Überwindung innerer und äußerer Art (Kleidung, Fußwaschung) kostete. Auch hier ist sie wieder die fleißigste Hausmutter und umsichtigste Verwalterin der aus politischen Gründen auf ihren Namen allein übertragenen Güter. Denn damit plagte sich der in diesem Punkte recht egoistische Prophet nicht gerne. Ja er verdarb ohne Wissen seiner Helferin und Verwalterin durch leichtsinnigstes Verhalten, was sie aufgebaut hatte. Es hieße nach Jannasch aus der Brüdergeschichte ein Klagelied machen, wollte man über dem Enthusiasten Z. seine unbestreitbar damit zusammenhängenden Vorzüge vergessen. In einer Biographie seiner Gemahlin aber muß auch diese Seite scharf belichtet werden. Vollkommen klar dürfte die Schilderung der Operationen und Arbeiten der Gräfin bis zu dem helfenden Eingreifen der holländischen Freunde übrigens nicht sein; dem Referenten blieben manche Vorgänge noch etwas unklar.

Nicht unbedeutend ist ihr Anteil an den Wandelungen der Gemeine in den dreißiger Jahren; das erfahren wir zum erstenmal deutlich aus Jannaschs Buch. Traurige Jahre der Verbannung aus Sachsen (1736), das aufreibende Leben auf der Ronneburg in der Wetterau, der Verlust des geliebten jüngsten Sohnes geben neuen Anlaß, ihren Mut zu zeigen. Dann folgen Reisen nach Holland, England, Berlin usw. Die größte Reise machte Z. allein. Erdmuthe widmete ihm ein Abschiedsgedicht. Sie hat viele Lieder und Ergüsse geschrieben, die, in Form und Inhalt uns meist fremd, doch immer die Achtung vor dieser Frau erneuern. Schwere Krankheit wird von ihr überwunden. Neue Arbeit und wirtschaftliche Sorgen! Den Höhepunkt erreicht die Tätigkeit der Gräfin, als ihr der Gemahl vor seiner amerikanischen Reise (1741/43) auf der Londoner Verlaßkonferenz die Verweserstelle übertrug. Ihr erster Versuch in dieser Eigenschaft galt einer Versöhnung mit Ebersdorf, wo der Tübinger Magister Steinhofer wirkte. Die Verhandlungen mit dieser ihrer Heimatgemeinde sind ein klassisches Beispiel der Auseinandersetzung solcher Ecclesiolen voll unnatürlicher Liebesbetonung neben ächt menschlichen Kleinlichkeiten. Erdmuthe gaben sie Gelegenheit zur Feststellung ihrer Ansichten in Gedicht und Brief. Nach schweren Tagen in Herrnhut tritt sie ihre Reise

nach Dänemark an. Sie sollte für die holsteinische Kolonie Pilgerruh bei Oldesloe und die Niederlassungen in den dänischen Kolonien wirken. Aber die beklagenswerte Unterwerfung unter das Los vernichtete auch hier den Erfolg, selbst den einer verspäteten Audienz bei der gütigen Königin. Eine nicht verwunderliche Parteilichkeit vereitelte auch den Erfolg ihrer Reise zu der aus der Zucht gekommenen oder behäbig gewordenen livländischen Brüdergemeine. Eine Reise nach Petersburg wäre fast schlimm abgelaufen. Kaum entrann sie noch über die kurländische Grenze nach Libau den nachsetzenden Russen. In Marienborn traf sie wieder mit dem Grafen zusammen und erlitt mit tiefem Schmerz den Tod einer weiteren Tochter. Dank erntete sie wenig, dafür aber Vorwürfe, die denn doch mit des Grafen komplizierter Auffassung, zu der seine Frau zu bekehren er sich keine allzu große Mühe mehr gab, nicht entschuldigt werden können.

Es folgen die Jahre der Trennung der Ehegatten, des Todes Erdmuthes und der Wiederverheiratung des Grafen mit Anna Nitschmann, die schon lange in vielem an Erdmuthes Stelle getreten war. Um dieses Verhältnisses willen mag mancher zuerst nach unserem Buche greifen. Sensationen wird er keine erleben. Aber gerade hier muß gedrängte Berichterstattung versagen und deshalb auf das Buch selbst verwiesen werden, das eine Fülle von Tatsachen mit Vorsicht gegeneinander abwiegt und zu zurückhaltender Darstellung vereinigt. Dem Referenten erscheint die Entfremdung der Ehegatten und die Rolle, die die Verliebtheit Z.s dabei etwa spielt, wohltuend und in schlichter Sachlichkeit oft treffend geschildert. Wichtiger als der immerhin tragische Ausgang dieser Ehe ist, wie betont, das, was Erdmuthe in der Geschichte der Herrnhuter geleistet hat. Ergreifender auch, als der endliche Ausgang ist diese Ehe in ihrem Anfang und ihren Höhepunkten. Denn eine reine Tragik und Katharsis war bei dem zwitterhaften Hin und Her von halbmenschlichen und halbreligiösen Beziehungen und Reflexionen ja gar nicht möglich. In ihrer Energie der Willensgemeinschaft ist diese Ehe oft erhebend (vgl. das Abkommen von 1731). Nicht Persönlichkeitsgemeinschaft ist das Entscheidende in ihr. Das Unnatürliche lag in der Negation oder besser Verschleierung des stärksten menschlichen Naturtriebes und in der absoluten Überordnung des Mannes (Vicechrists) über sein „Mündel und Kindel“, sein Eheweib. Und eben dies war ihm Erdmuthe nicht, sie war zu aufrecht und selbständig dazu. Zinzendorf aber suchte und sehnte sich nach einer Frau, die sein Kind sein wollte. Er fand sie, und sie verdrängte die tiefer gegründete, bedeutendere Erdmuthe. Und doch wie vieles und Gutes hat sie ihm zum Dank für das, was er ihr unleugbar bot, geopfert. Man lese z. B. einen Vers wie den auf S. 164 angeführten. Die Abneigung der Gattin gegen das Losziehen ist typisch für solche Verschiedenheit. Endlich ist sie überwunden und fällt in ihrer Gewissenhaftigkeit fast stets damit herein, während der Graf dabei

„trotz allen Losens und in vollster Ehrlichkeit den Willen des Heilandes so wundervoll zu dirigieren und zu meistern wußte“ (S. 182). Die Beobachtung, daß bei Erdmuthe vieles sittlich-religiöse Leistung war, was bei dem Grafen als Naturäußerung anzusehen ist, bezeichnet vielleicht diese Seite am besten. Jedenfalls, wer das Bild, das dem Buch voransteht, lieb gewonnen hat, wird ihr Leben im Einklang mit diesen Zügen finden. Er wird bei aller weltenfernen Fremdheit einen Menschen finden und mehr als das, einen lebendigen Menschen in lebendig geschilderter Umgebung und Beziehung zu ihr.

Karlsruhe, z. Z. Berlin. Hermann Haering.

110.

Berger, Hans, Die religiösen Kulte der französischen Revolution und ihr Zusammenhang mit den Ideen der Aufklärung. Gr. 8°. 96 S. Berlin, Ernst Fuhrmann, 1914. M. 1.30.

Die stoffreiche Schrift schildert in einem ersten Teile die Versuche der Constituante, die alte Kirche zu reformieren, und nach ihrem Mißlingen den Kampf der drei Nationalversammlungen gegen den Katholizismus. Der zweite Teil geht auf die beiden neuen Kulte ein, durch welche die Revolution die Kirche zu verdrängen hoffte: den der Vernunft und den des Höchsten Wesens. Die Thesen, die Aulard 1892 in seinem grundlegenden Buche „Le culte de la raison et le culte de l'Etre suprême“ aufstellte, finden durch B. im wesentlichen ihre Bestätigung. Dem Kult der Vernunft liegen die überwiegend deïstischen, selten zum Atheïsmus fortschreitenden Anschauungen der „Philosophen“ — Voltaires und der Encyklopädisten — zugrunde; dem des Höchsten Wesens der Herzensglaube Rousseaus und seines Apostels Robespierre. Die eigentliche Triebfeder aber ist in beiden die politische, der Kampf gegen die „antipatriotische“ Kirche. Bei der Masse der Anhänger wiegt die politische Tendenz so sehr vor, daß sie den von Robespierre beabsichtigten Gegensatz seiner Religion gegen die der Philosophen überhaupt nicht gemerkt hat!

War Aulard vor allem den Manifestationen der Kulte in Paris und den größeren Orten nachgegangen, so bringt B. charakteristische Züge auch aus kleineren bei. Besonders interessant sind für uns Deutsche die aus dem Elsaß (S. 64—69). Sie zeigen die Wärme der deïstischen oder pantheistischen Überzeugungen mancher Landpfarrer, katholischer wie protestantischer.

Eine neue Quelle für die Revolutionsgeschichte hat B. in den Korrespondenzen deutscher Zeitungen erschlossen, von denen er die Vossische Zeitung und den Straßburger Courier benutzt. Mit Recht schränkt er ihren Wert im Vorwort auf die Gewinnung von Stimmungsbildern ein, — und nicht ganz folgerichtig

gibt er aus ihnen im Text Nachrichten, wie die von der republikanischen Hochzeit eines Lyoner Priesters mit der eigenen Schwester (S. 46) als Tatsachen.

Berlin. Wilhelm Herse.

111.

Wintzer, Elisabeth, Prinz Louis Ferdinand von Preußen als Mensch und Musiker. (Breitkopf u. Härtels kleine Musikerbiographien.) Mit einem Bildnis. Kl. 8°. 82 S. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1915. M. 1.—.

Die Verfasserin bezeichnet in einem kurzen Vorwort ihre Arbeit als einen Versuch, den Prinzen Louis Ferdinand (eigentlich: Prinz Friedrich Ludwig Christian) „menschlich, geschichtlich und musikalisch der Vergessenheit zu entreißen". Die Schrift ist jedenfalls vorzugsweise für den gebildeten Laienkreis bestimmt. Dem Forscher ist die Persönlichkeit des Prinzen als Musiker bereits durch die vorzüglichen Arbeiten Tschirchs (Hohenzollernjahrbuch, 1906) und Kretzschmars (Vorwort zu der Ausgabe der musikalischen Werke des Prinzen, 1906) und von historischem Standpunkt aus schon durch Bailleus lehrreichen Aufsatz (Deutsche Rundschau, 1885) bekannt. Gestützt auf die oben genannten Darstellungen, gibt die Verfasserin ein anschauliches Bild der Lebensschicksale des Prinzen, mit besonderer Berücksichtigung seiner musikalischen Bedeutung, für die häufig die feinsinnigen Urteile Kretzschmars wörtlich angeführt werden. Neues bringt die Arbeit nicht. Sie ist aber eine geschickte Zusammenstellung der vorhandenen Literatur und enthält nach der musikalischen Seite hin eine Auffassung der Persönlichkeit des Prinzen, die seinen Werken, die übrigens in den letzten Jahren häufiger in historischen Konzerten zu Gehör gebracht wurden, neue Freunde erwerben wird.

Da Archivalien in dem vorliegenden Schriftchen nicht benutzt zu sein scheinen, sollen hier aus den Akten des Kgl. Hausarchivs zu Charlottenburg noch einige kleine Ergänzungen, die zur Vervollständigung des bereits Bekannten dienen, mitgeteilt werden. So beschäftigen sich z. B. Briefe an „Professor Sultzer in Berlin" aus dem Jahre 1777 mit der Frage eines Erziehers für den jungen Prinzen. Auch erhalten wir verschiedentlich Aufschluß über seine und seiner Geschwister Zeichen- und Tanzstunden. Wiederholt findet sich der Name Glösch, den man nach den vorhandenen Notizen m. E. vielleicht als den ersten Musiklehrer des Prinzen ansehen kann. Carl Wilhelm Glösch, der Sohn des in seiner Zeit als Virtuose auf der Oboe berühmten Peter Glösch, (der in den Diensten Friedrichs des Großen stand, und dessen Witwe für einen ihrer Söhne, der „la flûte traversière spielt", im Jahre 1751 laut einer Notiz um Unterstützung bittet) wurde, wie auch Gerber in seinem Tonkünstlerlexikon (1812) be-

richtet, 1765 als Kammermusiker und Musiklehrer zur Prinzessin Ferdinand berufen. Da er in ihren Diensten bis zu seinem Tode 1809 geblieben ist und gerade auch als Klavierspieler gerühmt wird, ist es sehr wohl möglich, daß ihm der Anfangsunterricht des jungen Prinzen anvertraut wurde.

Auch über das Verhältnis des Musikers Johann Ladislaus Dussek zu dem Prinzen gibt ein Brief seines Vaters neuen Aufschluß. Prinz Ferdinand berichtet in ihm von einem Schreiben, „welches der Musicus Dussek an die Prinzessin abgelassen hat. Dieser Mann hat sich verschiedene Jahre bei meinem seel. Sohne . . . . aufgehalten, aber nichts anderes als das Essen von Ihme erhalten. Er ist jetzt Willens, auf seine Kunst nach Wien zu reißen, und begehrt dazu 500 rthl . . . .“ In einem zweiten Schriftstück nennt sich Dussek „gewesener Kapellmeister Sr. K. H.“.

Von Interesse ist auch ein umfangreiches Verzeichnis von Musikstücken, welche die Firma Breitkopf und Härtel in Leipzig dem Prinzen am 7. und 8. Februar 1806 geschickt hat. Die Liste enthält die beliebtesten und bedeutendsten Quintette, Quartette, Trios und Klaviersonaten der Komponisten der damaligen Zeit, unter ihnen auch Sonaten (op. 30. Nr. 1, 2, 3.) und op. 53 von Beethoven. Nach der beiliegenden Rechnung wurden „4 Stück Pariser Violinbogen“ (für 5 Louis d'or) dem Rittmeister von Möllendorf übergeben und „1 Ries linirtes Notenpapier“ nach Zwickau gesandt. Der Berliner Musikalienhändler C. F. Rellstab (Jägerstr. Nr. 18) versorgte den Prinzen ebenfalls mit Noten, und zwar mit Partituren des französischen Opernkomponisten Dalayrac und des bekannten Wiener Hofkomponisten Salieri, deren Werke damals in Berlin aufgeführt wurden.

Da W. ihre Arbeit mit einer „dem Heldengeist Louis Ferdinands geweihten“ Dichtung Rudolf Bunges aus dem Jahre 1906 schließt, sei darauf hingewiesen, daß sich im Kgl. Hausarchiv, auch handschriftlich, ein Gedicht „Zum 18. November 1872 als dem hundertsten Geburtstage Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Louis Ferdinand. Ein poetisches Gedenkblatt von Hermann Ebert, stud. phil.“ befindet. Es stammt aus der Privatbibliothek Kaiser Wilhelms I. und verdient in einer neuen Auflage vielleicht nicht übergangen zu werden.

Charlottenburg. Amalie Arnheim.

112.

Stroh, Wilhelm Dr., **Das Verhältnis zwischen Frankreich und England in den Jahren 1801—1803 im Urteil der politischen Literatur Deutschlands.** (Historische Studien. Veröffentlicht von E. Ebering. Heft 121.) Gr. 8⁰. XVII u. 239 S. Berlin, Emil Ebering, 1914. M. 6.50.

Alles wiederholt sich. In jenen Jahren dieselben Klagen, Anwürfe, Zornesausbrüche, Lobeserhebungen und Vertrauens-

Kundgebungen wie jetzt. Fast wörtlich dieselben Urteile über Englands Krämergeist, rücksichtslose Ausbeutung der Seegeltung, Verachtung der völkerrechtlichen Regeln, kurz das „perfide Albion“. Und ebenso fast wörtlich dieselben Urteile über Frankreich, die uns jetzt von unsern Feinden und Neidern, vornehmlich unter dem Gesamttitel des Militarismus, entgegengeschleudert werden. Andererseits gilt England seinen Freunden unter den Publizisten als das großherzige Albion, das edelmütig den Schwachen hilft, den Unterdrückten beisteht, für Verträge ohne Rücksicht auf den eigenen Vorteil eintritt usw. Mit wahrem Bienenfleiß hat der Verf. ein gewaltiges Material zusammengetragen und mit viel Geschick ein deutliches Bild der damaligen Preßverhältnisse geliefert. Eine hervorragende Rolle spielen natürlich Archenholz, — der besonders betont, daß seine Aufsätze dem König von Preußen vorgelegt werden, — Gentz, Heinse, E. M. Arndt, Pahl, v. Schirach usw.

Das Buch ist sehr lesenswert. Zu empfehlen wäre es vielleicht, die sämtlichen Schriftentitel in Gänsefüßchen zu geben. Die Lektüre würde bequemer werden.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

113.

Gürtler, Felix, Wordsworths politische Entwicklung. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, hrsg. v. M. Koch u. G. Sarrazin. Neuere Folge, 41. Heft.) IX u. 133 S. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, G. m. b. H., 1914. M. 4.50.

Seit Jahrzehnten ist in England ein Wordsworthkultus im Schwange, der diesen Dichter zum ersten Klassiker des Insellandes stempeln möchte, und es ist alles Erdenkliche geschehen, um dieser hohen Wertschätzung Ausdruck zu verleihen. Auf dem Festlande, zumal in Deutschland, versteht man diese Vergötterung eines Dichters nicht recht, der sich in seinen Schöpfungen und in seiner Gedankenwelt nicht über den Durchschnitt ehrbarer Mittelmäßigkeit erhebt, den man bei uns nicht viel höher als etwa Hölty oder Tiedge stellen möchte. Es gehört dieser Kultus aber mit zu den Zeichen der Verflachung des britischen Wesens, die sich neuerdings beobachten lassen. Während der himmelstürmende Genius Byrons nach wie vor den meisten Engländern unverständlich und abstoßend erscheint, hat man Wordsworth als den eigentlichen Nationaldichter der neueren Zeit gefeiert, der Erforschung seines Lebens und seiner Werke die mühevollste Arbeit gewidmet, und selbst eine literarische Gesellschaft hat sich gebildet, um das Andenken des Dichterhelden zu pflegen. Es erklärt sich das wohl daraus, daß kaum ein andrer Dichter in Vorzügen und Schwäche dem englischen Nationalcharakter so entspricht und ihn in seiner ganzen beschränkten Einseitigkeit so vertritt, wie eben Wordsworth.

Diese merkwürdige Bewegung hat denn auch natürlich deutsche Schriftsteller zu dem Bemühen veranlaßt, den Führer der Seeschule bei uns einzubürgern, und, soweit dies überhaupt möglich ist, ist es durch Marie Gothein geschehen, die ein anziehendes Lebensbild und eine Auswahl seiner Werke in deutscher Sprache herausgegeben hat. Wo so manche und wertvolle Vorarbeiten für die Geschichte seiner geistigen Entwicklung geleistet sind, liegt es nahe, auch einmal den Weg zu verfolgen, den sein politisches Denken genommen hat. Es sind bei der Mittelmäßigkeit seines Geistes freilich nicht überraschende Aufschlüsse zu erwarten. Denn seine politischen Gedanken weichen von der Heerstraße des Landläufigen in keiner Weise sehr ab. Aber allerdings mag es anziehend sein, die starken Widersprüche in der Gedankenwelt Wordsworths zu erklären und zu lösen. Der Dichter hat sich aus einem leidenschaftlichen Schildknappen der französischen Revolution, aus einem republikanischen Tyrannenhasser, einem eifrigen Gegner jedes Krieges und des Militarismus zu einem konservativen Verteidiger der bestehenden Einrichtungen Englands, zu einem hochkirchlichen und politisch reaktionären Tory, zu einem Herold des Ruhms der englischen Herrscher, des englischen Heeres und der Hochkirche gewandelt, und der Gegensatz zwischen seinen früheren und späteren politischen Ansichten ist so grell, daß man allerdings eine Darlegung seiner Entwicklung bedarf. Leichter ist es, seine sozialen Ansichten von seinem Standpunkte aus zu begreifen, da seine Liebe zum englischen Bauernvolk, zum Stamme seiner Heimat die eigentliche Triebkraft seiner Naturdichtung und die Erhaltung eines gesunden Bauernstandes stets eine Herzensangelegenheit für ihn war. Für alle diese Dinge ist nun ein reiches Quellenmaterial in Wordsworths Gedichten, Prosaschriften und Briefen vorhanden, das der Verf. fleißig gesammelt und im ganzen übersichtlich dargestellt hat. Eine wertvolle Vorarbeit lag ihm vor in des Franzosen Legouis gediegener Arbeit: „La jeunesse de Wordsworth", der die Sturm- und Drangperiode des britischen Dichters gründlich und eingehend behandelt hat. Über eine beschreibende Darstellung kommt der Verf. freilich nicht weit heraus. Es wäre vielleicht verlockend gewesen, die literarischen Charakterköpfe jenes Zeitalters, die drei Lakisten Wordsworth, Coleridge und Southey, die alle einen ganz ähnlichen politischen Entwicklungsgang genommen haben und in ihrem Charakter doch so verschieden sind, und daneben den genialen Gegner der Seeschule, Byron, in einer vergleichenden Zeichnung zu behandeln. Eine solche Schilderung würde auf den Gegenstand stärkere und hellere Lichter geworfen und dem Gemälde mehr Leben gegeben haben. Eine derartige Aufgabe hat sich Gürtler nicht gestellt, und man kann überhaupt nicht leugnen, daß seine Arbeit etwas nüchtern und mechanisch aufgefaßt ist. Auch die Verteilung des Stoffes ist nicht sehr glücklich, namentlich in den ersten

drei Kapiteln, wo Wiederholungen nicht immer vermieden sind. Indessen zeigt die Erstlingsschrift auch manche Vorzüge und gibt jedenfalls einen vollständigen und brauchbaren Überblick über die wechselnden politischen Anschauungen des Dichters, der offenbar in seinen politischen Ansichten vielfach von seinen Umgebungen und den Strömungen seines Zeitalters abhängig gewesen ist und diese einander ablösenden Stimmungen und Richtungen in seinen Äußerungen spiegelt. In seinen Vorzügen und Mängeln ist er ein echter britischer Insulaner, der in der Vergötterung der heimischen Zustände, der leidenschaftlichen Naturliebe, der spröden Abgeschlossenheit gegen Einflüsse festländischer Kultur, dem humanen Idealismus, der bis zur Unduldsamkeit gehenden Einseitigkeit des hochkirchlichen Protestantismus die guten und die abstoßenden Seiten des englischen Volkscharakters verkörpert.

Brandenburg a. H. Otto Tschirch.

114.

Haufe, Richard, Dr., Der deutsche Nationalstaat in den Flugschriften von 1848—1849 (als Leipziger Dissertation unter dem Titel: „Die Anschauungen über Gebiet, Staatsform und Oberhaupt des deutschen Nationalstaates in den Flugschriften der Jahre 1848/49“). Gr. 8°. XIV u. 199 S. Leipzig, K. F. Koehler, 1915.

Die Beurteilung der Bestrebungen des Revolutionsjahres 1848 geschieht bisher fast ausschließlich unter dem Gesichtswinkel auf die Einigung des deutschen Reiches in seiner gegenwärtigen Gestalt. Die sogenannte großdeutsche Richtung pflegt man als zu wenig Wirklichkeitssinn zeigend mit einem gewissen Achselzucken abzutun. Heute indessen werden durch den schweren Krieg die Stimmungen jener Jahre wieder wach. Mit ganz andern Augen sieht man sie, je länger je mehr den Wahrheitskern in ihnen ermessend. Friedrich Naumann konnte bereits einen Aufruf „Mitteleuropa“ schreiben und in Berlin und Wien vor Fürstlichkeiten, Staatsmännern und Volkswirten die darin entwickelten Gedanken darlegen, ohne von berufsmäßigen und eingebildeten Politikern ein idealistischer Phantast gescholten zu werden.

In diese Zeitstimmung kommt nun, wenn auch ohne Absicht, das vorliegende Werkchen. Die öffentliche Meinung einzelner Zeitabschnitte zu erkennen und ihre Bedeutung zu würdigen, wird eine immer beliebtere Aufgabe der Geschichtsforscher, besonders der jüngeren. Unser auf psychologische Vertiefung hinarbeitendes Zeitalter wird sich mehr und mehr der Wichtigkeit psychologischer Betrachtung von Volksströmungen bewußt, in der richtigen Erkenntnis, daß die Geschichte mündig gewordener Völker zu einem bedeutsamen Teil von diesen selbst gemacht wird. Deshalb das eindringliche Versenken in die

Seele der öffentlichen Meinung, besonders so weit sie sich in den Presseerzeugnissen kundgibt! —

H. teilt, wie die für die Dissertation gewählte Überschrift besagt, seine Arbeit in drei Teile. Der unstreitig interessanteste, besonders im Hinblick auf die anfangs gepflogenen Erörterungen, ist der erste: Das Gebiet des deutschen Nationalstaates. Groß-deutschland oder, mit Naumann zu sprechen, „Mitteleuropa“ steht in Frage. Wenn auch zahlreichen Flugschriften noch eine gewisse politische Unreife anhaftet, im ganzen sind sie vom höchsten Gegenwartswert. Bei manchen möchte man meinen, sie wären erst vorgestern geschrieben. Genau wie vor diesem Kriege war es damals ein feststehender Grundsatz, dem sich selbst ein Heinrich v. Sybel nicht verschloß, daß der „Zerfall Österreichs sicher und nahe bevorstehend“ sei. Und warum? Lediglich aus national-politischen Gründen, einem Dogma, das durch die Lehren dieses Krieges wohl endgültig überwunden ist. Der Staat als Gemeinschaft politischer und wirtschaftlicher Interessen tritt wieder mehr hervor. Die Bedeutung dieser Gesichtspunkte betonte Heinrich v. Gagern am 26. Oktober 1848 in der Paulskirche sehr weitblickend, indem er auf die Wichtigkeit des Donauwegs für Mitteleuropa hinwies: „Der Donauweg muß erhalten bleiben, damit wir der Bestimmung nachleben können, die uns nach dem Orient zu gesteckt ist, daß wir diejenigen Völker, die längs der Donau zur Selbständigkeit weder Beruf noch Anspruch haben, wie Trabanten in unser Planetensystem einfassen.“ (S. 41.) Diesen Gedanken fortsetzend sagt ein anderer: „Endlich ist Asien für uns auf immer dahin, wenn es den Russen durch Deutschlands Rückzug möglich wird, Konstantinopel zu einer seiner Hauptstädte zu machen.“ Überhaupt macht sich vielfach eine nicht geringe Sorge vor dem Russen- und Slawentum mit seiner „orientalischen Halbbarbarei und dem asiatisch-kosakischen Prinzip“ geltend. — Den Gipfelpunkt erreicht der nationale Gedanke in seinen pangermanischen Bestrebungen. „Als drittes Glied eines germanischen Dreibundes aus Deutschland und Skandinavien mußte England beitreten, „wenn es seine Anmaßungen zur See herabzustimmen und seine nationale und politische Aufgabe über seine Krämerinteressen zu stellen vermag“. (S. 68). J. G. Droysen wünscht sogar den Anschluß Nordamerikas. Seine Meinung: „Deutschland und Nordamerika sind für Krieg und Frieden die natürlichen Verbündeten“ dürfte durch die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges nicht gerade bestätigt worden sein. —

Die beiden anderen Abschnitte der H.schen Arbeit „Staatsform und Oberhaupt des deutschen Nationalstaates“ bewegen sich durchaus im Rahmen der durch die Fachwerke über jene Zeit gegebenen Auffassung. Es liegt ja im Wesen einer Studie zur Geschichte der öffentlichen Meinung, daß sie an reinen Tatsachen höchst selten etwas Neues bringt. Ihr Reiz beruht

eben in dem Erkennen der Grundstimmung, auf der sich die Sonderhandlung aufbaut. Daher erübrigt es sich auf diese Teile näher einzugehen. Im ganzen mag gesagt sein, daß H. hier wie im ersten Kapitel mit Umsicht und Geschick zu Werke gegangen ist. Besonders wohltuend berührt die klare Gliederung des Buches, eine Annehmlichkeit, die noch erhöht werden würde, wenn der Verf. durch straffere Darstellung seinem Werkchen eine gedrungenere Form geben könnte.

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

115.

Hönig, Johannes, Ferdinand Gregorovius als Dichter. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, hrsg. von Max Koch u. Gregor Sarrazin. Neuere Folge. 39. Heft). VIII u. 292 S. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, G. m. b. H., 1914. M. 9.50.

Eine Biographie von Ferdinand Gregorovius steht leider noch aus. Zweifellos ist sie eine dankbare Aufgabe für den Forscher. Sie ist außerdem eine Ehrenpflicht der deutschen Historiographie gegen den Dichter des Euphorion und den Geschichtsschreiber der Stadt Rom und der Stadt Athen, gegen den „idealen Kosmopoliten“, den begeisterten Herold des neuen deutschen Reiches, den „Poeten unter den Historikern“. — Den Weg zur Lösung dieser Aufgabe bahnt die vorliegende, inhaltsreiche und gedankenvolle Schrift. Sie will „das gesamte Schaffen von Gregorovius unter Berücksichtigung seiner dichterischen Grundlagen zusammenfassen, für das oft gebrauchte Wort, daß der Geschichtsschreiber Gregorovius auch Dichter sei, den Nachweis liefern und damit zu einer richtigen Einschätzung seiner Persönlichkeit und seiner literarischen Tätigkeit gelangen“.

Der Verf. verbreitet sich zunächst über die „literarischen Quellen“ zum Leben und Wirken von Gregorovius. Bekanntlich war dieser in den letzten Jahren seines Daseins eifrig beflissen, alle erreichbaren Dokumente zu vernichten, die darüber Auskunft geben konnten. Wie reichhaltig trotzdem noch das einschlägige Material ist, zeigt der hübsche Abriß, den H. mit kundiger Hand von dem Leben seines Helden zu zeichnen weiß. Hier werden auch dessen dichterische Arbeiten und Pläne eingehend erörtert. Nicht minder seine Wirksamkeit als „Kulturphilosoph“ und Literarhistoriker, als Reiseschriftsteller, Übersetzer und Geschichtsschreiber. Die Bedeutung Gregorovius' als Historiker, der als solcher bekanntlich „nicht die höchsten Anforderungen“ erfüllte, bringt der Verf. in eine, wie mir deucht, zwar nicht völlig erschöpfende, aber doch höchst beachtenswerte Formel. „Seine Stärke als Schriftsteller“, so führt H. aus, „war zugleich seine Schwäche als Forscher, weil sein schriftstellerisches Wesen auf dichterischer Grundlage fußte“ . . . . . „Der Untergrund seiner Lebensauffassung“ war die schöne Form. Die „Form, einheitlich,

edel und groß, aber undehnbar, ist das Merkmal seiner geschichtlichen Werke. Die Form, anfangs unsicher und unklar, später in die klassische Linie übergehend, ist auch das Wesen seines Dichtens."

Der 2. Teil bietet eine Reihe höchst anziehender Sonderuntersuchungen zu Gregorovius' Werken. Einen großen Raum nimmt die kritische Würdigung seiner Dichtungen ein. Viele von ihnen, die sich meist durch Gedankenreichtum, Formenschönheit, „durch Ausdrucksfähigkeit der Sprache und durch ein ungewöhnliches Maß feiner Schilderungsgabe auszeichnen", sind unverdienter Vergessenheit anheimgefallen.

Solche Vorzüge und das besondere Talent, sich leicht in einer fremden Sprache und Kultur zurechtzufinden, machten Gr. zu einem Meister der Übersetzungskunst. Unerreicht ist z. B. seine Übertragung der „Lieder des Giovanni Meli", der „Sizilianischen Volkslieder", der „Toskanischen Melodien"; vollendet die Kunst, mit der er die zahlreichen Verse in seinem Buche „Grabmäler der Römischen Päpste" und in den ersten Bänden seines großen Geschichtswerkes verdeutscht hat.

Im Anschluß hieran werden andere Schriften von Gregorovius, vor allem seine „Reiseschilderungen" behandelt. Es sind Arbeiten „journalistisch-dichterischer Art", die seinen Namen in die weitesten Kreise getragen, ihm einen bedeutungsvollen Platz in der deutschen Literaturgeschichte gesichert, zugleich aber auch die unbefangene Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistungen in der Welt der zünftigen Gelehrten erheblich beeinträchtigt haben. Charakteristisch in dieser Beziehung ist der herablassende Spott, mit dem z. B. Ranke ihn als „Historiker für Touristen" zu bezeichnen liebte.

Allein die Reiseschilderungen von Gr. bleiben, ebenso wie seine Dichtungen, an Zahl und Bedeutung weit hinter seinen historischen Arbeiten zurück. Doch bieten von den zahlreichen Vorträgen, die er als Mitglied der Münchener Akademie gehalten, und seinen zeitgeschichtlichen Studien und Aufsätzen nur wenige die Möglichkeit zur Beurteilung des dichterischen Elements in seiner Darstellungskunst. Sie ermangeln jeglicher schriftstellerischen Eigenart. Eine rühmenswerte Ausnahme machen nur seine treffliche Schrift „Urban VIII. im Wiederspruch zu Spanien und dem Kaiser", seine glänzende, großzügige Festrede über „Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte" und sein geistsprühender Aufsatz über „Augusto Vera", den italienischen Hegelianer, mit dessen Wesen er selbst viele Berührungspunkte gemein hatte. Hierher gehört endlich auch seine formvollendete, anschauliche Beschreibung der „Grabdenkmäler", und die damit verbundene, eindrucksvolle Charakteristik der in Betracht kommenden Päpste.

Auch in manchen seiner größeren Geschichtswerke treten die dichterischen Merkmale in den Hintergrund. Das lag, wie

der Verf. richtig bemerkt, „weniger an einer grundsätzlichen Änderung der Richtung seines Schrifstellertums, als an dem Stoffe, den Gregorovius zugrunde legte“. Demgemäß sind denn auch seine Biographien Hadrians, der Lucrezia Borgia und der Athenaïs für die vorliegende Untersuchung nicht sonderlich ergiebig. Am ertragreichsten ist in dieser Beziehung noch die Geschichte der athenischen Philosophentochter, deren romantische Gestalt, von poetisch-mystischem Beiwerk umgeben, der dichterischen Auffassung einen weiten Spielraum läßt. Obwohl Gr. jede willkürliche Zutat ablehnt und, wie er ausdrücklich betont, nur die vorhandenen spärlichen historischen Quellen zu Rate gezogen und verwertet hat, vermag man sich doch nicht völlig des Eindrucks zu erwehren, als ob seine wunderbare Geschichte der Athenaïs ins novellistische Gebiet hinübergreift. Trotzdem könnten Verfasser sogenannter kulturhistorischer Romane gerade an diesem Buche lernen, wie auf Grund sorgsamer wissenschaftlicher Forschung der „Stoff der Poesie nachgerückt, ja zur Poesie gemacht werden kann“.

Indem der Verf. dann zur Würdigung der eigentlichen Lebensarbeit von Gr. übergeht, seiner Werke über die „Geschichte der Städte Rom und Athen im Mittelalter“, und sie unter dem Gesichtspunkt ihrer dichterischen Bedeutung betrachtet, gelangt er zu dem bedeutungsvollen Ergebnis, daß Gr. von Anfang an seine großen wissenschaftlichen Aufgaben „dichterisch erfaßte“, daß er „als Künstler über ihnen schuf“, und daß der Eindruck seiner Hauptwerke auf die Leser, „ob sie in wissenschaftlichem Sinne befriedigten oder nicht, ausnahmslos der einer literarisch hervortretenden, dichterisch bedeutenden Leistung war“.

Für diesen Teil seiner Untersuchung boten sich dem Verf. als besonders ergiebige Hilfsmittel dar die „Römischen Tagebücher“ von Gregorovius und dessen Briefe an den Staatssekretär Hermann von Thile und an die Gräfin Ersilia Caetani-Lovatelli. Wie einst Gibbon auf dem römischen Kapitol zu seinem unsterblichen Werke angeregt wurde, so ging auch Gregorovius auf der Inselbrücke San Bartolomeo der Plan auf, der Geschichtsschreiber der ewigen Stadt zu werden. Rom wurde ihm ein „dichterisches Erlebnis“, und zum „künstlerischen Erlebnis“ ward ihm die Arbeit an seinem Werke. Darüber schreibt er 1854 an seinen Königsberger Lehrer, den Philosophen Karl Rosenkranz: „Hier . . . steht der Mensch vor der Geschichte still wie vor der göttlichen Notwendigkeit und legt stumm seine Waffen und seine Schmerzen nieder. Dieses Rom ist nicht auszudenken, und lebte man darin Jahrhunderte“.

In der Tat stand Gr., wie ich vielleicht aus eigener Wissenschaft hinzufügen darf, noch viele Jahre später unter demselben Eindruck. Als Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine hohe fürstliche Dame aus Deutschland nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in der ewigen Stadt sich zu unserem Autor

dahin äußerte: Sie verlasse Rom mit dem Bewußtsein, es gründlich kennen gelernt zu haben, pries dieser — nicht ohne Ironie — die so leicht Zufriedengestellte glücklich, daß es ihr in wenigen Wochen gelungen sei, den Dämon zu überwinden, mit dem er mehr als 25 Jahre vergeblich ringe.

Ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der, soweit ich sehe, vollständig herangezogenen Literatur bildet den Schluß der ausgezeichneten Arbeit.

Die klaren, sachlichen und gründlichen Ausführungen, überall getragen von umsichtigem, reifem Urteil, bieten vielseitige Anregung und Belehrung. Und die ästhetisch anziehende Darstellung macht die Lektüre des Werkes zu einem wirklichen Genuß. Über Einzelheiten, namentlich soweit dabei der Charakter des feinsinnigen Gelehrten, dieses edlen, wahrhaft vornehmen Mannes in Frage kommt, möchte ich daher hier nicht mit dem Verf. rechten.

Berlin-Halensee. Georg Schuster.

116.

Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. Ausgewählt und hrsg. von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. IV. Bd.: Denkwürdigkeiten aus dem deutsch-dänischen Krieg 1864. Freiburg i. B., Herdersche Buchhandlung, 1914. Kl. 8°. XV u. 278 S. m. Kart. u. 12 Vollbildern M. 2.40, geb. in Pappbd. M. 2.80, in Lwd. M. 3.20.

Der 4. Band der „Bibliothek“ (vgl. „Mitteilungen“, 44, 112 f.) ist zur 50. Wiederkehr des Jahres 1864 erschienen und erinnert an die Waffenbrüderschaft, die sich jetzt in so großen Verhältnissen bewährt hat. Der Vergleich ist in mehr als einer Hinsicht lehrreich.

Die Sammlung ist reichhaltig und gibt ein vortreffliches Bild der Stimmungen und Kämpfe. Nach einer Aufzählung der wichtigen Ereignisse folgen die Übersichten über die so bescheidenen Streitkräfte zu Lande und zu Wasser, Armeebefehle, Schlachtenberichte und geschickte Auszüge und Aufzeichnungen. Besonders hervorgehoben seien die Briefe bezw. Berichte von Moltke, Hohenlohe, Werner und Baudissin und von österreichischer Seite von Tegetthoff und Schnayder.

Mit den Erklärungen und Karten kann man nicht ganz einverstanden sein. Während die Lage von Ferrol, Vigo, Arkona, Dievenow und Möen überflüssigerweise angegeben ist, wird Christian „der Böse“ nicht erklärt. Mit der Angabe „10 Knoten (in der Leine zum Messen der Geschwindigkeit, also hat große Geschwindigkeit)“ wird man auch nicht zufrieden sein. Der Plan von Düppel und Alsen hat keinen Maßstab und reicht nicht aus, Gammelmark, Büffelkoppel und Satrup, die oft genannt werden, sucht

man dort wie auf der Übersichtskarte vergebens. In dem Wiener Frieden vermißt man ungern den vielumstrittenen Artikel 5.

Sonst kann das mit Liebe und Geschick zusammengestellte Buch warm empfohlen werden.

Berlin-Lichterfelde. Hans Penner.

117.

Vor 45 Jahren. Worte aus großer Vergangenheit. Mit Einleitung von Dr. Paul Brönnle. 8°. XV u. 133 S. Leipzig, Krüger & Co., 1915. M. 1.50, Leinenband 2.—.

Der Herausgeber hat vier Aufsätze zusammengestellt, die dem Kriege 1870/71 entsprossen sind und mehr oder minder in engem Zusammenhang mit den heutigen Ereignissen stehen. Es sind: Heinrich v. Treitschke, „Was fordern wir von Frankreich?"; E. du Bois-Reymond, „Über den deutschen Krieg". Rektoratsrede am Friedrich Wilhelmstag der Berliner Universität 3. August 1870"; Heinrich v. Sybel, „Deutschlands Rechte auf Elsaß-Lothringen"; Graf Münster, „Der Friede von 1870". — Die Einleitung, welche Br. dazu geschrieben, ist tüchtig, nur etwas phrasenreich und blumig.

Der Stern der Gruppe ist Treitschke, dessen Rede wieder mit dem alten Zauber und mit heroischer Wucht an unser Ohr klingt. Die deutschen Beziehungen zu Elsaß-Lothringen sind vom historischen, politischen, sozialen, kulturhistorischen und geographischen Standpunkt in wundervoller Weise klargelegt. Alles wirkt frisch und wie für die Gegenwart geschrieben. Da ist noch nichts Verstaubtes. — Würdig schließt Sybel sich an, doch könnte man hier manches etwas veraltet nennen. Auch ist die Beweisführung nicht überall zwingend. Mit den Bestimmungen des Westfälischen Friedens ist es immerhin eine schwierige Sache. — Recht veraltet sowie leise marktschreierisch und feuerfresserisch erscheint du Bois-Reymond. — Graf Münsters Artikel ist sehr achtungswert, könnte aber ohne großen Schaden fehlen. — Treitschkes Artikel nimmt übrigens auch den bedeutendsten Raum ein.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

118.

Marcks, Erich, Der Imperialismus und der Weltkrieg. (Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. Bd. VIII, Heft 1). Gr. 8°. 26 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1916. M. 0.60.

Die vorliegende Arbeit ist eine willkommene Ergänzung zu einer früheren desselben Verfassers: „Die imperialistische Idee in der Gegenwart" (s. E. Marcks: „Männer und Zeiten" Bd. II 267 ff.). Marcks weist zunächst nach, daß der deutsche Imperialismus sich wesentlich von dem Englands, Amerikas, Rußlands, Japans unterscheidet. Deutschlands Wunsch war nicht

auf das Herrschen gerichtet, sondern auf friedliche wirtschaftlich-kulturelle Auswirkung, sein Imperialismus war defensiv, niemals agressiv. Obwohl wir nun einen Weltkrieg im wahrsten Sinne des Wortes erleben, liegen, wie M. überzeugend klarzulegen weiß, die Entstehungsgründe allein in Europa. Der Weltkrieg ist nichts weiter als die Fortsetzung des schon in den früheren Jahrhunderten zu findenden Druckes von Ost- und West- auf Mitteleuropa. Der Imperialismus der Großmächte spielt in diesem Krieg nur insofern hinein, als ihre Gegensätze dort draußen Begleiterscheinungen sind; ihre Gegnerschaft in Europa muß auch Reibereien in den Kolonialgebieten hervorrufen. Trotz der rein kontinentalen Ursachen wird der Krieg aber für die imperialistische Bedeutung der Mächte Folgen haben. Nicht am wenigsten werden im Falle eines Sieges wir und Österreich-Ungarn an Ansehen in der Welt gewinnen.

Berlin-Schmargendorf. Paul Ostwald.

119.

Meinecke, Friedrich, Deutsche Kultur und Machtpolitik im englischen Urteil. (Deutsche Reden in schwerer Zeit, 29). 8°. 27 S. Berlin, Carl Heymann, 1915. M. 0,50.

Die feinsinnigen Ausführungen M.'s über das Wesen der deutschen Kultur und ihr Verhältnis zum Staate sind gedacht als Widerlegungen der englischen Behauptungen von den zweierlei Deutschlands: dem guten Goethes und Kants und dem schlechten, im Erobererstaate Friedrichs des Großen wurzelnden. Der Deutsche wird dankbar die Deutung des heutigen Völkerringens annehmen, soweit dessen Ausbruch seine angeblich schrankenlosen, durch List und Gewalt gekennzeichneten machtpolitischen Überzeugungen verursacht haben sollen; den Engländer könnte sie belehren, wenn er zu sehen nur willens wäre. Des Deutschen „geschichtliches Denken und unser Kulturideal lebt und webt in der Anschauung der Mannigfaltigkeit und des Nebeneinanders freier, starker Staaten, Nationen und Kulturen". „Kein Staat soll für sich mehr Macht erstreben, als zu seiner unbedingten Sicherheit und zur freien Entfaltung seiner Volkskräfte notwendig ist". Solche Sätze erweisen genugsam die Haltlosigkeit jener englischen Verdächtigung, als versuche Deutschland ein Weltreich im Sinne des römischen aufzurichten; doch Englands universale Seeherrschaft stellt eine Universalmonarchie dar, und Deutschlands Kampf gegen sie ist letzten Endes ein Kampf für den Geist der modernen Entwickelung, gegen den England sündigt. Und wie verhält es sich mit den englischen Aufstellungen, Deutschland habe über die Beziehungen von Kultur und Staat unmenschliche Ansichten, überschätze mindestens die Tüchtigkeit des großen und mächtigen Staates für die Kultur? In M.'s scharf durchdachter Formulierung des Verhältnisses beider ist davon

nichts zu spüren. Nach ihm bricht echte Kultur immer wieder spontan und selbständig aus den verschiedenartigen Trieben und Bedürfnissen des menschlichen Geistes hervor; Kunst, Wissenschaft und Religion geben sich jede selbst ihr Gesetz — und sind doch nur in dem, was sie erstreben, selbständig; aber die Kraft, mit der sie dies tun, stammt „im letzten Grunde aus dem Boden ihrer Volksgemeinschaft, und in dieser wiederum wirken alle Fähigkeiten und Einrichtungen des staatlichen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens zusammen; wer nicht dies Nebeneinander von Abhängigkeit und Unabhängigkeit in den einzelnen Zweigen des geschichtlichen Lebens sich klar zu machen versteht, wird niemals das wahre Verhältnis von Kultur und Staat zueinander erkennen". Kultur und Staat dienen gegenseitig einander und besitzen zugleich ein Eigenleben, das nicht im Dienste des anderen aufgeht. „Es fällt uns nicht ein, unsere selbständigen Kulturbedürfnisse und unsere innere geistige Freiheit dem Staate zu verkaufen, wenn wir uns ihm in freier Hingebung widmen; unsere Ideale verbinden persönliche Freiheit und Hingabe an den Staat".

Überall sind in dem sehr beachtenswerten Schriftchen M.'s, dem eine recht weite Verbreitung beschieden sein möge, historische Belege zur Unterstützung des abstrakt Ausgesprochenen herangezogen; auch sie zeigen deutlich, daß die Engländer, wenn sie Deutschland seit Bismarck eine besonders rücksichts- und skrupellose Machtpolitik vorwerfen, hübsch zunächst vor ihren eigenen Türen kehren sollten.

Wien. Oskar Kende.

120.

Lampe, Felix, Kriegbetroffene Lande. Geographische Skizzen für jedermann zur Vertiefung des Verständnisses für Gründe und Ziele, Verlauf und Schauplätze des Weltkrieges der Gegenwart. Mit 26 Zeichnungen und Karten im Text. Gr. 8°. 346 S. Halle a. d. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1915. M. 7.—.

Der Geograph Professor Dr. Felix Lampe, bekannt als einer der führenden Männer auf dem Gebiete des erdkundlichen Unterrichts, verdient besten Dank dafür, daß er seine während der Kriegszeit in Vorträgen und Zeitschriften gegebenen Schilderungen von kriegbetroffenen Landen durch Herausarbeitung zu einem Ganzen in Buchform weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat.

Verf. hegt einen höheren Begriff vom Wesen der Geographie, als daß er ihre Bestimmung in naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und statistischen Feststellungen beschlossen sähe. Dem Altmeister Karl Ritter folgend, erblickt er ihre Aufgabe darin, die Zusammenhänge zwischen Erde und Menschenleben zu erfassen, die Wechselwirkung, in der beide miteinander stehen, aus den in ihnen waltenden Kräften zu erkennen: „Nicht nur das

Land macht die Menschen, auch die Menschen (machen) das Land: Geistiges Klima!" Die Überzeugung von dem Übergewicht des Geistigen über das Physische tritt durchgängig zu Tage. Zieht Verf. auch eine genaue Grenze zwischen Geographie und Geschichte, jener mit ihrer räumlich, dieser mit ihrer zeitlich bedingten Betrachtungsart, so geht er doch überall so weit in die Vergangenheit zurück, wie er es für die Erklärung des Zustandes in der Gegenwart braucht.

Kann somit der Geograph nicht ohne die Geschichte auskommen, so kann ebensowenig der Historiker das Verständnis der Gegenwart erschließen, ohne mit dieser selbst kulturgeographisch sich bekannt gemacht zu haben. Die Kulturgeographie steht am Ausgangs- und am Endpunkt der Kulturgeschichte. Ein kulturgeographisches Werk, wie dies Lampesche, weiß deswegen auch dem Historiker viel zu sagen, sodaß seine Besprechung in den „Mitteilungen" ganz am Platze ist.

Der Inhalt gliedert sich in zwei Abteilungen, eine kleinere „Zur Geographie der Kriegsgründe und des Kriegsverlaufs" und eine größere „Kämpfende Völker, umkämpfte Lande".

Friedrich Ratzels Wort „Krieg ist Kampf um den Raum" wird der Betrachtung der Ursachen des Weltkrieges vorangestellt und seine Bewahrheitung an den Begehrungen der Ententemächte dargetan. Mit Recht wird den einzelnen Persönlichkeiten, die bei dem Ausbruch des Krieges die Staatsgeschäfte zu führen hatten, sehr viel weniger Wichtigkeit für die Wendung der Dinge beigemessen, als den Tendenzen, die aus den historisch-geographischen Gegebenheiten der rivalisierenden Mächte hervorgingen. Scharf müsse zwischen den zur Schau getragenen und den wahrhaft wirksamen Beweggründen unterschieden werden.

Was die Geographie zum volleren Verständnis des Kriegsverlaufs beizubringen vermag, erhellt aus den Ausführungen über die Raumverhältnisse, die Lage, die Bodengestalt, die Erzeugnisse, die Bevölkerungsziffer und -Art, sowie über das wirtschaftliche und geistige Leben der beteiligten Länder.

Die zweite Abteilung hat es mit einer eingehenderen Darstellung aller mit den sich vollziehenden Ereignissen in Verbindung stehenden geographischen Verhältnisse der sich bekämpfenden Gruppen zu tun. Die Bereiche des östlichen und des westlichen Land- und See-Kriegsschauplatzes, das Mittelmeer mit seinen Randländern, der „ferne Osten und der ferne Westen" werden uns in ihrer von der Natur und dem Volkscharakter bestimmten Eigenart vorgeführt, während unser Vaterland den Beschluß bildet.

Von dem Einfachsten und Nächstliegenden geht die Vorführung überall aus, um sich dann größeren inneren Zusammenhängen zuzuwenden und an geeigneten Stellen sich zu höheren umfassenden Gesichtspunkten zu erheben.

Rußlands Volksgeist finde keine genügende Betätigung in den inneren öffentlichen Angelegenheiten und begünstige daher

das Bestreben nach äußerer Machterweiterung. Der alten deutschen Kulturarbeit in den östlichen Grenzländern Deutschlands wird eindringlich nachgegangen. Frankreich zeige im Gegensatz zu Rußland Alterserscheinungen; dem französischen Volk, „so beweglich es im Frieden, so tapfer es im Kriege ist, fehlt doch das frische Wachstum"; es kranke unter dem Mißverhältnis seiner Kraft und der aus seiner ehemaligen Größe herrührenden Ansprüche. Belgiens staatliches Dasein ist geblieben, wie es Leopold I. nannte, „Ein Experiment". Die Gunst der geographischen Lage einerseits, der Schutz durch die See, die Nähe des Kontinents und die freie Ausfahrt in den Ozean, der Kohlenreichtum andererseits waren die von der Natur geschaffenen Vorbedingungen, vermöge deren die auf das Praktische vornehmlich gerichtete Tatkraft und Klugheit des Engländers es dahin gebracht, daß „Großbritannien ein Staat (geworden) ungleich großartiger als das alte Rom und sein Volk ein Herrenvolk, wie es die Erde noch nie gesehen, dessen Sprache für 550 Millionen Menschen die Amtssprache ist, das selbst nur rund 40 Millionen stark, über 400 Millionen gebietet und außer diesen weiter ungezählte Millionen als Kunden seines Handels, ungezählte Staaten des Erdballes als Schuldner seiner Kapitalkraft nach seinem Belieben gängelt". Aus Eifersucht gegen den in stärkerer Progression als der eigene sich ausbreitenden deutschen Handel führte England den Krieg herbei. Italien gefällt sich in der Pose des alten Rom, dabei nur vergessend, daß es seine Einheit nicht eigenen, sondern fremden Siegen zu verdanken hat. Anziehende Ausblicke sind es, die der Verfolg der Linie Berlin—Bagdad in den betreffenden Abschnitten unseres Buches uns erschließt. „Dieser Krieg kann ein Wendepunkt der Weltgeschichte sein". Recht treffend heißt es von Japan: „Dies japanische Volk fließt hinaus, und die japanische Staatsmacht will ihm nach und gewinnt dadurch eine Richtung auf Eroberung und Ausdehnung". Die für uns erfreulichste Erscheinung in Amerika ist, wie das deutsche Blut bei den Deutsch-Amerikanern sich regt.

Seelenwärme durchströmt das Schlußstück vom Vaterlande: Deutschlands Zukunftsarbeit muß seinen besten Überlieferungen gemäß sich vollziehen, um den Erfolg zu verbürgen.

Bedürfte es noch der Beweisführung, eine wie reiche und unentbehrliche Quelle der Belehrung die Geographie dem Diplomaten, Soldaten, Kaufmann, Industriellen, Techniker und schließlich jedem Gebildeten bietet, der auf diesen Namen Anspruch erheben darf, so böte Felix Lampes vortreffliches Werk dafür den vollen Beleg. Und mit dem Verf. kann man nur aufs lebhafteste wünschen, daß hinfort auch für den Schulunterricht die nötige Folgerung daraus gezogen werden möchte.

Charlottenburg. C. Rethwisch.

121.

Seippel, Paul, Die heutigen Ereignisse vom Standpunkte der romanischen Schweiz. 8°. 39 S. Zürich, Rascher u. Comp., 1915. Cts. —.60.

Der gegenwärtige Krieg ist ein Prüfstein für die innere Festigkeit des Staates der Schweizer geworden, der auf der engen Verbindung germanisch-romanischen Wesens beruht. Der schroffe Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen verursachte anfangs eine innere Zerrissenheit und Zwiespältigkeit unter den Schweizern, die gefährlich zu werden drohte. Hätte die eine oder die andere der sich aufs heftigste bekämpfenden Strömungen die Oberhand gewonnen, so wäre die Spaltung dagewesen. Mahnend rief daher der Deutschschweizer Konrad Falke in seiner Schrift „Der schweizerische Kulturwille“ aus: „Wenn wir nicht den festen Willen haben, germanisches und romanisches Wesen zur gegenseitigen Bereicherung inniger als sonstwo einander anzunähern, miteinander statt nur nebeneinander zu leben, so hat es keinen Zweck, daß ein schweizerischer Staat besteht!“ Dieselbe Warnung klingt aus dem Vortrage Seippels, den dieser im Auftrage der „Neuen helvetischen Gesellschaft“ in Basel gehalten hat, und der als Broschüre in der Sammlung „Schriften für Schweizer Art und Kunst“ erschienen ist. Darin fordert er, daß die Schweizer ihre ganze Kraft einsetzen, um während der großen europäischen Krise ihre geistige und wirtschaftliche Unabhängigkeit zu wahren. Ohne sich die Vorurteile und Leidenschaften der Nachbarn aufdrängen zu lassen, sollen sie die gegenwärtigen Ereignisse mit Kaltblütigkeit und Nüchternheit beurteilen.

Wie es aber um die „Objektivität“ des Verf. selbst bestellt ist, zeigt seine Stellung zur belgischen Neutralitätsfrage. Für die Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland findet er keine Rechtfertigung und keine Entschuldigung. Was nach dem anfänglichen Eingeständnis des deutschen Neutralitätsbruches von seiten des Reichskanzlers an Beweisen für die Aufgabe der Neutralität von Belgien selbst durch Veröffentlichung der in Belgien gefundenen Dokumente vorgebracht wurde, ist für S. nicht stichhaltig. Er sieht in den Aktenstücken aus dem Archiv des belgischen Kriegsministeriums nichts als kurze Notizen, die sich General Ducarne, der Chef des belgischen Generalstabes, im Jahre 1906 über seine Unterhaltungen mit dem englischen Militärattaché in Brüssel, dem Oberstleutnant Barnardiston, gemacht hat. Es handle sich demnach nicht um eine Militärkonvention zwischen England und Belgien, sondern um eine Konversation zwischen dem englischen und dem belgischen Offizier über die Frage, wie bei einem Einfalle deutscher Truppen in Belgien England sich an der Verteidigung der belgischen Neutralität beteiligen könne. Die Besorgnis vor einer Verletzung der Neutralität von seiten Deutschlands sei dadurch begründet gewesen, daß eine Reihe angesehener deutscher Militärschriftsteller

offen damit gerechnet habe und vom Deutschen Reiche strategische Eisenbahnen an der belgischen Grenze gebaut worden seien. Trotzdem hätte die belgische Regierung auch in dieser Lage ihre Unparteilichkeit zu wahren gesucht: Generalstabsoffiziere hätten die Küsten Flanderns bereist, um die Maßnahmen zu prüfen, die gegen eine ungebetene Landung englischer Streitkräfte zu treffen seien. Noch am 3. August, als bereits deutsche Truppen in Belgien eingerückt waren, sei ein Angebot französischen Schutzes abgelehnt worden. Frankreich selbst sei für ein Einschreiten in Belgien so wenig vorbereitet gewesen, daß es mehr als vierzehn Tage gebraucht hätte, um Truppen an dieser Grenze zusammenzuziehen. Bei dieser Verkennung der wirklichen Lage kann es nicht verwundern, daß sich der Verf. aufs innigste mit dem unglücklichen Lande verbunden fühlt, „das aus keinem anderen Grunde überfallen und mit Feuer und Schwert verwüstet wurde, als weil es für die deutschen Armeen auf dem Wege nach Paris die bequemste Marschroute war". Vor allem tadelt er die strenge Anwendung des Kriegsrechtes gegenüber der feindlichen Bevölkerung. Obwohl es weder in Belgien noch in Frankreich zu einem Franktireurkrieg gekommen sei, habe man ein Schreckensregiment geübt, das darauf hinzielte, jede Neigung zum Widerstande im Keime zu erdrücken. Das ist der Grund, weshalb der Verf. Wert auf eine Unterscheidung zwischen der deutschen Nation und dem preußischen Militarismus legt. Diesen betrachtet er als den Sündenbock, der mit den Verwünschungen aller braven Schweizer beladen in die Wüste geschickt wird, während dem deutschen Volke und seiner Kultur die gebührende Hochachtung nicht entzogen werden soll. Von der Herrschaft eines militaristischen und imperialistischen Deutschland fürchtet S. die Überwachung und geistige Disziplinierung Europas. Die Vernichtung Frankreichs wäre ein unersetzlicher Verlust für die Schweiz, deren Interesse darin besteht, daß keins von beiden Ländern seinen Gegner zerschmettert. Die deutsche Nation und Kultur wird ja den ihr zukommenden Platz in der Welt behaupten, denn es ist kein Zweifel, daß Deutschlands überströmende Lebenskraft, sein stolzes und unerschütterliches Kraftbewußtsein der Gefahr der Vernichtung trotzt.

Mit Recht bezeichnet es der Verf. als die schönste Aufgabe der Schweizer im gegenwärtigen Völkerringen, die Wunden des Krieges zu lindern und in der Tätigkeit des „Roten Kreuzes", sowie der „Agentur für die Kriegsgefangenen" als menschenfreundliche Vermittlerin zwischen den kriegführenden Völkern zu arbeiten.

Trotz mancher einseitigen und schiefen Beurteilung der neuesten geschichtlichen Vorgänge ist das Büchlein anregend und fesselnd. Es soll den Deutschschweizern die Notwendigkeit des Zusammenhaltens mit den französischen Schweizern vor Augen führen. Belgiens Schicksal soll den Schweizern zur Mahnung

dienen, wachsam, einig und stark zu bleiben und sich nur auf sich selbst zu verlassen. Diese Tendenz der Schrift ist bei ihrer Wertung im Auge zu behalten.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

122.

Die deutsch-lettischen Beziehungen in den baltischen Provinzen. Von einem **Balten** mit einem Vorwort von Prof. Dr. **O. Külpe.** (Zwischen Krieg und Frieden. No. 32.) 8°. VIII u. 68 S. Leipzig, S. Hirzel, 1916. M. 1.—.

Die vorliegende Einzelschrift über das Verhältnis der Balten zu ihren lettischen Heimatgenossen trägt einen politischen Charakter und soll auf das Publikum von heute Eindruck machen. Ihre Besprechung gehört aber doch in eine historische Zeitschrift, da die eigentümlichen Zustände in Livland nur aus der eigentümlichen Geschichte dieses Landes heraus richtig erklärt werden können. Man fragt z. B.: Wie ist es möglich, daß die Bürger der livländischen Städte es ohne Aufbäumen ertragen haben, daß auf dem Landtage außer der Stadt Riga nur der Großgrundbesitz und überwiegend der Adel vertreten sind? Die Beantwortung ist einfach. Der livländische Landtag hat seit 1721 kaum eine andere Aufgabe gehabt, als die ländlichen Verhältnisse zu behandeln; die Städte hatten ihre eigenen Sorgen, ihre eigene Entwickelung. Auch die kirchliche Verwaltung des Landes war von der der Stadt Riga getrennt. Diesem Umstande ist es zu verdanken, daß noch heute die Verhandlungssprache auf dem Landtage deutsch ist. Wäre früher ein allständischer Vertretungs-Landtag eingeführt worden, so wäre die Verhandlungssprache russisch. Es kommt den Balten aber auf nichts mehr an als auf die Aufrechterhaltung des Deutsch-Nationalen.

Oft ist gesagt worden, es sei der größte Fehler der livländischen Stände gewesen, daß sie die Esten und Letten nicht germanisiert haben. Wer so urteilt, kennt die Geschichte des Landes nicht genauer. An der Einsicht, daß es besser wäre, wenn die Letten nicht Letten wären, sondern Deutsche, hat es nicht gefehlt, aber ob diese Umwandlung in früheren Zeiten möglich gewesen wäre, ist eine andere Frage. Die livländische Geschichte ist eine Geschichte selten unterbrochener Kriege, und als endlich nach dem Napoleonischen Zeitabschnitt eine Zeit der Ruhe eintrat, war die Arbeit des Landtags auf das Notwendigste, auf die Befreiung, wie auf die Herstellung von Eigentum und freier Gemeindeverfassung der Bauern gerichtet, also nur mittelbar auf die Germanisierung des Lettenvolks. Die vorliegende Arbeit geht auf diese Fragen weiter ein und sucht durch die Geschichte und durch die Erklärung der heutigen Verfassungszustände Livlands begreiflich zu machen, warum die Deutschen und Letten heute als zwei Völkerschaften einander gegenüberstehen, statt zu einem Volke, dem deutschen, verschmolzen zu sein.

Das baltische Deutschtum bildet eine geschlossene Oberschicht mit starkem Lokalpatriotismus, der eine Neigung zur Selbstzufriedenheit zeigt. Diese Züge verbinden sich mit einer recht verbreiteten allgemeinen Bildung, die ihre Nahrung aus dem deutschen Mutterlande erhält. Die geselligen Umgangsformen, die Verachtung von Titeln und unnützen Zeremonien, die gesellschaftlich wenig geschiedenen Stände des Adels und des Bürgertums sind den Reichsdeutschen, die vor der Russifikation reichlich einströmten, stets angenehm aufgefallen. Politisch findet eine solche Übereinstimmung zwischen Adel und Bürgertum nicht in gleichem Maße statt. Über den Parteibestrebungen stehen aber immer die nationalen.

Der Gegensatz zwischen Deutschen und Russen ist heute im allgemeinen weniger schroff als zwischen Deutschen und Letten, wenigstens wenn sich die Russen nicht in den Dienst der Russifikation stellen. Die russischen Beamten stehen beiden einheimischen Völkerschaften als Fremde gegenüber. Der Verf. legt ausführlich dar, wie das Verhältnis zwischen Deutschen und Letten sich allmälich verschlechtert hat, wie aus den alten patriarchalischen Beziehungen zwischen Herrn und Bauern ein Gegensatz erwachsen ist zwischen der deutschen Oberschicht und dem durch deutsche Kulturarbeit selbständig gewordenen Lettenvolk, ferner wie die sozialdemokratischen Bestrebungen durch die Berührung mit den russischen Revolutionären, durch Zerstörung der Volksschulen, durch Ausdehnung der Industrie sich verstärkt haben, wie aber auch in den von Letten abstammenden Handwerkern, Kaufleuten und Gelehrten ein nationales Selbstgefühl sich geltend macht, das nicht wie bei den ersten Regungen lächerlich erscheint, sondern gefährlich, besonders gefährlich in dem Kampf der Deutschen gegen die Russifizierung. Während die Letten früher stolz darauf waren, deutsch zu werden, wollen sie heute eine eigene Kultur ausbilden, was bei der Unerreichbarkeit dieses Zieles eine Annäherung an das Russentum zur Folge hat.

Die kleine Schrift ist sehr lesenswert, und man kann dem im Vorwort von O. Külpe ausgesprochenen Wunsch nur zustimmen, daß die Reichsdeutschen jetzt, wo unsere Truppen an der Düna stehen, dem baltischen Deutschtum mehr Anteil widmen möchten als früher, und daß dieses Buch viele Leser finde.

Frankfurt a. M. J. Girgensohn.

123.

Zivier, E., Neuere Geschichte Polens. 1. Band: Die zwei letzten Jagellonen (1506—1572). (Allgemeine Staatengeschichte, hrsg. v. Karl Lamprecht. 39. Werk.) Gr. 8°. VIII u. 809 S. Gotha, F. A. Perthes, A.-G., 1915. M. 20.—.

Der 1. Band der auf drei Bände berechneten neueren Geschichte Polens von E. Zivier ist der wohlgelungene Anfang

einer längst ersehnten Fortsetzung der Geschichte Polens von Roepell-Caro, die mit dem 5. Bande (1886—1888) die Darstellung der polnischen Geschichte bis zum Jahre 1506 führte.

Ebendort beginnt Z. nach einem kurzen, einleitenden Rückblick über die Zeit vor 1506 mit der Regierung Sigismunds, der Herzog von Glogau war und auch andere Teile Schlesiens regierte, und nun nach dem Tode seines Bruders Alexander in die Rechte eines Großfürsten von Litauen trat und als solcher bald darauf zum König von Polen gewählt wurde. Der neue König, der seinen Vorgänger körperlich und geistig überragte, erkannte bald, daß das ringsum befehdete Polen sich nur behaupten könne, wenn auf neu geordneten Finanzen eine starke Wehrmacht stünde. Bevor er sich aber diesen Aufgaben widmen konnte, mußte er sein Land gegen zahlreiche Feinde, besonders gegen den Großfürsten von Moskau verteidigen, der von seinen Ansprüchen auf russische Teile Litauens (Smolensk) nicht abließ. Es begann eine lange Reihe von Kriegen mit Moskau, in denen die Polen in den Tartaren zwar Bundesgenossen, aber keine Hilfe hatten, ja sogar in Verlegenheit gerieten durch den Abfall des mächtigen Glinski, dem Z. jedes höhere Ziel für seine Umtriebe abspricht. Gleich nach einem vorläufigen Frieden (1509) zog man gegen den Hospodar der Moldau und dann gegen die Tartaren, die 1512 bei Wiśnowice besiegt wurden.

Neben diesen Problemen der auswärtigen Politik schwebte immer noch die Auseinandersetzung mit dem deutschen Orden über die Leistung des im Thorner Frieden von 1466 geforderten Huldigungseides. So oft der Orden Unterstützung bei den Feinden Polens suchte, hatte sich der Konflikt zeitweilig verschärft, während er bei dem Versuche einer diplomatischen Lösung durch den Kaiser oder Papst nur verschleppt worden war. Auch der Plan des Erzbischofs von Gnesen, Johann Laski, die Hochmeisterwürde mit der polnischen Königswürde und das Ordensland mit Polen für immer zu vereinigen, brachte keine Klärung. Im Jahre 1513 nahm der Hochmeister eine feindselige Haltung gegen Polen ein, unter Begünstigung durch den Kaiser, der infolge der ungarischen Politik König Sigismunds auch Moskau zum Kriege gegen Polen veranlaßt hatte. Die Polen verloren Smolensk, siegten aber entscheidend bei Orscha. Trotzdem war Sigismund einer Aussöhnung mit dem Kaiser geneigt, der dieselben Wünsche hatte, weil sein Bund mit Moskau recht unliebsames Aufsehen erregt hatte. Mit großer Prachtentfaltung wurde in Preßburg und Wien 1515 die Versöhnung gefeiert, bei welcher der Kaiser seine dynastischen Wünsche erfüllt sah und Sigismund weitgehende Zugeständnisse erhielt. Als Folge dieser Annäherung beider Herrscher bemerkt Z. eine große Erschlaffung in der Politik des polnischen Königs. Sigismund wie Maximilian waren jetzt um Friedensverhandlungen zwischen Polen und dem Großfürsten bemüht, der gerade die Tartaren wieder für sich gewonnen hatte.

Die erfolglosen Verhandlungen in Moskau brachten dem polnischen König eine tiefe Demütigung. Auch der Hochmeister zeigte keine Neigung zum Frieden, wobei es ihm zustatten kam, daß Sigismunds Aufmerksamkeit durch die Vorgänge im deutschen Reiche gefesselt war, denn der Tod Maximilians und die Frage der Nachfolge rückten Polen in das europäiche Interesse. Sigismund glaubte als Vormund des böhmischen Königs selbst wählen zu können, worin er sich aber irrte, da die böhmischen Stände durch ihren Kanzler die Kurstimme abgeben ließen. Doch dies entschied sich erst später, und vor der Wahl war Sigismund von den Parteien, besonders Frankreich, lebhaft umworben. Als schließlich doch der Krieg mit dem Orden ausbrach, versammelten sich die Polen ohne Beteiligung Litauens in Thorn und begannen von dort aus im Dezember 1519 ihren siegreichen Einmarsch in das Ordensland, das sie fast ganz besetzten. Schon wurde über einen Waffenstillstand verhandelt, als das Herannahen deutscher Hilfstruppen neue Hoffnungen erweckte. Man kämpfte weiter, doch die deutschen Landsknechte lösten sich auf, und der Orden hatte, trotz einiger Erfolge, keine Entscheidung erlangen können. Nach langwierigen Verhandlungen kam als Ergebnis des ganzen Feldzuges am 5. April 1521 in Thorn nur ein Kompromiß zustande, nach dem ein 4jähriger Waffenstillstand geschlossen wurde, während welcher Zeit anerkannte Schiedsrichter über die Rechtmäßigkeit der polnischen Forderung des Huldigungseides des Hochmeisters entscheiden sollten. Der polnische Waffenerfolg gegen den Orden machte auch den Großfürsten von Moskau zu einem Waffenstillstand geneigt, der im Frühjahr 1522 endlich vereinbart wurde; Smolensk blieb den Russen, während die Polen die Kriegsgefangenen behielten. In der Zeit des Waffenstillstandes zwischen Polen und dem Orden bemühten sich beide Teile eifrig, eine geeignete Lösung des Konfliktes zu finden. Diese ergab sich endlich aus der Säkularisation des Ordens, die dem Hochmeister den Vasalleneid nicht ersparte, aber seine Stellung wesentlich erhöhte und durch die Beendigung des Streites mit Polen seinem Lande die Möglichkeit einer gedeihlichen Entwicklung brachte.

Die vielen Kriege, die doch nur geringe politische Erfolge hatten, zehrten natürlich sehr an der Volkskraft. Die geplanten Reformen konnten nicht ausgeführt werden, wobei der Adel in seinem Streben nach politischer Macht einen großen Teil der Schuld trug. Von Bedeutung für die innere Politik war der Einfluß der Königin Bona Sforza, der Italienerin, die König Sigismund nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Barbara Zapolya geheiratet hatte. Bona schenkte ihrem Gemahl den erwünschten Erben, dem sie im Reiche die Zukunft zu sichern suchte. Durch reiche Mittel und die Unterstützung des Königs erreichte sie es im Jahre 1522, daß ihr Sohn Sigismund August im zartesten Alter bereits als zukünftiger Großfürst von Litauen anerkannt wurde. Später gelang es ihr, ihn im Alter von neun

Jahren trotz heftiger Opposition zum König von Polen neben seinem Vater wählen zu lassen. Für die innere Politik war ferner wichtig die Einverleibung Masoviens nach dem plötzlichen Aussterben des Herzoghauses (1526). Zu derselben Zeit wurde durch den Tod Ludwigs II. der Thron von Böhmen und Ungarn frei. Sigismund trat wohl als Prätendent auf, wurde aber von den Böhmen, die auf Grund ihres Wahlrechtes Ferdinand wählten, zurückgewiesen und vermochte sich auch in Ungarn keine Geltung zu verschaffen. Hier standen sich der Habsburger Ferdinand und Johann Zapolya gegenüber. Der polnische König lehnte einen offenen Anschluß an seinen Schwiegersohn Zapolya ab und verharrte in einem ertraglosen Schwanken, das sich von nun an bis in die Regierungszeit Sigismund Augusts fortsetzte. — Die ungarische Frage und ein Feldzug gegen den Hospodar der Moldau, der bei Obertyn geschlagen wurde, führte zu Auseinandersetzungen mit den Türken, mit denen ein langfristiger Vertrag geschlossen wurde. Bald danach brachte der Tod des Großfürsten Wassily (1533) für die Litauer erneut die Gelegenheit, ihre Ansprüche auf litauische Gebiete des Großfürsten zu erheben; doch sie vermochten, trotz eines siegreichen Feldzuges, in dem Waffenstillstand von 1537 nicht den erhofften Gewinn zu erringen.

In der Friedenszeit der dreißiger Jahre wurde in Polen eifrig an Reformen, besonders des Rechts, gearbeitet. Leider zeigte die Mühe nicht den vollen Erfolg, da gleichzeitig der Adel vom König die weitgehendsten Zugeständnisse erfüllt sehen wollte. Dann aber traten die Intrigen der Königin Bona und die dauernde Möglichkeit, mit auswärtigen Mächten in Konflikt zu geraten, wo dann die Einberufung des allgemeinen Aufgebotes zugleich einen beschlußfähigen Reichstag schuf, immer wieder lähmend den besten Absichten des Königs entgegen. Dazu kam, daß Sigismund wegen seines hohen Alters nicht mehr im Stande war, allen Aufgaben des Staates gerecht zu werden. Seine Unentschlossenheit nahm immer mehr zu, besonders bei der Ausführung des zwischen Zapolya und Ferdinand geschlossenen Großwardeiner Vertrages.

Als 1548 Sigismund starb, folgte ihm sein bereits gewählter Sohn Sigismund August. Diesmal bot also der Thronwechsel keinen Wahlkampf; dafür aber erhitzten sich die Gemüter über die Person der Königin. Denn der junge König hatte, nach kurzer Ehe mit Elisabeth von Österreich, Barbara Radziwill ohne Wissen der Magnaten geheiratet und verlangte jetzt ihre Anerkennung als Königin. Er erreichte sein Ziel, aber erst als er seine Stellung durch Anlehnung an Österreich gefestigt hatte.

In der auswärtigen Politik trat unter Sigismund August keine wesentliche Änderung ein. Mit den Türken wurde ein neuer Freundschaftsvertrag 1554 auf der Grundlage des alten geschlossen, der auch bestehen blieb, als Ferdinand und der

Sultan wegen Siebenbürgen in einen Krieg gerieten. Die Beziehungen zu Moskau hatten sich wegen der Annahme des Zarentitels durch Iwan und der damit erhobenen Ansprüche auf polnische Gebiete bedenklich zugespitzt, doch wurde ein Krieg vermieden und der alte Waffenstillstand verlängert. Das bedeutendste Ereignis der auswärtigen Politik war gegen Ende der Regierung Sigismund Augusts die Einverleibung Livlands, die in der Hauptsache von Nikolaus Radziwill geleitet wurde. Man kam geschickt den anderen Prätendenten zuvor, die Streitigkeiten des Meisters in Livland und des Erzbischofs von Riga benutzend, um ein Eingreifen Moskaus zu verhindern. Mit diesem brach bald darauf ein Krieg aus, in dem Litauen die Feste Polock verlor. Im Süden hatte man wohl den Erfolg, eine Liga mit Türken und Tartaren gegen Moskau geschlossen zu haben, doch praktische Erfolge konnte dieser Bund nicht aufweisen.

Die innere Politik gestaltete sich durch die andauernde Entwicklung der Adelsmacht sehr schwierig, wobei die Unentschlossenheit des Königs verhängnisvoll wurde. Während Sigismund August die Einverleibung Livlands betrieb, verlangte der Adel in lebendigem Nationalismus mit Zähigkeit die Exekution, d. h. die Revision der Staatsgesetze und die Einbeziehung der Nebenländer, besonders Preußens und Litauens, zu einem polnischen Reiche.

Der Reformation, die bei ihrem Auftreten in Polen nach Ziviers Darlegung nur als politische Strömung bekämpft wurde, schien nach dem Tode Sigismunds kein Hindernis mehr im Wege zu stehen, da sich Sigismund August indifferent verhielt. Es offenbarte sich eine große geistige Bewegung mit vielen Entwürfen, von denen die Forderung eines polnischen Nationalkonzils am bemerkenswertesten war. Das Bestreben des Adels, die Macht der Geistlichkeit zu beschränken, war für die Reformation günstig, doch trat infolge des Mangels an einer festen Organisation der Evangelischen eine unheilvolle Zersplitterung ein, gegen welche die Gegenreformation durch die Jesuiten leicht ankämpfte. Die geistige Spaltung der katholischen Geistlichkeit zeigte sich besonders dem Tridentiner Konzil gegenüber.

Dies sind in kurzen Andeutungen die Hauptprobleme, die Zivier im 1. Bande recht anschaulich dargestellt hat, so daß sein Buch eine wertvolle Bereicherung unserer historischen Darstellungen bildet. Zweifelhaft ist aber, ob die an anderer Stelle gelobte Zusammenfassung der Quellenangaben am Ende der Kapitel wirklich empfehlenswert ist bei einer ersten und so gründlichen Bearbeitung des schwierigen Stoffes. Für die Forschung wäre wohl eine präzise Angabe der Quellen von Fall zu Fall mehr erwünscht.

Warschau. Hans Bellée.

124.

Sturdza, Demetrius A . ., Europa, Rußland und Rumänien. Eine ethnisch-politische Studie. Nach der 2. rumän. Aufl. ins Deutsche übertragen. Mit 3 Karten. 8°. VII u. 48 S. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht, 1915. M. 1.50.

Es liegt etwas Rührendes in der Tatsache, daß das Vorwort des Verfs. zur 2. Auflage vom 14. Sept. 1914 datiert ist, kaum 4 Wochen vor seinem Tode (8. Oktober), so daß das Büchlein wie das politische Testament des bedeutenden Staatsmannes erscheint. Es ist eigentlich zu bedauern, daß die langen statistischen Berechnungen, die beim Erscheinen der Schrift (1890) wohl berechtigt und notwendig waren, nicht nach dem Stande der letzten Volkszählungen umgearbeitet und, da jetzt genaue Zahlen statt vager Vermutungen vorliegen, entsprechend gekürzt worden sind, denn sie bilden einen gewissen Ballast. Im übrigen ist die Schrift von Bedeutung als entschiedenes Glaubensbekenntnis eines der Mitschöpfer des modernen Rumänien zur westeuropäischen Kultur (d. h. im Sinne der Gegenüberstellung gegenüber der osteuropäischen, weshalb hier auch Deutschland und Österreich-Ungarn zu Westeuropa gerechnet sind). St. ist ein ausgesprochener Vertreter des Standpunktes, daß Rumänien niemals mit Rußland gehen könne und also, da er Neutralität in einem großen europäischen Kampf als „Dummheit“ bezeichnet, gegen Rußland kämpfen müsse. Es wäre nur zu wünschen, daß seine Anschauungen in seinem Vaterlande endlich durchdringen. In der historischen Beweisführung geht er stellenweise zu weit, z. B. wenn er S. 35 behauptet, daß sich die Rumänen „nie von dem Gange der europäischen Zivilisation abgewendet haben, . . . daß sie in fortwährender Verbindung mit dem Westen waren und von hier den Antrieb zu ihrer Entwicklung erhielten“. Man kann wohl sagen, daß sie im Gegenteil das ganze Mittelalter hindurch und bis um 1800 unter byzantinisch-slavischem Einfluß standen, wie Glaube, Schrift, Literatur und Kunst genügend beweisen. Aber freilich mit dem Erwachen der modernen nationalen Bestrebungen erfolgte der bewußte Anschluß an Westeuropa, und diesen belebenden Einflüssen verdankt das Land sein mächtiges Aufblühen unter der unvergleichlich tüchtigen, zielbewußten Leitung König Carols. Doch die starke Betonung der romanischen Abstammung führte zu Sympathien für Frankreich und Italien, die heute eine Hauptrolle in dem inneren Kampfe spielen, in dem das rumänische Volk mit sich selbst ringt. Sympathien für Rußland dürften kaum weit verbreitet sein; stärker wirkt die Antipathie gegen Ungarn wegen der wohl in der Tat nicht ganz befriedigenden Lage der dort ansässigen Rumänen. — Hoffen wir, daß trotzdem Rumänien schließlich, nach Sturdzas Wunsch, seinen Platz an der Seite der Mittelmächte einnimmt; das wäre das beste Mittel, um auch die ebenerwähnte Schwierigkeit endgültig zu beseitigen.

Wien. Moritz v. Landwehr.

125.

Ostwald, Paul, Japans Expansionspolitik 1900—1914. (Gegenwartsfragen 1913/15 Nr. 8). 8°. 44 S. Berlin, „Politik", 1916. M. 1.—.

Eine fleißige und geschickt zusammengestellte Übersicht über die wesentlichsten Züge der auswärtigen Politik Japans, besonders in den letzten 15 Jahren. Zunächst wird das Bündnis mit England (1902, erneuert 1905 und 1911) erörtert und der dadurch ermöglichte siegreiche Kampf gegen Rußland (1904/5). Damit endet der erste Zeitabschnitt; denn das 1895 im Kriege gegen China noch vergeblich erstrebte Ziel, die Erkämpfung der Großmachtstellung, sei damit erreicht. Nach 1905 beginne der zweite Abschnitt mit der Aufgabe Japans, „diese eben errungene Großmachtstellung so zu erweitern, daß es als die den Stillen Ozean beherrschende Macht dasteht" (S. 18). Der durch diese Politik gegebene Gegensatz zu China und den Vereinigten Staaten von Amerika, sodann zu Deutschland und schließlich auch zu England wird in der 2. Hälfte des Aufsatzes näher dargelegt. Die Arbeit will nach dem Vorwort „ein Verständnis für das besonders durch die aufsteigende Macht Japans so schwierig gewordene ostasiatische Problem zu wecken versuchen". Dabei gelte es nicht, „das allmähliche Werden dieses ostasiatischen Inselreichs in politischer, kultureller, wirtschaftlicher Beziehung zu schildern, sondern ein Bild zu geben von den Grundlagen seiner Großmachtstellung und ihren Folgen". Dieses selbstgesteckte Ziel darf als erreicht angesehen werden. Bei Einzelheiten von jedoch nur nebensächlicher Bedeutung wird vielleicht mancher von der Auffassung des Verfs. etwas abweichen, auch einigen Behauptungen eine etwas vorsichtigere Fassung wünschen. Man kann doch z. B. schon im Hinblick auf Siam, geschweige denn auf China, kaum zugeben, das Japan „sich von den asiatischen und mongolischen Volksstämmen als das einzige Volk gezeigt hatte, das imstande gewesen war, sich vor dem Ansturm der weißen Rasse zu halten" (S. 18). Mit Recht sind vielfach beachtenswerte Stimmen der japanischen Presse benutzt, wie sie gerade die letzten Monate der am 16. September 1914 von der japanischen Regierung unterdrückten „Deutschen Japan-Post" reichlich uns bewahren. Im einzelnen werden, entsprechend dem ganzen Zwecke der kleinen Schrift, Quellenangaben natürlich in der Regel nicht hinzugefügt. Aber kaum entbehrlich, schon zum Urteil über den Grad von Glaubwürdigkeit, erscheint dies mindestens in einem Falle: bei den wichtigen Angaben über die bei Erneuerung des Bündnisses mit England 1905 und 1911 getroffenen „geheimen Abmachungen zwischen Kato und Grey mit einer ausgesprochenen gegen Deutschland gerichteten Tendenz; Japan erhielt in der Neuformung ausdrücklich den deutschen Besitz in Schantung und in der Südsee zugesichert" (S. 11).

Berlin-Grunewald. O. Nachod.

126.

Mayer, Dr. Ernst, Frhr. von. Die völkerrechtliche Stellung Ägyptens. (Völkerrechtliche Monographien, herausgegeben v. Dr. Walter Schücking und Dr. Hans Wehberg. Heft 3). Lex. XII u. 166 S. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller), 1914. M. 5.—.

Die Interventionspolitik der europäischen Großmächte datiert seit dem 27. Juli 1839. Der ägyptische Pascha Mehemet hatte die türkische Armee bei Nisib vernichtend geschlagen, und die türkische Flotte war zu ihm übergegangen. Da intervenierten die vier Mächte England, Österreich, Preußen und Rußland und schlossen am 15. Juli 1840 mit der Türkei einen Vertrag, der dem Sultan die Unterstützung der genannten Staaten gegen Mehemet zusagte, wofern der Pascha nicht die von ihnen stipulierten Friedensbedingungen annehme. Dieser weigerte sich in der Hoffnung auf französische Hilfe. Nun intervenierten die genannten Mächte mit Waffengewalt. Es kam schließlich ein Vertrag zwischen Mehemet und der Pforte zustande, kraft dessen Mehemet Unterwerfung, Räumung Syriens und Herausgabe der türkischen Flotte versprach, wofür er vom Sultan die erbliche Herrschaft über Ägypten erhalten sollte. Nun ruhte die Interventionspolitik in Ägypten, bis sie von einem Nachfolger Mehemets, Mohammet Said, dadurch wieder in den Bereich der Möglichkeit gerückt wurde, daß er am 30. November 1854 Lesseps die Konzession zur Gründung einer Gezellschaft zwecks Anlage eines Suezkanals erteilte. England, das damals die Pforte beherrschte, bereitete dem Projekt viele Schwierigkeiten, so daß erst im Januar 1860 mit den Arbeiten begonnen werden konnte. 1869 wurde der Kanal feierlich eröffnet. 1873 wurde durch Firman vom 8. Juni das Verhältnis Ägyptens zur Türkei endgültig geregelt. Bis auf einen nicht unbedeutenden jährlichen Tribut von fast 14 Millionen Mark war der Khedive in Ägypten unbeschränkter Herr. Auf Grund dieses Firmans hatte er auch das Recht, die Rechtsprechung in Ägypten im Einvernehmen mit den Mächten einer Änderung zu unterziehen. In Ägypten galten bis dahin, wie in allen türkischen Ländern, die Kapitulationen, durch die die Angehörigen fremder Mächte der Herrschaft der inländischen Gerichtsbarkeit entzogen und der Konsulargerichtsbarkeit unterstellt wurden. Auf Grund des Firmans trat 1875 an die Stelle der Konsulargerichte das „Règlement d'organisation judiciaire pour les procès mixtes en Egypte". Die gemischten Gerichte wurden auf 5 Jahre eingeführt, dann aber regelmäßig verlängert, zuletzt bis 1915.

Für die fernere Entwicklung der völkerrechtlichen Stellung Ägyptens war der finanzielle Zusammenbruch des Khedive Ismaël im Jahre 1875 bedeutungsvoll. England war schnell zur Hand. Es kaufte dem Khediven seine 176 602 Suezaktien zum Preise

von fast 4 Millionen £ ab und machte sich so mit einem Schlage zum finanziellen Herrn des Kanals. Damit begann es in Ägypten festen Fuß zu fassen. Das konnte aber den finanziellen Ruin Ägyptens nicht verhindern. Am 8. April 1876 verkündete ein Telegramm der ägyptischen Regierung an der Börse in Alexandrien, daß die fälligen Zahlungen erst drei Monate später erfolgen könnten. Das war die Erklärung des Staatsbankrotts. Damit begann die ständige Interventionspolitik. Am 2. Mai 1876 wurde durch Dekret des Khedives die „Caisse de la dette publique“ ins Leben gerufen, eine internationale Kommission. Sie verwaltet im Interesse der ausländischen Staatsgläubiger eine große Reihe bedeutender ägyptischer Staatseinnahmen. Am 14. Oktober 1878 mußte Ismaël seine Einwilligung zum Eintritt eines Engländers und eines Franzosen in das ägyptische Ministerium geben. Neue Streitigkeiten brachen aber aus, und schließlich mußte Ismaël am 30. Juni 1879 abdanken. Mit seinem Nachfolger Mohammet Tewfik kam das Liquidationsgesetz vom 17. Juli 1880 zu Stande, das Ägypten vollständig unter die finanzielle Vormundschaft von Frankreich und England stellte. Das rief nach langen Gährungen den Aufstand des Arabi Pascha hervor, der von England schnell und blutig unterdrückt wurde. Seitdem stand Ägypten tatsächlich unter der Herrschaft Englands, nachdem am 18. Januar 1883 die englisch-französische Generalkontrolle, nach einigen scharfen Auseinandersetzungen mit Frankreich aufgehoben und durch einen englischen Beirat im Finanzministerium ersetzt worden war. Dieser konnte gegen jede die Finanzen betreffende Maßregel Einspruch erheben. Die 1878 mühsam zu Wege gebrachte französisch-englische Entente war damit wieder vernichtet und konnte erst durch das Marokkoabkommen erneuert werden.

Neue Verwicklungen hatten sich inzwischen im Sudan vorbereitet. Seit 1841 hatte sich Ägypten diesen allmählich angegliedert. Es hatte sich aber bald gezeigt, daß der ägyptische Staat zu schwach war, um die ungeheuere Ländermasse, die man unter dem Namen Sudan zusammenfaßt, wirklich zu beherrschen. Es kam zu Verwicklungen, als Ägypten den Sklavenhandel, der dort seinen Hauptsitz hatte, zu unterdrücken versuchte. Die Gärung benutzte Mohammet Ahmed, der sich für den prophezeiten Mahdi des Islams ausgab, um den Sudan zum Aufstand zu bringen. Eine ägyptische Expedition unter dem englischen Obersten Hicks Pascha wurde bei Kaschgill völlig vernichtet. Eine zweite Expedition unter dem höchst unfähigen Gordon hatte das gleiche Schicksal. Darauf beschlossen die Engländer Aufgabe des Sudan, und Ägypten mußte notgedrungen darein willigen.

Seit dieser Zeit war der Oberbefehlshaber der ägyptischen Armee ständig ein Engländer. Bald waren alle Zweige der Verwaltung von englischen Beamten beherrscht. Währenddessen

drängte die Pforte immer wieder nach der Bekanntgabe des Termins, an dem England sich wieder aus Ägypten zurückzöge. Anfangs wurde sie dabei noch von Frankreich und Rußland unterstützt, bis diese Mächte mit England die Triple entente abschlossen.

Inzwischen waren die Mächte auch in Verhandlungen über den Suezkanal getreten, die aber infolge der seit 1883 wieder bestehenden Eifersucht zwischen England und Frankreich erst am 29. Oktober 1888 durch den „Traité concernant le libre usage du Canal de Suez" zum Abschluß gelangten.

Seine Herrschaft führte England durch seinen Generalkonsul aus, der nebenbei auch den Titel eines diplomatischen Agenten und bevollmächtigten Minister führte. Er war ein Deutsch-Engländer, Sir Evelyn Baring oder, wie er seit seiner Erhebung zum Pair hieß, Lord Cromer, dessen Verdienste um die Wiederherstellung der finanziellen Ordnung und wirtschaftlichen Hebung Ägyptens rückhaltslos anerkannt werden müssen, wenn er auch bei der letzteren englische Interessen sehr scharf im Auge hatte, indem er besonders den Getreide- und Baumwollenbau und die Schafzucht förderte. Das Ministerium und der Khedive waren seitdem nur Puppen in der Hand des englischen Generalkonsuls. Alle Aufbäumungsversuche dagegen wurden schon im Keime scharf erstickt.

Von 1896—1899 eroberte die ägyptische Armee unter dem englischen Oberkommandanten Lord Kitchener, dem auch ein starkes englisches Hilfskorps unterstellt war, den Sudan zurück. Hierbei kam es auch zu einem Zusammenstoß der Engländer mit den Franzosen bei Fachoda, bei dem die letzteren schließlich nachgeben mußten, was zunächst die Spannung zwischen Franzosen und Engländern wieder sehr verschärfte. Nach Eroberung des Sudan wurde zwischen England und Ägypten ein Abkommen getroffen, durch das ein Kondominium Englands und Ägyptens für den Sudan geschaffen wurde mit Ausnahme des Hafens von Suakim, der ausschließlich ägyptisch sein sollte. Zum Generalgouverneur des Sudans wurde aber Lord Kitchener ernannt.

Durch das französisch-englische Abkommen vom 8. April 1904 erkannte Frankreich den Status quo in Ägypten an, wofür ihm England freie Hand in Marokko ließ.

Berlin-Schöneberg. Eug. Fridrichowicz.

127.

Regula Sancti Benedicti. Editio quinta, quam ad veteres codices revisit et emendavit P. Fridolinus Segmüller O. S. B. Kl. 8°. VIII u. 161 S. Einsiedeln, Benziger u. Co., o. J. (1909). M. 2.—.

Regel des Heiligen Benedikt. Übersetzt von † P. Karl Brandes. Neu bearb. von P. Fridolin Segmüller O. S. B. 6. verb.

Aufl. Kl. 8⁰. 160 S. Einsiedeln, Benziger u. Co., 1915. geb. in Lwd. M. 2.—.

Die schon 1909 erschienene lateinische Ausgabe kommt erst jetzt in die Hände des Referenten. Sie verzichtet auf eine eingehende Benutzung aller Handschriften und nimmt auch davon Abstand, sich mit den namentlich durch Traube aufgeworfenen Fragen der Textkritik auseinanderzusetzen. So kann sie, trotz des apparatus criticus, nicht als eine für den Forscher nützliche Ausgabe angesprochen werden. Eine Benutzung zu erbaulichen Zwecken muß ihr genügen.

Das Gleiche gilt von der Deutschen Neubearbeitung, die Segmüller der Brandesschen Übersetzung der Regel gewidmet hat.

Dresden. W. Hoppe.

128.

Enchiridion fontium historiae ecclesiasticae antiquae, quod in usum scholarum collegit Conradus Kirsch S. J. Editio secunda et tertia, aucta et emendata. 8⁰. XXXI u. 624 S. Friburgi Brisgoviae, B. Herder, 1914. M. 8.—.

Die Sammlung will die wichtigsten Zeugnisse über die ersten Anfänge der Kirche, ihre Ausbreitung und Verfolgung, über die Ausbildung der Hierarchie, über Lehre, Sekten, Schismen, Liturgie, christliche Sitten und Gebräuche, über Staat und Kirche, aus den Konzilien, Enzykliken, Papstdekretalen und den Kaisergesetzen und Reskripten, dazu Proben von Märtyrerakten und Grabschriften und ähnliches zusammenstellen und besonders vollständig das Material über die Neronische Verfolgung und die rechtliche Unterlage der Verfolgungen überhaupt, des Petrus römischen Aufenthalt, die Legio fulminatrix, Vision und Taufe Konstantins, den Fall des Liberius, die Buße Theodosius' I., Leo I. und Attila, sowie die Verurteilung Honorius I. bringen. Die Dogmengeschichte wird bewußt mit Rücksicht auf eine andere ähnliche Sammlung zurückgeschoben, und darum sind die Auszüge aus den Konzilsakten weniger vollständig, als man erwarten könnte. Sie beginnt mit der Apostellehre und Josephus und schließt mit dem Quinisextum von 692, Anastasius Sinaita und der Erzählung des Paulus Diaconus von Leo I. und Attila. Die neue Auflage hat im einzelnen manches verbessert und die Zahl der Nummern von 1002 auf 1110 vermehrt. Hinzugekommen sind u. a. Auszüge aus Papias, Hermas, Marc Aurel, Minucius Felix, Serapion von Thmuis („Der älteste Meßkanon"), Auszüge aus dem 1. Brief des römischen Bischofs Siricius und aus der Benediktinerregel, aus Lactanz, das Toleranzedikt des Galerius von 311. Die Stücke sind zeitlich geordnet, und zwar, was wohl zu beachten ist, nach der Zeit, wo die Schrift entstand, in der sie erhalten sind; nur Aktenstücke sind in der

Regel (nicht z. B. beim Codex Theodosianus Nr. 820 ff., was zu billigen ist) nach der wirklichen Zeit der Entstehung, unabhängig von der Art der Überlieferung eingereiht. Die Zeugnisse über ein und dieselbe Sache sind deshalb oft über das ganze Buch verstreut, aber mit Hilfe des sehr guten Registers und der Verweisungen am inneren Rande leicht aufzufinden. Zuweilen hätte Gleichartiges sich unschwer zusammenrücken lassen; so würde ich die Reskripte Valentinians III. an den Cod. Theodos. angeschlossen, Sokrates, Sozomenos und Theodoret zusammengerückt haben. Daß mit laufenden Nummern nicht die einzelnen Stücke als ganzes, sondern ihre Unterabschnitte durchgezählt werden, scheint mir nicht nachahmenswert.

Das Buch liegt bereits 3 Jahre nach dem ersten Erscheinen in einer neuen Doppelauflage vor. Es hat sich also für den Zweck, für den es bestimmt ist, offenbar brauchbar gezeigt. In der Tat ist es eine reichhaltige und sehr handliche Sammlung wichtiger und zum Teil nicht jedem leicht zugänglicher Texte, die hier bequem zusammen zu übersehen nicht nur dem Theologen oder Kirchenhistoriker von Fach oft sehr angenehm sein wird. Es wäre ungerecht, gegen eine solche Auswahl das geltend zu machen, was sich gegen jedes Unternehmen ähnlicher Art einwenden läßt, daß die vollständigen Ausgaben darum nicht entbehrlich werden. Daß schon mit Rücksicht auf den Raum ein solcher Stoff, wie ihn die ersten 7 Jahrhunderte der christlichen Kirche bieten, nach allen Richtungen nicht einmal in Beispielen ausgeschöpft werden kann, versteht sich von selbst. Aber es ist hier nicht überflüssig, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß über gewisse Dinge, wie die verschiedene Bewertung des römischen Primates und des Episkopalismus, aber auch Fragen der Kirchenzucht, wie die Priesterehe, allein auf Grund des hier vereinigten Materials ein volles, der Wirklichkeit entsprechendes Bild nicht zu gewinnen ist. Hier gibt schon die im ganzen ihrem sachlich beschränkteren, zeitlich viel weitergreifenden Ziel entsprechend viel magerere Sammlung von Mirbt (jetzt in 3. Auflage; mir liegt die 2. Auflage von 1901 vor) sehr wesentliche Ergänzungen. Besonders fehlen mehrere wichtige Cyprian-Stellen, wie epist. 33,1 („ut ecclesia super episcopos constituatur"). Die Angaben über die Interpolationen bei Cyprian De catholicae ecclesiae unitate c. 4 Nr. 266 genügen nicht, um ein klares Bild von dem veränderten Text zu schaffen; mit der vagen Bezeichnung: „antiqui codices" für ihre Überlieferung ist gar nichts anzufangen. Bei Tertullian vermisse ich De exhortatione castitatis c. 7 („Nonne et laici sacerdotes sumus?"), bei Augustin De civitate Dei IV 4 („Remota itaque iustitia quid sunt regna nisi magna latrocinia?"). Bei Damasus I. fehlt epist. 6, das Schreiben der römischen Synode von 378 an die Kaiser, das für den römischen Bischof den Gerichtsstand vor dem Kaiser erbittet; bei Gregor dem Großen fehlen Reg. V 44 und VIII 29, wo er den Titel

„universalis“ für jeden Bischof und auch für sich, sowie den Ausdruck „iussio“ für seine Briefe zurückweist; Reg. XI 10 (über die Bilder in den Kirchen) ist reichlich stark verkürzt. Für Honorius I. dürfte auch die Stelle aus dem Papsteid des Liber diurnus nicht fehlen, wenn z. B. für die Legende von Leo I. und Attila mit dem Zeugnis des Paulus Diaconus bis ins 8. Jahrhundert hinübergegriffen wird. Von der Synode zu Elvira 306 (300?) wird c. 17 (Verbot der Heirat mit heidnischen Priestern) gebracht, aber nicht c. 15 und 16 (gegen die Heirat christlicher Mädchen mit Heiden und Ketzern überhaupt). Wenn ein Kanon oder Kapitel usw. nicht vollständig gebracht wird, so sollte, was leider in solchen Sammlungen meist unterlassen wird, das durch Punkte oder irgendwie angedeutet werden. Man darf also seine Vorstellungen der Entwicklung und der Zustände nicht lediglich aus dieser Sammlung schöpfen wollen; für den aber, der den Stoff bereits kennt, oder unter verständiger Anleitung kann sie gewiß nützlich sein. Denn die Texte sind, nach Stichproben zu urteilen, durchweg zuverlässig wiedergegeben. Mitunter ist dem Herausgeber eine wichtige neue Ausgabe entgangen. So ist Dio Cassius in der Ausgabe von Boissevain (Berlin 1895—1901) zu benutzen; die Hieronymus-Briefe liegen im Wiener Corpus Bd. 54, 55 von Hilberg bearbeitet vor; für Ammianus Marcellinus war auch die Ausgabe von Clark heranzuziehen (1. Band Berlin 1910). Bei Ennodius vermisse ich die Ausgabe von Vogel, Mon. Germ. hist. Auct. antiquiss. VII. Für den Liber pontificalis hätte überall Mommsens Bearbeitung, Mon. Germ. hist. Gesta pontificum Romanorum I (1898) verglichen werden müssen; dann würde auch wohl nicht mehr so bestimmt von seiner „Prima redactio 530“ (S. 538) gesprochen werden; in Nr. 1040 ist danach z. B. „a sancto Pancratio“ statt „ad sanctum Pancratium“ zu lesen. Nr. 973, 1037, 1038 waren nach MG. Concilia I (1893) zu drucken. Die barbarisch-lateinischen Texte sind in der Orthographie modernisiert, wobei m. E. zu weit gegangen wird. Eine stilistische Bearbeitung, wie sie sich Nr. 156—163 vom Fragmentum Muratorianum findet, ist nutzlos ohne gleichzeitigen genauen Abdruck des wirklich Überlieferten (vgl. jetzt auch Erbes in der Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums XV, 3. Heft). Da den griechischen Stücken eine lateinische Übersetzung beigegeben wird, so rate ich entschieden, dort, wo eine wichtige mittelalterliche Übersetzung vorliegt, immer diese, die ja ihren eigenen Quellenwert besitzt, und nicht eine moderne zu geben, so bei den Kanones, so die Rufins für Eusebius' Kirchengeschichte, wenn möglich auch die Historia Tripartita Cassiodors bei Sokrates, Sozomenos und Theodoret; öfters ist der Herausgeber schon jetzt so verfahren. Um so unbegreiflicher ist es, daß die Novellen Justinians, deren griechischer Text überhaupt fortbleibt, nicht in der lateinischen Form der Authenticae, sondern in einer

modernen Bearbeitung gebracht sind. Zum c. 6 von Nicäas 325 (Nr. 406) wären die Abweichungen der alten Übersetzungen voneinander, nicht allein die dionysianische, erwünscht. Zur Nr. 298 (Cyprian epist. 67) ist jetzt K. H. Menges über eine völlig abweichende Rezension zu vergleichen, Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums XV, 3. Heft. Das vielumstrittene Zeugnis des Josephus über Christus (Ant. Jud. XVIII 3,3) hat jetzt E. Norden in einem Kabinettsstück von Stilkritik schlagend gegen Harnack als interpoliert erwiesen, Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur 1913, I. Abt., XXXI. Bd., S. 637 ff.

Berlin. A. Hofmeister.

129.

Lea, Henry Charles, Geschichte der spanischen Inquisition, deutsch bearbeitet von Prosper Müllendorff. 3. Band. Lex. 8⁰. VIII u. 448 S. Leipzig, Dyksche Buchhandlung, 1912. M. 12.50, geb. in Hfrzbd. M. 15.—.

Der abschließende 3. Band (vgl. „Mitteilungen“ XLI, 204 ff., u. XLIV, 76 fg.) ist neben dem 1. Bande, der sich mit der geschichtlichen Entwicklung des Inquisitionswesens befaßt, wohl der interessanteste, da er viele Sachen aus dem Felde der Inquisitionstätigkeit berührt, die sich nicht nur auf das Religiöse beziehen, sondern auch vor allem kulturhistorisch höchst beachtenswert sind. Daß das Hexenwesen in dem System eine große Rolle spielte, weiß man ja allgemein. Weniger aber dürfte es bekannt sein, daß sich die Inquisition auch noch um viele andere Dinge bemühte, die man deshalb gewöhnlich in diesem Zusammenhange übergeht. Vor allem ist die Preßzensur zu nennen, die in dem noch heute fortgeführten Index librorum prohibitorum immer noch eine gewaltige Macht ist, um die Gewissen zu knechten. Der Abschnitt 4 des 8. Buches zeigt mit genügender Klarheit, wie eine solche Einrichtung moralisch und geistig hemmend wirken mußte und muß. Die Inquisition handhabte ferner streng das Verbot des Lesens der Bibel in der Volkssprache. Auch beobachtete sie jede irgendwie abweichende Geistesrichtung. Dann aber hatte es die Inquisition auch mit der Übertretung kanonischer Ordnungen zu tun, so mit der Verführung im Beichtstuhl. Auf diesem Gebiete ist man unbegreiflich milde vorgegangen, obgleich sehr bedenkliche Fälle vorkamen. Endlich beschäftigte sich das Glaubensgericht mit jeder öffentlichen und privaten Äußerung, die nur irgendwie verdächtig sein konnte, mit den sogenannten Propositionen. Da jeder fromme Eiferer den Angeber spielen konnte und die Forderungen der Inquisition, über den Glauben zu wachen, selbst vor den Banden des Familienlebens nicht Halt machten, so kann man sich denken, welche Zustände dadurch

gezeitigt wurden. Die Aufzählung einer Anzahl besonders bedeutsamer Fälle erläutert dies zur Genüge. Ein Hauptgebiet der Inquisition bildete dann das Zauber- und Hexenwesen. Daß in dem streng katholischen Spanien der Teufels-, Hexen- und Zauberglaube weit verbreitet war, nimmt nicht Wunder, wenn man bedenkt, daß die Theorie eines Teufelsbundes gerade von den katholischen Theologen des Mittelalters ausgebildet worden ist und das Bezweifeln der Möglichkeit eines solchen schon Ketzerei war. Mit großem Eifer hat deshalb die Inquisition diese Prozesse gepflegt, bis man sich endlich bewußt wurde, daß eine große Menge Trug und Einbildung mitsprachen und überall Hexen und Zauberer gewittert werden konnten, wo man nichts weiter als persönliche Rache nehmen wollte. So finden wir gerade hier nun die merkwürdige Tatsache, daß die Inquisition in Spanien bereits 1614 mildere Vorschriften über solche Prozesse gab, die der fast epidemisch wirkenden Hexenverfolgung das Wasser abgruben, während im übrigen Europa der Wahn noch lange Massenopfer forderte. Der Verf. verbreitet sich dann auch über die Ansicht, die man noch hin und wieder auch in geschichtlichen Darstellungen lesen kann, als sei die Inquisition eine staatliche Einrichtung gewesen, sodaß sie ihr Aktionsgebiet auch auf politische Dinge ausdehnte. Dies wird als falsch nachgewiesen. Offenbar liegt in dieser Behauptung nichts weiter als ein Versuch, die Kirche von dem Vorwurfe, ein solch verhängnisvolles Institut wie die Inquisition großgezogen zu haben, zu entlasten. Mit der Behandlung einiger anderer Artikel, die zur Zuständigkeit des Glaubensgerichtes gehörten (z. B. Doppelehe, Gotteslästerung, Freimaurerei usw.), schließt der Verf. das 8. Buch über das Feld, der Inquisitionstätigkeit. — Das 9. Buch behandelt den Ausgang der Inquisition. Auch sie konnte sich mit der Zeit dem Gedanken einer gewissen Toleranz nicht verschließen, und nachdem auch ihre Privilegien staatlicherseits immer mehr gemindert worden waren, wurde sie 1834 aufgehoben. Der Rückblick, den der Verf. zuletzt auf die Zeit wirft, während derer die Inquisition Spanien beherrschte, ist äußerst wichtig. Das Leasche Werk, das nun vollständig vorliegt, wird sicher als wertvolle Geschichtsdarstellung und als reiche Fundstätte für urkundliche Einzeluntersuchungen seine Geltung behalten.

Mülhausen i. Els. E. Herr.

130.

Ein halbes Jahrtausend Hohenzollerngeschichte.

Von H. Dreyhaus, Br. Gumlich und Fr. Arnheim.

I.

Durch den Weltkrieg ist das Herrscherhaus der Hohenzollern mehr denn je in den Mittelpunkt des allgemeinen politischen Denkens gestellt worden. Will man doch besonders von englischer Seite „The Kaiser“, wie man mit einem spöttischen Unterton zu sagen pflegte — heute jedenfalls nicht mehr —, zum Urheber dieses verheerenden Kampfes machen. Und dabei fügt es die Vorsehung so eigentümlich, daß gerade in dem gewaltigsten aller Zeitereignisse der Tag zum fünfhundertstenmal sich jährt, an dem die Hohenzollern Besitz nahmen von dem Lande, das die Wiege einer Weltmacht werden sollte.

Von erster weltgeschichtlicher Bedeutung ist die Gegenwart des Hohenzollerngeschlechts, weltpolitisch wirksam sind zweifelsohne auch die letzten Jahrhunderte, allein ganz unter die Oberfläche des Weltgeschehens taucht der Name Hohenzollern wohl kaum, seitdem er mit dem Namen Brandenburg verknüpft ist. Das erkennt man so recht aus dem Jubiläumswerk, das uns Otto Hintze zum Ehrentage unseres Kaisers geschenkt hat [1]).

Es gibt mancherlei Art, die Geschichte eines Fürstenhauses zu schreiben. Die bisher meist geübte und auch am nächsten liegende ist das sorgsame Verfolgen der Geschehnisse von den frühesten Anfängen bis zur Gegenwart, gewissermaßen vergleichbar der Beschreibung eines Flußlaufes von der Quelle bis zur Mündung. Da werden natürlich die Uferlandschaften gewürdigt, die Ursache des Erstarkens durch die Nebenflüsse wird erläutert, auf diese selbst wird auch wohl hin und wieder ein besonderer Blick geworfen. Immerhin bleibt es eine zwar anmutige, aber doch notwendigerweise der beherrschenden Gesichtspunkte entbehrende Darstellung. An sich kann sie zwar recht reizvoll und interessant sein, wie das gute Beispiele aus den Dynastengeschichten mitteldeutscher Fürsten beweisen.

H. ist bei seinem Werk von anderen Gesichtspunkten ausgegangen. Er sah die gegenwärtige Bedeutung des Hohenzollernhauses, und daraus ergab sich sein Plan. Wenn ich zu meinem Beispiel aus der Erdkunde zurückkehre: H. will nicht den Fluß in seinem Verlauf schildern, er überblickt gleich das ganze Stromgebiet. Eine weite Landschaft, zusammengehalten durch das starke Band des Hauptstromes mit seinen Nebenflüssen,

---

[1]) Otto Hintze, Die Hohenzollern und ihr Werk. Fünfhundert Jahre vaterländischer Geschichte. Gr. 8°. VII u. 704 S. Berlin, Paul Parey, 1915. M. 5.—.

breitet sich vor unseren Augen aus. Da ist kein kleiner Anfang, den man Quelle nennen kann, der Beginn wird eher durch ein ganzes Quellgebiet gekennzeichnet. So tritt breit und wuchtig das Hohenzollerngeschlecht in die Mark und damit in die Weltgeschichte. In dieser Weise großzügig baut H. sein Werk auf, und daran hält er auch im ganzen Verlauf fest. Seine Kapitel sind nicht, wie das Herkommen es will, und wie es ja schließlich in der Natur der Sache liegt, mit den Namen der einzelnen Hohenzollernherrscher überschrieben. Nein, auch hier bleibt die Rücksicht auf die Gliederung des Ganzen maßgebend: nicht die Herrscher teilen, sondern die weltgeschichtlichen Zusammenhänge. So kommt es, daß König Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. trotz ihrer grundsätzlichen Verschiedenheit sich in einem Abschnitt finden, der beider Streben unter einen Gesichtspunkt vereinigt: die Erwerbung der Königskrone und der Ausbau des militärischen Großstaates, oder beide als Vorläufer Friedrichs des Großen.

Wenn H. so sein ganzes Werk schon im Aufbau auf den großen europäischen Hintergrund stellt, so muß er dies natürlich im einzelnen erst recht tun. Er schildert die brandenburgische, preußische, deutsche Politik der Hohenzollern nicht aus ihrem inneren, durch die Größe des Staates bedingten Zusammenhang heraus — obwohl er auch den würdigt —; vielmehr versucht er auch hier wieder die gesamtpolitischen Tendenzen zur Geltung zu bringen. Dabei sind ihm die Einführungen in die Verhältnisse der von ihm behandelten Perioden zu Anfang der 12 Kapitel z. T. vorzüglich gelungen, besonders was Knappheit und Schärfe des Urteils betrifft.

In diesem Rahmen ist die Geschichte einer Dynastie und ihres Werks geschrieben. Es ist natürlich, daß H. den Anfängen der ersteren den Vorrang gibt. Infolgedessen ist das erste Kapitel wie bei allen Hauschroniken, mit genealogischen Erörterungen angefüllt. Warum es H. für nötig hält, gerade hier einen „etwas längeren Blick in die Werkstatt der gelehrten Forschung" zu tun, ist mir nicht recht ersichtlich. Denn den Leser, für den das Buch bestimmt ist, wird bei dieser Überfülle von Namen eher ein gelindes Grauen ankommen, als daß er einen wirklichen Einblick in das Arbeitsfeld des Gelehrten erhält. Zudem wird der Eindruck von dem gesamten Anfang des Werkes durch dieses mühsame Hindurchquälen durch den Stoff nicht gerade günstig beeinflußt. Denn im übrigen gibt H. fast ausnahmslos die Ergebnisse der Forschung, besonders in den rein politischen Fragen. Nur hin und wieder, hauptsächlich auf seinem Spezialgebiete, der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte, setzt er sich mit anderen Meinungen auseinander, ohne indessen der Polemik ein besonderes Gewicht durch Namensnennung zu geben.

Den genealogischen Ausführungen sind zwei knappe Seiten vorangeschickt: „Die Hohenzollern und der preußische Staat",

die gewissermaßen das Programm des Buches bilden. Sie geben H.s Auffassung von der Bedeutung der Hohenzollern. In wenigen Worten drücken diese die beiden ersten Sätze aus: „Der preußische Staat ist eine Schöpfung der Hohenzollern. Weder sein Gebiet, noch seine Bevölkerung bilden an sich eine natürliche Einheit". — Man kann den ersten Satz als richtig anerkennen, ohne dem zweiten zuzustimmen, obwohl dies ja streng logisch nicht möglich ist. So schroff, wie das H. tut, darf der zweite Satz nicht ausgesprochen werden. Jeder Geograph muß sich dagegen wenden. Gerade Preußen erscheint diesem nahezu als ein Musterbeispiel, wie sich die geschichtliche Entwicklung eines Landes der Bodenbeschaffenheit anpaßt. Preußen ist ganz ausgesprochen der Staat des norddeutschen Tieflandes. Damit ist eine leichtere Ausdehnung seines Staatsgebietes ohne weiteres gewährleistet. Denn Ebenen begünstigen in hervorragendem Maße größere Staatsbildungen, wie das die weiträumigen Staatsgebiete von Rußland, Brasilien und der Vereinigten Staaten von Nordamerika beweisen, deren Areal einen bedeutenden Teil der Gesamtoberfläche der Erde ausmachen. Wieviel Staaten lassen sich hingegen in den gebirgigen Gebieten der Erde aufzählen. Eben das Bergland begünstigt das Sonderleben der kleinen Völker (Balkanhalbinsel). Ist somit das Gebiet Preußens schon eine natürliche Einheit trotz der mangelnden Grenzen im Osten und Westen, so sind die Bedenken hinsichtlich der Bevölkerung nicht allzuhoch anzuschlagen. Abgesehen von der Zeit 1795—1806 ist diese doch immer ganz überwiegend deutsch gewesen. Den einzigen Fremdkörper bilden die Polen (heute 6%). Aber sie sitzen nicht wie ein Pfahl im Fleisch, sondern hauptsächlich doch an der Grenze.

Hiernach wies die Bodenbeschaffenheit des Norddeutschen Tieflands der Dynastie, welche die geographische Mitte beherrschte, den natürlichen Weg zur Ausdehnung. Wettin oder Hohenzollern, das wurde die Frage. Die Vorsehung reckte dem Hohenzollernaar, als Deutschland im Dreißigjährigen Krieg zerbrach, die Flügel zur Wacht am Rhein und an der Memel. Damit war auf dem Boden des Flachlandes seine Aufgabe bestimmt. Wenn auch der Wettiner später nach Osten griff, er blieb einseitig. Brandenburg war ihm gegenüber immer im Vorteil, schon deshalb, weil sein Gesicht dem Deutschtum zugewendet blieb. Und das nicht allein. Dem Hohenzollernstamm entsprossen Herrscher, die weit über das Maß der politischen Weisheit ihrer Zeit hervorragten. So kommt man wieder auf den ersten, vorherrschenden Gedanken zurück: „Der preußische Staat ist eine Schöpfung der Hohenzollern".

H. ist erfüllt von dem Glauben an das Individuum, die Persönlichkeit; das ist seine Geschichtsauffassung, für die er ja im Kampf um Lamprecht früher genugsam eingetreten ist. Eine Herrscherpersönlichkeit muß aber ein Machtfaktor sein, sonst hat sie ihren Beruf verfehlt. Damit bekommt die H.sche Darstellung

ihre Gepräge. Sie wird erst recht warm, als die Hohenzollern den Impuls empfangen, der sie zu Trägern einer unbeugsamen Staatsraison stempelt, als sie sich zum Calvinismus bekennen. Tatsächlich ist dies ja schon durch Johann Sigismund geschehen, lebendig wurde aber dieser „heroisch-religiöse Geist des westeuropäischen Calvinismus“ (S. 178) erst im Großen Kurfürsten. Diesem gilt H.s Liebe und Bewunderung. Hier ist der beste Teil des Buches. Schlüters Geist spricht aus diesen Zeilen. Das machtvolle Reiterbild „mit der Stirn des Zeus“ wird lebendig. „Friedrich Wilhelm ist der erste Fürst des brandenburgischen Hauses, dem man eine welthistorische Stellung anweisen darf . . . . Seine Persönlichkeit war aus dem Stoffe geformt, aus dem die Weltgeschichte ihre großen Männer bildet. Ehrgeiz und Kraft, ein nie ruhender Tätigkeitsdrang, ein unermüdlicher Unternehmungsgeist, eine allen Veränderungen der politischen Lage sich schnell anpassende Elastizität — das sind die bezeichnenden Züge seines politischen Charakters, mit denen er die vor ihm in Brandenburg herrschende Mittelmäßigkeit weit überragt.“ (S. 232/3.)

Nach dieser trefflichen Charakteristik des Großen Kurfürsten ist man gespannt auf Friedrich den Großen, der ja nicht allein einem starken Staatswillen kraftvollen Ausdruck gab, sondern der vor allen Dingen entsprechende Erfolge erzielte. Doch man ist etwas enttäuscht, wenigstens zunächst. Es ist einem, als wenn man von der Langen Brücke zu den Linden geht, von Schlüter zu Rauch. Ich will gewiß nicht das Denkmal Friedrichs des Großen herabsetzen. Zwei Zeitalter geben eben ihre Empfindungen wieder, wenn auch nicht unbeeinflußt von dem Jahrhundert des Helden, den sie darstellen wollen. Schlüter, noch Zeitgenosse des Kurfürsten, gibt die gemeisterte Kraft in einem unbändigen Zeitalter. Rauch hat Sanssouci gesehen: Aus seinem Werke spricht das Maß, die Weisheit mit einem Schimmer von der Anmut des Rokoko. Ähnlich ist bei H. Friedrich dem Großen gegenüber die Leidenschaft wieder verkühlt. Das Verstandesmäßige des Zeitalters scheint fortzuwirken. Gewiß Preußens größter König schreitet durch die Zeilen. Allein wäre man nicht seinem Wesen noch näher gekommen, wenigstens in seiner Bedeutung für die ihm folgenden Jahrzehnte, wenn man sein Lebensbild einmal unter den Gesichtswinkel gestellt hätte, den der Freiherr von Stein schon betont: nicht Friedrich der Große, sondern F r i e d r i c h d e r E i n z i g e. Für einen Historiker, der dem Individualismus eine erste Bedeutung einräumt, wäre das doch sicher eine sehr interessante Aufgabe gewesen. Oder reimt es sich nicht in den Zusammenhang, wenn man früher einmal erklärt hat, daß man in den Regierungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen „die eigentlich grundlegende Epoche für den Preußischen Staat“ sieht. Mir will es gerade in der Geschichte einer königlichen Familie von Wert erscheinen, „im

Enkel die .... still redenden Züge des Ahnherrn zu sehen". Gerade die Linie vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich dem Großen bietet so mannigfaltigen Anhalt für familienpsychologische Betrachtungen.

Hingegen verfolgt H. mit sicherem Blick den inneren Entwicklungsgang in Fragen, die seinem Sondergebiet, der Verfassungsgeschichte, entstammen. — In den Jahren der Jahrhundertfeier der großen preußischen Verfassungs- und Verwaltungsreform entbrannte eine heftige Fehde zwischen Max Lehmann, der einige Jahre vorher seinen „Stein" vollendet hatte, und Ernst von Meier, der eben sein Werk „Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im 19. Jahrhundert" erscheinen ließ. H. hat sich der Ansicht des letzteren angeschlossen. Er findet hier Gelegenheit, seine früher bei Besprechung von Lehmanns „Stein" geäußerte Meinung zu modifizieren, allerdings recht gründlich, indem er sagt: „Die preußische Städteordnung atmet nicht französischen, sondern altdeutschen Geist". (S. 457.) Ich finde das etwas scharf. Es fällt zwar schwer, das heute zu sagen, aber man darf doch wohl die Mittlerrolle, welche die französische Revolution für ehemals zweifellos echt deutsche Gedanken spielte, nicht zu gering anschlagen oder ganz und gar übersehen.

Je näher zur Gegenwart, desto breiter wird der Strom der Darstellung. Ein gutes Drittel des Buches ist dem wiedererstandenen Preußen gewidmet. Von den früheren Perioden zeichnet sich nur das Zeitalter des Großen Kurfürsten durch größeren Umfang aus, der ziemlich dem des Abschnitts über Friedrich den Großen gleichkommt. Doch kann man bei dem Vergangenen wie dem Näherliegenden die angenehme Beobachtung machen, daß der Kriegsgeschichte nicht ein zu breiter Raum zugefallen ist. Dies ist um so bemerkenswerter, da es sich um die Geschichte eines Herrscherhauses handelt, dessen Angehörige mit Stolz darauf halten, die ersten Soldaten ihres Landes zu sein. Und doch ist auch dieser Umstand wieder bezeichnend. Den Hohenzollern diente ihr schlagfertiges Heer nicht zu willkürlichen Eroberungen, es war ihnen in erster Linie ein Hort des Friedens. H. beweist oftmals in seinem Werke, daß die Hohenzollern immer nach dem schönen Worte handelten, das Bismarck in die Thronrede des ersten deutschen Kaisers setzen durfte: „Allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung". (Ein Wort, das leider bei H. nicht angeführt wird.) In Erwägung dieser Umstände findet er auch eine anerkennende Würdigung eines viel umstrittenen Charakters auf dem preußischen Throne: Friedrich Wilhelms III., unter dem Berlin wohl den höchsten Punkt seiner geistigen Entwicklung vorher und nachher erreichte, wo es aber auch der Mittelpunkt der kriegerischsten und weltbewegendsten Ereignisse war. Was so oft übersehen wird, hebt H. hervor: „In dem System des

Königs prägte sich also mehr die altpreußische, dynastische Auffassung von Staat und Politik aus, in dem der Patrioten die neudeutsche, nationale, die den Hohenzollernstaat vor allem als den natürlichen Vorkämpfer Deutschlands betrachtete. Jede ihrer Auffassungen hatte ihr gutes Recht; die eine hatte das geschichtliche Herkommen für sich; die andere lebte in Gedanken, denen die Zukunft gehörte . . . . . . der Erfolg hat ja dem König schließlich recht gegeben". (S. 467.)

Für jeden Geschichtschreiber ist es von eigentümlichem Reiz, die einzelnen Quellen seines Forschens sprechen zu lassen, um dadurch eine möglichst große Ursprünglichkeit und Lebenswahrheit zu erzielen. H. mußte sich bei dem großen Umfang seines Stoffes und dem überaus knappen zur Verfügung stehenden Raum der größten Sparsamkeit befleißigen. Quellen sind naturgemäß in die Breite gehend. Sie schildern nur Einzelheiten. Deshalb empfindet man bei H. hinter den Zeilen wohl das Wirken zeitgenössischer Schriftsteller, sie selbst aber hört man so selten, daß sogar manches liebgewordene Wort fehlt. Nicht einmal der in allen preußischen Geschichten wiederkehrende Aufruf „An mein Volk" ist im Texte verzeichnet. [Das Heunsche: „Der König rief und alle, alle kamen" wird nur bedingt — ich will nicht sagen mit gezwungener Gedankenführung — bewiesen. Dagegen klingt viel sicherer: „Keine Auffassung war allgemeiner verbreitet und tiefer gewurzelt als die, der Theodor Körner Worte lieh, wenn er von dem bevorstehenden Kriege sang: „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen — Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg".] Als bemerkenswerte Ausnahme von dieser Regel glaubt H. die Emser Depesche in beiden Fassungen mitsamt der Moltkeschen Schamade und Fanfare mitteilen zu müssen. Sehr maßvoll ist er mit der Darstellung über das Testament Friedrich Wilhelms IV., mit welcher Mitteilung er bei der Jubiläumsfeier der 25jährigen Regierung unseres Kaisers nicht wenig überraschte. Hiermit hat dieses für die Beurteilung der letzten Preußenkönige nicht unbedeutende Dokument zum erstenmal in einer preußischen Geschichte Erwähnung gefunden.

Das Schlußkapitel „Im neuen Reich" endet in der Hauptsache mit der Darstellung der Regierung des ersten deutschen Kaisers. In kurzen Strichen wird noch ein treffendes Bild unseres Kaisers gezeichnet. Diesem schließen sich ein paar Worte über den gegenwärtigen Krieg an. H. hat somit sich an das Wort F. Schlegels gehalten: „Der Historiker ist ein rückwärts gerichteter Prophet". Er hat den schicksalsgewaltigen Weg der Hohenzollern bis zu ihrer Stellung an der Weltenwende unter dem Gesichtspunkt ihrer endlichen Bestimmung in klaren Linien ohne Rankwerk dargestellt. Stets leitet ihn das Streben des echten Forschers, lediglich der Wahrheit nachzugehen. Er bemüht sich nicht, dem Herrscher zu gefallen — sein Urteil ist frei und

schlicht, weit entfernt von jeglichem Byzantinismus — noch nimmt er auf Parteiströmungen irgendwelcher Art Rücksicht. Es muß diese Selbstverständlichkeit besonders betont werden, da von ultramontaner Seite unter Führung der „Kölnischen Volkszeitung“ scharfe Kritik an dem „einseitigen liberal-protestantischen Standpunkt“ des Buches geübt worden ist. Es kann nicht Aufgabe dieser Besprechung sein, sich mit diesen Äußerungen auseinanderzusetzen. Sie stellt fest, daß H. in der 7. Auflage seines Werkes in der Form einige Schärfen und Ungenauigkeiten gemildert bezw. verbessert hat, im übrigen aber auf den Ergebnissen seiner Arbeit besteht. In der erweiterten Einleitung betont er nunmehr selbst: „Meinen Standpunkt als Protestant, Preuße und Anhänger der modernen Staatsidee kann und werde ich niemals verleugnen. Ebensowenig darf die historische Wahrhaftigkeit unter den Forderungen des Tages leiden“.

In der Form hat H. die fortlaufende Darstellung ohne Fußnoten oder einen Anhang von Anmerkungen gewählt. Das Buch will lediglich durch sich selbst wirken. Da es für einen weiteren Leserkreis bestimmt ist, glaubte H. nicht entraten zu können, rein stofflich viel Einzelheiten zu bringen. Er weicht in dieser Beziehung bedeutend von der Art und Weise ab, die Dietrich Schäfer in seinen letzten, auch hauptsächlich für die Allgemeinheit bestimmten Werken beobachtet hat. Hier reizen mehr die umfassenden Gedanken des geistvollen Verfassers. H. zwingt das Stoffliche. Das veranlaßt mich zu ein paar Worten über den Stil des Buches, d. h. über die Frage, wie ist dieser reiche Stoff geformt worden. Dabei fällt mir eine Äußerung ein, die H. selbst einmal bei der Besprechung der Stein-Biographie Max Lehmanns getan hat. Er sagt dort: „Die literarische Eigenart Lehmanns ist ja bekannt; er ist der Repräsentant eines strengen Stils der historischen Darstellung, der gleichweit von dem Pathos Treitschkes wie von dem Räsonnement Delbrücks oder von der psychologischen Analyse eines Marcks oder Meinecke entfernt ist; von Ranke und seinen neuen Nachfolgern unterscheidet er sich durch die eindringende Darstellung des Details und von Sybel durch einen Beisatz von dialektischer Schärfe, der an Droysen erinnert“. Wenn ich die nun folgenden Einzelheiten über M. Lehmann fortlasse, so bleibt im großen und ganzen dieses von H. selbst gegebene Urteil bestehen. Natürlich mit gewissen Einschränkungen. Wie schon die große Zahl der oben genannten Namen andeutet, H. ist keine ausgesprochene Stilnatur. Teilweise klingt seine Sprache wie ein Rechenschaftsbericht: streng sachlich, besonders in den ersten Kapiteln. Selbst von Härten ist das Buch nirgends ganz frei. Daneben finden sich aber auch glänzende Kapitel, wie das über den Großen Kurfürsten und die meisten über das 19. Jahrhundert. In allem offenbart sich aber der moderne Verfasser, der von den zahlreichen Zeitströmungen, insbesondere auf dem Gebiete des Kunstlebens, nicht

unberührt geblieben ist. Das gibt dem Buche eine Note, die man vielleicht persönlich nennen darf, da man sie anderswo selten findet. Gemeinhin wollen unsere Historiker in ihren Werken ganz dargestellte Zeit sein. Bei H. könnte man sagen: Er ist Darsteller und Leser zugleich, und zwar ein Leser jüngster Gegenwart. Mit diesen Augen sieht er den Gang seines Herrscherhauses durch die Geschichte. Und deshalb wird er das sicher erreichen, wenn auch sein Werk trotz der schon jetzt erzielten hohen Auflage niemals ein Volksbuch im eigentlichen Sinne werden wird: Seine Leser, d. h. solche mit stark kritischem, zugleich aber auch kräftig schwingendem Gefühl, werden persönlich mit ihm die Vergangenheit durchleben. Damit hat er aber das von jedem, auch dem wissenschaftlichen Schriftsteller am meisten erstrebte Ziel erreicht: er selbst wird zum Erlebnis!

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

II.

Kurz nach dem Zusammenbruch der Deutschrittermacht in der Tannenberger Schlacht kamen die Hohenzollern in die Mark Brandenburg und errichteten im Laufe der Zeit eine neue Vormachtstellung des Deutschtums im Osten, die den Kern für ein verjüngtes Deutschland bilden sollte. Einen kurz gefaßten Überblick über die Geschichte dieses Hauses gibt die Arbeit v. Belows, die als Festrede bei der Hohenzollernfeier der Universität Freiburg i. B. gedient hat[1]). Der Verf. zeigt unter Benutzung mancher Ergebnisse der neuesten Forschung, wie das hohenzollerische Kurfürstentum durch seine territorialen Verhältnisse mit einer gewissen natürlichen Notwendigkeit darauf hingewiesen war, eine Politik zu treiben, die dem ganzen Deutschland zugute kam, und wie der preußische Staat einer der bedeutendsten Träger des kulturellen Lebens des deutschen Volkes wurde. Mit seiner kirchlichen Toleranz übertraf Preußen im 18. Jahrhundert alle Großstaaten. Während England trotz seiner verfassungsmäßigen Freiheiten seinen gesamten selbständigen Bauernstand verlor, weil das Ziel des Staates der einseitige wirtschaftliche Gewinn war, pflegte Preußen den Bauernschutz und vollzog den allmählichen und darum ohne bedeutende Erschütterungen sich vollziehenden Übergang aus dem mittelalterlichen Feudalstaat in den modernen Rechtsstaat. Der preußische Geist, den das Ausland mit dem Schlagwort Militarismus zu kennzeichnen beliebt, bildet den Rückhalt für die Widerstandsfähigkeit Deutschlands, das bei seiner Lage im Herzen Europas der stärksten militärischen Sicherung bedarf. Dieses militärische Deutschland übertrifft aber gleichzeitig bei weitem alle ihm feindlichen Staaten in der Pflege des

---

[1]) Georg v. Below, Deutschland und die Hohenzollern. Eine Kriegsgedenkrede. 8°. 47 S. Leipzig, S. Hirzel, 1915. M. 0.80.

Volksschulwesens, in der Freiheit der Universitäten und in den sozialpolitischen Einrichtungen.

Die klare und, trotz der Kürze, eine Fülle von Tatsächlichem bietende Darstellung verdient die Verbreitung, die sie nach der Höhe der gegenwärtigen Auflage bereits gefunden hat.

Aus theologischer Feder liegen zwei Hohenzollern-Festschriften vor, die sich nach Form und Inhalt sehr unterscheiden, obwohl sie sich dasselbe Ziel setzen, als evangelische Volksbücher das Leben und Wirken der märkischen Hohenzollern zu schildern.

Auf einer breiteren Grundlage baut Rogge sein Buch auf, dessen Inhalt er vielfach seinem früheren zweibändigen Werke „Vom Kurhut zur Kaiserkrone“ entlehnt [1]). Der Verf. bemüht sich, unter Vermeidung legendenhaften Beiwerks, die besonders kennzeichnenden Züge im Wesen der Hohenzollernfürsten hervorzuheben und zu zeigen, daß das, was sie für ihren eigenen Staat getan haben, auch dem gesamten deutschen Vaterlande zugute gekommen ist. Er verfällt dabei aber oft in den Stil des Chronisten, so daß unter der Fülle unwesentlicher Einzelheiten manches wichtigere Ereignis nicht genügend zur Geltung kommt. So würde z. B. bei der Schilderung der Stellung des Kurfürsten Friedrich II. zur Kirche ein Hinweis auf die päpstliche Bulle vom 10. September 1447 erwünscht gewesen sein, die dem Landesherrn der Mark weitgehende kirchenrechtliche Befugnisse zugesteht. — Die Ergebnisse der neueren Forschung sind nicht immer verwertet. Von der Dispositio Achillea wissen wir, daß sie nicht die Bedeutung besessen hat, die man ihr früher zuwies und die ihr auch R. beilegt. Es ist nicht ein für alle Zukunft verbindliches Erbfolgegesetz, denn weder von dem Grundsatze des Erstgeburtsrechtes noch von der Unteilbarkeit der Mark ist darin ausdrücklich die Rede. Hinsichtlich der Bemerkung, daß der Beiname Cicero auf die humanistische Gelehrsamkeit und die lateinische Eloquenz des Fürsten Johann zurückzuführen sei, ist darauf hinzuweisen, daß dieser Hohenzoller keinerlei klassische Bildung besessen hat. Der Beiname geht auf die von Melanchthon verbreitete Legende zurück, daß Johann in einer Fürstenversammlung eine vierstündige lateinische Rede gehalten habe. Vom Übertritte Joachims II. zur evangelischen Lehre steht fest, daß er nicht in der Schloßkapelle zu Spandau, sondern im Dom zu Berlin erfolgte. — Die Angabe der Daten, für die bis zum Ende des 17. Jahrhunderts die Julianische Datierungsweise beibehalten ist, leidet vielfach an Ungenauigkeit. S. 3 muß für die Verleihung der erblichen Markgrafenwürde der 30. April 1415 genannt werden, während die feierliche Belehnung mit der Kurwürde am 18. April 1417 vor sich ging. S. 7 muß für die Dämpfung

[1]) Hofprediger a. D. Bernhard Rogge, Fünf Jahrhundert Hohenzollernherrschaft in Brandenburg-Preußen. 8°. VI u. 175 S. Berlin, Gebrüder Paetel, 1915. M. 2.50, geb. M. 3.50.

des Berliner Unwillens Januar 1448 angegeben werden. Zu S. 35 ist zu bemerken, daß Joachim Friedrich nicht 1576, sondern 1546 geboren wurde, demnach bei seiner Thronbesteigung nicht 22, sondern 52 Jahre alt war. S. 80 muß das Jahr der Eheschließung Friedrich II. statt 1737 lauten 1733. — Trotz dieser Mängel wird das Büchlein, in dem sich kernhafte evangelische Gesinnung mit warmer Vaterlandsliebe paart, infolge der fesselnden Erzählerkunst seine Freunde im Volke finden.

Wendlands Schrift trägt ein modernes Gepräge[1]). Sie bietet durchweg die gesicherten Resultate neueren Forschens. Trotz des geringen Umfanges verdient die Arbeit aus der Fülle der Festblätter besonders hervorgehoben zu werden. Die Sprache ist schlicht und männlich, die Darstellung klar und packend. Mit psychologischer Feinheit werden die Charakterbilder der Hohenzollernfürsten von Joachim II. an entworfen. Als Schirmherren des Protestantismus, als Vertreter des Toleranzgedankens und als Vorbilder des evangelischen Glaubens ziehen an uns die einzelnen Gestalten vorüber, denen der Verf. im Namen der evangelischen Kirche für alles das danken will, was sie für des Vaterlandes Größe vollbracht haben.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

III.

Außer der schon oben besprochenen Universitäts-Festrede v. Belows ist der Schriftleitung noch eine zweite gedruckte Festansprache zugegangen, die ebenfalls einen bekannten Historiker, Hans F. Helmolt, zum Verfasser hat[2]). Ihre Hauptbedeutung liegt m. E. darin, daß hier ein „Nichtpreuße" — ein „königlicher Sachse", wie er selber sich nennt — nichtpreußischen Zuhörern in knappen, eindringlichen Worten das Geheimnis des stolzen Vor- und Aufwärtsschreitens des Hohenzollerngeschlechtes und Brandenburg-Preußens zu entschleiern versucht. Vor allem rühmt er den preußisch-hohenzollerischen „Willen zur Tat". „Preußisch handeln," sagt er einmal (S. 6), „heißt immer etwas schneller laufen als natürlich ist, heißt noch tapfrer als bloß tapfer sein, heißt stoßen, was fallen will, und, nach friderizianischem Befehl, unter allen Umständen stets zuerst attackieren." Was die einzelnen Hohenzollernfürsten betrifft, so kommt auch in dieser Rede die Bewunderung, die H. jederzeit (vgl. z. B. „Mitteilungen", Bd. 43, S. 266 f.) für Friedrich den Großen, den „königlichsten aller Könige", gehegt hat, mehrfach unverhüllt zum Ausdruck. —

---

[1]) Lic. theol. Walter Wendland, Die Hohenzollern und die evangelische Kirche. Ein Gedenkbuch für das evangelische Haus. Kl. 8°. 64 S. Berlin, Hutten-Verlag, 1915. M. 0.50.

[2]) Hans F. Helmolt, Die Hohenzollern 1415—1915. Ansprache, gehalten bei der Hohenzollernfeier im Bremer Schauspielhaus am 31. Oktober 1915. Kl. 8°. 20 S. Bremen, Druck von Carl Schünemann, o. J. [1915].

Ein großer Teil des Inhalts ist der jüngsten Gegenwart, den Ereignissen während des Weltkrieges, gewidmet. Die scharfen Äußerungen H.s über unsere Feinde sind zweifellos allen vaterländisch gesinnten Deutschen aus dem Herzen gesprochen, und dasselbe gilt von fast allen seinen Bemerkungen über die inländischen „Schwarzseher und Angstmeier". Nur geht H. unbedingt zu weit, wenn er meint, daß sein eigenes Urteil über die Politik des 1909 an die Spitze der deutschen Reichsleitung berufenen Staatsmannes (S. 14 ff.) „in weitesten Volkskreisen" geteilt werde. Es gibt doch auch andersdenkende Deutsche, deren Anschauungen in der Kreuzzeitung, der Täglichen Rundschau, der Deutschen Tageszeitung usw. vertreten werden. Abgesehen von der eben erwähnten Stelle dürfte die gedankenreiche Rede H.s, ein treues Bekenntnis zur deutschen Einheit und Einigkeit unter preußischer Führung, wohl allgemeine Zustimmung finden.

Neben dem schon von anderer Seite eingehend gewürdigten Werke Otto Hintzes sind noch zwei kleinere Veröffentlichungen zu nennen, die, allerdings in erheblich bescheidenerem Rahmen, gleichfalls geeignet erscheinen, das Verständnis weiterer Kreise für das segensreiche Wirken der märkischen Hohenzollern seit 1415 zu wecken und zu vertiefen.

In einem vornehm ausgestatteten Buche, das mit vielen, geschmackvoll ausgewählten Abbildungen verziert ist, gibt Georg Schuster eine knappe, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellung der Vorgeschichte des Hauses Hohenzollern und einen kurzen Lebensabriß aller seit 1415 in Brandenburg-Preußen regierenden Hohenzollernfürsten[1]). Trotz des beschränkten Raumes hat er die Gefahr, in den sogenannten Lexikonstil zu verfallen, glücklich zu vermeiden gewußt; seine Schilderung bleibt stets flüssig. Ebenso wird der Inhalt allen Ansprüchen gerecht; nicht nur die äußere, sondern auch die innere Politik findet ausreichende Berücksichtigung. Die modernen Forschungsergebnisse sind geschickt in den Text verwoben. So lesen wir z. B. in der Biographie Joachims II. folgenden Satz: „Der Beiname Hektor, den byzantinisch gesinnte Chronisten ihm beigelegt haben, ist ebenso unhistorisch wie die Bezeichnungen Cicero, Nestor usw. für seinen Großvater und seinen Vater" (S. 20 f.). Die Jahreszahlen scheinen überall richtig zu sein. Nur einen einzigen Druckfehler habe ich bemerkt; in der vorletzten Zeile von S. 48 muß es „1686" statt „1786" heißen. Mit lebhaftem Danke ist es endlich zu begrüßen, daß jeder einzelnen Biographie ein Faksimile der Unterschrift und der Wahlspruch des betreffenden Hohenzollernherrschers beigefügt sind. Nach alledem kann die

---

[1]) Georg Schuster, 500 Jahre Hohenzollern. Ein Gedenkbuch zur Regierungsfeier unseres Kaiserhauses. Mit 121 Abb. 31 × 23,5 cm. 96 S. Berlin, August Scherl G. m. b. H., o. J. [1915]. Geb. M. 3.—.

Arbeit, deren Erträgnis zum Teil unserm „Roten Kreuze“ zugute kommt, warm empfohlen werden. Dem gebildeten Laien bietet sie reiche Belehrung, dem Fachgelehrten mannigfaltige Anregung.

In einem zweiten Buche tritt Georg Schuster nicht nur als Autor, sondern auch als Herausgeber auf, indem er aus verschiedenen Schriften, in denen besonders anziehende Begebenheiten oder Persönlichkeiten aus der Geschichte des Hohenzollernhauses behandelt werden, mit Erlaubnis der Verfasser und der Verleger einzelne Abschnitte entnommen und zu einer größeren, den Zeitraum 1415—1915 umspannenden Sammlung vereinigt hat[1]. Die 19 Kapitel der Sammlung stammen teils aus früheren Veröffentlichungen Sch.s, teils aus Schriften A. F. Riedels, Mart. Philippsons, Wilh. Gundlachs, Otto Krauskes, F. Arnheims, Erich Bleichs, Paul Goldschmidts, Alfr. v. Reumonts, Louis Schneiders, Konr. Müllers usw. Jedes Jahrhundert ist durch mehrere Beiträge vertreten und die Auswahl so getroffen, daß jeder Leser auf seine Rechnung kommt, mag ihn die hohe Politik, das Biographische, das Episodenhafte, die Wissenschaft oder die Kunst besonders interessieren. Genug, Sch. hat es hier verstanden, für das deutsche Volk, namentlich aber für die deutsche Jugend ein gediegenes historisches Lesebuch zu schaffen, dessen vaterländischer Inhalt das Nationalgefühl zu stärken und die Teilnahme an den wechselvollen Geschicken des Hohenzollernhauses anzuregen vermag.

Während die bisher angezeigten Arbeiten sämtlich dem Hohenzollernjubiläum ihre Entstehung verdanken, gibt es eine Veröffentlichung, die schon seit langer Zeit sich alljährlich die Aufgabe stellt, in Wort und Bild das Leben und Wirken von Mitgliedern des Hohenzollerngeschlechtes uns vor Augen zu führen. Jedem Historiker, der sich mit der brandenburgisch-preußischen Geschichte beschäftigt, ist es bekannt, welch reiches und wertvolles Material die ersten 17 Bände des von Paul Seidel herausgegebenen „Hohenzollern-Jahrbuches“ enthalten.

Auch der 18. Band ist den alten guten Überlieferungen treu geblieben[2]. Einer der Beiträge, eine aus dem Vatikanischen Archiv stammende Mitteilung Martin Wehrmanns über „einige päpstliche Indulgenzbriefe für Angehörige des Hohenzollernhauses“ (S. 240), reicht bis ins 14. Jahrhundert, also bis in die Zeit vor dem Einzug der Hohenzollern in die Mark Brandenburg, zurück, während ein anderer Beitrag, ein Aufsatz Otto Hintzes, über „Ursprung und Bedeutung

---

[1] Aus der Geschichte des Hauses Hohenzollern. Ereignisse und Episoden aus fünf Jahrhunderten (1415—1915). Hrsgg. v. Georg Schuster. 8°. VIII u. 264 S. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge, 1915. M. 3.75; geb. M. 5.—.

[2] Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Hrsgg. v. Paul Seidel. 18. Jahrgang. 1914. 36 × 27 cm. XXI u. 241 S. Berlin u. Leipzig, Giesecke & Devrient, o. J. [1915]. M. 20.—; geb. M. 24.—.

des gegenwärtigen Krieges" (S. I—XXI), also über ein Thema aus allerneuester Zeit handelt. Die Darstellung H.s verdient allgemeine Beachtung. Sie entrollt ein plastisches Bild von den Wandlungen in dem politischen Verhältnis zwischen den europäischen Mächten seit 1871, von der langjährigen Hinterhältigkeit unserer heutigen Feinde und von ihrem erfolgreichen Lügenfeldzuge in dem sogen. „neutralen" Auslande, bietet aber auch eine kurze Skizze der militärischen Ereignisse bis zum Spätherbst 1914 und zeichnet sich ebenso sehr durch formvollendeten Aufbau wie durch strenge Sachlichkeit und ruhige Sprache aus.

Mit einem der berühmtesten Hohenzollern beschäftigen sich zwei Aufsätze. — Unter dem Titel: „Der Große Kurfürst und Karl X. von Schweden" (S. 4—18) gibt Reinhold Koser (†) eine gute Übersicht über die persönlichen und politischen Beziehungen zwischen diesen beiden hervorragenden Herrschern bis zum Abschluß des Wehlauer Vertrages von 1657. Erschöpfend ist die kurze Skizze K.s, anscheinend seine letzte Arbeit, natürlich nicht, konnte es auch nicht sein, da ich die einschlägigen schwedischen „Urkunden und Aktenstücke" bisher noch nicht veröffentlicht habe. Im allgemeinen hat K. jedoch, wie ich hinzufügen kann, mit außerordentlichem Scharfblick, trotz des unvollkommenen Materials, das Richtige getroffen. Wohltuend berührt sein maßvolles Urteil über die brandenburgische Politik des Schwedenkönigs. Man vergleiche damit die sonderbare Auffassung eines schwedischen Historikers, der vor etwa 20 Jahren in Stockholm mir gegenüber den Großen Kurfürsten als „einen der größten Schurken Europas" bezeichnete! Ob alle Daten stimmen, habe ich nicht nachgeprüft. Die Thronentsagung der schwedischen Königin Christine ist jedenfalls nicht „im Mai", sondern erst am 1./11. Juni 1654 erfolgt. — In die ersten zielbewußten Anfänge der hohenzollerischen Kolonial- und Flottenpolitik führt uns ein von Christoph Voigt in deutscher Übertragung veröffentlichtes „holländisches Huldigungsgedicht auf den Großen Kurfürsten" (S. 38—51). Es stammt aus dem Jahre 1685 und hat den aus Holland gebürtigen kurfürstlichen Admiralitätsrat Johann Clefman zum Verfasser. Die von V. beigefügten, teilweise auf archivalischer Grundlage ruhenden Angaben über Entstehung, Typ, Größe, Besatzungsstärke, Armierung usw. der damaligen brandenburgischen Kriegsmarine sind recht dankenswert.

In nicht weniger als 5 Beiträgen des vorliegenden Bandes steht die Person des Großen Königs mehr oder weniger im Vordergrund des Interesses. — Hans Droysen, dem das Hohenzollern-Jahrbuch schon früher manche bedeutsame Abhandlung zu verdanken gehabt hatte, veröffentlicht jetzt (S. 241) Aufzeichnungen des preußischen Oberzeremonienmeisters v. Besser „zu Friedrichs des Großen Geburt und Taufe"; man erfährt aus ihnen, daß der neugeborene Prinz auf aus-

drücklichen Wunsch seines königlichen Großvaters Friedrich I. den Rufnamen Friedrich empfing. — Ferner gibt Droysen eine Fortsetzung seiner im vorigen Bande mitgeteilten Auszüge „aus den Briefen der Königin Sophie Dorothea (S. 98 bis 121), die im Charlottenburger Königl. Hausarchiv aufbewahrt werden. Die diesmal publizierten, mit vielen Erläuterungen versehenen Brieffragmente der Königin aus den Jahren 1732—40 sind teils an ihren Gemahl Friedrich Wilhelm I., teils an ihren ältesten Sohn, Kronprinz Friedrich, gerichtet und betreffen vorzugsweise das Verhältnis zwischen Vater, Mutter und Sohn sowie den Gesundheitszustand des Vaters, bieten aber auch manche Ergänzung zum 1. Teile meines Buches „Der Hof Friedrichs des Großen“ (1912). Aus dem Briefwechsel Sophie Dorotheas mit ihren Kindern und aus der geschwisterlichen Korrespondenz in den Jahren 1740—46 hat D. nur einige Proben mitgeteilt, dagegen verhältnismäßig viele aus dem Jahre 1757, so daß man einen tiefen Einblick in den innigen Freundschaftsbund gewinnt, der die Mutter bis an ihr Lebensende mit ihrem ältesten Sohne verknüpfte. Der letzte noch erhaltene Brief der Königin-Mutter an Friedrich, eine Woche vor ihrem Tode geschrieben, wird auch als Faksimile wiedergegeben. — Von großem Werte für den friderizianischen Forscher ist ferner eine kleine Studie „über Augengläser und optische Instrumente im Hohenzollern-Museum“ aus der Feder des Geh. Medizinalrates Prof. Dr. Richard Greeff (S. 156—64). Auf Grund einer fachmännischen Prüfung der nachweisbar von König Friedrich benutzten Eingläser, Fernrohre usw. vermag G. nämlich die Art und annähernd auch den Grad der Kurzsichtigkeit des Königs zu bestimmen, die er als beträchtlich bezeichnet, und die im übrigen auch in vielen zeitgenössischen Quellen ausdrücklich hervorgehoben wird. Weitere Untersuchungen G.s haben ergeben, daß die drei ersten Nachfolger Friedrichs ebenfalls mehr oder weniger kurzsichtig waren, wie denn die Kurzsichtigkeit überhaupt lange im Hohenzollernhause erblich gewesen zu sein scheint. Erst mit Kaiser Wilhelm I., der in seiner Jugend und im mittleren Alter sich keiner Brille zu bedienen brauchte, trat hierin eine Änderung ein. — „Reinhold Koser als Geschichtschreiber Friedrichs des Großen“ wird von Gust. Berthold Volz, einem jüngeren Freunde des am 25. August 1914 verstorbenen „rüstigsten Vorkämpfers friderizianischer Forschung“, in einer warm und verständnisvoll geschriebenen Abhandlung (S. 166—73) eingehend gewürdigt. Gern werden die älteren Schüler Kosers dem Verfasser zustimmen, wenn er von ihrem einstigen Lehrer sagt: „Keinem sonst wie ihm war die Geschichte seines Helden vertraut, dem er, solange er wirkte und schaffen konnte, seine Dienste geweiht hatte.“ Daß ein solcher ehrender Nachruf gerade im Hohenzollern-Jahrbuch Platz finden mußte, verstand sich gleichsam von selbst. Hatte Koser

doch dem ihm eng befreundeten Herausgeber P. Seidel, wie dieser in einem besonderen, mit zwei Bildnissen des Verewigten geschmückten Nekrolog (S. 165) erzählt, seit der Gründung des Unternehmens ständig als Berater und Förderer zur Seite gestanden und nicht weniger als 19 Beiträge dort veröffentlicht, darunter viele zur friderizianischen Geschichte. — Diese bildet auch den Ausgangspunkt für einen kleinen Aufsatz von Georg Lenz über „Kriegsandenken der Königlichen Porzellan-Manufaktur zu Berlin" (S. 174—87), die bekanntlich eine Schöpfung des Großen Königs war. Mit sichtlicher Vorliebe verweilt L., der schon 1913 das größere Werk „Berliner Porzellan. Die Manufaktur Friedrichs des Großen" publiziert hatte, bei den einschlägigen Berliner Erzeugnissen keramischer Kleinkunst aus der Zeit von 1763—86. Doch beschäftigt er sich daneben ausführlich auch mit der Gruppe von Berliner Porzellanen, die auf die wechselvollen Geschicke Preußens unter Friedrich Wilhelm III. Bezug haben.

In die zuletzt genannte Zeit gehören drei Veröffentlichungen des vorliegenden Bandes. — Eine „Erinnerung an den ersten Frauen-Verein" teilt Paul Seidel S. 237 ff. mit. Der vom 6. März 1813 datierte Berliner Aufruf zur Gründung eines preußischen „Frauen-Vereins zum Wohl des Vaterlandes" und der ganze Gründungsplan sind vermutlich ein Werk des 1801 getauften Berliner Schutzjuden und Kaufmanns Louis Epenstein gewesen. Manches Interessante erfährt man in der kleinen Skizze auch über die geistvolle Prinzessin Marianne, die erste Protektorin des Vaterländischen Frauenvereins, über dessen Einnahmen und Ausgaben in der ersten Zeit, über die einzelnen Beitragspender, die Höhe der Beiträge usw. — Mit großem Vergnügen liest man die von Herman Granier herausgegebenen Auszüge „aus dem Briefwechsel des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Wilhelm mit ihrer Cousine, Prinzessin Friederike" im Sommer 1815 (S. 28—37). Da schreibt z. B. der „übercomplette" „Wimpus", d. h. der spätere Kaiser Wilhelm I., einmal: „Wir haben morgen hier Ruhetag in Nancig (auf gut Deutsch)", erklärt zwar nach dem Besuch einer Theateraufführung im Pariser Tivoli in echtem Berliner Jargon: „Dette ist sehre scheine", äußert andererseits aber sein lebhaftes Mißfallen über den „Sündenpfuhl" Paris und versichert: „in dem Nest werde ich immer krank". Friederike wiederum, von ihren Vettern „Filzis" genannt, berichtet emsig über alle Begebenheiten am Hofe und in der Stadt, macht sich gelegentlich über „Besekneck", den Generaladjutanten v. d. Knesebeck, lustig und spricht in Briefen an Wilhelm und an „Butt", d. h. den Kronprinzen, die feste Hoffnung aus, daß „Nöppel", d. h. Napoleon, bald „von der Erde vertilgt sei, und endlich der langersehnte dauerhafte Friede uns beglücke". Das innige, bürgerlich-schlichte Familienleben am Hofe Friedrich

Wilhelms III., ein teures Vermächtnis der unvergeßlichen und unvergessenen Königin Luise, offenbart sich in jedem Briefe. Den Text hat G. mit allen erforderlichen Erläuterungen versehen. Störend wirkt m. E. nur, daß die Anmerkungen nicht unten, sondern hinten stehen. — Nicht minder reizvoll ist die große Sammlung von „Briefen König Friedrich Wilhelms III. an seine Tochter, Prinzessin Charlotte“, die Paul Bailleu S. 188—236 nach den in Petersburg befindlichen Originalen zum Abdruck bringt. Sowohl in den vollständig mitgeteilten Feldzugsbriefen von 1813—15 als auch später tritt deutlich zutage, mit wie inniger Liebe der König an seinen Kindern und an seiner verewigten Gemahlin hing. So schreibt er z. B. am 10. März 1814 aus Chaumont: „Heute schreiben wir zum 4. Male den 10. März, seitdem dieser Tag der herzlichsten und reinsten Freude sich zu einem Tage der tiefsten Bekümmerniß hat verwandeln müssen. Gewiß hast Du heute einen Besuch an geheiligter Stätte abgestattet. Du bist ein so liebes rein geartetes Kind und gute Tochter, daß gewiß Dein steter fester Vorsatz der seyn und bleiben wird, Deiner von uns allen so unaussprechlich geliebten Mutter auch in ihrem so frühzeitigen Grabe noch Ehre und Freude zu machen“ (vgl. auch S. 215). Von den Briefen aus der Zeit von 1815—26 wird nur eine Auswahl veröffentlicht. Sie betreffen die Verlobung und Vermählung Charlottens mit dem späteren Zaren Nikolaus I., Vorgänge am preußischen Hofe, Inspektions-, Erholungs- und Kongreßreisen des Königs, die Heiratspläne der drei ältesten Brüder Charlottens, den Tod Alexanders I. und die Thronbesteigung seines Sohnes Nikolaus, der mit Charlotte in glücklichster Ehe lebte. Sie wirken ebenso sehr durch ihren gemütvollen Ton wie durch ihren Reichtum an interessanten Einzelheiten, so namentlich über die Neigung Prinz Wilhelms für Elisa Radziwill.

Einen hübschen Beitrag zur Geschichte unsers alten Kaisers bietet der Schluß der Aufsatzreihe: „Die Aquarell-Sammlung Kaiser Wilhelms I.“ (S. 122—55). Wie in einigen früheren Jahrgängen, hat H. Granier auch diesmal jede einzelne reproduzierte Aquarelle mit einem längeren Kommentar in Form einer anmutigen Plauderei versehen, so daß wir unter seiner Führung jedesmal über den äußeren Anlaß zur Anfertigung der betreffenden Aquarelle, über den dargestellten Vorgang und Schauplatz, über die dargestellten Persönlichkeiten usw. sicheren Aufschluß erhalten. — Von den künstlerischen Anschauungen und Bestrebungen Kaiser Wilhelms II. endlich hören wir manches Neue in einer kleinen Abhandlung Paul Seidels über „die Mosaiken der Schloßkapelle zu Posen“ (S. 19—27).

Als Jubiläumsgabe wird der 18. Band durch Wiedergabe der markigen Ansprache (S. 3 f.) gekennzeichnet, die Kaiser Wilhelm II. am 30. Mai 1912 im Brandenburger Rathause

hielt, und in der er mit kräftigen Strichen die Bedeutung seiner Vorfahren für die Mark Brandenburg, für Preußen und für das Deutsche Reich hervorhob. — Schließlich sei noch einer längeren, mit Consanguinitätstafeln usw. versehenen Studie Georg Schusters über „die Verwandtschaft der Häuser Hohenzollern und Württemberg" gedacht (S. 52—97). Wie schon früher in ähnlichen, an derselben Stelle veröffentlichten Abhandlungen hat Sch. auch diesmal den an sich ziemlich trockenen Stoff dadurch zu beleben gewußt, daß er in anziehender, durch manche archivalische Angabe gewürzter Darstellung uns mit den Lebensschicksalen usw. der in Betracht kommenden Persönlichkeiten näher bekannt macht. Von den angefügten Beilagen dürften einige eine besonders reiche Fundgrube für den Kulturhistoriker bilden. Die friderizianischen Forscher seien vor allem auf die lehrreichen Abschnitte „Hohenzollern-Schwedt und Württemberg" und „Hohenzollern-Bayreuth und Württemberg" hingewiesen.

Wenn der vorliegende Band des Hohenzollern-Jahrbuches, gleich allen seinen Vorgängern, einen durchaus harmonischen Eindruck hinterläßt, so ist das nicht zum wenigsten das Verdienst des Herausgebers Paul Seidel. Dank der liebe- und verständnisvollen Sorgfalt, mit der er die einzelnen Abbildungen, zumeist ausgezeichnete Reproduktionen von Bildern, Kunstgegenständen usw. aus kaiserlichem Privatbesitz, ausgewählt hat, unterstützen überall Wort und Bild einander und verbinden sich zu einem einheitlichen, wohl abgewogenen Ganzen.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

131.

Ostwald, Paul. Von Aufgaben und Problemen des modernen Geschichtsunterrichts. 8°. 19 S. Breslau, Trewendt & Granier, 1916. M. 0.60.

„Es kam mir nur darauf an, einige mir besonders für die jetzige Zeit als wichtig erscheinende Punkte herauszugreifen, meine Ansichten und meine praktischen Erfahrungen darüber im Zusammenhange niederzulegen". Verf. hat recht daran getan; die kleine Schrift birgt einen beachtenswerten Inhalt.

Leitgedanke ist, die Schüler müssen in das geschichtliche Verständnis der Gegenwart, unserer außen- und innerpolitischen, sozialen, wirtschaftlichen und geistig-kulturellen Verhältnisse eingeführt werden. Nach dem Maße der Wichtigkeit für die Gegenwart bestimmt sich die Stoffauswahl im Geschichtsunterricht. Dem Lehrer ist hierbei ausreichende Freiheit zu gewähren. Ausführliche Lehrbücher sind ein Hemmnis für das Erfordernis, daß die Persönlichkeit des Lehrers nach Gebühr zur Geltung kommt. Vorzugsweise verdient die physikalische Karte benutzt zu werden. Sie zeigt das Bleibende und Normgebende in der Erscheinungen Flucht; zumal mit Hilfe der auf ihr verzeichneten Städte, auf

die noch hätte besonders hingewiesen werden sollen, läßt sich der Wechsel der politischen Grenzen sehr gut verfolgen. Die selbsttätige Mitarbeit der Schüler setzt hierbei stärker ein, als beim Anschauen des fertigen Farbenbildes, und Bild auf Bild, jedes von ihnen denselben Erdraum verschieden darstellend, kann für den Anfänger nur verwirrend wirken. Skizzen an der Wandtafel sind neben der Karte nicht zu entbehren. „Staatsbürgerkunde" in eigenen Stunden wird verständigerweise abgelehnt, ist doch deren Inhalt ein Erzeugnis der geschichtlichen Gesamtentwicklung und nur aus ihrem Zusammenhange heraus zu begreifen. Das bestehende Ausmaß an Stundenzahl genügt dem Verf., dem Ref. auch, aber nur unter der Bedingung, daß außer ihren drei Geschichtsstunden die Oberstufe über je eine Stunde Geographie verfügt, die in den Primen der Gegenwartskultur gewidmet sind.

Charlottenburg. C. Rethwisch.

132.

Mertens, M., Historisch-politisches ABC-Buch. Zur Förderung des Geschichtsunterrichts und zur Selbstbelehrung. 2., vermehrte u. verbesserte Auflage. 8⁰. IV u. 245 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. Geb. M. 3.40.

Ein äußerst praktisches Nachschlagewerk erscheint damit zum zweiten Male. Schon dies beweist, daß der Verf. mit seinem Buche ein Bedürfnis weiter Kreise befriedigt hat. Man kann auch ruhig behaupten, daß niemand, der in historischen oder politischen Fragen Belehrung sucht, vergeblich nachschlagen wird. So schwierig es ist, eine wirklich befriedigende Auswahl zu treffen —: Der Verf. scheint mir das Richtige getroffen zu haben. Gerade jetzt, wo so oft politische Dinge in der Tagespresse und sonst besprochen werden, dürften viele dankbar sein, wenn man ihnen ein solches Hilfsmittel empfehlen kann. Auch die Fassung der Artikel, die kurz und treffend das Wichtige sagen, läßt selten zu wünschen übrig. Ein solches Nachschlagewerk unter den Schülern der oberen Klassen zu verbreiten, wird jeder Lehrer gern bereit sein. Besonders an Realanstalten wird es dem Lehrer viel Arbeit abnehmen, da es die zahlreichen, der griechischen und lateinischen Sprache entnommenen politischen Begriffe treffend definiert. Der Verbreitung dienlich würde es sein, wenn die Verlagshandlung einen niedrigeren Preis festsetzen könnte.

Berlin-Halensee, z. Z. im Feld. F. Geyer.

133.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Begründet von Friedrich Althoff, hrsg. v. Max Cornicelius. 9. Jahrg., 12.—14. Heft. Leipzig, B. G. Teubner, 1915. Je M. 1.—.

Auch die vorliegenden Hefte der Internationalen Monats-

schrift (vgl. „Mitteilungen", 43, 293 f.) sind von dem mächtigen Atem der großen Zeit durchhaucht. Das zweite und dritte Kennwort des Titels: „Kunst und Technik" treten im Inhalt stark zurück; dagegen stehen Geschichte, Politik und Literatur im Vordergrunde. Von dem mannigfaltigen und durchweg bedeutenden Inhalte, für den Namen wie O. Hintze, Alexander Brückner, Alois Riehl u. a. bürgen, seien nur ein paar umfangreichere Aufsätze besonderer Beachtung empfohlen.

Georg v. Below bietet einen auf ausgebreiteter Belesenheit ruhenden, gedankenreichen Überblick der deutschen Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unsern Tagen, wobei er sich insbesondere mit den Auffassungen auseinandersetzt, die der Züricher Eduard Fueter in seinem bedeutenden Buche: „Geschichte der neueren Historiographie" entwickelt. Ein deutscher Schweizer war gewiß besonders gut in der Lage, diese schwierige wissenschaftliche Aufgabe einer Lösung näher zu führen. Die neutrale Stellung seines Landes unter den Großmächten, andererseits die enge Beziehung der deutsch-schweizerischen Hochschulen zu der führenden deutschen Geschichtswissenschaft, schuf für ihn die günstigsten Bedingungen. Allerdings ist die politische Auffassung eines Schweizer Republikaners, der einem außerhalb der großen Weltpolitik lebenden Kleinstaat angehört, so sehr er auch eine ganz unparteiische Darstellung erstrebt, nicht durchweg geeignet, die besonderen Bedingungen zu würdigen, unter denen sich gerade die nationale deutsche Geschichtscheibung entwickelt hat. In dieser Hinsicht ist nun der durch drei Hefte der Monatsschrift fortgeführte Artikel v. Belows besonders fesselnd, indem er die Gegensätze der Auffassung zwischen einem ebenso kenntnisreichen wie urteilsfähigen Schweizer Geschichtsforscher und einem berufenen Vertreter der deutschen Geschichtswissenschaft aufdeckt. Es handelt sich da zunächst um die Beurteilung der sogenannten politischen oder kleindeutschen Historiker Deutschlands (Droysen, Sybel und Treitschke), deren Beurteilung durch Fueter v. Below zu ungünstig findet, obwohl er im übrigen die feine und sachlich eingehende Behandlung dieser Geschichtschreiber in dem fraglichen Buche gern anerkennt.

Ferner bemängelt v. B. einige Schlagworte, die Fueter über einzelne Kapitel seiner Darstellung setzt. Er bestreitet es mit Recht, wenn dieser Riehl, Freytag und Janssen als Vertreter einer staatlosen Kulturgeschichtschreibung zusammenstellt. Riehl ist, bei aller behaglichen kulturgeschichtlichen Kleinmalerei und seiner Vorliebe für diese Gebiete, doch Anhänger einer ganz bestimmten politischen Richtung, nämlich der sozialkonservativen Gesinnung, die für die erhaltenden Elemente im Volksleben eintritt. Er geht von den Gedanken der Romantik, insbesondere der historischen Rechtsschule aus und ist dieser Richtung auch politisch jederzeit treu geblieben. Freytag ist unzweifelhaft stets

ein kleindeutscher Publizist aus voller Überzeugung gewesen und hat als Roman- und Geschichtschreiber seine ganze Tätigkeit in den Dienst der großen nationalen Sache gestellt. Janssen endlich kann ebensowenig einer staatlosen Richtung zugewiesen werden, da er vielmehr eifrig den großdeutsch-habsburgischen Standpunkt und die Interessen der ecclesia militans im deutschen politischen Leben verficht. Wenn Fueter in den neueren Fortschritten der Geschichtswissenschaft mit ihrer Vorkehrung der inneren Kultur eine realistische Gegenwirkung des Sozialismus gegen die Romantik sieht, so betont demgegenüber v. B., daß schon die Romantik gerade in der Wissenschaft gesund realistische Elemente zur Geltung gebracht habe, wie z. B. an dem Beispiele Leos gezeigt wird, daß ferner auch positivistische Erscheinungen, wie Taine, von der Romantik stark beeinflußt worden seien und daß die sozialistische Richtung sich überaus unfruchtbar in der Geschichtswissenschaft bewiesen habe. v. B. entwickelt schließlich in beredten und warmen Worten die notwendige weitere Aufgabe der deutschen Geschichtswissenschaft. Er glaubt sie nur dann auf dem rechten Wege, wenn sie, ohne weitgehende Zugeständnisse an die soziologische und naturwissenschaftliche Geschichtsauffassung, auch ferner die politische Geschichte als ihr eigentliches Arbeitsgebiet ansieht, allerdings alles geistige und wirtschaftliche Leben in ihre Darstellung zieht, gegenüber dem Treiben der Massen aber dem Staatsganzen und den leitenden historischen Persönlichkeiten ihre überragende Bedeutung wahrt. Gegen die Anregung Fueters, zur welthistorischen Auffassung der Aufklärungszeit zurückzukehren, verhält er sich ablehnend. — Im ganzen wird man die gediegene und maßvolle, zusammenfassende Übersicht von Belows über den Gang der deutschen Geschichtswissenschaft im letzten Jahrhundert nur dankbar begrüßen können, wozu als Ergänzung der Abschnitt hinzuzunehmen ist, den derselbe Verf. im 3. Bande des Sammelwerkes: „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II.“ (1913—14) über die deutsche Geschichtswissenschaft der letzten Jahrzehnte geliefert hat. Seine Ausführungen wirken unter dem Eindrucke des Weltkrieges besonders eindringlich.

Neben diesem bedeutsamen Artikel sei nur noch auf diejenigen hingewiesen, die Kriegsdichtungen behandeln. Während uns Alfred Gercke das heutige, dem Humanismus so entfremdete Geschlecht mit den Blüten altgriechischer Kriegslyrik bekannt macht, gibt Oskar Walzel eine geistvolle und inhaltsreiche Überschau der deutschen Kriegsdichtung, zunächst der gegenwärtigen, aber mit Ausblicken auf alle früheren Zeitalter.

Brandenburg a. H. Otto Tschirch.

134.

Juster, Jean, Les Juifs dans l'Empire romain, leur condition juridique, économique et sociale. 8°. Bd. I. (XVIII u. 510 S.) Bd. II. (VIII u. 338 S.). Paris, Geuthner, 1914.

Dem Verf., einem jüdischen Rechtsanwalt in Paris, verdanken wir eine Reihe wichtiger, auf die ältere Geschichte der jüdischen Diaspora Bezug nehmender Schriften, von denen hier „Examen critique des sources relatives à la condition juridique des Juifs dans l'Empire romain" (Paris 1911) und „Les droits politiques des Juifs dans l'Empire romain" (ebenda 1912) hervorzuheben sind. Wie durch seine früheren Schriften, so auch durch das hier besprochene Werk bewährt sich Jean Juster nicht nur in juristischer, sondern auch in philologisch-historischer Hinsicht als recht fleißiger und scharfsinniger Forscher. Sein Buch ist als ein Sammelwerk aller bisher veröffentlichten Einzeluntersuchungen zu betrachten, das aber in vielen Punkten durch selbständige, eindringende Forschungen des Verf. die Geschichte des jüdischen Volkes innerhalb des römischen Reiches in ganz hervorragendem Maße fördert. Nur mit der deutschen theologischen Literatur, die sich auf das Urchristentum bezieht, scheint mir J. nicht genügend vertraut zu sein. Daher zeigt er bei der Behandlung dogmengeschichtlicher Fragen eine gewisse Schwäche.

Dem ganzen Werke ist eine umfangreiche Einleitung vorausgeschickt. Darin werden erstens die literarischen (jüdischen, griechisch-römischen, heidnischen, christlichen) Quellen behandelt, die uns für die Geschichte der Diaspora im römischen Reich vorliegen. Dann werden die monumentalen Quellen besprochen; hier ist ein besonderer, lehrreicher Abschnitt denjenigen Quellen gewidmet, die uns die Papyrusforschung erschlossen hat. Es folgen eine Besprechung der juristischen Quellen und ein Verzeichnis aller Städte des römischen Reiches, in denen sich jüdische Gemeinden nachweisen lassen. Mit einem Kapitel über den Umfang der jüdischen Bevölkerung, besonders während des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, schließt die Einleitung.

Der Hauptteil des Werkes umfaßt 22 Kapitel, von denen ich hier folgende hervorheben möchte: I. Über die Privilegien, die von verschiedenen römischen Kaisern zugunsten der Judenschaft erlassen wurden. II. Über den jüdischen Kultus und die Religionspolitik des römischen Reiches. Hier behandelt der Verf. sehr ausführlich die Frage der jüdischen Proselyten und die Propaganda der Juden für die Verbreitung ihrer Religionsgedanken, was auch für die Frage nach der Entstehung der Septuaginta von großer Bedeutung ist. Andere Abschnitte desselben Kapitels betreffen Themata, die von besonderem Interesse für Philologen und Historiker sein müssen, d. h. über den Kalender, die Sprache der in der Diaspora befindlichen Juden und über ihre heiligen Bücher. Ferner wird die vom Kaiser Justinian I. 553 erlassene, gewöhnlich unter Nummer 146 be-

zeichnete Novelle „περὶ Ἑβραίων“ eingehend besprochen; hierzu vgl. auch die neueste Schrift des Dr. Hamilcar S. Alevisatos „Die kirchliche Gesetzgebung des Kaisers Justinian I.“ [1]), S. 39 ff., die dem Verf. nicht vorlag. III. Über die Lokalorganisationen der Juden, worin auch über ihre Ämter, Schulen, Bibliotheken, Archive, Hospitäler, Badeanstalten und Friedhöfe gesprochen wird. VII. Über das jüdische Eherecht. XII. Über das Sklavenwesen betreffs der Juden. XV. Über die Bekleidung, besonders der Juden, die das römische Bürgerrecht erworben hatten, und derjenigen, die außerhalb dieses Rechtes in Palästina oder in der Diaspora lebten. XVI. Über die jüdischen Namen. Es ist vom philologischen Standpunkte aus wohl das wichtigste Kapitel des ganzen Werkes. Auf Grund der alten Schriftsteller, inschriftlicher Dokumente, Papyrusurkunden, Ostraka usw. der Kaiserzeit wird hier eine reichliche, in alphabetischer Folge angeordnete und mit den nötigen Hinweisen versehene Sammlung von Judennamen geboten. Damit hat der Verf. zu einer bisher fast ungelösten Aufgabe einen schönen Beitrag geliefert [2]). Die meisten und einzigartigen Namen dieser Sammlung sind uns in den Inschriften der jüdischen Friedhöfe Italiens überliefert worden, die uns vorzugsweise mit den mittleren und unteren Schichten der jüdischen Diaspora bekannt machen. Es ist zu bemerken, daß die Juden der Kaiserzeit öfters zwei oder drei, nicht selten vier Namen führten; es kommen Fälle vor, daß Juden römische Namen mit griechischen oder hebräischen oder aramäischen oder ägyptischen verbunden tragen. Die alttestamentlichen Namen waren in der Kaiserzeit nicht besonders verbreitet. Dagegen scheint es unter den damaligen Juden eine sehr beliebte Mode gewesen zu sein, ihre jüdischen Namen ins Griechische oder Lateinische zu übertragen; z. B. Rachel = Agnella (CIL. IX. Nr. 6224), Isaak = Hilarus (siehe z. B. CIL. X. Nr. 3791), Nathan = Θεύδοτος (s. z. B. CIG. Nr. 4838 b) oder Θεόδωρος (s. z. B. CIG. 9894) oder Δωρόθεος (Jos. Ant. 14, 146; 20, 14) oder Διόδωρος (Jos. Ant. 13, 260); wobei auch an einige homonymische Übertragungen zu denken ist, z. B. Ἀστερία = Esther, Aelius = Elias usw. So wußte die Judenschaft von alters her sich ihrer nichtjüdischen Umgebung anzupassen. Auch waren die Schlag- oder Rufnamen, die sogenannten Signa [3]), bei den Juden sehr verbreitet. Eine Grabschrift aus der jüdischen Katakombe am Monteverde bei Rom lautet [4]):

---

[1]) Siebzehntes Stück der neuen Studien zur Geschichte der Theologie und der Kirche, hrsg. von N. Bonwetsch und S. Seeberg, Berlin 1913.

[2]) Vgl. auch Juster, Les droits politiques des Juifs dans l'Empire romain, S. 34—47.

[3]) Vgl. zuletzt H. Diehl, Rheinisches Museum, Bd. LXII (1907) S. 390 ff. und M. Riba, Neuaufgefundene römische Inschriften aus einer jüdischen Katakombe an der Via Portuensis bei Rom. Wiener-Neustadt 1914, S. 5 ff.

[4]) M. Riba a. a. O., S. 5.

„Amici, ego vos hic exspecto, Leo nomine et signo Leontius", worin der ursprüngliche Individualname Leo zu dem Signum, d. h. dem später angenommenen Rufnamen Leontius, in Gegensatz gebracht wird.

Durch meine „Epigraphischen Beiträge zur Geschichte des Judentums in Haupt-Griechenland, Kleinasien und Ägypten", die schon dem in Athen im Frühling 1911 tagenden 16. Orientalistenkongreß vorgelegt wurden und im nächsten Hefte der Zeitschrift für Neutestamentliche Wissenschaft erscheinen werden, sowie durch das nachgelassene Werk des Prof. Nikolaus Müller über die altjüdischen Friedhöfe Italiens, mit dessen Bearbeitung und Herausgabe der Unterzeichnete von der Berliner Universität beauftragt wurde, wird das Werk von Jean Juster mehrere Ergänzungen und Berichtigungen erfahren.

Zu den Orten, die Spuren jüdischer Diaspora während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung aufweisen (s. Bd. I, S. 180 ff.), sind noch folgende nachzutragen:

1. Pagasae; nach den Inschriften bei A. Arbanitopoulos, *Θεσσαλικὰ μνημεῖα. Ἀθανασάκειον Μουσεῖον ἐν Βόλῳ*. Bd. I. Athen 1909, Nr. 80, 109, 164, 215.
2. Halmyros in Thessalien. Inschriftliche Belege bei Nikos A. Bees *Ἀρχαιολογικὴ Ἐφημερίς* 1911, S. 101, Nr. 40 und N. Jannopoulos Byzantinische Zeitschrift Bd. XXI (1912) S. 155 Nr. 5 und S. 159—160 Nr. 15.
3. Plataiai; nach den Ausführungen von Andreas Skias in der *Ἐπετηρίς* des philologischen Vereins „Parnassos" (zu Athen) Bd. IV 1900, S. 137.
4. Tripolis. Eine Inschrift aus der jüdischen Katakombe von Monteverde lautet: „*Ἐνθάδε κεῖται | Σύμμαχος | εἰεροσάρχης | Τριπολίτης | ἐτῶν. π. ἐν ε|ρήνη ἡ κοίμη|σι αὐτοῦ*" (Vgl. G. Schneider-Graziosi, Nuovo Bullettino di Archeologia Christiana. Bd. XXI, 1915, S. 21, Nr. 18). Von alten Städten, die den Namen Tripolis hatten, sind uns mehrere bekannt [2]). Es läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, aus welchem Tripolis der Jude Symmachos stammte.
5. Argyropolis; nach einem inschriftlichen Belege bei Xenophon Siderides in der Zeitschrift des Hellenikos Philologikos Syllogos zu Konstantinopel, Bd. XXXII, S. 132.

Dagegen ist die achäische Stadt Patras aus dem Verzeichnis der Orte, die jüdische Diaspora in der Kaiserzeit nachweisen, glatt auszustreichen. Sie war im Mittelalter von einer zahlreichen und einflußreichen Judenschaft bewohnt [3]), die aber,

---

[1]) Vgl. Actes du seizième congrès international des Orientalistes. Session d'Athènes. Athen 1912, S. 73.

[2]) Vgl. vor allem Cousin, De urbibus quarum nominibis vocabulum πόλις finem faciebat. Nancy 1904.

[3]) Vgl. E. Gerland, Neue Quellen zur Geschichte des lateinischen Erzbistums Patras. Leipzig 1903, passim.

vorläufig wenigstens, nicht in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten nachweisbar ist. Die Inschrift CIG. 9896, der einzige von Juster angeführte Beleg für Juden zu Patras in der Kaiserzeit, ist von ihm und von einigen früheren Forschern mißverstanden worden; es handelt sich eigentlich um eine Inschrift des Jahres 1725.

In bezug auf die jüdischen Eigennamen, die Juster Bd. II S. 222 ff. zusammengestellt hat, erweitern unsere Kenntnis einige Ostraka des Neutestamentlichen Seminars der Berliner Universität und der Privatsammlung des Prof. Adolf Deissmann. So bietet ein Fragment vorgenannter Sammlung, das spätptolemäischer Zeit zuzuweisen ist, unter anderen die Namen *Θηδῶριν* (was sprachgeschichtlich sehr beachtenswert ist), *Φίλων*, *Δωσ[ι]θέα*. Sodann enthält eine Kopfsteuerquittung aus Edfu, die höchstwahrscheinlich auf einen Juden Bezug nimmt und aus dem Jahre 111 nach Chr. stammt, den Namen *Τεύφιλος Τευφίλου* (=*Θεόφιλος Θεοφίλου*). Eine weitere Quittung über die Judensteuer, die nach den in ihr enthaltenen Datumsangaben vom 31. März 116 nach Chr. stammt, bietet *Μαρία Ἀβιήτου*; letzterer Name, der an den in der Septuaginta Jos. 17, 10 vorkommenden *Ἰασήβ* erinnert, bildete einen Nominativ *Ἀβιήτας*, wie aus einem bisher unveröffentlichten, von Prof. Wilcken vorläufig mitgeteilten Ostrakon des 3. vorchristlichen Jahrhunderts zu ersehen ist[1]).

Zum Schluß sei es mir gestattet, eine unrichtige Auffassung von Juster (Bd. I, S. 420—21, Anm. 4) zurückzuweisen. Eine jüdische Inschrift aus der Katakombe zu Monteverde lautet: „*Ἐνθάδε κεῖτε | Γελάσις ἐξάρχων | τῶν Ἑβρέων ἐν εἰ|ρήνη ἡ κοίμησις | αὐτοῦ*“[2]), eine andere aus derselben Katakombe: „C. Furfanius Iulianus | exarchon | qui vixit | annis XXVIII“[3]). Beide Grabschriften scheinen aus dem 2.—3. Jahrhundert nach Chr. zu stammen. Juster meint, wenn auch mit gewisser Zurückhaltung, daß *ἐξάρχων* ein Korruptel von *ἔξαρχος* sei. Jedoch ist diese Form, *ἐξάρχων*, nicht zu beanstanden; sie ist uns vielfach überliefert. So z. B. steht in der Lobrede auf den hl. Theodosios, († 529), die Theodoros, Bischof von Petrae, verfaßte: *Ἰησοῦς ὁ τοῦ Ναυὴ τῆς τῶν Ἰουδαίων ἐξάρχων* (= Kommandierender) *στρατιᾶς*[4]); ferner bei Konstantinos Porphyrogennetos de thematibus (Bonner Ausgabe S. 33, 8): *ἐξάρχων* (= Oberst) *τοῦ βασιλικοῦ τάγματος τῶν καλουμένων ἐξκουβίτων*; ebenso lesen wir in einem Briefe des Michael

---

1) Vgl. Paul M. Meyer, Griechische Texte aus Ägypten. Berlin 1916, S. 149—151.

2) N. Müller, Die jüdische Katakombe am Monteverde zu Rom. Leipzig 1912, S. 136—138, Nr. 9. — Vgl. M. Riba a. a. O., S. 8; G. Schneider-Graziosi a. a. O., S. 38, Nr. 77.

3) M. Riba a. a. O., S. 8—9, Nr. 4; vgl. G. Schneider-Graziosi a. a. O., S. 48, Nr. 112.

4) H. Usener, Der Heilige Theodosios. Schriften des Theodoros und Kyrillos. Leipzig 1890, S. 85.

Psellos: ὁ τῶν χριστεμπόρων ἐξάρχων (= Vornehmster), ὃν δὴ Σύμπονον καλεῖν ὑμεῖς ἐπαιδεύθητε [1]). In einem unedierten Stücke aus der literarischen Hinterlassenschaft des Johannes Apokaukos, Metropolit von Naupaktos in Aetolien († um 1235), das ich aus dem Kodex des Isaak Mesopotamites (= Petropolitanus Graecus Nr. 250) Bl. 48b—49b abschrieb, heißt es: „κληρικὸς δὲ ὁ Ἁγιοαγαθίτης ἐτύγχανε τῆς ἐν Κορίνθῳ τοῦ θεοῦ μητροπόλεως καὶ τοῦ ἀναγνωστῶν ἐξάρχων (= Allererster) χοροῦ"; in der Lobrede auf den hl. Paulos von Latros († 955), die meines Erachtens wohl als eine Schrift des Nikephoros Blemmydes anzusehen ist, steht: Πέτρῳ θαυμασίῳ ἀνδρί, τῆς μονῆς ... Καρύας ἐξάρχοντι (= Abt) [2]). Endlich lesen wir in der Lebensbeschreibung des hl. Athanasios, des Begründers des Meteoronklosters († 1383), „ἰδὼν δὲ τοῦτον ὁ Φράγγων ἐξάρχων" (= Statthalter) [3]). Vgl. dazu die Verhandlungen der unter dem Patriarchen Menas (536—552) stattgefundenen Synode, die unter anderen unterschreibt: Παῦλος ἐλέῳ Θεοῦ διάκονος καὶ ἀποκρισιάριος τῆς εὐαγοῦς μονῆς τοῦ μακαρίου Μάρωνος, τῆς ἐξαρχούσης (= als erster regierender) τῶν εὐαγῶν μοναστηρίων δευτέρας Συρίας ... [4]); sodann vgl. eine Stelle eines von mir in nächster Zeit zu veröffentlichenden Briefes des Johannes Apokaukos: ὑπ' ἐμὲ δοῦλοί σου, ὧν ἐξαρχοῦσιν ὁ Ἀνδρέας καὶ ὁ Κουκῆς, τὰ βραχύτατα ταῦτα καὶ οὐτιδανὰ ἀνθρωπάρια, καταπροσκυνοῦσι τὴν μεγάλην ἁγιωσύνην σου. Die Erklärung der in den oben angeführten Inschriften vorkommenden Bezeichnung ἐξάρχων, exarchon hat schon mehreren Forschern Kopfzerbrechen verursacht. Schürer, eine anerkannte Autorität für die Geschichte des Judentums, läßt besagte Bezeichnung unerklärt [5]). Nik. Müller war der offenbar verfehlten Meinung, daß ἐξάρχων = „gewesener Archont" bedeute. M. Riba a. a. O., (S. 8—9), scheint geneigt zu sein, anzunehmen, daß es ein solches Ehrenamt sei, das das Verhältnis einer Persönlichkeit zur Judengemeinde bezeichnete. Dagegen nimmt Juster an, daß ἐξάρχων ein von der allgemeinen jüdischen Organisation vorgeschriebener Vorsteher der ganzen Judenschaft zu Rom sei, und beruft sich auch auf die Stelle der Apostelgeschichte 28, 17, worin steht: „τοὺς ὄντας τῶν Ἰουδαίων πρώτους". Aus sprachlichen Gründen würde ich ἐξάρχων zuerst als Synonymon vor ἄρχων auffassen; an der zitierten Stelle der Apostelgeschichte ist meines Erachtens keine Rede von Gemeindebeamten, sondern überhaupt von in

---

[1]) C. N. Sathas, Bibliotheca Graeca medii aevi. Bd. V. Paris-Venedig 1876, S. 503.

[2]) H. Delehaye bei Th. Wiegand, Latros (= Millet. Bd. III. Heft I). Berlin 1913, S. 137, 33—34.

[3]) Nikos A. Bees in der athenischen Zeitschrift *Βυζαντίς* Bd. I (1909) S. 240.

[4]) Siehe am bequemsten Mansi, Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio. Bd. VIII, S. 890.

[5]) Geschichte des jüdischen Volkes ... 4. Aufl. Bd. III. S. 87.

Rom lebenden, sozial hervorragenden Juden, ohne Berücksichtigung ihrer Stellung innerhalb der Synagogen. In der spät-, mittel- und neugriechischen Sprache bedeutet das Wort πρῶτος öfters schlechthin die Notabeln einer Stadt oder eines Dorfes[1].

Athen-Berlin. Nikos A. Bees (Βέης).

135.

Kossinna, Gustaf, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. (= Mannus-Bibliothek, hrsg. v. Prof. Dr. Gustaf Kossinna. Nr. 9). 2. stark vermehrte Auflage. Mit 456 Abbildungen im Text u. auf 50 Tafeln. Gr. 8⁰. VII u. 255 S. Würzburg, C. Kabitzsch, 1914. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Das in 2. Auflage vorliegende Buch Kossinnas ist in mehrfacher Hinsicht ausgezeichnet: es gewährt einen vortrefflichen Überblick über das weite Gebiet, welches von unserer vorgeschichtlichen Forschung durchmessen wird; und es vermittelt die zugehörigen lebhafteren Anschauungen in Gestalt sehr zahlreicher, wohl ausgewählter Abbildungen, unter denen die auf Tafeln gebotenen künstlerisch wirken. Dabei begnügt es sich nicht, die gesicherten Ergebnisse in lehrhafter abgeschlossener Form darzustellen, sondern es erörtert jeweils (sei es für Stein-, Bronze- oder Eisenzeit) in Kürze den Stand der Wissenschaft und ihrer Fragestellungen. Ja, es führt in wohlgelungenen anziehenden Abschnitten mitten in die Gedankenwelt des Forschers hinein und gibt eine Vorstellung davon, in welcher Weise wissenschaftliche Ergebnisse durch emsige Bearbeitung des vorhandenen und neugewonnenen Stoffes mittels Sammlung, Sichtung und Vergleichung erzielt werden. Der Verf. tut recht daran, auf solche Teile seines Werkes besonders hinzuweisen. Denn es macht wirklich Freude, etwa seinen eindringenden Darlegungen über die von ihm im Vergleich mit anderen Bronzekulturen hoch eingeschätzte germanische Bronzezeit zu folgen. Zumal über die nordgermanische Sicherheitsnadel der Bronzezeit hat er sich höchst lehrreich und anregend ausgelassen.

Der Verf. kämpft zugleich einen guten Kampf, und zwar für nichts Geringeres als für die Gleichberechtigung seiner Wissenschaft, der die vaterländischen Werte tatsächlich nicht abzusprechen sind, mit so vielen anderen, Altes und Fremdes behandelnden Disziplinen, welche, obwohl heute ohne jede tiefere völkische Bedeutung, trotzdem auf der Universität ebenso wie in den Schulen ihren Platz behalten, weil sie ihn seit alters inne haben. Deshalb liegt es uns fern, dem Verf. seine kräftigen Urteile über wissenschaftliche Gegenstände und in persönlichen

---

[1]) Vgl. Du Cange, Glossarium . . . mediae et infimae Graecitatis. Bd. I, S. 1263 ff.; s. auch Theophilos Johannou, Μνημεῖα ἁγιολογικά. Venedig 1884, S. 442. 1, 458. 31—459. 2, 463. 1 und 7, 467. 14—15. usw. usw.

Angelegenheiten zu verübeln. Insonderheit hat er es mit der klassischen Archäologie zu tun, die sich in prähistorischen Dingen ex professo für zuständig zu halten geneigt ist, ohne freilich allemal nach der wissenschaftlichen Ausrüstung ihrer Vertreter dazu befähigt zu sein.

In der Tat wäre der Germanist in erster Linie dazu berufen, sich dieses bedeutsamen Zweiges deutscher Altertumskunde anzunehmen, wie es denn z. B. Kauffmann neuerdings getan hat (s. Mitteilungen Bd. 43, S. 249 ff.); mit dem erfreulichen Ergebnis, daß prähistorische Gegenstände, im Lichte einer gleichlaufenden Sprachentwicklung betrachtet, nun nicht mehr bloß als Anzeichen äußerer Kultur, sondern auch als gleichwertiger Ausdruck seelischer und geistiger Vorgänge dastehen. „Wörter und Sachen" lautet mit Recht der Titel einer neueren kulturgeschichtlichen Zeitschrift. Denn mögen auch Worte bei hohlen Schwätzern und in einer lügenhaften Zeit noch so armselig erscheinen, so bleiben sie doch zugleich immer Träger des Geistes und Ausprägungen der Erkenntnis. In diesem Sinne wahrhafter Zusammengehörigkeit von Wörtern und Sachen müßte deutsche Vorgeschichte für den deutschen Philologen wie für den deutschen Historiker mindestens als beträchtliche Hilfswissenschaft heranzuziehen sein.

Meines Erachtens betont K. mit vollem Recht diesen Gesichtspunkt unserer Rassenzugehörigkeit und unseres Volkstums. Es ist ihm durchaus geglückt, die völkische Bedeutung der deutschen Vorgeschichte zu erhärten; und nichts Schöneres wäre ihm als Preis seiner Mühe zu wünschen denn die entsprechende Anerkennung des von ihm vertretenen Wissenszweiges im Ganzen des Lehrbetriebes und der Gesamtwissenschaft.

Charlottenburg, z. Z. Liegnitz. Erich Bleich.

136.

Vigener, Fritz, Quellen zur Geschichte der mittelalterlichen Geschichtschreibung. II. (Quellensammlung zur deutschen Geschichte, hrsg. v. E. Brandenburg und G. Seeliger). 8°. VII u. 126 S. Teubner, Leipzig 1914. M. 2.40.

Die deutschen Geschichtschreiber der Kaiserzeit, von Widukind von Corvey bis auf Eike von Repgen, sind hier in längeren oder kürzeren Auszügen zusammengestellt. Ob ein solches Verfahren überhaupt angebracht und empfehlenswert ist, darüber läßt sich streiten. Mancher Benutzer eines derartigen Büchleins denkt sicherlich, er sei nun aller Weisheit voll und habe es nicht mehr nötig, aus dem Brunnen selber zu schöpfen. Auch werden die Ansichten über die Auswahl der einzelnen Stücke und ihre Begrenzung immer weit auseinandergehen. Aber davon abgesehen, kann man das Werkchen nur loben. Die abgedruckten Teile erfüllen im ganzen und großen den beabsichtigten Zweck, den Lernenden in die Formen und den Entwicklungsgang der

mittelalterlichen Geschichtschreibung einzuführen. Papier und Druck sind gut, das Format ist handlich.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

137.

Köhler, Hermann, Die Ketzerpolitik der deutschen Kaiser und Könige in den Jahren 1152—1254. (Jenaer historische Arbeiten, hrsg. von Alex. Cartellieri u. Walther Judeich, Heft 6.) Gr. 8°. XVI u. 74 S. Bonn, A. Marcus u. E. Webers Verlag, 1913. M. 2.80.

Dem Verf. der vorliegenden Arbeit kommt es nicht darauf an, die Entwicklung des Ketzerrechts in der Zeit von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts zu geben; er will vielmehr die Stellung der deutschen Könige und Kaiser zur Ketzerfrage und die Bedingungen dieser Stellungnahme darlegen. Er erbringt den Nachweis, daß diese Fürsten nicht aus eigenem Entschlusse, sondern nur auf Veranlassung der Kirche, besonders des Papstes, sich mit dieser Frage befaßt haben, und zwar immer nur dann, wenn sie sich das Wohlwollen der Kirche erwerben oder erhalten wollten. Weder sind sie gegen die Ketzer vorgegangen, sobald sie mit der kirchlichen Obergewalt zerfallen waren, noch haben sie sich über das Notwendigste hinaus mit einer ketzerfeindlichen Politik abgegeben. Da sich unter ihnen wirklich fromme und der christlichen Religion wahrhaft ergebene Männer befinden, so dürfte wohl der Schluß, den der Verf. einmal andeutet, aber nicht zieht, berechtigt sein, daß die dem römischen Staatsrecht entnommene Anschauung über die Ketzerei als Staatsverbrechen dem germanischen Geiste zuwider ist. Die sehr dankenswerte Arbeit bildet somit nicht nur eine Ergänzung zu den Darstellungen bei Hinschius und Hauck, sondern sie ist auch ein wertvoller Beitrag zur Geistesgeschichte des Germanentums.

Merseburg. Fr. Wilh. Taube.

138.

Weber, Ottokar, Von Luther zu Bismarck. Zwölf Charakterbilder aus deutscher Geschichte. 8°. 2 Bde. 2. Auflage. Bd. 1. VI u. 128 S. — Bd. 2. 140 S. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1913. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 123 u. 124). Jeder Bd. geh. M. 1.—; in Lwd. geb. M. 1.25.

Zwölf Biographien müssen dem Verf. dazu dienen, die deutsche Geschichte von Luther bis Bismarck in gedrängter Kürze vorzuführen. Es handelt sich um Luther, die Fugger, Wallenstein, Kurfürst Maximilian von Bayern, den Großen Kurfürsten, Kaiser Leopold I., August den Starken, Friedrich den Großen, Kaiser Joseph II., den Freiherrn vom Stein, Metternich und Bismarck.

Natürlich muß etwas Gewalt gebraucht werden, um die Geschichtserzählung in das Prokrustesbett der einzelnen Lebensbeschreibungen einzuzwängen, und auch Wiederholungen können nicht ausbleiben. Aber im allgemeinen ist die Sache gut gelungen. Wenn auch mitunter die Sprache etwas schwerfällig und schwülstig und die Darstellung zeitweise etwas zu sehr durch Details belastet ist, so bekommt man doch ein treffliches Bild von Personen und Zeitumständen. Vor allem erfreut der warme, patriotische Ton und die wohltuende Unparteilichkeit, mit welcher der Verf. Licht und Schatten zwischen Protestanten und Katholiken, Preußen und Österreich, usw. in gewissenhafter Weise gleichmäßig verteilt. Kurz, das ganze Buch liest sich sehr interessant und ist entschieden eine Bereicherung der einschlägigen Literatur. Wenn es Bd. I S. 87 von Herzog Albrecht heißt: „Er beherrschte Ostpreußen mit Königsberg, Thorn, während Westpreußen mit Danzig ‚polnisches Eigentum‘ war“, so wird der Fehler sicherlich bei der nächsten Auflage verbessert werden. Bd. II S. 67 heißt es dann auch richtig: „Zwei neue Teilungen Polens folgen, Danzig und Thorn ..... kommen an Preußen“.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

139.

Concilium Tridentinum. Diariorum, actorum, epistolarum, tractatuum nova collectio. Edidit societas Goerresiana promovendis inter catholicos Germaniae literarum studiis. Tomus quintus: Actorum pars altera. Concilii Tridentini actorum pars altera: acta post sessionem tertiam usque ad concilium Bononiam translatum. Collegit, edidit, illustravit Stephanus Ehses. 4°. LX u. 1081 S. Friburgi Brisgoviae, B. Herder, 1911. M. 70.—, geb. M. 77.—.

Um den ungeheueren Fortschritt zu begreifen, den wir Ehses' neuem Aktenbande verdanken, muß man die allerdings schwer lesbare Einleitung durcharbeiten, die von Massarellis Nachlaß Kunde gibt und Ehses' Editionsgrundsätze motiviert. Mit diesen Papieren hatte sich teilweise schon Merkle bei der Vorbereitung seiner Diarienbände beschäftigt; doch gelangte Ehses teilweise weiter oder zu abweichenden Ergebnissen.

Wer bisher aktenmäßig die Konzilsverhandlungen studierte, benutzte Theiners acta genuina concilii Tridentina. Diese hatte, soweit der in Ehses' 2. Aktenband berücksichtigte Zeitraum in Betracht kam, der frühere Herausgeber aus tom. 116 und 117 de concilio des vatikanischen Archives hergestellt. Massarelli spricht in seinen Tagebüchern wiederholt von diesen Bänden, so daß wir Entstehungszeit und Entstehungsweise uns gut vergegenwärtigen können. Sie zerfallen in zwei nicht gleichwertige Kategorien, die feierlichen Sessionen und die Zwischenverhandlungen. Für

jene hatte Massarelli eine feste offizielle Unterlage. Denn die Protokolle darüber wurden offiziell fixiert, am 13. August 1548 von Massarelli als richtig bestätigt und brauchten von ihm bei der Herstellung der Bände nur eingefügt zu werden. Anders war das bei den ungleich wichtigeren Vorgängen außerhalb der Generalsessionen. Hier war Massarelli entweder auf eigene persönliche Niederschriften angewiesen oder mußte sich das Material von zuständigen Gewährsmännern verschaffen.

Beide Bände hängen nun eng mit der ursprünglichen Absicht einer baldigen Veröffentlichung der Konzilspapiere zusammen. Wir begegnen dieser Absicht am Ende der ersten Periode in Korrespondenzen zwischen Cervino und Massarelli. Wir hören aber, daß letzterer damals an einem anderen Werke, einem sommario, arbeitete; auch hätte er sich beim oder gar nach dem Aufbruch der Prälaten aus Bologna das Material nicht verschaffen können. Da Massarelli auch in den nächsten anderthalb Jahrzehnten zu beschäftigt war, um eine so umfassende Arbeit zu leisten, so muß sie mit den Verhandlungen Pius' IV. über die Publikation am Ende des gesamten Tridentinums zusammenhängen. Tom. 115 und 117 sind also erst später entstanden und hatten bestimmte Rücksichten, Vorschriften und Einwände zu beobachten.

Für Ehses handelte es sich natürlich nicht darum, die letzte Gestalt der Massarellischen Protokolle zu veröffentlichen, sondern gewissermaßen ein Originalprotokoll herzustellen, das die Verhandlungen, besonders die einzelnen Voten und deren Begründungen, am getreuesten wiedergab. So erhebt sich die Frage nach Massarellis Vorarbeiten zu tom. 115 und 117 und nach unserer Möglichkeit, dieselben mit bestimmten, noch vorhandenen Aktenbänden zu identifizieren.

Zunächst sind wir über die Verhandlungen an der Kurie wegen des Druckes der Konzilspapiere gut unterrichtet. Eine Kommission beauftragte Massarelli, zwei summarische Entwürfe, den einen kürzer, den anderen länger, herzustellen (tom. 125 und 126), von denen aber keiner gewählt wurde. Sie haben weder für die Textgestaltung von tom. 116 und 117 noch für unsere heutige Kenntnis größere Bedeutung. Denn da sie dem Papste zu kurz erschienen, mußte Massarelli auf ältere und längere Vorlagen zurückgreifen, und diese sind für uns schon deshalb wichtiger, weil sie den Ereignissen zeitlich näherstehen.

Die gegebenen Vorlagen waren aber für Massarelli die Originalprotokolle. Wir wissen nämlich, daß er seit seinem Eintritt in das Konzilssekretariat, also seit April 1546, entweder selbst oder durch andere Vertrauensmänner aus den Sessionen, den allgemeinen und den unter Cervino tagenden partikularen Kongregationen nicht wie unsere heutigen Stenographen, aber doch mit dem Streben, das wichtigste festzuhalten, die Voten der Prälaten, die Formeln der

Dekrete, die Vorträge der Legaten nachschrieb. Natürlich waren das keine elegant stilisierten Sätze, die sich zur Veröffentlichung oder auch nur zur späteren amtlichen Benutzung eigneten; ja, oft begnügte sich Massarelli mit Stichworten und Abkürznngen, die er nachträglich selbst nicht mehr entziffern konnte. Wir sehen deshalb Massarelli bemüht, sich von den einzelnen Prälaten den Wortlaut ihrer Voten zu verschaffen; allerdings nahm er dieselben, damit der Protokollband nicht zu sehr anschwoll, vielfach nicht oder nur ausnahmsweise auf. Diese Originalprotokolle besitzen nun nicht nur für unsere heutige Kenntnis einen höheren Quellenwert als die späteren Ausarbeitungen. Sie wurden auch für die Konzilsgeschäfte maßgebend, weil in wichtigen Fällen die Legaten Abschriften der Voten nach Rom schickten.

Leider sind nun von den Originalprotokollen nur tom. 62 und 63 erhalten; es fehlt das Zwischenstück vom 12. Oktober 1546 bis zur Verlegung des Konzils nach Bologna, so daß gerade die wichtigen Erörterungen über die Rechtfertigungslehre, welche von Juni 1546 bis Januar 1547 dauerten, uns nur teilweise in Originalprotokollen vorliegen. Für diesen begrenzten Zeitraum muß Ehses mithin Theiners alte Quelle, tom. 117, benutzen; im übrigen folgt er den Originalprotokollen.

Wir haben mit diesen Beschreibungen Ehses' Einleitung noch keineswegs erschöpft; abgesehen davon, daß sie für historische Hilfswissenschaft eine Fundgrube ist und uns über verschiedene für die Aufzeichnung und Überlieferung wichtige Persönlichkeiten unterrichtet, bringt Ehses noch verschiedenes andere Material bei. Es war ihm daher möglich, in den Anmerkungen zum Text zahlreiche Varianten mitzuteilen.

Vom Inhalt des veröffentlichten Textes zu reden, hieße eine Geschichte des Konzils schreiben; das kann natürlich nicht Aufgabe einer zusammenfassenden Besprechung sein. Wie wichtig die einschlägigen Fragen sind, zeigt die Tatsache, daß sie erst kürzlich in zwei ausgedehnten dogmengeschichtlichen Untersuchungen von Anton Prumbs in „Die Stellung des Trienter Konzils zu der Frage nach dem Wesen der heiligmachenden Gnade“ (in: Forschungen zur christlichen Literatur- und Dogmengeschichte Bd. 9, Heft 4) und Josef Hefner, „Die Entstehungsgeschichte des Trienter Rechtfertigungsdekrets (1909)“ behandelt worden sind. Außerdem hat von protestantischer Seite R. Seeberg Beiträge zur Entstehungsgeschichte der Lehrdekrete des Konzils von Trient in der Zeitschrift f. kirchl. Wissenschaft und kirchl. Leben X, 546 ff., 604 ff u. 643 ff. geliefert. Alle diese und ähnliche Arbeiten, die in erster Linie den Strömungen innerhalb des damaligen Katholizismus nachgehen müssen, ruhen künftig auf viel soliderer Grundlage. Vergegenwärtige man sich doch, daß in Ehses' vorliegendem Band die großen Diskussionen über die Autorität der Schrift, die Rechtfertigung, die Heilsgewißheit, das Wesen der Sakramente enthalten sind.

Ehses begnügte sich aber nicht damit, an Stelle von Relationen nach Protokollen wirkliche Protokolle zu geben, sondern erhöhte den Wert der Edition durch einen reichen Anmerkungenapparat. In erster Linie hebe ich die möglichst genaue Feststellung aller Zitate aus der Bibel, aus den Kirchenvätern, aus den Scholastikern hervor. Wir gewinnen dadurch Anhaltspunkte, um den Umfang der Kenntnisse und Interessen einzelner Konzilsteilnehmer zu bestimmen. Um zu sehen, welche ausgedehnte Mühe sich der Herausgeber bei solchen Zitaten machen mußte, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, daß die Votanten sich naturgemäß bestrebten, möglichst viele ihrer Thesen als in der kirchlichen Überlieferung gut begründet zu beweisen. Ein Index biblicus erhöht noch den Nutzwert dieser quellenkritischen Arbeit. Daß namentlich bei nicht sofort als solchen erkennbaren Anspielungen auf Traktate Ehses nicht vollständig sein konnte, es vielleicht auch öfter bewußt unterlassen mußte, die Abhängigkeit zu fixieren, um nicht zu weitläufig zu werden, liegt auf der Hand. Ferner bringt Ehses reiche biographische Erläuterungen. Auch ihren Wert erhöht er beträchtlich durch das sorgfältige Namensregister. Bei demselben ist noch besonders hervorzuheben, daß im Register bei den einzelnen Bischofsstädten die Namen der im Text und Anmerkungen vorkommenden Bischöfe beigefügt sind. Wer weiß, wie willkürlich oft die Bischöfe teils mit ihrem Familiennamen, teils mit dem Namen ihrer Kirche und Diözese bezeichnet werden, begreift sofort, daß Ehses durch diese Identifizierung das Register zu einem wertvollen Nachschlagewerk macht. Neben dem allgemeinen Namensregister hat Ehses noch ein besonderes Verzeichnis der Konzilsteilnehmer aufgestellt.

Endlich hat sich Ehses auch nicht die Mühe verdrießen lassen, für die Rekonstruktion der in den Protokollen enthaltenen Vorgänge mehrfach andere Quellen, z. B. die Diarien anzugeben, sogar hin und wieder auf die an anderen Stellen niedergelegten Ansichten der Votanten einzugehen.

Wie schon R. Seeberg in einem Referat des Theolog. Literaturblattes 36, 255 ff. hervorhob, kann der Dank für ein derartiges Unternehmen nur durch neue Monographien und Abhandlungen auf Grund des wertvollen und vorzüglich kommentierten Materials abgestattet werden. Auch einen anderen dort von Seeberg geäußerten Wunsch möchte ich unterstützen: den Stoff für den einen oder anderen Gegenstand, z. B. die von Seeberg erwähnte Entstehung der Rechtfertigungslehre, nochmals für Seminarzwecke etwa in Lietzmanns oder Grevings Sammlung zusammenzupressen. Denn in der vorliegenden Gestalt kommen die Protokolle wohl für den produktiven Forscher, auch vielleicht zum Nachschlagen, aber wohl kaum zur allgemeinen Orientierung oder gar für den akademischen Unterricht in Betracht.

Freiburg i. Br. Gustav Wolf.

140.

Brecht, Mag. Johann Reinhard, Historischer Bericht von der Religionsveränderung in Düttlenheim 1686. Ein Beitrag zur elsässischen Kirchengeschichte unter der Regierung Ludwigs XIV. Hrsg. v. Rudolf Reuss (Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen und den angrenzenden Gebieten, Heft 40.) 8°. 32 S. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel), 1911. M. 1.50.

Der aus Straßburg stammende Gelehrte, der auch als Professor an der Sorbonne seine geschichtlichen Studien über das Elsaß weiterpflegt, bietet uns hier einen urkundlichen Bericht über die gewaltsame Wiederherstellung der katholischen Lehre in einem kleinen Dörfchen in der Nähe Straßburgs unter Ludwig XIV. Er veröffentlicht ihn, um der immer wieder auftauchenden Legende, als sei die unter Ludwig XIV. erfolgte Gegenreformation nicht unter Verfolgung und Druck, sondern nur als „sanfte Nötigung" vor sich gegangen, die Spitze abzubrechen. Der Bericht stammt von dem damaligen, dann gewaltsam kaltgestellten Pfarrer von Düttlenheim, der nachher vom Straßburger Magistrat am städtischen Gymnasium angestellt wurde.

Mülhausen i. Els. Emil Herr.

141.

Piper, P., Altonas Brand am 8. Januar 1713. Auf Grund der Urkunden dargestellt. Gr. 8°. 111 u. 72 u. LXXXIV S. Altona, J. Harder, 1913. M. 3.—.

In einer sehr sorgfältigen Untersuchung hat Piper zum 200. Gedenktage die Geschichte des Brandes von Altona dargestellt. Er schildert die Vorgeschichte, die Zustände vor und nach dem Brande, die Beziehungen Altonas zu Hamburg, das Verhältnis zwischen Stenbock und Vellingk und das Ereignis selbst. Alles ist genau belegt; die Beilagen enthalten die wichtigsten Urkunden und Berichte, darunter viele schwedische und dänische, und mehrere Bilder schmücken die Arbeit, der man die Liebe und das Interesse des Verf. und des Verlegers anmerkt. Sie ist eine sich auf einen Punkt beschränkende Einzelstudie, die aber durch ihre Ergebnisse und das Licht, das sie auf die dabei beteiligten Personen wirft, über das lokale Interesse hinaus Beachtung verdient und eine Bereicherung der geschichtlichen Literatur darstellt. (Vgl. z. B. S. 58 und Danmarks Riges Historie. V, 54.)

In der landläufigen Geschichtsdarstellung trägt Stenbocks Name den Makel der Zerstörung Altonas. Der Verf. bemüht sich nun, zu zeigen, wie Stenbock es ursprünglich nicht gewollt, aber unter dem Einfluß des ihm an Willen und Gewandtheit überlegenen Grafen Vellingk, mit dem er sich verständigen sollte,

wider seine bessere Einsicht befohlen hat. Vellingk vertritt dabei dem Könige gegenüber gar nicht Stenbocks Interesse, dem er mißgünstig gesinnt ist, und intrigiert gegen ihn. Es ist von Interesse, in dem beigegebenen Briefwechsel zu verfolgen, wie Stenbock sich sträubt, dann nachgibt, sich in seinem ohne Vellingks Wissen an den fernen König eingesandten Bericht rechtfertigt und endlich in seinem Testament bekennt, daß er „blutenden Herzens" so gehandelt habe. (Beilagen Nr. 4—6, 13, 16, 18 u. 35 und Bericht Nr. 5.) So ist die Arbeit in gewissem Sinne eine Ehrenrettung Stenbocks, der ja, an sich ansprechend, durch sein tragisches Ende seine Schuld gebüßt hat.

Das Buch ist vor dem Kriege geschrieben worden; man merkt es an der Art der Beurteilung. Nach den Erlebnissen desselben würde man heute kaum schreiben, daß der Brand von Altona „menschlich betrachtet, an ergreifender Tragik, geschichtlich genommen, an dramatischer Entwicklung seinesgleichen sucht". (S. 29.) Wir haben andere Maßstäbe bekommen, und die Kriegführung des Weltkrieges hat Tatsachen geschaffen, die dem besagten Ereignisse nicht nur gleichen, sondern es an furchtbarer Tragik weit überbieten.

Berlin-Lichterfelde. H. Penner.

142.

Schilling, H., Der Zwist Preußens und Hannovers 1729—1730. 8°. 164 S. Halle a. S. Max Niemeyer, 1912. M. 4.—.

Auf Grund der einschlägigen Akten des Dresdener Hauptstaatsarchivs und des Berliner Geheimen Staatsarchivs, leider nicht auch der in Hannover erwachsenen Akten, und mit im ganzen befriedigender Literaturkenntnis behandelt Sch. einen Streit der beiden aufstrebenden norddeutschen Mächte, der aus kleinlichem Anlaß — Übergriffen preußischer Werber und Festhaltung preußischer Beurlaubter in Hannover sowie einem geringfügigen Grenzkonflikt — im Sommer 1729 oder Frühling 1730 fast zu einem Kriege geführt hätte. Die Gründe der nachbarlichen Eifersucht waren größer als der Anlaß zum Konflikt; es handelte sich darum, welcher von beiden Königen den beherrschenden Einfluß in Mecklenburg und zugleich die beste Aussicht auf die Erbfolge in Ostfriesland haben sollte. Leider hat Sch. diese Gesichtspunkte nur wenig herausgearbeitet, wie er sich denn überhaupt nicht recht über die Grundlinien der damaligen politischen Verhältnisse klar geworden ist. Aber in ihrem engen Rahmen ist die Arbeit gleichwohl brauchbar und bringt gegenüber Droysens Darstellung bemerkenswerte Berichtigungen in Einzelheiten.

Berlin-Steglitz. Max Hein.

143.

Cordier, Léopold, Jean Jacques Rousseau und der Calvinismus. Eine Untersuchung über das Verhältnis Rousseaus zur Religion und religiösen Kultur seiner Vaterstadt. (Friedrich Manns Pädagogisches Magazin, Heft 608.) Lex. 8⁰. 227 S. Langensalza, Beyer und Söhne, 1915. M. 3.—.

Die Lektüre des Buches wird durch seine Anlage erschwert. Es hätte eines umfassenden, grundlegenden Teiles bedurft, in dem gezeigt wurde, was zu Rousseaus Zeiten als Calvinismus in Genf galt. Der Verf. aber beschränkt sich auf gelegentliche Bemerkungen darüber, welche Entwicklung die Lehre Calvins in Genf genommen hat. Den Beweis aber hat der Verf. erbracht, daß Rousseaus Beziehungen zum Calvinismus im allgemeinen recht locker sind. Folgendes kann als das Resultat der Untersuchung angesehen werden:

1. In seiner Jugend stand R. in Genf und Bossey unter dem Einfluß calvinistischer Traditionen. In Savoyen ist er nicht so unbedingt in den Katholizismus eingetaucht, daß alle Spuren calvinistischen Geistes bei ihm ausgetilgt worden wären. Er lernt hier unter katholischer Decke einen Pietismus kennen, der selbst auf protestantischem Boden erwachsen war. Die innere Krisis in Paris führt Rousseau seiner Vaterstadt und seiner väterlichen Religion offen wieder zu. Von Stunde an hat er auch ohne Scheu auf französischem Boden sich zum Protestantismus bekannt. Auf dem Gebiet des Königs von Preußen verzichtet er auf sein Genfer Bürgerrecht, aber sein reformiertes Bekenntnis hält er fest. (S. 90.)

2. Rousseaus ethisches System ist mit dem Material aufgebaut, das ihm die allgemeine philosophische Aufklärung darbot. Er teilt mit dem Calvinismus das Interesse, sich den moralischen Schäden einer materialistischen Kultur durch eine gewisse weltabgewandte Haltung zu entziehen. (S. 118.)

3. Rousseau ist in seiner Erziehungslehre Naturalist. Das erlaubt ihm, gewisse gemeinsame Interessen mit Genfer calvinistischen Traditionen zu pflegen im Gegensatz zur unnatürlichen, sittenverderbenden Erziehungsweise des degenerierten Frankreich. Nach der Grundorientierung jedoch ist die Pädagogik Rousseaus der alten calvinistischen diametral entgegengesetzt. (S. 132/3.)

4. Soweit Rousseau in den Schuhen der Deisten steckt, ist er in seiner Religionsphilosophie der neucalvinistischen Genfer Betrachtungsweise in der Methode, die Wahrheit der Religion aus gewissen, den Menschen innewohnenden allgemeinen Wahrheiten zu gewinnen, verwandt. Den supranaturalistischen Oberbau lehnt Rousseau ab. (S. 202.)

5. Rousseaus Gedanken von der Volkssouveränität haben mit dem Calvinismus nichts zu tun. Er hat für seine politischen

Anschauungen dem Calvinismus manche Anregung, aber nicht mehr, zu danken. (S. 159 u. 187.)

Charlottenburg. W. Sange.

144.

Mette, Siegfried, Napoleon und Moreau in ihren Plänen für den Feldzug von 1800. Ein Beitrag zur Strategie der beiden Feldherren. 8°. (Diss.) 82 S. Berlin, R. Trenkel, 1915. M. 2.—.

Bisher wurde immer angenommen, daß Napoleon nach seinem Staatsstreich vom 18. Brumaire 1799 zunächst geschwankt habe, ob er mit der bei Dijon ganz im stillen versammelten „Reservearmee" über die Alpen nach Italien ziehen sollte — wie es nachher tatsächlich geschah — oder sie gegen Deutschland verwenden. Demgegenüber weist Mette darauf hin, daß der große Feldherr, von der „Prädominanz" des deutschen Kriegsschauplatzes als des nächsten Weges auf Wien überzeugt, ursprünglich keine andere Absicht gehabt haben könne als die Reservearmee gegen Deutschland einzusetzen. (Die „Note sur la campagne prochaine" vom 18. Februar 1800, aus der die Anschauung von Napoleons ursprünglicher Absicht, nach Italien zu gehen, entsprungen sei, könne wegen der darin entwickelten schwächlichen Ideen über Kriegführung unmöglich, wie man behauptet habe, von Napoleon herrühren.) Nur seine noch ganz unsichere politische Stellung habe ihn schließlich gezwungen, sich mit der Reservearmee auf den minder wichtigen italienischen Kriegsschauplatz zu begeben und Moreau, den er schonen mußte, nicht nur den Oberbefehl in Deutschland zu überlassen, sondern auch zu dulden, daß dieser „Ermattungsstratege" an seinem kühnen, ihm für den deutschen Feldzug vorgeschlagenen Plan noch verhängnisvolle Korrekturen vornahm. So konnte er zwar bei Marengo die Früchte seines Umgehungsmarsches über die Alpen pflücken, aber zur völligen Vernichtung des Gegners und einem Vorstoß bis Wien „reichten seine Kräfte noch weniger als im Jahre 1797". — Die interessante Arbeit ist Herrn Professor Delbrück gewidmet.

Charlottenburg. Otto Herrmann.

145.

Fischer, Max, Heinrich von Kleist, der Dichter des Preußentums. Gr. 8°. 79 S. Stuttgart u. Berlin, Cotta, 1916. M. —.60.

Demjenigen, der die Biographien Kleists von A. Wilbrandt oder O. Brahm und Steig „Kleists Berliner Kämpfe" kennt, vermag die vorliegende Schrift kaum etwas Neues zu bieten. Die Aufmerksamkeit des Lesers wird höchstens dadurch erregt, daß der Verf. Adam Müller in ganz anderer, äußerst günstiger Beleuchtung erscheinen läßt, als es sonst der Fall ist. Aber der Leser muß hierin noch mit seiner Kritik zurückhalten, da F.

seine Auffassung von A. Müller in einem besonderen Buche demnächst eingehend darlegen und begründen will. Wenn er Kleists Verhältnis zum preußischen Staate, von dem nur, im Gegensatz zum Untertitel des Buches, auf wenigen Seiten gesprochen wird, so darstellt, als wenn Kleist eine gewisse Zeit seines Lebens diesen verachtet oder als Vaterland vergessen habe (S. 47 u. 72: „Die Not der Franzosenzeit hat ihm die Liebe und das Treugefühl gegen den heimischen Staat wieder erweckt"), so vermag Ref. dem ebensowenig beizustimmen wie dem zum Teil recht harten Urteil über Goethe. Es ist neben anderem, stets auch die Liebe zu seinem Heimatlande, die Kleist nirgends außerhalb von diesem sich heimisch fühlen läßt.

Charlottenburg. W. Sange.

146.

1848. Der Vorkampf deutscher Einheit und Freiheit. Erinnerungen, Urkunden, Berichte, Briefe. Hrsg. von Tim Klein. 8°. 467 S. Ebenhausen-München u. Leipzig, Wilh. Langewiesche-Brandt, 1914. Kart. M. 1.80, eleg. geb. M. 3.—.

Das vorliegende Buch ist in mancher Beziehung recht eigenartig. Es entbehrt des Vorworts, Inhaltsverzeichnisses und Registers. Die einzelnen Abschnitte sind lediglich durch Überschriften in Majuskeln kenntlich gemacht, die Unterabteilungen durch verschiedenartigen Druck hervorgehoben. Daher wird, wer sich über den Inhalt des Werkes schnell orientieren will, genötigt sein, es Blatt für Blatt zu mustern.

„Dieses Buch nun will," wie auf dem Umschlagbogen zu lesen steht, „nichts beschönigend oder verschweigend, ohne Verbeugungen nach rechts oder links, ohne zu drehen und ohne zu deuteln, die Entstehung, den Verlauf und die Wirkung ‚des erfolgreichsten Mißerfolges' in unanfechtbaren Dokumenten darlegen, wie sie in Memoiren und Briefen im Laufe der Jahrzehnte zutage getreten sind." Aber auch, wie man nach dem Titelblatt ergänzend hinzufügen darf, in „Urkunden und Berichten". Freilich der „Urkunden", die das Buch bietet, sind nur wenige. Desto mehr enthält es Lieder und Verse von Uhland, Hoffmann v. Fallersleben, Georg Herwegh, Freiligrath u. a. und mehr oder weniger umfangreiche Auszüge aus Schriften von Görres, Paul Pfizer, Biedermann, Ludwig Häußer, Ranke und Treitschke, aus den „Preußischen Jahrbüchern", der „Voss. Zeitung" usw. Außerdem bietet es einzelne entlegene Stücke aus der „Friedländerschen Sammlung" und zwei bisher unbekannte Briefe aus der Handschriften-Sammlung der Berliner Stadtbibliothek.

Was die „Unanfechtbarkeit" der beigebrachten Lesestücke anlangt, so erregt ein nicht unerheblicher Teil von ihnen ernste Bedenken, namentlich soweit er Wolffs Berliner „Revolutions-

chronik“ und der Memoirenliteratur entnommen ist. Von den Erinnerungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen z. B., die in ausgiebigster Weise herangezogen sind, wird man kaum behaupten können, daß ihr Inhalt „unanfechtbar“ sei.

Der Sammlung geht eine kurze Charakteristik der „deutschen Revolution des Jahres 1848“ voran. Dann folgt das 1. Kapitel: „Nach den Befreiungskriegen“. Eine historische Übersicht, die Zeit von 1817—1840 umfassend, leitet es ein. Hier findet sich u. a. auch der bekannte, Schwarzenberg zugeschriebene, quellenmäßig aber nicht zu belegende Ausspruch „avilir, puis démolir“. Ihr folgen, gewissermaßen als Leitspruch, die bekannten Strophen von Uhland „Noch ist kein Fürst so hochgefürstet“ usw. Dann schließen sich in bunter Reihenfolge an: „Schilderung der Ereignisse auf der Wartburg“ von Lorenz Oken (daß die Anregung zu dem Feuergericht von Jahn ausgegangen sei, wie der Verf. in einem Nachsatz S. 15 behauptet, ist nicht erwiesen); die Kabinettsorder vom 22. Mai 1815 und das Kabinettsschreiben König Friedrich Wilhelms III. vom 21. Mai 1818, Auszüge aus dem Briefwechsel von Friedrich Gentz mit Adam Müller. Dazwischen sind eingestreut: ein Brief Schleiermachers an Arndt vom 27. Januar 1819 aus Max Lenz' Geschichte der Universität Berlin, ein Brief und ein Bericht von Karl Ludwig Sand über Kotzebues Ermordung. Der Bericht trägt am Schluß die Erkennungsmarke: „Aktenauszüge aus dem Untersuchungs-Prozeß“. Das Zitat ist in dieser Form zweideutig, namentlich für den, der sich nicht sogleich erinnert, daß unter diesem Titel eine Druckschrift vorliegt, die 1821 in Leipzig erschienen ist. Weiter folgen: „Deutschland und die Revolution“ aus dem gleichnamigen Buche von Görres, Adam Müller an Friedrich Gentz, Freiherr vom Stein an Freiherrn von Gagern, kurze Mitteilungen über die „Karlsbader Beschlüsse“ und über die „Zentral-Untersuchungskommission“, Stein an Gagern, Gentz an Müller, Binzers Burschenlied, Gentz an Müller, Metternich an den badischen Minister Berstett, ein Abschnitt über das „Manuskript aus Süddeutschland“, ein „Stammbuchblatt aus der Burschenschaft Jena 1821“. Gemeint ist die Aufzeichnung eines Studenten Schmid aus Jena. Eine Burschenschaft gab es 1821 in Jena nicht. Die Germania, an die man vielleicht denken könnte, und die sich 1820 als geheime Verbindung aufgetan hatte, war damals bereits wieder aufgelöst. Es schließen sich ferner an: Auszüge aus Briefen des Prinzen Wilhelm von Preußen, Goethe über die Einheit Deutschlands, eine Äußerung Boernes, ein Abschnitt über „die Juden in Frankfurt a. M.“, Auszüge aus den Erinnerungen des Generals Gerland, Rob. v. Mohls, Otto v. Corvins, aus Pfizers „Gedanken“, dessen hübsches Gedicht „Deutsche Zukunft“, Auszüge aus Hegels Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte usw. usw. bis zum Hoffmannschen Gedicht „Knüppel aus dem Sack“.

Von ähnlicher, wechselnder Mannigfaltigkeit sind auch die folgenden 18 Abschnitte. Historische Übersichten aus des Verf. Feder leiten die einzelnen Kapitel ein und verbinden auch einzelne Lesestücke miteinander. Hierbei hat dem Verf. der 2. Band der ersten Auflage von Gebhardts Handbuch der Deutschen Geschichte wertvolle Dienste geleistet. In welchem Maße, wird die folgende Übersicht dartun.

Gebhardt, II, S. 516.

. . . Von dort aus (Württemberg) hatte die Triasidee, die den beiden Großmächten den Bund des „reinen und konstitutionellen Deutschland" . . . entgegenstellte, ihren Ausgang genommen und in dem „Manuskript aus Süddeutschland" (1820), dessen Abfassung auf König Wilhelm zurückgeht, ihren Ausdruck gefunden . . . . [Anm. 1] Das „M. aus S." . . . war von Lindner auf Veranlassung des Königs verfaßt. In einer . . . Darstellung verteidigt es den Rheinbund und das Kontinentalsystem, . . . kritisiert die Karlsbader Beschlüsse aufs schärfste, schildert den Gegensatz zwischen dem abscheulichen Norddeutschland und dem herrlichen Süddeutschland in blühenden Farben und plädiert für Ausschließung der beiden Großmächte . . .

Klein, S. 31.

König Wilhelm I. von Württemberg . . . wollte eine „konstitutionelle" Trias Württembergs, Badens und Bayerns herbeiführen, um den beiden Großmächten Preußen und Österreich den Bund des „reinen und konstitutionellen Deutschland" entgegenzustellen. Um Stimmung zu machen, ließ er von dem Literaten L. Fr. Lindner das „Manuskript aus Süddeutschland" verfassen (1820) . . . Das Ms. verteidigt den Rheinbund und das Kontinentalsystem, verwirft die Karlsbader Beschlüsse, schildert den Gegensatz zwischen dem abscheulichen Norden und dem herrlichen Süden Deutschlands in blühenden Farben und schlägt den Ausschluß der beiden Großmächte aus dem Bunde vor.

Gebhardt, S. 526.

Das Hambacher Fest.

. . . Die Radikalen Wirth und Siebenpfeiffer laden zum 27. Mai 1832 auf das Hambacher Schloß bei Neustadt a. d. H. ein, „den deutschen Mai am Geburtstag der bayerischen Verfassung" zu feiern . . . ca. 25000 Menschen strömen zusammen. Am 27. findet ein Festzug unter . . . Vorantragung polnischer, deutscher und schwarzer Fahnen statt, radikale Reden werden gehalten . . . Man ging auseinander; wenige Tage später

Klein, S. 43.

Das Hambacher Fest am 27. Mai 1832.

Die Radikalen Wirth und Siebenpfeiffer luden zum 27. Mai 1832 auf das Hambacher Schloß bei Neustadt a. d. H. ein, „den deutschen Mai am Geburtstag der bayerischen Verfassung" zu feiern. Etwa 25000 Menschen strömten zusammen. Der Festzug fand am 27. Mai statt; polnische, deutsche und schwarze Fahnen wurden vorausgetragen. Nach mehr oder weniger ausschweifenden Reden

erscheint noch Fürst Wrede mit Truppen, ohne eine Revolution zu finden.

Gebhardt, S. 553 f.

Mittel- und Kleinstaaten.

In Baden ... fand schon 27. Februar eine Volksversammlung statt ... Regierung und Kammern gaben sofort nach .... In Württemberg zeigt der König ... beruft aber dann ein liberales Ministerium ... In Bayern kam die erste Adresse mit Volkswünschen aus Nürnberg. In München richtete sich ... und kommt zum offenen Aufruhr ... In Hannover ... in Braunschweig ... und die üblichen Konzessionen wurden gemacht. Im Großherzogtum Hessen ging ...; der Großherzog ... übertrug Heinrich von Gagern das Ministerium ... In Nassau machte sich der Einfluß der erregten Odenwaldbevölkerung geltend ... In Kurhessen richtete sich die Bewegung ganz besonders gegen den Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. ...; in Hanau bildete sich eine provisorische Regierung und sandte ihm ein Ultimatum, sich binnen drei Tagen zu unterwerfen ... am längsten hielt sich die sächsische Regierung. Eine Deputation aus Leipzig um Preßfreiheit und Parlament wurde schroff zurückgewiesen ... Leipzig wurde zerniert und Preußens Hilfe angerufen. Auf die Wiener Nachrichten gab man den Widerstand auf.

Gebhardt, S. 561.

Tagelang tobte der Redekampf; am 23. erklärte Dahlmann sich namens des Ausschusses für einen Reichsverweser ..., und am 29.

ging man auseinander. Wenige Tage später erschien Fürst Wrede, um die Revolution zu bändigen, — er fand aber keine vor.

Klein, S. 107 f.

Der März in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten.

In Baden gab die Regierung noch im Februar den volkstümlichen Forderungen nach ... In Württemberg kam ein liberales Ministerium ans Ruder ... In Bayern gingen die „Volkswünsche“ von Nürnberg aus. In München entstand ein offener Aufruhr. In Hannover und Braunschweig werden die üblichen Konzessionen gemacht. Im Großherzogtum Hessen wird Heinrich von Gagern Minister. In Nassau stehen die Bauern aus dem Odenwald auf ... In Kurhessen richtet sich die Empörung besonders gegen den Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. In Hanau bildet sich eine provisorische Regierung, die dem Kurfürsten ein Ultimatum von drei Tagen stellt. Er unterwirft sich in letzter Stunde ... Am hartnäckigsten widerstand der König von Sachsen. Eine Deputation aus Leipzig mit den populären Forderungen wurde schroff abgewiesen, Leipzig zerniert und die Preußen zu Hilfe gerufen. Auf die Nachricht vom Siege der Revolution in Wien gab man endlich nach.

Klein, S. 258 f.

Vom 19. Juni 1848 an tobte über diese Fragen die Redeschlacht in der Paulskirche. Am 23. Juni erklärte Dahlmann namens des

wurde Erzherzog Johann zum Reichsverweser . . . erwählt.

Gebhardt, S. 578 ff.

Die Schleswig-Holsteinsche Sache.

In den Herzogtümern wie in Dänemark . . . als Christian VIII. . . . am 20. Januar 1848 stirbt; sein Nachfolger Friedrich VII. . . . beruft eine Kommission aus Dänemark und Schleswig-Holstein zur Prüfung . . . Die Eiderdänen verlangen Einverleibung Schleswigs . . . Am 18. März versammeln sich in Rendsburg Notable des Landes und senden eine Deputation nach Kopenhagen, welche für beide Herzogtümer gemeinschaftliche Ständeversammlung, Preßfreiheit, Versammlungsrecht, Volksbewaffnung und Eintritt Schleswigs in den Deutschen Bund fordern soll. In Kopenhagen aber rufen stürmische Volksversammlungen nach der Einverleibung Schleswigs, und am 21. März kündigt sie der König an . . . Auf die Nachricht von der Berufung eines Ministeriums Lehmann regte . . . W. Beseler den Widerstand an, und er nebst Graf Reventlow-Preetz und . . . Prinz Friedrich von Noër bilden (23. März) eine provisorische Regierung. Das ganze Land erhebt sich . . . der Krieg beginnt, und der Herzog von Augustenburg ruft die Hilfe des Berliner Hofes an, die bewilligt wird . . . In der Instruktion [für Wildenbruch] erklärte er [der König] seine Stellungnahme nur aus dem Streben, eine republikanische Erhebung zu verhindern und wies die englische Vermittlung nicht zurück; die Dänen erklärten sich zu Unterhandlungen

Ausschusses sich für einen Reichsverweser . . . am 29. Juni wurde Erzherzog Johann zum Reichsverweser gewählt.

Klein, S. 264 f.

Schleswig-Holstein.

König Christian VIII. von Dänemark stirbt am 20. Januar 1848. Sein Nachfolger Friedrich VII. beruft eine dänische und eine schleswig-holsteinische Kommission ein zur Prüfung der Verfassung . . . Die Eiderdänen verlangen die Einverleibung Schleswigs . . . am 18. März versammeln sich die Führer der deutschen Partei in Rendsburg und senden eine Deputation nach Kopenhagen. Diese soll vom König fordern: gemeinschaftliche Ständeversammlung, Preßfreiheit, Versammlungsrecht, Volksbewaffnung, Eintritt Schleswigs in den Deutschen Bund. In Kopenhagen fordern stürmische Volksversammlungen die Einverleibung des Herzogtums Schleswig in Dänemark. Am 21. März wird diese auch vom König angekündigt. Am 23. März bilden W. Beseler, Graf Reventlow-Preetz und der Prinz von Noër eine provisorische Regierung für die Herzogtümer. Das ganze Land steht auf, der Krieg beginnt, der Augustenburger ruft die Hilfe Preußens an. Friedrich Wilhelm IV. bewilligt sie . . . . In der Instruktion für seinen Gesandten von Wildenbruch erklärt der König seine Stellungnahme aus dem Streben, eine republikanische Erhebung zu verhindern; er weist die Vermittlung Englands nicht zurück. Die Dänen erklären sich zu unterhandeln bereit, überfallen aber die schleswig-holsteinischen Truppen bei Flensburg und besetzen Schleswig. Das ist für die

bereit..., überfielen aber (9. April) ... die schleswig-holsteinschen Truppen bei Flensburg und zwangen sie zum Rückzug ... Der Angriff vom 9. April und die Besetzung Schleswigs war für die preußischen Truppen das Signal zum Angriff. Am 10. überschritt Bonin die Eider, General von Wrangel übernimmt den Oberbefehl über die Preußen und das X. Bundeskorps (Hannoveraner)... am 23. siegt Wrangel am Danewerk bei Schleswig, am 24. bei Översee, besetzt Nordschleswig, ohne Widerstand zu finden; am 2. Mai nimmt er die Festung Fridericia ohne Schwertschlag und schreibt eine Kontribution aus zur Entschädigung für die Zerstörung des Ostseehandels und die gekaperten Schiffe. Von da an folgen während des Sommers nur unbedeutende Scharmützel.

... Zar Nikolaus wetterte gegen die Dienste, die sein königlicher Schwager angeblich der Revolution leistete, und reizte Schweden ... zum Vorgehen gegen Deutschland ... So war Preußen isoliert, und dessen Regierung wurde von drängenden Klagen der Ostseestädte über den Schaden der Blockade bestürmt, während die norddeutschen Staaten die von Wrangel verlangte Verstärkung nicht sandten. Unter solchen Umständen befahl das preußische Kabinett Wrangel, Jütland zu räumen, und sandte (22. Juni) den Grafen Pourtales nach Malmö zum König Oskar von Schweden.

Preußen das Signal zum Angriff. Am 10. April überschreitet Bonin die Eider, Wrangel übernimmt den Oberbefehl über die Preußen und das X. (Hannoversche) Bundeskorps ... am 23. April stürmt Wrangel das Danewerk bei Schleswig, am 26. siegt er bei Översee und besetzt Nordschleswig ohne Widerstand; am 2. Mai nimmt er die Festung Fridericia ohne Schwertstreich und schreibt eine Kontribution aus für die Schädigung des Ostseehandels und für die gekaperten Schiffe. — Während des Sommers flaute der Krieg ab. Denn Preußen stand völlig isoliert. Zar Nikolaus war über seinen Schwager, den er an der Seite der Revolution gegen einen legitimen König kämpfen sah, ergrimmt und reizte Schweden gegen Preußen. Die deutschen Ostseestädte jammerten über die Blockade der Küsten. Die norddeutschen Staaten schickten dem General Wrangel keine Verstärkung ... Friedrich Wilhelm IV. befahl die Räumung Jütlands und sandte am 22. Juni den Grafen Pourtales zur Unterhandlung an den König Oskar von Schweden nach Malmö.

...

In ähnlichem Verhältnis zueinander stehen:

Gebhardt, S. 571 ff. — Klein, S. 329 f.; — Gebhardt, S. 567, 570 Anm. 8. (Preußen bis zur Oktroyierung der Verfassung.) — Klein, S. 330, 332. (Berlin und Preußen bis zur Oktroyierung der Verfassung.); — Gebhardt. S. 578, Anm. 6 (Die Aufstände) — Klein, S. 425 (Aufstände in

Sachsen, Pfalz, Baden.); — Gebhardt, S. 595 f. (Schleswig-Holstein bis zur Wiederherstellung der dänischen Herrschaft.) — Klein, S. 595 f. (Schleswig-Holstein); — Gebhardt, S. 574, 576, Anm. 4 u. 5 (Das Ende des Frankfurter Parlaments.) — Klein, S. 420 f. (Das Ende der Nationalversammlung).

Unter den 65 Mitgliedern, die am 26. Mai aus der Nationalversammlung austraten, nennt Klein hier auch den Abgeordneten Simon. Er verwechselt ihn mit Simson. Simon gehörte noch dem Stuttgarter Rumpfparlament an. Vielleicht liegt auch bloß ein Abschreibefehler vor. Klein (S. 421) schreibt nämlich: „Am 20. Mai traten 65 Mitglieder aus, darunter Gagern, Simon, Mathy, Arndt, Dahlmann." Bei Gebhardt (S. 577, Anm. 5) ist zu lesen: „... traten am folgenden Tage 65 Mitglieder, darunter Gagern, Simson, Mathy, Beseler, Arndt, Dahlmann, ... aus."

Hinzufügen darf ich noch, daß weder die Quelle (Gebhardt) an irgend einer Stelle genannt ist, noch die entlehnten Stellen als solche gekennzeichnet sind.

Auf Wissenschaftlichkeit hat das Werk keinen Anspruch. Das war wohl auch kaum beabsichtigt. Aber auch als Gabe für geneigte Leser erregt es im Hinblick auf seine Systemlosigkeit und die kritiklose Auswahl des beigebrachten Materials Anstoß. Immerhin soll nicht verkannt werden, daß das Buch mit Fleiß und Umsicht zusammengestellt ist und eine erstaunliche Belesenheit des Herausgebers verrät. Außerdem ist es vortrefflich ausgestattet und der Preis beispiellos billig.

Berlin-Halensee. Georg Schuster.

147.

Buol, M., Garibaldis Spaziergang von Marsala nach Neapel. Nach den Aufzeichnungen eines neapolitanischen Feldkaplans. 8⁰. 47 S. Innsbruck, Mar. Vereinsbuchhandlung, 1915. M. —.40.

Die kleine Schrift ist ein Auszug aus einem verschollenen Werke „Un Viaggio da Boccadifalco a Gaeta" des Feldkaplans Giuseppe Butta. Danach entsprachen die Leistungen Garibaldis, wie wir sie vornehmlich aus gleichfalls einseitigen Darstellungen seiner Freunde kennen, nicht ihrem Rufe. Nirgends fand er nennenswerten Widerstand; schnödester Verrat ebnete ihm die Wege. Mit Ruhm haben sich die neapolitanischen Truppen sicherlich nicht bedeckt, und im Grunde war alles faul in dem zum Untergange reifen Staate; ob aber die Generale Landi und Lanza und die Offiziere der neapolitanischen Marine bewußte Verräter und nicht nur elende Schwächlinge waren, darüber wird doch nur auf Grund anderer Dokumente Entscheidung getroffen werden können. Das günstige Urteil über das Königshaus, die Mannschaften des Heeres und der Marine, sowie das Volk überhaupt wird man ablehnen müssen. Die Süditaliener

haben schließlich ihre üblen Eigenschaften bis heute bewahrt. Das harte Urteil über Cavour darf von dieser Seite nicht überraschen; man wird gut tun, ihm die Auffassung eines anderen katholischen Geistlichen, des so vorbildlich sachlichen Franz Xaver Kraus, gegenüberzustellen.

Berlin. A. v. Janson.

148.

Wocke, Helmut, Arthur Fitger. Sein Leben und Schaffen. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Hrsg. von Max Koch und Gregor Sarrazin. Neuere Folge. 36. Heft.) 8°. X und 152 S. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, 1913. M. 4.50.

Wocke will „das Verständnis für Arthur Fitger verbreiten und vertiefen"; das erstere ist ihm gelungen, das letztere nicht. Auf die ungeschickte Biographie des Bremer Dichter-Malers folgt eine Charakteristik, der jegliche psychologische Vertiefung fehlt; woher eigentlich Fitgers Verbitterung stammte, wie er zu seiner pessimistischen Weltabgewandtheit, zu seinem Haß gegen alle Religion kam, ob etwa persönliche Erfahrungen und schmerzliche Erlebnisse der Bildung seiner misanthropisch anmutenden Lebensauffassung zugrunde lagen, alle diese Fragen, die sich ein Biograph doch in erster Linie stellen muß, sind bei W. nicht aufgeworfen. Ebensowenig befriedigen die Kapitel über Fitgers Werke. Dankenswert sind die Inhaltsangaben der Dramen, die aber mitunter unklar gehalten sind; auch hat der Verf. nur hie und da die Quellen angegeben, aus denen Fitger den Stoff schöpfte; ebenso fehlt eine zusammenfassende Darstellung des Dramatikers Fitger, seiner Stellung und seiner Bedeutung innerhalb der Dramatik des 19. Jahrhunderts. Am unvollkommensten ist das Kapitel über die Lyrik geraten; hier hätte der Verf. nicht verabsäumen dürfen, den Einflüssen, die der Lyriker Fitger erfahren hat, nachzugehen, fürwahr eine leichte und dankbare Aufgabe; denn Heine (auf den W. allerdings nur kurz hinweist), Leuthold, Scheffel, Geibel (besonders für die Balladen) haben die Patenschaft für Stimmung, Ausdruck und Stil Fitgers übernommen, und ihre Einflüsse sind oft mit Händen zu greifen. Als Dichter wird Fitger nicht lange fortleben, wie er denn auch schon heute größtenteils vergessen ist; dazu war er zu wenig originell in Gedanken und Ausdruck. Was er als Maler in der Kunstgeschichte zu bedeuten hat (das Beste an Wockes Buch ist die Übersicht über Fitgers Kunstwerke), wage ich nicht zu entscheiden; nur fürchte ich, daß eine spätere Zeit auch auf diesem Gebiet über ihn als Epigonen hinweggehen wird.

Hannover. Wolfgang Stammler.

149.

Joachimsen, Paul, Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. Eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins. („Aus Natur u. Geisteswelt.“ 511. Bdchen.) 8°. 130 S. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1916. M. 1.50.

Eine der dankbarsten und schönsten Aufgaben der historischen Wissenschaft, eine, die zugleich den weitesten Leserkreis interessieren würde, wäre eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins. Aber so lockend sie erscheint — eine befriedigende Lösung hat sie noch nicht gefunden. Bezeichnend für die Entwicklung aber, die eben das Nationalgefühl bei uns in den letzten Jahrzehnten genommen hat, scheint mir, daß sich die Vorarbeiten zu dieser großen Aufgabe gemehrt, daß bedeutende Forscher sich mit diesem Problem eindringlich beschäftigt und z. T. auch sehr bedeutsame Leistungen hervorgebracht haben; ich erinnere nur an Fr. Meinecke, an die Biographen der Helden der Freiheitskriege und des weiteren 19. Jahrhunderts u. a. Vielleicht erwächst uns aus diesen Präludien und der Stimmung der Kriegsjahre die große wissenschaftliche Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins.

Inzwischen wird man gern zu dem oben angezeigten Büchlein greifen, das in kurzen Zügen und ohne den Anspruch, wissenschaftlich neue Ergebnisse zu liefern, eine sehr brauchbare Übersicht über diese Entwicklung, über das wechselseitige Verhältnis von Volk und Staat bietet. Im wahren Sinne des Wortes ist es ein Produkt des Krieges. In einem kurzen Vorworte schildert der Verf., wie ihn der Anblick der Bevölkerung eines großen Gebirgsdorfes am Fuße der Alpen am Tage der Mobilmachung, das in ihr sich äußernde bewußte Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit und der kräftig und selbstverständlich zum Ausdruck kommende Wille zur Abwehr aller Feinde des Reiches mit Glück und Stolz erfüllt habe. Den hier gewonnenen Eindruck hat er dann zu vertiefen gesucht durch Erforschung der Idee des nationalen Bewußtseins. So ist ihm das Thema seines Buches entstanden: „Wie ist aus der deutschen Kulturnation eine Staatsnation geworden, und wie verhalten sich beide zueinander?“ Er sucht diese Fragen, weitergreifend als ihre Formulierung erwarten läßt, zu lösen, indem er in einem ersten Hauptteile die Ausbreitung des Volkstums und die Ausgestaltung des Nationalcharakters erforscht, und in einem zweiten die Wege zum Staate. Zweimal, sagt er, ist bei uns der Anlauf zu nationaler Kultur und zum nationalen Staate gemacht; und um das Werden des deutschen Wesens zu verstehen, sucht er den einen aus dem anderen zu entwickeln.

Es ist begreiflich, daß eine große Schwierigkeit für den Verf. in dem Umfange seines Büchleins liegen mußte. Wer dieses Thema in einem kurzen Aufsatze (wie etwa Dietr. Schäfer

in seiner von Joachimsen nicht erwähnten schönen Rede „Staat und Volk“) behandeln will, muß auf Details so gut wie ganz verzichten und kann dafür die großen Linien der Entwicklung um so schärfer herausarbeiten; wer ein wissenschaftliches Buch darüber schreiben will, wird mit breiten Pinselstrichen malen und zugleich auch kleinste Einzelheiten, wissenschaftliche Begründung und Auseinandersetzung bringen dürfen und müssen und so die ganze Mannigfaltigkeit der Erscheinungen vor uns aufleben lassen können. Der Verf. sah sich in der Mitte zwischen beiden: er brauchte und konnte nicht so prägnant sein wie der erstere und nicht so reich malen wie der andere. Man wird sagen dürfen, daß er im allgemeinen die Schwierigkeit gut überwunden hat: der Gang der Entwicklung tritt im wesentlichen klar hervor, und die Einzelheiten sind mit Geschick ausgewählt. So kann das Büchlein namentlich für große Kreise der Gebildeten sehr belehrend und anregend wirken.

Mancher wird freilich auch Einwendungen machen. Man wird vielleicht an verschiedenen Stellen eine schärfere Formulierung bezw. Abgrenzung der Begriffe wünschen. Nur einiges mag hier hervorgehoben werden. In der oben zitierten Fassung des Themas wird der Ausdruck „Staatsnation“ auffallen. Es ist nicht recht ersichtlich, warum der Verf. nicht das Wort „Nationalstaat“ gebraucht hat (was er doch meint), sondern jenes Wort, mit dem Fr. Meinecke einen ganz anderen, m. E. recht passenden Sinn verbindet. Der Verf. unterscheidet überhaupt zwischen den beiden Wörtern nicht, wie er denn auch die Entwicklung Preußens zur Staatsnation (im Sinne Meineckes) nicht genügend als eine besondere Stufe des Fortschritts würdigt und gelten läßt (z. B. S. 47). Überhaupt scheint mir nicht alles ausgemünzt, was Meinecke in seinen scharfsinnigen Untersuchungen klargelegt hat. So tritt z. B. die merkwürdige Bindung des erwachenden National- und Staatsgefühls durch stark nachwirkendes kosmopolitisches Gedankengut zu wenig hervor.

Treffend sind die Bemerkungen S. 67 über einige bedeutende Reformer des deutschen Geistes. „In jedem von ihnen“, sagt er, „kehrt sich eine Richtung des geistigen Lebens, die wir bisher vom Staate abgewendet oder ihm feindlich gefunden haben, dem Staate zu: in Arndt das alte Luthertum, in Schleiermacher der herrenhutische Pietismus, in Jahn der Teutonismus Klopstocks, in Wilhelm von Humboldt der Neuhumanismus.“ Der Verf. will damit nur einen gemeinsamen Zug hervorheben. Aber es ist immer gefährlich, das Wesen bedeutender Geister unter einer Formel zusammenzubringen — sie wird oder erscheint wenigstens zu leicht einseitig. Der Verf. hätte doch auch Arndts eigenartige politische Entwicklung streifen sollen, zumal sie typisch ist für die vieler anderer: vom Kosmopoliten zum Deutschen, zunächst noch mit fremdem, bei ihm schwedischem, Einschlag, dann zum reinen Deutschen, der das Heil Deutschlands von Öster-

reich erhofft, und schließlich zum Preußen. Bei Jahn hätte betont werden müssen, daß er trotz merkwürdiger Schrullen und Eigenheiten doch viel Wirklichkeitsgefühl besaß, mehr als mancher Größere, und daß bei ihm auch die innere Verbindung mit dem preußischen Staate sehr eng war, was auch für Schleiermacher gilt. Wenn W. v. Humboldt nur als die reinste Verkörperung des weltbürgerlichen Neuhumanismus und als der Begründer der Berliner Universität gezeichnet wird, so vermißt man einen Hinweis darauf, wie nahe er wenigstens zeitweise dem Begriffe des modernen nationalen Machtstaates gekommen ist. — Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts wären die politischen Parteien schärfer zu zeichnen gewesen, namentlich in ihrer Entstehungsgeschichte. Der Verf. scheint mir auch hier manchmal der Verführung erlegen zu sein (die, wie oben betont, ja sehr nahe lag), die Entwicklung auf zu einfache Formeln zu bringen, so daß die Verflechtung der Ideen und die Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungsformen und ihrer Träger nicht immer recht zum Bewußtsein kommen.

Mit dem, was auf den Seiten 115—129 über die neueste Entwicklung gesagt wird, dürfte mancher sich nicht überall einverstanden erklären; so ist z. B. die Bedeutung des „Jüngsten Deutschland“ oder Nietzsches zu einseitig-ungünstig gezeichnet. Aber gerade diese letzten Seiten regen doch auch zu lebhaftem Nachdenken und eigener zustimmender oder kritischer Stellungnahme gegenüber der Meinung des Verf. von den Aufgaben der Zukunft an. Und darin sehe ich vor allem die Bedeutung überhaupt des ganzen Buches, die durch die obigen kritischen Bemerkungen nicht herabgemindert werden soll: es kann für weite Kreise ein treffliches Bildungsmittel zum Verständnis der Vergangenheit und Gegenwart und für die Forderungen unserer Zukunft werden, und es ist zudem eine gute Vorarbeit für das zu erhoffende große Werk über das deutsche Nationalbewußtsein.

Bln.-Halensee, z. Z. Döberitz. Wilh. Steffens.

150.

Troeltsch, Ernst, Deutsche Zukunft. (Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte, Bd. 19.) Kl. 8°. 112 S. Berlin, S. Fischer, 1916. Karton. M. 1.—.

Ein Büchlein, das — nicht viele sind dazu so berufen wie Troeltsch — um das Verständnis des gegenwärtigen gewaltigen Völkerkampfes ringt; zwar sich bewußt bleibt, daß er reinen Machtcharakter trägt, doch die Behauptung der Feinde, es handle sich um einen Kulturkrieg, zum wertvollen Anlaß nimmt, die eigene von fremder Art zu scheiden.

Der Gegensatz, den unsere Feinde zwischen sich und uns stets als den wichtigsten in den Vordergrund rücken, läßt sich als Widerstreit der westlichen demokratischen Ideen, der voran-

geschrittenen politisch-ethisch-sozialen Entwicklung Amerikas, Frankreichs, Englands gegen das als unfrei angesehene Deutschland bezeichnen; selbst Rußland, das sich noch bekehren werde, sei ein weniger gefährlicher Feind der Völkerfreiheit als Deutschland. Diese (von den Feinden als Rückständigkeit empfundene) Andersheit der deutschen geistigen und politischen Welt in ihrer geschichtlichen Notwendigkeit und Berechtigung zu begreifen, weisen die feinsinnigen Untersuchungen Troeltschs den Weg. Diese Andersheit wird erblickt: erstens in der (zugegebenen) Unausgeglichenheit des jungen deutschen, erst seit einem Jahrhundert in die modernen politisch-sozialen Bewegungen hineingezogenen Staates (die in der Zukunft einer größeren Einheitlichkeit im Sinne mancher für den Westen längst selbstverständlichen Errungenschaften wird weichen müssen), zweitens in dem durch die geschichtliche Entwicklung und geographische Lage Deutschlands bedingten Zwang, durch die Aufrechterhaltung einer starken zentralen Autorität die Folgerungen der westlichen Freiheitsideen einzuschränken (mindestens bedeutet der deutsche Staat ein ebenso in sich geschlossenes System der Organisation eines Volkes wie irgend ein anderes System der Regelung des Verhältnisses von Individuum und Gemeinschaft, Massenwillen und Regierung); drittens aber liegt die Andersheit in einer spezifisch deutschen, von der französischen, englischen und amerikanischen abweichenden Auffassung der modernen Freiheitsidee: denn durch ihre Wurzelung in verschiedenen Artungen des Gesamtlebens unterscheiden sich auch die Freiheitsbegriffe der großen Nationen. Der Herausarbeitung dieser drei Punkte, der Auseinandersetzung mit ihnen ist der Hauptteil des Aufsatzes gewidmet. Wir verweilen, Raummangels halber, nur beim dritten etwas länger. Der englische Freiheitsbegriff, das „Ergebnis mittelalterlich-ständischer Überlieferungen, die sich mit dem spröden Individualismus puritanischer Frömmigkeit und Freikirchlichkeit in der großen englischen Revolution verbunden haben“, zeigt als (auch parlamentarisch sichergestellten) Grundzug die Unantastbarkeit und Bewegungsfreiheit des einzelnen, die Initiative und Verantwortlichkeit zweckmäßigen Handelns, die Freiheit des Glaubens und Meinens vom Staatszwang. Die streng rationalistische französische Freiheitsidee, das Erzeugnis der sich gegen Königtum und Kirche erhebenden Bourgeoisie, erstrebt die Gleichheit (nicht die Unabhängigkeit) der Individuen. Mit dieser rein weltlichen Gleichheitsidee verbindet sich ein generöser Enthusiasmus, der in der Verbreitung der Menschenrechte, der rationalen Verfassung und des Antiklerikalismus eine welterlösende Mission der Vernunft zu vollbringen gewiß ist. Die amerikanische Freiheit bedeutet Freiheit von staatlichem und kirchlichem Zwang, ist persönliche, sich im wesentlichen auf wirtschaftlichem Gebiete betätigende Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit, kompensiert durch eine außerordentliche Macht der gesellschaftlichen Sitte, der

christlichen Gläubigkeit und der uniformierenden Presse. Demgegenüber zeigt sich die deutsche Freiheit, sofern sie gestaltende Mitwirkung an der Bildung des Staatswillens ist, als „freie, bewußte, pflichtmäßige Hingabe an das durch Geschichte, Staat und Nation schon bestehende Ganze"; Fürst, Beamte und Bürger sind Organe des einen souveränen Ganzen und bringen es in pflichtgemäßer Hingabe ununterbrochen hervor. Diese Freiheit ist nicht Gleichheit, sondern ein Dienst des Einzelnen an seinem Ort. Des weiteren aber hat die deutsche Freiheitsidee seit langem die Richtung auf individuelle und persönliche Selbstbildung genommen: der deutsche Kosmopolitismus ist im Grunde nur die deutsche Innerlichkeit mit ihrer Bereicherung aus allen erreichbaren Quellen, der deutsche Humanismus im Grunde nur die Übernahme des Ideals der individuellen Geistesfreiheit und Beweglichkeit aus der Antike. Besitzt die französische Freiheitsidee die Intoleranz des fanatischen Dogmas, das sie nötigenfalls mit Feuer und Schwert ausbreitet, wünscht die englische alle einzelnen Völker möglichst zu parlamentarischer Selbstregierung und freier Selbstbestimmung zu bringen, so verbürgt die deutsche, auf die Völkerwelt übertragen, ein System gegenseitiger Achtung und freier Entwicklung der Völkerindividualitäten nebeneinander.

Mit diesen, erstmalig in der Wiener „Urania" Ende 1915 vorgetragenen Gedanken über die deutsche Idee der Freiheit ist in dem Bändchen eine zweite Abhandlung über Privatmoral und Staatsmoral vereinigt. Überzeugend wird die für die Zielbestimmung wesentliche Lage Deutschlands zu Beginn und während des Krieges dargetan: nicht um einen schnellen Kampf, der im wesentlichen den früheren Zustand wiederherstellen soll, handelt es sich mehr, die Verteidigung muß Neubildung und Fortschritt der politischen Machtstellung werden mit allem, was dazu gehört. Die Bedenken zu überwinden, die sich hieraus ergeben könnten, ist die Unterscheidung von Staats- und Privatmoral befähigt. Troeltsch verfolgt diese Unterscheidung von Kant über Fichte, Hegel, Ranke und v. Treitschke bis zur jüngsten Kriegsliteratur Ruedorffer, Fr. Klein, Ed. Meyer und Meinecke und zeigt dann selbst die notwendige Verschiedenheit von staatlicher und privater Moral in mehrfachen Argumenten auf. Eines davon: des moralische Handeln der Einzelpersonen aufeinander setzt den gegenseitigen guten Willen zu demselben, wo er nicht vorhanden ist, die staatliche Rechtsordnung voraus, für das gegenseitige Verhältnis der Staaten aber fehlt eine derartige, die persönliche Moral ermöglichende Rechtsordnung und deren Erzwingbarkeit. Ein anderes: das moralische Handeln der Einzelpersonen vollzieht sich in den Perspektiven und Horizonten der Einzelperson und allenfalls kleiner Gruppen, der eigene und fremde Wille ist übersehbar und berechenbar; der Staat dagegen muß in weiten Perspektiven und Horizonten denken, die anderen Staaten als Erzeugnisse langer Geschichte und als Voraussetzungen

unbegrenzbarer Zukunftswirkungen nehmen, er steht „der Masse und zugleich den Jahrhunderten" gegenüber. Schließlich: es gibt nicht bloß ein sittliches Verhältnis von Person zu Person, sondern auch zu der überindividuellen sittlichen Gemeinschaft des Staates, welche die Voraussetzung jenes Gegenübers ist. Der Staat selbst aber steht fremden Staaten nicht gegenüber wie Einzelperson der Einzelperson, sondern wie eine überindividuelle Willenseinheit der andern. Da sie jedoch eine unendliche Tätigkeits- und Aufgabenfülle unter sich in der Ordnung und Entwicklung ihrer Glieder haben, so dürfen und müssen sie auch den Lebens- und Entwicklungstrieb ihrer Völker in sich aufnehmen, müssen, wie alles Lebende, wachsen und fortschreiten und ihnen die Lebensbedingungen für große Zukunftzeiten sichern. Der geistvollen Analyse ins einzelne nachzugehen, ist hier unmöglich, so verlockend dies gerade hinsichtlich der Troeltschschen Anwendung der vorhergehenden Gedankenreihen auf den Weltkrieg und die verschiedenen parteipolitischen und religiösen Standpunkte auch wäre. Wir raten dringend zur Lektüre des Aufsatzes selbst, der, wie der erste, reichen Genuß und Anregungen gewährt.

Wien. Oskar Kende.

151.

Burgeß, John William, Der europäische Krieg. Seine Ursachen, seine Ziele und seine voraussichtlichen Ergebnisse. 8°. VIII u. 170 S. Leipzig, S. Hirzel, 1915[1]. M. 2.—.

Der Verf. ist in Deutschland, besonders in Berlin, nicht unbekannt. Er hat Ende der 70er Jahre in Berlin studiert und ist später als Austauschprofessor auf kurze Zeit nach Deutschland zurückgekehrt; er war bis vor kurzem Lehrer des Verfassungs- und Völkerrechts an der Columbia-Universität in Neuyork und erfreut sich in Amerika wie auch in Deutschland eines wohlverdienten Rufes als hervorragender Gelehrter in seinem Fache. Infolge seines zweimaligen Aufenthalts in Deutschland ist er ein warmer Freund deutscher Art und deutschen Wesens. Ich möchte dies auch besonders Prof. Dr. Konrad Bornhak gegenüber bemerken, der sich kürzlich in Berliner Blättern recht scharf gegen die Zulassung ausländischer Studenten an den deutschen Universitäten und gegen die Vereinbarung mit Amerika über die Austauschprofessoren gewandt hat. Man würde ihm gern beistimmen, wenn er sich gegen die Auswüchse erklären würde, die die Zulassung ausländischer Studenten an den deutschen Universitäten in den letzten Jahren vor dem Kriege vielfach gezeitigt hatte; man wird ihm aber nicht beistimmen können,

---

[1]) Das Buch ist eine vom Verfasser selbst besorgte Übersetzung eines vor ungefähr Jahresfrist in Amerika in englischer Sprache erschienenen Buches.

wenn er, wie es in seinem Aufsatze geschah, gleich das Kind mit dem Bade ausschüttete [1]).

In meiner Anzeige halte ich mich nicht an die Reihenfolge des Buches, sondern gehe in streng chronologischer Folge vor. Der Verf. geht bei seinen Betrachtungen über die Ursachen des Europäischen Krieges von der Kolonial- und Handelspolitik Bismarcks aus. Da dieser die Hauptaufgabe der deutschen Politik darin gesehen habe, Deutschlands Stellung als eines kontinentalen europäischen Staates zu sichern, habe er auf die Expansionsbestrebungen der deutschen Handelswelt und der deutschen Kolonialfreunde eher hemmend als fördernd gewirkt und sie nur so weit gewähren lassen, als dadurch nach seiner Meinung die kontinentale Lage und die kontinentalen Interessen des Landes nicht gefährdet wurden. Auch nach seinem Abgange sei an diesem Grundsatz noch lange festgehalteu worden. Man vergleiche freilich, zur Widerlegung dieser Anschauungen, Deutschlands Kolonialerwerb der Bismarckschen Zeit mit seinem Erwerb in der nachbismarckschen Zeit und gelange so zu dem Schlusse, daß man sich später in bezug auf die Kolonialpolitik zu ganz andern Grundsätzen bekehrt habe. Dieser Vergleich sei falsch. Wolle man die Frage untersuchen, ob die deutsche Kolonialpolitik in der nachbismarckschen Zeit als eine expansive zu betrachten sei, so müsse man die Kolonialerwerbungen Deutschlands mit denen der andern Kolonialvölker in dieser Zeit vergleichen. Von 1890—1898 habe Deutschland, trotz seines schnellen Wachstumes als Industrie- und Handelsstaat, nicht mehr als 2000 Quadratmeilen Kolonialgebiet erworben, England, Frankreich und Rußland dagegen viele Hunderttausend Quadratmeilen. So betrachtet, erscheine der deutsche Kolonialbesitz recht klein und unbedeutend. Wenn Deutschland bei dem Wettbewerbe um die Aufteilung der Erde damals eine so große Zurückhaltung übte, so hat dies nach dem Verf. darin seinen Grund, daß Deutschlands Diplomatie und die Leiter seines Außenhandels schon erkaunt hatten, daß Außenhandel auch ohne Kolonien zu bestehen imstande ist, ja vielleicht vorteilhafter ohne sie sein kann, vorausgesetzt, daß alle Länder ihre Türen offen halten. Obgleich also gerade Deutschland England am wenigsten Konkurrenz bei der Erwerbung neuen Kolonialbesitzes machte und gerade Englands heutige Verbündete als viel stärkere Mitbewerber auf diesem Gebiete auftraten, so verfolgte England doch gerade Deutschlands Bemühungen, sich Absatzgebiete für seine Industrie zu erwerben und zu sichern, mit ganz besonderem Argwohn, während es Rußland und Frankreich bei ihren kolonialen Erwerbungen ziemlich ruhig und unbesorgt zusah. Seit 1901 wurde dies freilich anders. Auch Rußlands

---

[1]) Nebenbei möchte ich noch bemerken, daß wir ohne den Einfluß der Herren, die einst in Deutschland studiert haben, heute vielleicht sämtliche Balkanstaaten auf der Seite unserer Gegner haben würden.

Politik in Asien (Persien) und Frankreichs Politik im Sudan (Faschoda) erregten Englands Mißbehagen. Deshalb war es Englands Bestreben, Frankreich vom Sudan und Rußland von Persien abzulenken. Beiden mußten andere Ziele gewiesen werden. Dies gelang auch der Diplomatie Englands. Rußlands Aufmerksamkeit wurde von Persien auf den Balkan abgelenkt und Frankreichs Aufmerksamkeit vom Sudan auf Marokko; zugleich wurde aber damit Deutschland schwer getroffen, das sich die Aufgabe gestellt hatte, seinem Handel dadurch neue Absatzgebiete zu erschließen, daß es sich zum Schützer der noch unabhängigen muhamedanischen Welt aufwarf. So hatten Rußland und Frankreich nicht nur aufgehört, Englands Kreise zu stören, sondern sie störten auch noch Deutschlands Kreise und fühlten sich dadurch nicht mehr als Englands Nebenbuhler, sondern als seine Verbündeten.

Jetzt galt es, um das Einkreisungswerk zu vollenden, auch noch Italien dem Bündnis mit Deutschland zu entfremden, indem man ihm ein Lockmittel vorhielt, das es auch Deutschland entfremden mußte, weil dadurch wiederum Deutschlands Politik, sich zum Beschützer der noch selbständigen muhamedanischen Welt aufzuwerfen, gestört wurde, das zugleich aber auch Italien davon abhalten mußte, sich in Zukunft mit England zu entzweien, weil dann sein neuer Gewinn gestört wurde. Dies Lockmittel war Tripolitanien. So hatte England gegen den Bund der Mittelmächte drei Bundesgenossen geworben, als der Österreichisch-serbische Konflikt eintrat, der nur das Schlußglied in der englischen Einkreisungspolitik bildete. Von dem Tage an, an dem der Mord in Serajewo geschah, steuerte Sir Edward Grey bewußt auf den von ihm schon lange vorbereiteten Krieg hin. Die Antwort des deutschen Botschafters auf Greys Anfrage über Deutschlands beabsichtigte Stellungnahme in dem Konflikte, der deutsche Staatssekretär des Äußeren halte daran fest, daß die Regelung der Frage ausschließlich zwischen Österreich und Serbien stattzufinden habe, und daß keineswegs eine Einmischung von außen stattfinden dürfe, hält Burgeß für den einzigen möglichen korrekten Standpunkt; daß England sich Rußlands Standpunkt zu eigen machte, der Österreichs Haltung Serbien gegenüber als herausfordernd und sittlich verwerflich bezeichnete, ist ihm ein Beweis dafür, daß England und Rußland die Gelegenheit benutzen wollten, den seit langem vorbereiteten Krieg gegen die Mittelmächte zu entfachen.

Die fast dramatischen Vorgänge aus den ersten Tagen des August schildert der Verf. an der Hand des englischen Weißbuchs, einer doch gewiß unparteiischen Quelle, folgendermaßen: Am 1. August fragte der deutsche Botschafter in London bei Grey an, ob England sich verpflichten wolle, neutral zu bleiben, wenn Deutschland verspräche, nicht in Belgien einzufallen; Grey antwortete, daß er es nicht versprechen könne. Darauf ersuchte

der Botschafter ihn dringend, ihm die Bedingungen anzugeben, unter denen England neutral bleiben würde, und stellte die Bereitwilligkeit Deutschlands in Aussicht, sogar die Unantastbarkeit Frankreichs und der französischen Kolonien für den Fall zu gewährleisten, daß England neutral bleibe, doch Grey weigerte sich, Englands Neutralität unter irgend welchen, sogar von England selbst angegebenen Bedingungen festzulegen, und fügte hinzu, dieser Bescheid sei ein endgültiger.

Bei den entscheidenden Verhandlungen im Ministerrat und im Parlament, so berichtet B. weiter, erwähnte Grey nichts von dem Anerbieten des deutschen Botschafters und von dessen dringender Anfrage an ihn, ebenso unterschlug er ein Telegramm des Deutschen Kaisers an König Georg vom 1. August, das denselben Inhalt hatte.

Hier möchte ich ergänzend einschieben, daß Grey sich in jenen entscheidenden Tagen auch noch einer anderen hochbedeutsamen Unterschlagung schuldig gemacht hat, wie aus einer Anklageschrift eines Engländers gegen Grey ersichtlich ist, die Mitte Juni 1915 erschienen ist. Auf Betreiben Deutschlands hatte Österreich sich bereit erklärt, die Versicherung abzugeben, daß es bei dem strafgerichtlichen Vorgehen gegen Serbien keine Gebietserweiterung anstrebe; die deutschen Botschafter in Petersburg und in London hatten dies den Höfen, bei denen sie akkreditiert waren, mitgeteilt und daran die Erklärung geknüpft, daß Dentschland mit Österreichs Zustimmung die Gewähr dafür übernehme, daß Österreich sein Versprechen halten werde. Auch von dieser Mitteilung des deutschen Botschafters ihm gegenüber erwähnte Grey nichts in den entscheidenden Verhandlungen. Burgeß sowohl wie der Engländer nennen die von ihnen berichteten Unterschlagungen strafwürdig und sind der festen Überzeugung, daß der Ministerrat und das Parlament nicht für den Krieg gestimmt haben würden, wenn sie die von Grey unterschlagenen Tatsachen erfahren hätten; beide sind der vollen Überzeugung, daß Grey die Tatsachen unterschlug, weil er nur so hoffen konnte, den Beschluß der Kriegserklärung herbeizuführen.

Zum Schluß möchte ich noch einer Stelle des Buches Erwähnung tun, die für die Geschichte der Universität Berlin von Interesse ist. Burgeß erzählt: „Ich erinnere mich deutlich eines Gespräches mit Treitschke im Jahre 1878, in dem er mir sagte, die orthodoxe Nationalökonomie sei nicht gut an der Berliner Universität vertreten; ein junger Lehrer (der junge Lehrer war ein halbes Jahr jünger als Treitschke), Adolf Wagner, mit sozialistischen Neigungen leite die Studenten irre, und die philosophische Fakultät habe ihn gebeten, als Gegengewicht gegen Wagners Einfluß eine Vorlesung über die Nationalökonomie zu halten, auf die er sich jetzt vorbereite. Burgeß' Mitteilungen schließen hier ab. Da man aus ihnen die falsche Vorstellung gewinnen könnte, Treitschke sei immer ein Anhänger der ortho-

doxen Schule geblieben, so möchte ich seine Mitteilungen ergänzen. Die Vorbereitung auf die Vorlesung über die Nationalökonomie, die ein Gegengewicht gegen Wagner sein sollte, hatte ein ganz merkwürdiges Ergebnis; aus einem Saulus wurde ein Paulus. Der Vorbereitung zur Vorlesung über die Nationalökonomie verdankte die Universität eine der schönsten Vorlesungen, die Treitschke später mit einer gewissen Regelmäßigkeit an der Universität hielt, nämlich die über Politik, und, als es sich 1882 um die Schaffung einer zweiten ordentlichen Professur für Volkswirtschaftslehre an der Universität Berlin handelte, wurde, auf gemeinsames Betreiben von Wagner und Treitschke, Gustav Schmoller berufen, der 1875, als Antwort auf Treitschkes Schrift „Der Socialismus und seine Gönner", das offene Sendschreiben „Über einige Grundfragen des Rechtes und der Volkswirtschaft" an Treitschke erlassen hatte. Hingewiesen sei noch auf das 3. Kapitel, in dem der Verf. ein außerordentlich treffendes Bild des englischen und des deutschen Wirtschaftssystems entwirft und aus ihm für England die Notwendigkeit herleitet, „den Konkurrenten mit physischer Gewalt zu vernichten", mit dem er wirtschaftlich den Konkurrenzkampf nicht mehr aufzunehmen vermochte, und auf das 4. Kapitel, in dem der Verf. darlegt, welche Dienste der preußisch-deutsche Militarismus seit den Tagen Friedrichs des Großen der nordamerikanischen Union geleistet, und welches Unrecht ihr seit eben dieser Zeit der englische Navalismus zugefügt hat.

Berlin-Schöneberg. Eugen Fridrichowicz.

152.

Matthias, Adolf, Kriegssaat und Friedensernte. 8°. 53 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. M. —.80.

Matthias zieht eine Parallele zwischen Vergangenheit und Zukunft: er stellt fest, was uns die Zeit nach 1870 nicht gebracht hat, und tröstet sich mit der Aussicht auf dasjenige, was uns der künftige Friede bringen könnte. Er entwirft die Umrisse seiner Zukunftshoffnungen mit Rücksicht auf die schönen Gesinnungen und Antriebe, die seit Kriegsbeginn hervorgetreten sind und erfreulicherweise noch jetzt andauern. Die Einmütigkeit des ganzen Volkes, die Eintracht der Regierung mit den Parteien und der Parteien untereinander, der gewahrte Burgfrieden im öffentlichen und die Einfachheit der Empfindungen wie der Lebenshaltung im privaten Dasein erregen seine Anteilnahme nicht weniger als das Streben nach Sprachreinheit, das Abtun der öden Ausländerei und die Steigerung des religiösen Empfindens. Der Leser kann nur mit Matthias wünschen, daß diese geistige und sittliche Haltung uns verbleibe und über den ehrenvollen und sicheren Frieden hinaus andauere.

Charlottenburg, z. Z. Liegnitz. Erich Bleich.

153.

Franz, Wilhelm, Heiliges Vaterland, vergiß es niemals wieder, niemals. Gr.-8°. 196 S. Berlin SW 11, Concordia Deutsche Verlagsanstalt, 1915. M. 2.—.

Das Buch enthält eine Sammlung von Aussprüchen und Gedanken über die große Zeit, die unser Volk durchzumachen hat. Die Einheit, die dieser Krieg zwischen allen Parteien und Konfessionen gezeitigt hat, spiegelt sich auch hier in der weitgreifenden Auswahl wieder. „Nur die Besten kommen zu Worte, jeder nach seiner Art, aber alle in echt deutschem Sinne. Um so leichter wird es sein, beim Lesen sich auf einen einzigen Menschen einzustellen, damit die Vielheit der Beiträge von selbst zur Einheit wird. Diese Einheit hätte eine tausendmal wiederholte genaue Hinzufügung von Fundstelle, Verfasser, Ort, Zeit usw. in unerträglicher Weise zerrissen, ganz abgesehen davon, daß einem andern Hauptzweck dieses Buches damit nicht gedient worden wäre: Jeder Leser soll nämlich mit eigenem Urteil den Wert oder Unwert eines Gedankens nachprüfen, unbeeinflußt durch den Namen einer Person oder die Bezeichnung des Ursprunges.“ Trotzdem wäre es ganz wünschenswert, irgendwie nachsehen zu können, wer denn der Verfasser dieses oder jenes Beitrages ist. Im ganzen ist das Buch interessant zu lesen.

Berlin-Friedenau, z. Z. im Felde. Hans Philipp.

154.

Reich, Hermann, Das Buch Michael. Gr.-8°. X u. 329 S. Berlin, Weidmann, 1916. Geb. M. 4.—.

Trotz der Ablehnung der „Verhimmlung des Deutschtums“, die Lenschau (Sokrates, Z. f. d. Gymn. Berlin, Weidmann 1916, S. 55) in der Verherrlichung der gesammelten Kriegsaufsätze und Gedichte findet, wird man R.s Buch als ein fleißiges und eigenartiges Zeugnis der Zeitgeschichte dankbar begrüßen. Denn wenn auch die Zusätze des Herausgebers, ebenso wie der Titel, etwas schwulstig und öfters irreführend sind, und wenn auch nicht „alles aus freudigem, naiven Kinderherzen herausgeschrieben“ ist (S. 5), so findet doch der kritische Leser, der die ersten 119 Seiten mit den Ausführungen Reichs überschlägt, bei den eigentlichen Verfassern, den Schülern und Schülerinnen der deutschen Schulen, anschauliche und schlichte Schilderungen eigener Erlebnisse vom 1. August 1914 bis zum Ende des ersten Kriegsjahres. Wie gewandt ist der Aufsatz des vierzehnjährigen Obertertianers des Lichterfelder Schillerrealgymnasiums über seine Heimkehr aus Zürich z. Z. der Mobilmachung (S. 120), wie wichtig sind die wahrheitsgetreuen Mitteilungen des fünfzehnjährigen Altonaer Untersekundaners über die russischen Truppentransporte bei Riga am 1./2. August 1914 (S. 122), wie ergreifend wirkt die Bitte des sechzehnjährigen Steglitzer Untersekundaners (S. 149), ins

Heer eintreten zu dürfen! Und dazu das Gedicht: „An meine Mutter“ (S. 150) mit dem rührenden Schluß: „Mutter, ich hör' die Kanonen schon; Mutter, was weinst Du um Deinen Sohn?“ Ein siebzehnjähriger Unterprimaner des Münchener Ludwigsgymnasium beschreibt einen Gang über das Schlachtfeld von Dieuze-Vergaville am 24. August 1914 (S. 175): „Viel Wald und dazwischen weites, kahles Hügelland, das ist das Charakteristische des großen Lothringer Schlachtfeldes. Im weichen Boden sah man überall die Spuren der hier vorgedrungenen Infanterie und Artillerie. Einzelne Patronenhülsen, dann Ladestreifen, blutige, zerrissene Hemden und Unterbeinkleider, die wahrscheinlich zum Verbinden benutzt worden waren, und durchschossene Stiefel und Schuhe . . . die ersten Gräber. Die ersten deutschen Toten, sie lagen auf dem Gesicht, alle liebreich mit Zeltbahnen zugedeckt.“ „Dort wo der Wald aufhörte, erwartete uns das Furchtbarste, was man sich überhaupt denken kann.“ Wie klar schildert ein dreizehnjähriger Goslarer Mittelschüler das Unterseeboot (S. 219), ein fünfzehnjähriger Berliner Oberrealschüler das Crossener Gefangenlager (S. 224) und wie drollig sind viele kindliche Zeichnungen! Sachlicher und erfreulicher ist Reichs Besprechung der „Kriegsaufsätze in höheren Schulen“, die in der ausführlichen Beschreibung der Sonderausstellung des Zentralinstitutes (unter dem Titel: „Schule und Krieg“, Weidmann 1915) S. 53—56 gegeben ist.

Berlin. Philipp Bersu.

155.

Lulvès, Jean, Die Stellung des Papsttums im Weltkriege 1916. (Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, hrsg. von Ernst Jäkh, 76. Heft.) 8°. 48 S. Stuttgart, Dt. Verlagsanstalt, 1916. M. —.50.

Die vorliegende Schrift ist die Umarbeitung und Erweiterung eines Artikels, den das Novemberheft der „Deutschen Revue“ (1915) gebracht hat. L. hat in dieser Zeitschrift seit Kriegsbeginn eine ganze Reihe von Untersuchungen über die politischen Probleme Italiens veröffentlicht. Er hat vor dem 23. Mai 1915 mit Hilfe des genannten Organs den überhitzten Söhnen des Südens den historischen Nachweis beizubringen versucht, daß ihnen weder von Frankreich noch von England noch von Rußland jemals Heil widerfahren sei. Der Eifer und die Umsicht, mit der das Material dieser Arbeiten zusammengetragen ist, verleihen ihnen auch für die wissenschaftliche Ausbeutung einen Wert, wenn dabei die publizistische Tendenz gebührend in Anschlag gebracht wird.

In dem hier anzuzeigenden Aufsatz über das Papsttum tritt der politische Zweck weniger offenkundig hervor. Es wird die Entwicklung der „römischen Frage“ bis zur Besetzung Roms

verfolgt, wobei namentlich betont wird, daß die Piemontesen damals bereit gewesen seien, den Leoninischen Stadtteil dem Papst zu überlassen. L. erörtert sodann den völkerrechtlichen Charakter des Garantiegesetzes. Eine internationale Garantie durch die katholischen Mächte haben die Italiener abzuwehren verstanden. Wieviel reizbarer war doch schon das Nationalgefühl geworden seit den Tagen, da Humboldt den deutschen Bund unter ausländische Garantie stellen wollte! Eine Übersicht über die Vorschläge zur besseren Sicherung des Papsttums, die in der Literatur seit 1870 auftauchen, beschließt die Abhandlung.

Berlin-Lichterfelde. Eduard Wilh. Mayer.

156.

Neubauer, Theodor Th., Zur Geschichte der mittelalterlichen Stadt Erfurt. (Sonderabdruck aus Heft XXXV der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.) Gr. 8°. 95 S. Erfurt, A. Stenger, 1914.

Der vorliegende Sonderabdruck enthält nur einen kleinen Teil einer umfangreichen Arbeit über das mittelalterliche Erfurt. Nach dem Studium dieses Teiles muß man auf das lebhafteste bedauern, daß die ganze, nach den vorliegenden Kapiteln als sehr wertvoll anzusprechende Arbeit zerrissen in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht wird.

Von der Abhängigkeit Erfurts von Mainz ausgehend, zeichnet N. die Entwicklung der Stadt zur Selbständigkeit, mit der eine kräftige Ausdehnungspolitik und tüchtiger Ausbau des gewonnenen Gebietes Hand in Hand gehen, was wieder auf die Entwicklung des städtischen Gemeinwesens stark zurückwirkt. Eine Schilderung der städtischen Zustände beschließt das 1. Kapitel. Den Grund für den Aufschwung sieht N. in der Geldkraft der Stadt und in einer durch sie ermöglichten bedeutenden militärischen Kraftentfaltung, die im einzelnen dargelegt wird (2. Kapitel). Daß trotzdem Erfurt seine bedeutende Stellung verlor, sucht N. mit Recht in der aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen erwachsenden Zwietracht der Bürgerschaft, die sich im Anfang des 16. Jahrhunderts in Revolutionen Luft macht, ohne zu einem Ausgleich und damit zu einem Wiedererstarken der städtischen Leistungsfähigkeit zu führen (3. Kapitel). Angefügt sind eine Reihe noch nicht veröffentlichter Urkunden, die wichtige Einzelzüge für die Geschichte der behandelten Zeit liefern.

Merseburg. Fr. Wilhelm Taube.

157.

Baltische Studien, hrsg. von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. Neue Folge, Bd. XVIII. Lex.-8°. XIII u. 182 S. Stettin, Léon Saunier, 1914. M. 6.—.

Den gehaltvollen, von Archivar Dr. Grotefend in Stettin

redigierten Band eröffnet eine von Friederichsen (Greifswald) angeregte Arbeit von Hans Kröcher: „Stettin, ein Beitrag zur modernen Stadtgeographie.“ (S. 1—55.) Nachdem topographische und geologische Fragen erörtert sind, wird die räumliche Entwicklung des Stadtbildes verfolgt. Unter dem Schutz des slawischen Burgwalls entstand eine slawische Siedelung, die vielleicht nachher z. T. durch die deutsche übersiedelt worden ist. Von der Mitte des 13. bis ins 19. Jahrhundert hinein ist das Stadtgebiet im wesentlichen unverändert geblieben. In der Schwedenzeit (1631—1720), vor allem durch Gustav Adolf, wurde der mittelalterlichen Befestigung, die man bestehen ließ, ein neuer Befestigungsgürtel mit 9 Bastionen vorgelegt. 1677, bei der Belagerung durch den Großen Kurfürsten, ist das mittelalterliche Stettin zum großen Teil in Trümmer gesunken. Friedrich Wilhelm I. ließ den mittelalterlichen Stadtgraben zuwerfen und die 3 Forts Wilhelm, Leopold, Preußen erbauen. 1873 setzte die Entfestigung der Stadt ein. Es wird dann der Versuch gemacht, auf Grund einer 25-Minuten-Isochrone eine Verkehrsgrenze als natürliche Stadtgrenze festzulegen. Mit Erörterungen über Wachstum (1519: ca. 4- bis 5000 Ew.; 1720: ca. 6000 Ew.; 1803: ca. 13000 Ew.) und Sterblichkeit, über die räumliche Verteilung der Bewohner, Citybildung schließt die inhaltreiche Arbeit, der ein Literatur- und Kartenverzeichnis und mehrere Karten und Pläne beigegeben sind.

Martin Wehrmann verfolgt die „Beziehungen pommerscher Fürsten zu Florenz“. (S. 57—81.) Sie sind zwar nur „geringfügig und äußerlich“, bieten aber doch manches kulturell Interessante. Von 1498 (Bogislaw X.) bis 1609/10 (Ulrich) lassen sich Beziehungen nachweisen. Johann Friedrich sendet 1578 an den Großherzog Franz „crucem et globulos aliquos succini“ und erbittet sich dafür als Gegengabe eins von den equi generosi, wie sie in Italien gezüchtet würden. Aus dem Tagebuch über die Reise von Philipp Julius von Pommern-Wolgast wird der Abschnitt mitgeteilt, der den Aufenthalt in Florenz (19.—27. Juni 1603) behandelt (S. 74—79): er gibt unterhaltende Schilderungen von Bauten, Kunstschätzen, Festlichkeiten usw.; „den 25. sein wir“, so schreibt der Verfasser, Dr. Friedrich Groschow, der Präzeptor des 19jährigen Prinzen, „in das Pordello gangen, welches in die 20 Straßen und über 200 Häuser in sich begreift, an welchem Orte auch auf der Gassen schreckliche Gräuel zu sehen; muß dem Granduca einen großen Tribut geben“. (S. 78.)

Von Franz Weber werden die „Annalen des Henricus Reineccius“ veröffentlicht. (S. 83—115.) R. war seit 1658 Sacellanus und von 1681 an Pastor an der St. Peter- und Paulkirche in Stettin. Die fortlaufende Berichterstattung umfaßt die Jahre 1647—1671, wo die Annalen leider plötzlich abbrechen. Den Inhalt bilden im wesentlichen Schilderungen von Blitz- und Wasserschäden, Feuersbrünsten, Mißwachs, Teurung, Pestilenz usw.

„Über die politischen Zustände und die Verhältnisse in Kirche und Schule hören wir leider nicht allzuviel." Der Aufbruch von Karl Gustav nach Polen (1655), der Feldzug gegen Dänemark und der Friede von Roeskilde (1658), der Einfall der Kaiserlichen in Pommern (1659), der Tod von Karl Gustav (1660), die Huldigung von 1663, das Vorgehen gegen die Prediger in der Mark Brandenburg (1665) werden erwähnt.

Die letzte Abhandlung, von Martin Wehrmann: „Bischof Marinus von Kammin (1479—1482). Ein Italiener auf dem Kamminer Bischofsstuhle" (S. 117—160) behandelt zunächst den Streit um das Kamminer Bistum von 1468—1479. Das bisher nur teilweise bekannte Schreiben vom 20. 1. 1479, in dem Marinus den Herzog Bogislaw X. von seiner Ernennung zum Bischof von Kammin durch Sixtus IV. benachrichtigt, wird mitgeteilt (S. 126—128). Der 2. Abschnitt schildert die Persönlichkeit und die Schicksale des M. bis zum Jahre 1479: der als Kollektor des Türkenzehnten berüchtigte Italiener, „de ghyrmage des dudeschen sulvers und goldes", war als Humanist und Gelehrter nicht unbedeutend. Im 3. Abschnitt wird die Tätigkeit des M. im Kamminer Bistum verfolgt. Bogislaw X., der auf Begründung einer Landeskirche hinarbeitet, bringt die Leitung der pommerschen Kirche wieder in Abhängigkeit vom Landesherrn. Streitigkeiten mit dem Domkapitel führen dazu, daß das Kapitel 1481 die vorläufige Absetzung des Bischofs ausspricht (Abschnitt 4). Der letzte Abschnitt hat zum Gegenstande den Aufenthalt des M. in Rom bis zu seinem Tode (Juli 1482). Die Beilagen 1—4 bringen Urkunden des M. (Mai-September 1480); auch eine Abbildung seines Siegels ist beigefügt.

Den Beschluß des Landes bilden der 76. Jahresbericht der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde (1. Mai 1913 — 30. April 1914), der Bericht der Historischen Kommission für die Provinz Pommern über die Sitzung vom 9. März 1914, der Bericht von E. Walter über Altertümer und Ausgrabungen in Pommern im Jahre 1913 und der 20. Jahresbericht über die Tätigkeit der Kommission zur Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Pommern in der Zeit vom 1. Oktober 1913 bis zum 30. September 1914. Eine Reihe von guten Abbildungen ist beigegeben: ein Epitaph der Familie v. Wedel von 1615 aus Kremzow (Nr. 1) der Abendmahlskelch aus Groß-Poplow von 1506 (Nr. 2—5), ein Faksimile der Gründungsurkunde der Kirche in Batzwitz (Kreis Greifenberg) von 1440, 2 Abbildungen aus der Marienkirche in Greifenberg nach der Wiederherstellung.

Berlin-Wilmersdorf. Fritz Zickermann.

158.

Mitteilungen aus der livländischen Geschichte. XXI. Band. 1. Heft. Mit 8 Tafeln u. 3 Abbildungen im Text. 8°. 99 S. Riga, Nicolai Kymmels Buchhandlung, 1911. M. 3.—.

Dieses Heft der von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde in Riga herausgegebenen „Mitteilungen" enthält drei Abhandlungen aus sehr verschiedenen Gebieten. Die erste ist ein Bericht über Gräberfunde bei Wenden (Livland) von Dr. Ernst Kiwull. Die Altsachen, unter denen sich interessante Gewandreste finden, stammen aus der Wende des 10. und 11. Jahrhunderts. Die sie an sich trugen, waren wahrscheinlich Letten und Lettinnen. Denn es ist anzunehmen, daß an der Fundstelle damals Letten wohnten. Der zweite Aufsatz: „Der Streit zwischen dem Erzbischof Wilhelm und dem Rigaischen Domkapitel wegen der erledigten Propstei 1561" von Harald Lange führt uns in jene Kämpfe ein, die die Abtrennung des alten Livland vom Deutschen Reiche zur Folge hatten. Ein Hohenzoller, der Bruder des Herzogs Albrecht von Preußen, Erzbischof Wilhelm von Riga, hat in dieser unglücklichen Zeit eine keineswegs rühmliche Rolle gespielt. Sein Ziel, Livland oder wenigstens das Erzstift Riga zu einem Herzogtum zu machen in Anlehnung an Polen, verleitete den heftigen, unüberlegten Prinzen zu gewagten Unternehmungen, die ihm selbst und Livland Verderben brachten. Hauptsächlich infolge solcher inneren Zwistigkeiten, wie sie der Erzbischof mit seinem Kapitel begann, konnte das Land sich gegen die andringenden Russen nur mangelhaft verteidigen. Es zerfiel und kam zerstückelt an Polen, Schweden und Dänemark. Im dritten Aufsatz: „Der Stadtplan als geschichtliche Urkunde", von Dr. Wilhelm Neumann, werden die Pläne mehrerer livländischen Städte darauf hin untersucht, ob die ältesten Teile der Anlage noch von den späteren zu unterscheiden seien, und welches die Gründe waren, die die bestimmte Form des Planes zuwege brachten. Wir sehen, daß die Altertums-Gesellschaft in Riga, unbeirrt durch die politischen Kämpfe, ihr Ziel, die wissenschaftliche Erforschung des alten Deutsch-Ordenslandes, im Auge behielt.

Frankfurt a. M., z. Z. Mitau. J. Girgensohn.

159.

Blok, P. J., Geschichte der Niederlande, verdeutscht von O. G. Houtrouw. V. Bd. Bis 1702. (Allgem. Staatengeschichte, herausg. v. K. Lamprecht, I. Abt., 33. Werk). 8°. 501 S. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1912. M. 14.—.

Der vorliegende Band umfaßt die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, die Zeit, in der die Niederlande den Höhepunkt ihrer politischen und wirtschaftlichen Blüte erreicht haben, in der sich aber zugleich der spätere Rückgang vorbereitet. Im Innern

kämpfen eine kaufmännische Aristokratie und das oranische Erbstatthaltertum miteinander um den entscheidenden Einfluß. Zunächst behält die erstere die Oberhand und erlebt unter dem ausgezeichneten Staatsmann Johann de Witt ihre Glanzzeit. Nach außen hin führen die Versuche der Engländer, den niederländischen Seehandel aus seiner herrschenden Stellung zu verdrängen und das Dominium maris zu erwerben (die Navigationsakte!) zu den beiden englischen Kriegen, deren Abschluß den Niederländern, dank den glänzenden Fähigkeiten ihrer Admirale Tromp und de Ruyter, noch einmal einen vollen Erfolg bringt. Im ersten Kriege mit Frankreich gelangt nach dem Sturze de Witts und seiner Partei der oranische Prinz Wilhelm III. an die Spitze. Indem dieser 1688 mit der Statthalterwürde die englische Krone vereinigt, entsteht eine auf den vereinigten Kräften zweier protestantischen, Handel und Seefahrt beherrschenden, Nationen beruhende Macht, die den Kampf mit der alles überragenden Macht des katholischen Frankreich aufnimmt und Europa vor der Unterwerfung unter den Willen Ludwigs XIV. bewahrt. Für die Niederlande im besonderen wird freilich dadurch ein Verhältnis geschaffen, das sie später in das Schlepptau der englischen Politik bringt.

Die Zeit de Witts behandelt das 7. Buch, die Zeit Wilhelms III. das 8. Buch des ganzen Werkes.

Zweimal im Laufe der Erzählung macht der Verf. halt, um in glänzend geschriebenen kulturgeschichtlichen Kapiteln (Buch 7, Kap. 4; Buch 8, Kap. 5) das Zuständliche des betreffenden Zeitabschnittes dem Leser vor Augen zu führen.

Auch dieser Band reiht sich würdig an seine Vorgänger.

Oldenburg. Dietrich Kohl.

160.

Dukmeyer, Dr. Friedrich, Die Deutschen in Rußland. (Zeitspiegel, hrsg. von H. Mühlbrecht, Heft 10.) 8°. 104 S. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht, 1916. M. 2.—.

Nach dem beigelegten buchhändlerischen „Waschzettel“ kennt der Verfasser „die von ihm der Betrachtung unterzogenen Gegenstände aus eigener Anschauung und hat auch die Literatur in vieljährigen Studien durchforscht und verwendet“. Leider merkt man in seiner Abhandlung von letzterem wenig, von ersterem gar nichts. Ganz lehrreich sind die Proben aus russischen Schriftstellern, die in ihren literarischen Werken deutsche Personen auftreten lassen. Auch die recht zufällige Zusammenstellung aus russischen Kriegsschriften der jüngsten Zeit ist nicht ohne Interesse, wenn sie auch nichts Neues bietet. Die eigentlich geschichtlichen Abschnitte 1—4 dagegen sind aus einigen höchst anfechtbaren größeren Werken ohne eine Spur von Kritik zusammengeschrieben und verraten stellenweise eine völlige Un-

kenntnis russischer Verhältnisse. Den Abschnitt über die Balten kann man kaum anders als ein Pamphlet gegen das Deutschtum der Ostseeprovinzen bezeichnen. Es genügt, D.s Methode zu kennzeichnen, wenn man liest, wie er einzelne Sätze aus den Schriften Julius von Eckhardts, Schirrens und Seraphims herausnimmt, um ausgerechnet diese baltischen Patrioten als Kronzeugen für die Rückständigkeit und Selbstsucht des Adels und der Geistlichkeit in den Ostseeprovinzen zu benutzen. Für die Zwangslage der kleinen deutschen Schar, den Abstand gegenüber Letten und Esten scharf zu wahren, wenn man nicht in ihnen untergehen wollte, hat er kein Verständnis. Die staunensreiche Kulturarbeit, die trotzdem an diesen Völkern von den Deutschen geleistet worden ist, kennt er nicht oder — will er nicht kennen. Denn in anderem Zusammenhang redet er doch plötzlich von der „in deutsch-lutherischem Geist geleiteten vortrefflichen lettischen Volksschule". Es hieße, eine neue Schrift schreiben, wenn man all die schiefen Urteile über das Baltikum richtig stellen wollte. Auf den Abschnitt über die Kolonisten einzugehen verlohnt sich nicht, da seine zahlreichen Unrichtigkeiten nicht dem Verfasser, sondern dem von ihm ausgeschriebenen Werk von Hantzsch (Die deutsche Auswanderung, in Helmolts Weltgeschichte IX) zur Last fallen.

Die Schrift Dukmeyers ist also so gut wie wertlos. Wenn ich ihr an dieser Stelle einige Worte widmete, so geschah es nur, um vor ihr zu warnen. Denn aus solchen Broschüren entstehen gar zu leicht allgemeine Urteile.

Berlin-Dahlem. Gerhard Bonwetsch.

161.

Keßler, O., Die Ukraine. Beiträge zur Geschichte, Kultur und Volkswirtschaft. 8⁰. 63 S. München, J. F. Lehmann, 1916. M. 1.20.

Über die Ukraine besitzen wir schon seit 1914 eine grundlegende Arbeit von dem Lemberger Geographen Stefan Rudnyckyj. K. vermag infolgedessen uns nichts Neues zu sagen, doch ist seine Arbeit wegen der Sachlichkeit, mit welcher der Stoff bearbeitet ist, durchaus zu begrüßen. In mancher Hinsicht ist K. ausführlicher als Rudnyckyj, und das ist besonders in Rücksicht auf die große allgemeine Unkenntnis über die Ukraine und das ukrainische Volk gewiß ein Vorteil zu nennen. Hervorheben möchte ich in dieser Beziehung vor allem die Kapitel über die Kirche, über die Kultur der Ukraine, über die Fremdvölker und die deutschen Kolonisten in der Ukraine. Recht ausführlich werden auch Handel, Industrie und Volkswirtschaft behandelt; zahlreiche statistische Angaben werden gegeben. Dem Buch ist eine übersichtliche Karte beigegeben.

Berlin-Schmargendorf, z. Z. im Feld. P. Ostwald.

162.

Roth, Dr. Karl, Geschichte Albaniens. 8°. 144 S. Leipzig, Bruno Volger, 1914. Preis brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Der Verfasser, der schon in der Göschensammlung eine Geschichte von Byzanz und eine Geschichte der christlichen Balkanstaaten veröffentlicht hat, legt hier eine Geschichte „Albaniens“ vor. Es ist wichtig, hier darauf hinzuweisen, daß in der Tat der größte Teil des Werkchens nur von Albanien, nicht aber von den Albanern handelt, denn nach einer kurzen Einleitung (S. 3—9), wo einiges über das Volk gesagt ist, folgt eine verhältnismäßig ausführliche Darstellung der Kämpfe der Byzantiner, Bulgaren, Serben, Venedigs, der Anjous usw. um das Land, wobei die Albaner nur sporadisch erwähnt werden. Man rauft sich um ihr Land, sie selbst spielen mehr eine leidende Rolle. Erst seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, seit dem Auftreten Karl Topias, erscheint das albanische Volk selbst handelnd auf der Bildfläche, erreicht unter Georg Kastriota im 15. Jahrhundert den Höhepunkt seines Heldenzeitalters und wird vom Verf. in seinen Geschicken bis zur Einsetzung des Fürsten Wilhelm von Wied begleitet.

Das Büchlein hat gewiß sein Verdienst und wird zur ersten Einführung gute Dienste leisten können. Dennoch glaube ich einige prinzipielle Bemerkungen für eine etwaige zweite Auflage machen zu sollen:

1. Will der Verf. ganz populär sein, dann lasse er die Literaturangaben ganz weg. Will er aber Literatur angeben, dann müßte eine systematische kleine Auswahl getroffen werden mit vollen Titeln, Verlag usw. Vereinzelte Zitate wie „Sathas IV“, „Barozzi u. Berchet“, Legrand u. a., ohne nähere Angaben, haben keinen Zweck. Auch Nennung von byzantinischen Chronisten ohne nähere Bezeichnung ihres Werkes, ihrer Person und Zeit ist wenig angebracht, vielleicht die Nennung überhaupt.

2. Stilistisch und in bezug auf Druckfehler könnte einiges gebessert werden.

3. Vereinzelte chronologische Verstöße oder Unklarheiten wären zu beseitigen. So S. 31 Boemund-Kreuzzug. S. 116—118 wäre umzuarbeiten, da dem Uneingeweihten eine falsche Vorstellung von der Aufeinanderfolge der Dinge beigebracht wird.

4. Konstantinopel war 1406 noch nicht türkisch (S. 83). S. 117. Die Russen drangen damals noch nicht in die Krim ein.

5. Wichtiger als die vorgenannten Einzelheiten erscheint mir folgendes: Die Zeiten der oben erwähnten Kämpfe fremder Herren um Albanien sind so verwirrt, daß aus der bloßen Schilderung in Worten niemand sich ein Bild machen kann. Soll der Leser einen Gewinn haben, dann wäre notwendig, daß einige genealogische Tabellen und Regentenreihen, ein Sach- u. Namenverzeichnis, sowie eine oder zwei Karten beigegeben würden,

auf denen die vielen im Text genannten, den meisten Lesern unbekannten Orte verzeichnet und die territorialen Verhältnisse für einige wichtigere Epochenjahre fixiert würden. Denn nur so läßt sich bei den kaleidoskopartigen Verschiebungen der Herrschaftsbereiche überhaupt ein faßbares Bild gewinnen.

6. Endlich möchte ich anregen, daß ein größeres Kapitel über die völkischen Verhältnisse, Sprache, Sitten, Gebräuche usw. eingeschoben werde. Man sollte doch z. B. etwas vom albanischen Clan (fis), von Blutrache und Friedensschluß (Beza), von den wirtschaftlichen Dingen, der Übermacht der Clanhäuptlinge u. a. hören, alles Dinge, die zum Verständnis der albanischen Geschichte durchaus notwendig sind. Auch die Ausbreitung des Volkes seit dem 14. Jahrhundert nach Jahrhunderten der Passivität, seine merkwürdige Rolle innerhalb des Osmanischen Staates, dem es 36 Großwesire, über 100 Janitscharenagas geliefert hat[1]), wäre wohl ausführlicher zu fassen. Wenn Bedenken gegen eine Vergrößerung des Umfanges vorliegen, so würde eine Kürzung des eingangs gekennzeichneten Abschnittes über die Kämpfe fremder Machthaber um Albanien vielleicht Raum dafür schaffen können.

Alle diese Wünsche sollen nur zeigen, wie ich mir das Ideal eines solchen Büchleins vorstelle; sie wollen nicht den Anschein erwecken, als ob die Arbeit abgelehnt würde. Nach einer Bemerkung in dem vom Verlage dem Buche beigelegten „Waschzettel" ist der Verf., der auch die Regierung des Fürsten Wilhelm „quellenmäßig darstellen" wollte, durch den Weltkrieg, „der auch ihn zu den Waffen rief", an der Ausführung dieses Planes gehindert worden. Vielleicht hat diese Tatsache auch auf das Werk, wie es vorliegt, schon eingewirkt. — Hoffen wir, daß der arbeitsfreudige Verf. nach glücklicher Rückkehr aus dem Kriege uns eine, den obigen Ausführungen einigermaßen angenäherte Neubearbeitung des Gegenstandes bietet. Wie freilich das letzte Kapitel, das statt der Regierung des Fürsten Wilhelm zu schreiben sein wird, aussehen wird, wer wollte das heute schon sagen?

Teschen. Moritz v. Landwehr.

163.

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen hrsg. v. J. W. Nagl, Jakob Zeidler u. Eduard Castle. 2. Bd. 1. Abt. 1750—1848. Mit 1 farb. Tafel, 17 Beilagen u. 142 Abb. im Text. Gr. 8°. XVI u. 1117 S. Wien, C. Fromme, 1914. M. 24.—, geb. in Lwd. M. 27.50.

Der vorliegende 2. Band der bekannten Literaturgeschichte muß mit großer Genugtuung begrüßt werden. Vieles, was er

---

[1]) A. Wirth, Der Balkan, Stuttg.-Berl., Leipz., Union 1914. S. 249.

uns bietet, ist bisher ganz unbekannt gewesen. Ein reicher Born von Erkenntnis sprudelt aus dem mit Bienenfleiß von den Herausgebern und ihren Mitarbeitern zusammengetragenen stattlichen Buche.

Der Plan des Werkes mußte zufolge des zuströmenden Stoffes etwas geändert werden. Es bestand ursprünglich die Absicht, die Darstellung bis zur Gegenwart zu führen. Deshalb wurden einzelne Teile bis zur jüngsten Zeit geführt, während die Hauptdarstellung doch mit 1848 abgebrochen wurde. Auch mußte über Galizien und die Bukowina, deren Bearbeitung erst verspätet dem Referenten übertragen worden ist, der Nachtrag über den früheren Zeitraum gebracht werden, da der 1. Band darüber Ungenügendes oder gar nichts gebracht hatte.

Den Inhalt des vorliegenden Bandes leitet ein Abschnitt „Alt-Österreich" ein, der das Jahrhundert 1750—1848 in allgemeinen Strichen schildert. Es folgt die Darstellung der Volksdichtung und der Volkssitten in diesem Zeitraum, sowie das Zeitalter der josephinischen Aufklärung; der Ausgang des Josephinismus und der Übergang in die vormärzliche Literaturblüte; vormärzliche Literaturblüte und Übergang in die neuere Zeit; die Zeit Grillparzers. In den einzelnen Abschnitten wird nicht nur die allgemeine österreichische Entwicklung überaus ausführlich geschildert, sondern es werden auch die besonderen Verhältnisse in den einzelnen Ländern eingehend berücksichtigt. In der Darstellung über Galizien und die Bukowina wird bis auf das 13. Jahrhundert zurückgegriffen und gezeigt, daß mit den deutschen Ansiedlern auch das deutsche Schrifttum, deutsche Sitten, Bräuche, Volkslieder, Oster- und Weihnachtsspiele, Theater usw. in diese Länder gekommen sind. Eine überaus wertvolle Beigabe sind die zahlreichen Bilder und Nachbildungen.

Die Bedeutung dieser Literaturgeschichte für den Historiker ist um so größer, als auf die geschichtlichen Verhältnisse und ihre Beziehungen zum Schrifttum stets entsprechende Rücksicht genommen wird.

Dem 3. Bande, dessen Bearbeitung schon in Angriff genommen ist, darf man mit Spannung entgegensehen.

Graz in Steiermark. R. F. Kaindl.

164.

v. Klocke, Friedrich, Das westfälische Geschlecht v. Klocke. Eine genealogische Studie zur Geschichte des Patriziats und Landadels von Soest und der Börde. Mit 3 Kunstbeil. u. 1 Abb. im Text. 4°. VIII u. 184 S. Görlitz, Kommissionsverlag von C. A. Starke, 1915. M. 10.—.

Das vorliegende Buch ist eine sehr anerkennenswerte, tüchtige Arbeit. Wie schon sein Titel besagt, dient es einer doppelten Aufgabe. Es ist einmal eine Familiengeschichte. Daneben ist

es aber durch die besondere Beachtung und Schilderung des sozialen Hintergrundes auch eine ständegeschichtliche Studie, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Patriziates und Landadels. (Vgl. Vorwort S. V u. VI.)

Der familiengeschichtliche Gesichtspunkt ergab die Einteilung. Im Kapitel I bespricht der Verf. das Ziel der Untersuchung und die Vorbedingung für ihre Durchführung. In einem entsprechenden Abschnitte (Kapitel V) faßt er die gewonnenen „Ergebnisse“ kurz zusammen. Die Kapitel II bis IV bringen die Hauptteile: II „Name und Wappen“, III „Die geschichtliche Entwicklung“, IV „Die genealogischen Beziehungen“ des behandelten Geschlechts. Der Name Klocke ist zweifellos von der Bezeichnung „der Kluge“ abgeleitet. Das Wappen indessen, dessen Entwicklung sich in seinen einzelnen Stufen genau verfolgen läßt, ist ein sogenanntes „redendes“, das nach dem Wortklang des Namen gebildet wurde und daher im Schilde 3 Glocken zeigt. Das Geschlecht Klocke erscheint urkundlich 1273 in Soest und gehörte dem Patriziat dieser ehemals bedeutenden Hansestadt Westfalens und dem späteren Stadt- und Landadel der Gegend bis auf die neueste Zeit an. Die Geschichte des Geschlechts ist durchaus von der Entwicklung des übergeordneten Standes bestimmt. Bis zum Ende des 16. Jhrh. sieht man es in ausgesprochen „patrizischer“ Stellung. Die Mitglieder wirkten tätig, im privaten Leben meist als hansische Kaufleute, im öffentlichen als Ratsherrn und Richter in ihrer Vaterstadt. Später, als die Stadt und ihr Handel die alte Bedeutung verloren, saßen die Klocke nunmehr als zurückgezogene „Erbgesessene“ in mäßigem Rentengenuß auf ihren städtischen Höfen, bis sie mit dem Beginn des 18. Jh. ganz auf ein schon vorher erworbenes Landgut in der Soester Börde übersiedelten und damit in den Landadel der Gegend eintraten. Von diesem Hauptstamm in der Heimat hatte sich vorher, im Beginne des 16. Jh., eine Baltische Linie abgezweigt, deren Begründer durch den Handel nach Riga kam und deren weitere Mitglieder sich bis in das Ende des 17. Jh. im Rigaer Patriziat nachweisen lassen. Etwas später, im 17. Jh., bildete sich durch die Aufnahme wissenschaftlicher Berufe seitens einiger Familienmitglieder des Soester Stammes ein kleiner Gelehrtenkreis in Speyer und Braunschweig, dessen bedeutendste Persönlichkeit der in der Geschichte der Nationalökonomie nicht unbekannte Kanzler Dr. Kaspar Klock, einer der Begründer der Finanzwissenschaft, war. Wird alles dies, die eigentliche Familiengeschichte, im III. Kapitel geschildert, so gibt das IV. des näheren die verwandtschaftlichen Beziehungen nach den verschiedenen Richtungen an, in der Stammtafel, den Ahnentafeln und der Nachfahrenliste (der Übersicht über die ermittelten gesamten Nachkommen in weiblicher Linie). Die genealogischen Beziehungen zu andern Geschlechtern erstrecken sich auf die dem Geschlechte ständisch verwandten Kreise, vor allem auf das Patriziat und den

Landadel. Eine Unmenge von Geschlechtern, insbesondere Westfalens und Niedersachsens, aber auch anderer Gegenden ist hier in genealogischen Verbindungen dargestellt.

Die ständegeschichtliche Seite der Studie kommt besonders in den allgemeinen Ausführungen zum Ausdrucke, die den einzelnen Abschnitten des III. Kapitels vorausgeschickt sind. Sie wird aber auch sonst überall betont, wie z. B. in den zusammenfassenden Ausführungen am Schluß der Unterabschnitte des IV. oder am Ende des V. Kapitels. Im III. Kapitel auf S. 17 bis 21 ist in kurzen Zügen ein Umriß vom Soester Patriziat bis zum Ausgang des 16. Jh. entworfen und auf S. 35 bis 39 das Wesen des späteren, ausgesprochenen Stadt- und Landadels von Soest und der Börde geschildert. Das Soester Patriziat war ein sozial und politisch geschlossener Kreis, ein besonderer Stand, der sich von der übrigen Bürgerschaft der Stadt abhob, nach seiner Herkunft wie seiner Stellung dem Landadel und dem Sälzeradel der Umgebung entsprach und mit diesen Kreisen durch zahlreiche Verschwägerungen und wechselseitigen Austausch von Angehörigen verbunden war. Mit dem Ende des 15. Jh. bildete sich bei veränderten Zeitverhältnissen das Patriziat unter Aufgabe mancher der alten Wesenszüge zu einem ausgesprochenen Stadtadel um, der in Muße auf seinen Besitzungen lebte und allmählich ganz mit dem Landadel verschmolz. Dies geschah unter den hier vorliegenden, besonderen Verfassungsverhältnissen derart, daß dem Stadt- und Landadel von Soest und der Börde in dieser Verbindung durch Königl. Urkunde im Jahre 1800 eine eigene ritterschaftliche Uniform verliehen wurde.

Durch die Verbindung der Familiengeschichte mit der Ständegeschichte hat der Verf. der Arbeit nach beiden Richtungen hin einen bedeutenden Wert gegeben. In der Darstellung hat er überall die wesentlichen Züge besonders herausgearbeitet und gezeigt nicht nur, wie es gewesen, sondern auch, wie es geworden ist. Seine Ausführungen sind überall quellenmäßig belegt. Das VI. Kapitel bringt als „Anhang“ die „Quellenangaben und Anmerkungen“, die auf S. 122 bis 158 in 312 Anmerkungen die benutzten Archivalien und Bücher nennen und manche weiteren Einzelheiten und Ausblicke bringen. Ein 26 S. umfassendes Inhaltsverzeichnis, das den Beschluß macht, weist u. a. annähernd 2000 verschiedene Personen und Geschlechter usw. nach.

Der Verf., der ersichtlich mit großer Liebe zur Sache und außerordentlichem Fleiß gearbeitet hat, hat durch sein Werk die familiengeschichtliche und landesgeschichtliche Literatur nach alledem um ein wesentliches Stück bereichert. — Die Ausstattung ist des bekannten familiengeschichtlichen Verlages Starke würdig.

Bln.-Lichterfelde. **Stephan Kekule v. Stradonitz.**

165.

Piper, Otto, Abriß der Burgenkunde. 3. Aufl. (Sammlung Göschen. Bd. 119.). Kl. 8°. 126 S. m. 32 Abb. Berlin u. Leipzig, Göschen, 1914. M. 0.90.

Ein ausgezeichnetes Büchlein, das nicht genug jedem Freunde deutscher Vergangenheit zur allgemeinen Orientierung empfohlen werden kann!

Bekanntlich hatte Piper ein großes Werk über die Burgenkunde im Jahre 1895 zu München veröffentlicht. Die 3. Auflage, auf 827 Seiten angewachsen, erschien bereits im Jahre 1911. Der vorliegende Göschenband ist im wesentlichen ein Auszug aus dem Bande von 1911. Die einzige Ausstellung, die ich zu machen hätte, betrifft die nicht ausreichende Berücksichtigung der ostelbischen Lande. Wenn Piper auf S. 12 seines großen Werkes sagt, er glaube „die amtlichen Inventarien ziemlich vollständig berücksichtigt zu haben“, nämlich Bergau und die „Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg“, so ist das doch wohl nicht ganz zutreffend. In der Tat sind ja wohl Schlösser wie Plaue und Löcknitz in dem großen Register genannt. Doch eine beträchtliche Zahl von märkischen Burgen fehlt. So sei die Aufmerksamkeit des Verf. auf die Burgen der Bischöfe von Havelberg, Plattenburg und Wittstock, gelenkt, auf die malerische Ruine Greifenberg bei Güntersberg (Kreis Angermünde), endlich auf den Ursitz der Wedel, die Ruine Neu-Wedel (im Kreise Arnswalde). Und könnte nicht zuletzt unser alter Juliusturm in Spandau mit berücksichtigt werden? Vielleicht ließen sich in der 4. Auflage diese Lücken ausfüllen, und dies wäre umsomehr erwünscht, als das Büchlein wohl verdient, als praktischer Leitfaden z. B. den Jugendwehren in die Hand gegeben zu werden. Aber wenn dann Berliner Jungen bei ihren Ausflügen auf eine märkische Ruine stoßen, da möchten sie natürlich auch das eine oder andere dieser heimatlichen Baudenkmäler zum mindesten erwähnt finden. — Störend fiel mir hin und wieder der Gebrauch der Worte: „letzterer, derselbe, dieselbe“ auf (z. B. S. 23), ferner eine lateinische Konstruktion Seite 51 unten. Doch das sind alles nur Kleinigkeiten, die dem Gesamtwerk nicht den geringsten Abbruch tun.

Eine wahre Herzensfreude war es für mich, im Schlußkapitel zu lesen, was der Verf. über die Wiederherstellung der Burgen schreibt. Wenn Otto Hintze in seinem großen Buch „Die Hohenzollern und ihr Werk“ einmal von der Stammburg der Hohenzollern gesagt hat, daß Friedrich Wilhelm IV. sie mit großer Pracht, aber leider ohne Rücksicht auf die Erhaltung der alten baulichen Anlagen neu aufgebaut habe, so gilt dieses Urteil auch für die Restaurationen der neuesten Zeit. Nach dem Kriege wird das ja wohl hoffentlich aufhören, und zwar aus Mangel an Mitteln.

Berlin-Wilmersdorf. Willy Spatz.

166.

Sieveking, Heinrich, Grundzüge der neueren Wirtschaftsgeschichte vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. (Grundriß der Geschichtswissenschaft zur Einführung in das Studium der deutschen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, hergg. von Aloys Meister. Reihe II. Abt. 2.) 2. verbesserte Auflage. Lex. 8°. 104 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1915. M. 2.80.

Der große Aufschwung der wirtschaftshistorischen Forschung in den letzten Jahrzehnten hat lange das Fehlen jeder die wichtigsten Ergebnisse übersichtlich zusammenfassenden Darstellung vermissen lassen. Denn das große Werk des berühmten Wiener Nationalökonomen von Inama-Sternegg über Deutsche Wirtschaftsgeschichte geht, obgleich vier starke Bände umfassend, nur bis zum Ausgange des Mittelalters; Sombarts Deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert und ebenso die kurzen Überblicke, in denen Pohle und Neuhaus dasselbe Thema in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" und in der Köselschen behandeln, kommen, von anderen Ursachen abgesehen, für den, der sich auf dem erwähnten Gebiete schnell Belehrung verschaffen will, schon deshalb selten in Betracht, weil sie nur die letzte Periode des einschlägigen Zweiges der deutschen Kulturentwicklung behandeln.

Um so mehr verdient es Anerkennung, daß Aloys Meister in dem umfangreichen „Grundriß der Geschichtswissenschaft", den er seit 1906 herausgibt, auch für zweckentsprechende Behandlung der Wirtschaftsgeschichte gesorgt hat. Er ließ in ihm dies Fach für das Mittelalter durch Rudolf Koetzschke, der sich besonders durch seine Ausgabe der Urbare der Abtei Werden und durch Studien über die ostdeutsche Kolonisation bei den Fachgenossen einen guten Namen erworben hat, für die Neuzeit durch den Züricher Professor Heinrich Sieveking darstellen, den Verfasser einer Reihe vorzüglicher Schriften auf dem Gebiete der Wirtschaftsgeschichte und der praktischen Nationalökonomie. Beide haben die ihnen gestellte Aufgabe trefflich gelöst, sie aber in sehr verschiedener Art begrenzt.

Koetzschke beschränkte sich auf die Schilderung der Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens, Sieveking erstreckte die Darstellung auf sämtliche Kulturstaaten. In der Tat ist, wie er selbst hervorhebt, „die deutsche Wirtschaft" der Neuzeit, obgleich „auf manchen Gebieten selbständig und führend, doch nur als ein Teil der europäischen Entwicklung zu verstehen". „Nicht nur die Möglichkeiten der eigenen Organisation wurden von außen bestimmt, die Willens- und Gedankenrichtungen der modernen Führer der Wirtschaft selbst fanden bei den Fremden ihren Ursprung." Daher habe „die neuere Wirtschaftsgeschichte von den in der Handelsherrschaft sich ablösenden Völkern auszugehen".

Indessen hat Sieveking seine Arbeit, welche alle wichtigeren Ergebnisse der neueren Forschungen in knapper, aber anziehender Form zusammenstellt und vielfach auch neues hinzufügt, nicht in erster Linie nach Ländern und auch nicht nach rein chronologischen Gesichtspunkten eingeteilt. Er ordnete seinen Stoff vielmehr nach den für die wirtschaftliche Organisation maßgebenden Ideen und Erscheinungen, indem er ihn in vier Abschnitten brachte: „I. Der Merkantilismus, II. Die Grundlagen der modernen Verkehrswirtschaft, III. Die Entfaltung des modernen Kapitalismus, IV. Sozialismus und Kapitalismus".

Diese Einteilung ist auch in der jetzt vorliegenden, 1915 erschienenen, 2. Auflage der Schrift beibehalten. Auch innerhalb der vier Abschnitte ist die Reihenfolge, in der die Ereignisse und Gedankenrichtungen mitgeteilt werden, und größten Teils auch der Wortlaut unverändert geblieben; in Einzelheiten aber hat der Verf. die Darstellung vielfach erweitert und verbessert. Die Arbeit ist jetzt von 91 auf 104 Seiten angewachsen und nicht nur durch die seit 1907 veröffentlichten fremden Forschungen, sondern auch durch mancherlei eigene neue Erkenntnisse Sievekings bereichert.

An Umfang und Tiefe zugenommen hat namentlich die Besprechung der Ideen und Maßnahmen des Schotten Law (S. 23—28), die in den letzten Jahren außer durch Spezialuntersuchungen von Strub und Prato, auch durch unseren Autor selbst aufgeklärt wurden. Mit Recht weist der Verf. auch S. 7 die arg übertreibenden Behauptungen Sombarts bezüglich des Anteils der Juden an dem Aufkommen der kapitalistischen Wirtschaftsweise zurück. Ebenso zeigt er kurz, aber überzeugend, daß die bei manchen Juden sich findende „Verbindung von Tatkraft und Rechenmäßigkeit", die einen Hauptcharakterzug der modernen großen Unternehmer bildet, nicht, wie Sombart behauptet, „durch den Übergang aus der Wüste in die naßkalten Regionen des Nordens" zu erklären ist. Mit Recht führt unser Autor das verhältnismäßig frühe Auftreten der für erfolgreiche wirtschaftliche Tätigkeit notwendigen Eigenschaften bei Juden auf den Umstand zurück, daß ihre „Energie" auf das Wirtschaftsleben beschränkt wurde, weil „die Zähigkeit, mit der sie an ihrem Glauben festhielten", „sie von dem politischen und sozialen Leben ihrer Umgebung" ausschloß (S. 7).

Sowohl zum vollen Verständnis des in England, Preußen und Österreich von den Herrschern ausgeübten Bauernschutzes wie in bezug auf die Lehre vom Anwachsen und Rückgang der Volkszahl, die auch die Aufmerksamkeit der Historiker in hohem Grade verdient, sind die S. 31 Note 1 gegebenen Nachweise für die Tatsache wichtig, daß schon im 17. und 18. Jahrhundert schlechte Lage des Bauernstandes bei diesem die „Neigung" minderte, „ein Geschlecht aufzuziehen, das dem gleichen traurigen Lose verfallen schien". Trefflich sind auch die S. 3 gegebenen

Ausführungen über die Bedeutung der Parteikämpfe in den italienischen Städten für die Entwicklung des Frühkapitalismus und die Zusammenfassung der Ergebnisse der Forschungen Karl Pribrams über die Wirtschaftspolitik Kaiser Josephs II., die in Bd. 36 S. 97—101 dieser Zeitschrift besprochen sind (S. 42). Im übrigen sei aus den Zusätzen der neuen Auflage hier nur noch auf die über die neueste englische Sozialpolitik verwiesen, „wie sie besonders Lloyd George vertreten hat". Diese, die „in ganz anderer Weise als die deutsche eine Abkehr von manchesterlicher Gewerbefreiheit und eine Wiederaufnahme der früheren Wirtschaftsorganisation bedeutet" (S. 100), sollte m. E. auch deshalb in Deutschland nicht unbeachtet bleiben, weil sie infolge der Besorgnis des jenseits des Kanals herrschenden beweglichen und unbeweglichen Kapitals vor ihrem Anwachsen stark zum Ausbruche des Weltkrieges beigetragen hat.

Ebenso interessant wie zeitgemäß sind auch die schon in der früheren Auflage sich findenden, jetzt aber bedeutend erweiterten Ausführungen über die wirtschaftlichen Wirkungen der neuzeitlichen Kriege (S. 61 f.), unter denen der Verf. namentlich die zwischen Frankreich und England im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts geführten für „einen Haupthebel des modernen Kapitalismus" erklärt. Erwähnung verdienen ebenso die treffliche Charakteristik der Fideikommisse (S. 100) und der Nachweis (S. 46), daß Adam Smith nur irrtümlich Staatsfeindschaft vorgeworfen wird. Nicht weniger als die Wirtschaftshistoriker dürfte diejenigen, die sich mit der Geschichte der Philosophie oder mit der Geschichte der Patrioten in der Zeit der Befreiungskriege beschäftigen, die instruktive Besprechung der Ideen Fichtes (S. 48 f.) interessieren, der für „Freiheit der Persönlichkeit und gleiches Recht der Staatsbürger auf Ausübung aller Berufe" eintrat, aber „übersah, daß die Bewegung der Bevölkerung, der verschiedene Ausfall der Ernten, die Wandlungen der Technik und, was Preußen 1806 unliebsam aus seinen Träumen aufschrecken sollte, der Wettkampf der Völker jede Stabilität der Wirtschaft ausschließen".

Besonders müssen endlich noch die jetzt ausführlicher als in der 1. Auflage gegebenen Schlußbetrachtungen über „Neuere Richtungen" in der Nationalökonomie hervorgehoben werden (S. 101—104). Denn wir finden in ihnen auch sehr beachtenswerte Ausführungen über die Methode wirtschaftsgeschichtlicher Forschung, denen Entsprechendes auch in anderen Zweigen der Geschichtswissenschaft gilt, z. B. den Hinweis darauf, daß „der Historiker, so wenig wie ohne theoretische Grundbegriffe, ohne ethische Orientierung weiter kommt" (S. 102). Ebenso wird es mit Recht als schwerwiegendster Fehler der „früheren" Nationalökonomen und Wirtschaftshistoriker bezeichnet, „daß sie über allgemeinen Begriffen die Persönlichkeit der Wirtschaftenden vernachlässigten". (ibid.)

Übrigens hätte unter denen, die „eine gerechtere Würdigung der Führer der Wirtschaft, der Unternehmer“ ermöglicht haben, neben Ehrenberg auch Julius Wolf genannt werden sollen. Ungern vermißt man die Arbeiten dieses Forschers, namentlich seine Schrift „Sozialismus und kapitalistische Wirtschaftsordnung“, auch S. 92 in der Literatur über Karl Marx, der m. E. mit der Bezeichnung „einer der ersten“ Wirtschaftshistoriker etwas überschätzt wird. (Vgl. über die Bedeutung des berühmten Agitators als historischen Forschers von Below in Jahrbb. d. Nationalök. 3. Folge, Bd. 43, S. 561—592.) Zu bedauern ist auch, daß Sieveking die Ausführungen von Vogel in der Festschr. f. Dietrich Schäfer (Jena 1915) nicht mehr benutzen konnte. Dieser hatte S. 269 (vgl. auch S. 307) als Kennzeichen „für die Harmlosigkeit, mit der man durch die Tradition geheiligte Zahlen oft hinnimmt“, angeführt, daß unser Autor in der 1. Auflage seiner Schrift die 1634 entstandene „Kalkulation eines Phantasten“ — als solche erwies sie Vogel — über Zahl und Transportkraft der holländischen Flotte „den arglosen Lesern allen Ernstes und ohne ein Wort der Kritik“ vorführte, „um Hollands Handelsgröße zu beweisen“. Jene, ungefähr siebenfach übertreibende Schätzung finden wir auch auf S. 7, 8 der neuen Auflage unter Zufügung einer ebenfalls viel zu hohen Angabe aus den 70er Jahren des 17. Jahrhunderts. Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß von Sievekings sonstiger Sorgfalt und Genauigkeit beim Zitieren S. 13 Note 1 u. S. 69 Note 2 Ausnahmen bilden. Jedenfalls wird aber durch solche Versehen der Wert der vorliegenden Arbeit in keiner Weise beeinträchtigt.

Der Herausgeber des Grundrisses bezeichnet als die Aufgaben, welche sämtliche Beiträge zu erfüllen haben: Sie sollen „Studierenden wie Lehrern zur Einführung, Wiederholung und Vertiefung des historischen Studiums dienen“, „zur Mitarbeit, zum Vergleichen und Beobachten anspornen“ und ein „Nachschlagewerk“ bilden. Zu allen diesen Zwecken sind die vorliegenden „Grundzüge“ Sievekings vorzüglich geeignet.

Berlin. Carl Koehne.

Sitzungs-Berichte
der Historischen Gesellschaft zu Berlin.

---

424. Sitzung. Freitag, den 15. Oktober 1915. Zuerst leitete Geheimrat Dr. Bailleu die Sitzung. Seit der letzten Zusammenkunft hat die Gesellschaft wieder ein Mitglied durch den Tod verloren: am 29. August fiel Oberlehrer Dr. Bruno Hennig auf dem Felde der Ehre.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Oberlehrer Prof. Dr. Hermann Barge in Leipzig; Dr. Nikos A. Bees in Berlin-Wilmersdorf, Assistent an der Berliner Universität und Generalsekretär der Internationalen Byzantiologischen Gesellschaft; Oberlehrer Dr. Walter v. Hauff in Berlin-Steglitz; Prof. Dr. Herbert Koch, Dozent an der Nationaluniversität in Buenos Aires; Oberlehrer Prof. Dr. Moritz Landwehr v. Pragenau in Wien; Oberlehrer Dr. Friedrich Wilhelm Taube in Merseburg; Privatdozent Dr. Gustav Wolf in Freiburg i. B.

Geheimrat Dr. Bailleu übermittelte dem 1. Vorsitzenden, Geheimrat Prof. Dr. Schäfer, und dem 3. Vorsitzenden, Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch, die seit der letzten Zusammenkunft der Gesellschaft das 70. Lebensjahr vollendet haben, nochmals die herzlichsten Glückwünsche der Gesellschaft.

Im Verlaufe des geschäftlichen Teiles wurde u. a. mitgeteilt, daß die Buchhandlung W. Weber (Berlin W 8, Charlottenstr. 48) inzwischen die Bücherei unseres verstorbenen Vorsitzenden und Ehrenpräsidenten, Prof. Dr. Ferdinand Hirsch, erworben hat. Die Bibliothek enthält eine sehr große Zahl von Schriften usw. aus den Gebieten der brandenburgisch-preußischen und der byzantinischen Geschichte. Ein gedruckter Katalog wird erst nach dem Frieden erscheinen können. Ein handschriftlicher Katalog steht schon jetzt in der Buchhandlung zur Verfügung.

Den wissenschaftlichen Teil leitete Geheimrat Prof. Dr. Schäfer. Das Wort erhielt nunmehr Archivrat Dr. Ernst Müsebeck zu einem Vortrage über „Ernst Moritz Arndts Stellung in den politischen Strömungen nach 1815“. Ausgehend von den staatlichen und sozialen Problemen der französischen Revolution, legte der Redner dar, daß Arndt trotz seiner scharfen Ablehnung des reinen, naiv-natürlichen Individualismus, des kosmopolitischen Gleichheitscharakters und des despotischen Universalismus, wie er in Napoleon sich offenbarte, doch die geistige und politische Bedeutung der Ideen von 1789 in ihrer Vertiefung durch den deutschen Idealismus und die preußische Reform nie verkannt hat, ja daß seine publizistische Tätigkeit von 1806/15 gerade darin ihr Ziel sieht, die Verbindung jener drei Bewegungen für Deutschland, eine demokratische Monarchie zu verwirklichen. Auch die Mißerfolge auf dem Wiener Kongreß und im zweiten Pariser Frieden änderten an dieser Haltung nichts. Das beweisen seine Aufsätze in der von ihm während der Übergangsjahre 1815/16 zu Köln herausgegebenen Zeitschrift „Der Wächter“. Demokratie ist ihm

nicht gleichbedeutend mit der Herrschaft der Masse, sondern er kennzeichnet damit eine Staatsform, in der alle herrschen können, denen Gaben der Herrschaft gegeben sind. Eingeschränkt wird sie in ihrer für den Bestand des Staates gefährlichen Beweglichkeit durch eine oberste Spitze, den Monarchen, den sich der Wille des Volkes selbst gesetzt hat, der deshalb unverantwortlich ist. Trotz seiner Gegnerschaft gegen die unbeschränkte Souveränität der Einzelstaaten, in der er ein schweres Hindernis für die einheitliche Machtform Deutschlands erblickte, trat Arndt nicht etwa nach 1815 in erster Linie für die Weiterbildung einer einheitlichen Verfassung ein, sondern für die Herstellung landständischer Versammlungen in den Einzelstaaten, für den Schutz aller Individualitäten des Stammes und der Landschaft nach einer Milderung der territorialen Souveränität, um so in der tätigen Mitarbeit des ganzen Volkes am politischen Leben den festen Unterbau einer demokratisch-volkstümlichen Ausgestaltung der Staatsidee zu gewinnen und dem Volke selbst das unablässige geistige Ringen um die Freiheit und die höchsten politischen Güter ins Gewissen zu schieben. Damit verlegte er die Frage von dem politisch-sozialen auf das ethisch-individuelle Gebiet in der Erkenntnis, daß die Eigentümlichkeit des deutschen Geistes darin bestehe, die menschliche Freiheit höher zu stellen als die politische; und er versuchte es nun, den Begriff der demokratisch-politischen Freiheit fester in dem Allgemeinmenschlichen zu verankern. Nach Arndts Anschauung deckt sie sich mit dem sittlichen Prinzip des Protestantismus. Nur der ethisch an den Staat gebundene Individualismus ist wahrhaft demokratisch, nur er kann die Teilnahme an dem politischen Leben auf sich nehmen, die im einzelnen inhaltlich festgelegt wird. So erfuhr der demokratische Begriff der Freiheit eine Einschränkung durch die monarchische Spitze und durch die scharfe ethische Formulierung. Schließlich wurde er noch begrenzt durch die Bedeutung, die Arndt dem Grund und Boden für das öffentliche Leben anwies. Ein unveräußerlicher Teil des Bodens sollte zu Majoraten für den Adel und den Bauernstand verwendet werden, doch so, daß nie das persönlich-korporative, sondern stets das sachliche, also gewissermaßen ein staatssozialistisches Element den Ausschlag gab. Eine Verwirklichung seiner Hoffnungen erwartete Arndt von Preußen, dessen Geltung als führende deutsche Macht er immer klarer erkannt hatte. Unbeirrt durch irgendein politisches Dogma oder durch eine doktrinäre Bündnispolitik sollte es allein seinen Interessen folgen, allein die zukünftige Macht Deutschlands im Auge behalten und so einen großen mitteleuropäischen Staat schaffen. Als den sichersten und allein möglichen Weg zu diesem Ziele sah er die Erziehung des Volkes durch sich selbst und durch den Staat für den Staat zu Bürgern, d. h. die demokratische Politisierung der Gemeinschaft in allen ihren Gliedern, deren notwendige Folge die Teilnahme des Volkes an der Regierung und Verwaltung, d. h. der gesetzmäßige Verfassungsstaat war; er beruhte auf einem gegenseitigen Übereinkommen zwischen Krone und Volk. Mit solchen Ideen gehört Arndt dem ethischen Liberalismus an, der sich in wesentlichen Punkten von dem naiv-natürlichen der französischen Revolution und dem doktrinär-abstrakten unterschied, der noch 1820 in Deutschland die Oberhand gewann. Trotz aller Beziehungen zur Romantik, trotz seiner Bedingtheit von der romantischen Lebenskunst gehört Arndt mit seinen Zielen doch dem klassischen Idealismus an; seine literarisch-publizistische Arbeit ist der Versuch, die human-ethischen und künstlerischen Ideale der Klassik für die Beziehungen des Einzelnen zur Gemeinschaft, d. h. für das politische Leben wirksam zu gestalten. So steht er in scharfem Gegensatz zu der bewußtlosen Einordnung der Massen, sei es in dem absoluten Polizeistaat der von der Aufklärung beeinflußten oder in dem naturgeschichtlich-altständischen Staat der von der Romantik geleiteten Reaktion. Arndt sieht in der demokratischen Monarchie nicht eine Beseitigung des Gegensatzes zwischen Volkswillen und Herrscherwillen, d. h. die Vollendung eines absolut gültigen Staatsideals, wohl aber die Mög-

lichkeit, in ihr geschichtlich stets eine Überbrückung der Gegensätze zu finden, d. h. zu gleicher Zeit die politisch-sittliche Freiheit des Volkes zu verwirklichen. Dieses Postulat stellt auch die Gegenwart an unser Volk. In der Annäherung an jenes Ziel verwalten wir ein Erbe, das der ins Politische gewandte klassische Idealismus uns hinterlassen hat.

An den Vortrag schloß sich eine kurze Aussprache, an der sich, außer dem Redner, die Mitglieder Stadtschulrat Dr. Reimann und Geheimrat Prof. Dr. Schäfer beteiligten.

425. Sitzung. Freitag, den 5. November 1915. Geheimrat Prof. Dr. Schäfer leitete die Sitzung. Seit der letzten Zusammkunft hat die Gesellschaft wieder mehrere Mitglieder durch den Tod verloren. Am 9. Oktober fiel Oberlehrer Dr. Paul Kopfermann auf dem Felde der Ehre. Am 19. Oktober verstarb unser an Vereinsjahren ältestes Mitglied, Oberlehrer a. D. Prof. Dr. Johannes Hermann, am 1. November Privatdozent Prof. Dr. Wilhelm von Sommerfeld.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Prof. Dr. Oskar Breitenbach in Fürstenwalde a. Spree; Gymnasialoberlehrer Prof. Emil Herr in Mülhausen (Elsaß); Archivvolontär Dr. Otto Kolshorn in Berlin-Neukölln.

Unsern verewigten Mitgliedern Oberlehrer Dr. Bruno Hennig und Oberlehrer Dr. Paul Kopfermann wurden von Archivassistent Dr. Richard Wolff und Geheimrat Prof. Dr. Dietrich Schäfer längere warmempfundene Nachrufe gewidmet.

Im Laufe des geschäftlichen Teiles richtete Prof. Johannes Heinrich an die Mitglieder aufs neue die Bitte, durch Übernahme geeigneter Vorträge geschichtlichen und allgemein bildenden Inhalts auch künftig die Bestrebungen des „Hauptausschusses für Leibesübungen und Jugendpflege" wirksam zu unterstützen.

Nach Schluß des geschäftlichen Teiles hielt Archivvolontär Dr. Otto Kolshorn, in der Hauptsache auf Grund eines reichen ungedruckten Quellenmaterials, einen Vortrag über das Thema: „Generalfeldmarschall Mackensen. Eine Würdigung seines Lebens und seiner Taten". Mackensen stammt väterlicherseits aus einer einfachen bürgerlichen niederdeutschen Landwirtsfamilie. Doch auch feingeistige Talente weist die Familiengeschichte auf, so am Ende des 18. Jahrhunderts einen Privatdozenten Wilhelm Mackensen in Kiel. Die Vorfahren mütterlicherseits, „Rink", waren ein schlichtes sächsisches Forstgeschlecht. Erst mit den beiden Großvätern des Feldmarschalls begann der äußere Aufstieg der Familie. Doch ist unter seinen Ahnen kein Offizier zu finden. Schon der Geburtsort, der nicht weit von den Schlachtfeldern Torgaus und Wartenburgs lag, wies den Knaben früh auf die Zeiten hin, die später der Offizier als Grundlage für seine historischen Studien nahm: auf den 7jährigen Krieg und das Zeitalter der Befreiungskriege. Während des Besuches des Gymnasiums zu Torgau, wohin der 9jährige Knabe kam, nachdem er die Dorfschule zu Dahlenberg besucht hatte, fand der militärische Funke Mackensens weiteres Anfachen durch die große historische Vergangenheit Torgaus und nicht zuletzt durch die Tatsache, daß dänische Gefangene aus dem Kriege 1864 in Torgau interniert waren. Auch auf den Francke-Stiftungen zu Halle erhielt sich die militärische Begeisterung Mackensens. „Yorcks Leben" von J. G. Droysen, die „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" von Archenholtz und Wickedes „Deutsches Reiterleben und andere Husarengeschichten der Friderizianischen Zeit" waren die Privatlektüre des Francke-Schülers. Als Primaner verließ er die Schule in Halle, um als Eleve in die praktische Landwirtschaft einzutreten. Sein militärisches Ideal wurde während seiner Einjährig-Freiwilligenzeit, die er bei dem 2. Leibhusaren-Regiment Nr. 2 in Lissa verbrachte, zur Wirklichkeit. Im Kriege 1870/71, der in seine Einjährigenzeit fiel, lenkte er die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten durch glänzende Patrouillenritte, durch Umsicht und Tapferkeit auf sich, erwarb das Eiserne Kreuz und ward zum Leutnant befördert. Doch mußte er

nach dem Feldzuge wieder in den landwirtschaftlichen Beruf zurücktreten. Auf der Universität zu Halle hörte er die Vorlesungen G. Droysens über den Siebenjährigen Krieg und Gustav Schmoller. Im Jahre 1873 erreichte er endlich die Einwilligung des Vaters zum Eintritt in das 2. Leibhusaren-Regiment. Seit Beginn seiner militärischen Laufbahn tritt bei ihm die Erkenntnis zutage, daß aus der Kriegsgeschichte und in der Studierstube für die Führung der heutigen Millionenheere das Meiste zu lernen sei. So begann er bald nach dem Feldzuge gegen Frankreich seine umfangreiche Stoffsammlung für die Regimentsgeschichte der schwarzen Husaren. Viele handschriftliche Bände zeugen noch heute von seinem Fleiße und von seiner literarischen Begabung. Sein zusammenfassendes Werk „Schwarze Husaren" besprach kein Geringerer, als der zukünftige Kriegsminister Verdy du Vernois, der ja auch die Bedeutung Hindenburgs erkannte, in glänzender Weise. Der Generalstabsoffizier Mackensen war Mitarbeiter verschiedener militärischer Zeitschriften, so des „Militärischen Wochenblattes", des „Jahrbuchs für die deutsche Armee und Marine", der „Loebellschen Jahresberichte". Noch als kommandierender General setzte er seine literarische Tätigkeit fort und gab eine Zeitschrift „Der Leibhusar" heraus. Von seiner Leutnantszeit an arbeitete er an Hand der Originalakten des Geheimen Kriegsarchivs die großen Schlachten der preußischen Kriegsgeschichte durch, und selbst, als er an der Spitze des 17. Armeekorps stand, konnte man ihn abends an seinem Schreibtisch auf Grund der Akten des 7jährigen Krieges und der Befreiungskriege seine Studien treiben sehen. Noch im Frühjahr 1913 hielt er im Westpreußischen Geschichtsverein einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag „Westpreußen und die Leibhusaren". Hand in Hand mit seinen Forschungen ging die Lösung taktischer Arbeiten, die er so hervorragend zu lösen verstand, daß der alte Feldmarschall Graf Moltke ihn gerade deshalb als Hauptmann in den Generalstab aufnahm. Hier arbeitete Mackensen zwei Jahre in der russischen Abteilung und machte sich mit den Heeren der Balkanstaaten vertraut. Manche taktische Studie liegt uns heute vor. Später wurde er der erste Adjutant des Generalstabschefs Graf v. Schlieffen, des großen Militärschriftstellers und Lehrers der Operationen von Millionenheeren. In dieser Stellung durfte er unserm Kaiser kriegsgeschichtliche Vorträge halten, und hat das auch während seiner Flügeladjutantenzeit fortsetzen dürfen. Als Kommandeur der Leibhusaren hat er besonderen Wert auf die kriegsgeschichtlichen Übungen seiner Offiziere gelegt und auf die Lösung taktischer Aufgaben. Das gleiche Bestreben zeigte sich bei dem inzwischen in den erblichen Adelsstand erhobenen kommandierenden General des 17. Armeekorps in Westpreußen. Er versäumte es in seiner Stellung nie, an den kriegsgeschichtlichen Vorträgen der Garnison teilzunehmen, und wußte aus den unter seiner Führung stehenden Kaisermanövern vieles zu lernen. Die Pionierdienstvorschriften aller Waffen, die die erste Vorbereitung zum heutigen Schützengrabenkrieg waren, sind die Folgeerscheinung dieser von ihm geleiteten Manöver. Nach solcher Vorbildung war es klar, daß in einem Kriege das 17. Armeekorps unter seiner Führung glänzende Erfolge zeitigen würde. Konnte Mackensen bereits in die ersten Kämpfe in Ostpreußen mit seinem Armeekorps eingreifen, so war es ihm vergönnt, bei Tannenberg, vielleicht der größten Schlacht der Weltgeschichte, einen Hauptanteil an dem siegreichen Verlauf der Schlacht mit seinem Armeekorps davonzutragen. Bei der Besiegung der Rennenkampfarmee leistete er mit seinen Truppen in der Schlacht bei Angerburg und Goldap die Hauptaufgabe und trieb die Russen aus Ostpreußen hinaus. Beim ersten Vorgehen gegen Warschau gelang es Mackensen, dem inzwischen eine größere Heeresgruppe zugeteilt war, die schwierigste Aufgabe für einen Heerführer, die Loslösung vom Feinde, fast ohne Verluste zu vollenden. Die ihm unterstellte 9. Armee brach durch ihre Siege bei Wlozlawec, Lodz, Lowicz die Kraft der immer von neuem vorstoßenden „russischen Dampfwalze". Nach seiner Abberufung als Generaloberst an

die Spitze der neugebildeten 11. Armee kam seine größte Tat, die die Wende des Weltkrieges brachte: der Durchbruch von Gorlice-Tarnow. Es erfolgte das Aufrollen der russischen Karpathenfront, die Einnahme Przemysls und Lembergs, das Einsetzen der „Zange“ vom Süden her, bis die Operation, die am Tage von Großgörschen begann, am Tage der Schlacht an der Katzbach durch die Einnahme der Festung Brest-Litowsk ihren Abschluß fand. Bald stellte der Generalfeldmarschall der Tat von Gorlice einen neuen Durchbruch der feindlichen Front würdig an die Seite. Er überschritt, angesichts der gut befestigten Stellungen des Feindes, die Donau und nahm Belgrad. Wie an den Durchbruch in Galizien reihte sich ein Erfolg nach dem anderen dieser Eroberung der ersten serbischen Hauptstadt an. Der Vortragende sprach zum Schluß die Hoffnung aus, daß das deutsche Volk, nachdem es Kenntnis von dem Lebensgange des großen Heerführers Mackensen erlangt hätte, begeistert auch diesem großen Heerführer zujubeln würde, der unserem Geschlechte gezeigt hat, daß es möglich sei, auch aus den einfachsten Verhältnissen sich zu den höchsten Würden emporzuringen.

Der Vortrag, an den sich keine Aussprache knüpfte, ist inzwischen in bedeutend erweiterter Form unter dem Titel: „Unser Mackensen. Ein Lebens- und Charakterbild“ im Verlage von E. S. Mittler & Sohn als Buch erschienen.

Nach dem Vortrage legte Oberlehrer Dr. Gerhard Bonwetsch den Mitgliedern zwei Urkunden vor, die in den ersten Septembertagen unter den Trümmern eines zum Kownoer Dom gehörigen Kirchengebäudes gefunden worden sind. Das eine Stück ist eine Kardinalsurkunde von 1493 für die „capella s. Nicolai in Cawna“, das andere eine Schenkungsurkunde des „Stanislaus Stanislai capitaneus Samogithiensis“ von 1528 für den „Bartholomeus Joannes de Cawno rector capellae in eccles. cathedr. Vilnensi.“

Nachrufe für unsere verstorbenen Mitglieder.

Ludwig Keller †.

Am 9. März 1915 ist unserer Gesellschaft der Geh. Archivrat und Geh. Staatsarchivar Dr. Ludwig Keller durch den Tod entrissen worden.

Sein äußerer Lebenslauf war schlicht und geradlinig wie sein Wesen. Am 28. März 1849 war er zu Fritzlar geboren. In seiner gedrungenen, kräftigen Gestalt, in seiner Sprache wie im Denken und Fühlen trug er unverkennbare Züge der hessischen Stammesart. Die große Bibliothek des Vaters mag wohl dahin gewirkt haben, daß der Jüngling sich zuerst dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften zuwandte. Bald aber widmete er sich, in Marburg und Bonn, der Philologie und Geschichte. Heinrich Nissen und Karl v. Noorden fühlte sich der junge Historiker vor allem für starke Anregungen zu Dank verpflichtet. Nachdem er promoviert hatte, trat er 1875 in den Archivdienst. Zeitweilig hat er wohl daran gedacht, sich der akademischen Laufbahn zu widmen; aber bald nahmen seine Interessen eine andere Richtung. 1881 wurde er Vorstand des Kgl. Staatsarchivs in Münster, 1888 Archivrat, 1895 wurde er an das Geh. Staatsarchiv in Berlin berufen, wo er seitdem gewirkt hat.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit hat er ununterbrochen und unermüdlich eine reiche private geübt. Seine Arbeitskraft war sehr groß, sein Interesse mannigfaltig entwickelt, seine Begeisterung für der Menschheit große Gegenstände, für das Wahre, das Gute und Schöne tief und nachhaltig, sein Wille, dafür zu wirken, unerschütterlich. Er war kein reiner Verstandesmensch; neben dem logischen Erfassen, dem streng sachlichen Urteil spielte bei seinen Arbeiten und seinem praktischen Wirken doch auch das Gefühl, eine gewisse Mystik, ein instinktives inneres Erleben eine nicht unbedeutende Rolle. Dadurch mag, wie das zu gehen pflegt, manchmal sein Urteil getrübt worden sein; aber in der Schwäche liegt doch auch hier die Stärke. Ohne diese ihm eigentümliche Organisation wäre ihm sicher manches richtige Ergebnis seiner Arbeiten verschlossen geblieben, wäre er auf geistigem und sozialem Gebiet nicht mit in die Reihen der Führenden getreten.

Kellers wissenschaftliche Arbeiten, die mit einer Dissertation über den 2. punischen Krieg und seine Quellen (1875) begonnen hatten, kamen dann vorzüglich der Zeit der Reformation und Gegenreformation zugute. In den Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven hat er 3 Bände über die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein veröffentlicht (1881—95), die, als Ganzes genommen, eine reiche Fundgrube darstellen und die Forschung über diesen Gegenstand wesentlich erleichterten. Teils gingen diesem Werk voraus, teils begleiteten es verschiedene Arbeiten, die bestimmt waren, neues Licht über ältere Reformationsbestrebungen, über die Wiedertäufer und andere Parteien zu verbreiten. Ich nenne aus

der großen Anzahl der hierher gehörigen Schriften nur die größeren: 1880 erschien die „Geschichte der Wiedertäufer und ihres Reichs zu Münster", 1882 widmete er Johannes Denck, einem Apostel der Wiedertäufer, eine Monographie. In den 1885 und 1886 veröffentlichten Schriften „Die Reformation und die älteren Reformparteien" und „Die Waldenser und die deutschen Bibelübersetzungen" in der Biographie von Joh. Staupitz und in verschiedenen Lebensbildern von Waldensern in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" suchte er den unmittelbaren Zusammenhang der Wiedertäufer mit älteren Reformsekten, vornehmlich den Waldensern, zu erweisen. Sein letztes Ziel dabei war, wie er selbst einmal sagt, „die geistigen Zusammenhänge der getrennt marschierenden, aber vereint schlagenden organisatorischen Erscheinungsformen des Humanitätsgedankens zu betonen".

Kellers Ansichten sind vielfach angegriffen worden und er hat wohl auch in manchem über das Ziel geschossen. Aber es ist doch sein Verdienst, das ganze Problem energisch zur Diskussion gestellt zu haben, und die Grundergebnisse seiner Forschungen haben auch bei maßgebenden wissenschaftlichen Männern, z. B. bei Harnack und Troeltsch, Anerkennung gefunden.

In anderen Schriften und Abhandlungen ist dann Keller der Geschichte des Humanitätsgedankens noch weiter nachgegangen und hat nachzuweisen gesucht, daß die Ideenwelt der Humanität unter wechselnden Namen — von den neuplatonischen Akademien und altchristlichen Gemeinden über Mystiker und Häretiker, über Brüdergemeinden und Sozietäten bis in die Verbände der neuesten Zeit — feste Organisationen kultischen Charakters besessen habe, und daß deren Einfluß auf das Geistesleben größer gewesen, als man im allgemeinen angenommen. Wie weit dieser Versuch ihm im einzelnen gelungen, mag hier unerörtert bleiben. Nicht zu verkennen ist, wie bei diesen Studien der Geist Wilh. Diltheys stark auf ihn eingewirkt hat. Hierher gehören dann auch noch jene Arbeiten, in denen er die Geschichte und Bedeutung der Freimaurerei verfolgt und mit Glück beleuchtet hat. Als zugeordneter Großmeister der Großen Loge von Preußen an bedeutender Stelle stehend, hat er viel dazu beigetragen, irrtümliche Anschauungen zu zerstören und Interesse für das wertvolle Streben der echten Freimaurer zu erwecken. In zwei Büchern hat er seine vielfach geäußerten Ansichten zusammengefaßt; es sind: „Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche Leben" (1911) und „Die Freimaurerei" (1914, in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt").

In allen diesen Arbeiten ging Keller der Geschichte der Humanitätsidee nach. Selbst ganz erfüllt von diesem Ideal, empfand er schmerzlich, wie fremd es der großen Mehrheit des Volkes in den 80er und 90er Jahren geworden war. Und nun zeigte sich die andere Seite seines Wesens, die ihn aus der Studierstube hinausdrängte ins Leben, zur öffentlichen Betätigung, zur Einwirkung auf die Zeitgenossen. Er verstand es, eine Anzahl von Gleichgesinnten zu sammeln. Sie alle waren überzeugt, daß die so mannigfaltig hervortretenden Schäden des moralischen, sozialen, staatlichen Lebens nur zur Gesundung geführt werden könnten durch eine Volkserziehung im Sinne des Idealismus, im Sinne unserer klassischen Zeit, eines Herder und Kant, Schiller und Goethe, Fichte und Schleiermacher. Um in diesem Sinne wirksam an der Erziehung des Volkes und des Menschengeschlechtes arbeiten zu können, ergriff Keller den Gemeinschaftsgedanken und regte zur Gründung einer Gesellschaft zu

gemeinsamer geistiger und praktischer Arbeit an. Das war ein glücklicher Plan; er fand vielseitige Billigung. Die 300. Wiederkehr des Geburtstages des Comenius gab die äußere Veranlassung. Im Juli 1891 wurde ein von führenden Männern der meisten gebildeten Nationen unterzeichneter Aufruf veröffentlicht; am 9./10. Oktober desselben Jahres fand in Berlin eine vorbereitende Versammlung statt, an der als Mitbegründer der Comenius-Gesellschaft, neben Keller, Männer teilnahmen wie Heinr. Bassermann, Paul Deußen, Wilh. Dilthey, Rud. Eucken, Kuno Fischer, Moritz Heyne, Wilh. Kahl, Friedr. Paulsen, Friedr. Nippold, Wilh. Oncken, O. Pfleiderer, Wilh. Rein, Freiherr von Soden, Theobald Ziegler und viele andere.

Nicht alle Hoffnungen und Wünsche haben sich erfüllt; der Hindernisse und Hemmungen waren viele zu überwinden. Aber ruhig und sicher steuerte Keller, von da ab bis zu seinem Tode Vorsitzender und spiritus rector, das Schifflein der Gesellschaft durch alle Fährlichkeiten hindurch. Unter seiner Leitung hat die Gesellschaft, die es von vornherein ablehnte, selbst Unternehmerin zu spielen, neue Methoden und Wege zur Förderung der Volkserziehung gefunden oder aufgenommen, sie in ihren Organisationen geistig durchgearbeitet, die so erwogenen Pläne in ihren Monatsheften und sonst vor der Öffentlichkeit vertreten und versucht, in den Kreisen, die zur praktischen Durchführung berufen schienen, Stimmung dafür zu machen. So sind z. B. — um nur einiges zu nennen — angeregt oder doch aufs eifrigste gefördert worden: die städtische Bücher- und Lesehallenbewegung, die Volkshochschulkurse, die Arbeiterunterrichtskurse, die Errichtung von Volksheimen, Jugendheimen, Landerziehungsheimen und Frauenschulen, die Frage des staatsbürgerlichen Unterrichts, der künstlerischen Volkserziehung usw. Vieles ist auf allen diesen und anderen Gebieten durch die Comenius-Gesellschaft geleistet worden, nicht zum wenigsten durch die Tätigkeit ihrers Leiters; sein Tod hat hier vor allem eine empfindliche Lücke gerissen.

Keller hat gewiß in manchem geirrt — denn er war ein Mensch. Aber er hat den Begriff des Menschen in hohem Sinne gefaßt und als solcher gestrebt und gewirkt. Er hat an seinem Teile mitgearbeitet, das heilige Feuer des Idealismus im deutschen Volke wachzuerhalten und mit treuer Sorge zu schüren. Er war sich bewußt, daß das nur derjenige vermag, der in sich selbst den Tempel des Idealismus errichtet. So hat er unermüdlich auch am Reifen der eigenen Persönlichkeit gearbeitet, ihm war das Leben nur ein stetes Werden durch eigene Arbeit.

Nun ist er dahin gegangen. Diejenigen Mitglieder unserer Gesellschaft, die ihn näher kannten, werden ihm stets ein treues Andenken bewahren.

Berlin-Halensee, z. Z. im Feld. Wilhelm Steffens.

Johannes Hermann †.

Johannes Hermann stammte aus einer alten Gelehrtenfamilie. In Kursachsen saßen seine Vorfahren, meist Theologen und Lehrer, die sich bis in das 15. Jahrhundert zurück verfolgen lassen. Nur sein Großvater und sein Vater waren gewissermaßen aus der Art geschlagen, denn sein Großvater wirkte als sächsischer Notar, und sein Vater war Geschichtsmaler. Doch auch in den Gemälden des

Vaters zeigte sich eine starke theologische Richtung. Hatte er doch das Altargemälde in unserer Matthäikirche geschaffen. Er war ein durchaus ideal gestimmter Künstler, ein echter Jünger von Peter Cornelius. Die Deutsche Geschichte hat er in 15 Bildern dargestellt. Der Historiker Foß schrieb hierzu den Text, nachdem Leopold v. Ranke abgelehnt hatte.

Im Jahre 1842 wurde Johannes Hermann in Berlin geboren. Seine Mutter, eine geborene v. Schubaert, starb bereits, als er kaum 2 Jahre alt war. So mußten denn die beiden Schwestern, von denen die eine später die Gemahlin des bekannten Malers Pfannschmidt wurde, Mutterstelle vertreten.

Der kleine Johannes wurde ein Schüler des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums, das damals in dem alten Gebäude aus dem 18. Jahrhundert, Ecke Friedrich- und Kochstraße, sein Heim hatte. Ferdinand Ranke, der Bruder des Historikers, waltete dort seines Amtes als Direktor. Es waren die besten Familien der Hauptstadt, die ihre Söhne ihm anvertrauten. Der Ministerpräsident Freiherr v. Manteuffel, der Justizminister Simons, die Familie Goldschmidt, nahe verwandt mit dem Staatsrat Kunth: das waren so die Kreise, aus denen sich die Mitschüler Hermanns rekrutierten. Glückliche Tage verlebte er damals in diesen Familien. In dem Jahre, wo er Unterprimaner war, starb Humboldt, dessen er sich noch wohl erinnerte, wurde das Schillerjubiläum gefeiert, und Hermann erzählt in seinen Jugenderinnerungen, wie damals Adolf Stahrs Biographie unter den Schülern verteilt wurde und die konservativen Eltern seiner Mitschüler durch gemeinsame Lektüre aus Wagners Staatslexikon dieses liberale Gift zu bekämpfen versuchten.

1860 bezog er die Universität, und zwar als Theologe, dem Wunsche seines Vaters folgend. Doch es war von vornherein klar, daß er, historisch gerichtet, wie er war, mit der damaligen positiven Schule nicht harmonieren konnte. Nachdem er das erste theologische Examen bestanden, wandte er sich ausschließlich der Historie zu. Aber mit seinem eigentümlichen Bildungsgange hängt zusammen, daß man ihn nicht als Schüler einer der Leuchten der Berliner Universität, etwa Rankes oder Droysens, bezeichnen kann. Seinen Doktor machte er in Philosophie, und zwar über Aristoteles. Böckh, gewiß ein strenger Richter, erkannte ihm das Prädikat „magna cum laude“ zu.

Die Freuden des Studentenlebens hat Hermann in seiner Art genossen. Er gehörte zu den Vätern des Akademischen Turnvereins, den er 1860 mitbegründete. Er ging dabei von der Anschauung aus, daß das Couleurtragen mit dem Leben in der Großstadt unvereinbar sei, Andererseits wollten er und seine Freunde auf das korporative Leben nicht verzichten, und endlich drängte es ihn, der Turnerei, der er von Jugend auf eifrig zugetan war, volles akademisches Bürgerrecht zu sichern. Damals war ja die neue Ära. Namen wie Jahn und Friesen wurden aus den Proskriptionslisten gelöscht. Und so war denn der A.-T.-V. ein Zeichen der Zeit.

Als junger Lehrer wirkte Hermann, nachdem er mit Glanz sein Staatsexamen bestanden und in nicht weniger als 9 Fächern, darunter Mathematik, sich als wohlbeschlagen erwiesen hatte, am Köllnischen Gymnasium, das damals noch im Köllnischen Rathause, zwischen Petrikirche und Mühlendamm, untergebracht war.

Im Jahre 1875 wurde im Südwesten Berlins das Askanische Gymnasium begründet. Der Altphilologe Woldemar Ribbeck, der Bruder des berühmten Leipziger Gelehrten, wurde der erste Leiter

der jungen Anstalt. Trefflich verstand er es, eine Phalanx von jungen Lehrern um sich zu scharen: den Tacitusforscher Andresen, den Topographen Roms, Richter; den Archäologen Trendelenburg, den Erforscher der Religionen Vorderasiens, Gruppe; den Physiker Poske, den Neuphilologen Mangold, den Mathematiker Schumann und endlich unsern Hermann, der den Geschichtsunterricht in den Oberklassen übernahm. „Kunst ist Weglassen", hat Max Liebermann einmal gesagt, und darin zeigte sich auch ein Teil der Hermannschen Pädagogik. Bei ihm gab es keine Mahnungen, kein Schelten, keine Strafen. Er trug stets frei vor. Nie erinnere ich mich, auch nur einen Zettel in seiner Hand erblickt zu haben. Was erzählte er uns nun? Sein Grundsatz war, stets die Schüler über die Quellen zu orientieren. Unendlich viel verdanken wir ihm in dieser Hinsicht. Er wies uns auf die Geschichtschreiber deutscher Vorzeit hin und regte uns an, die deutsche Ausgabe zu kaufen. Ihm verdanken wir einen Einblick in die Quellen zur Römischen Geschichte, und wenn mir noch heute die Stellen aus Sueton über die Kaiser, aus dem Briefwechsel des Plinius und Trajan über die ersten Christen, aus Tacitus' Annalen über die Brandfackeln des Nero usw. usw. wörtlich in Erinnerung sind, so verdanke ich es Hermann. Textkritik zu üben, haben wir bei ihm gelernt. Und das Eigenartige war, daß dieser Mann sich nie in Einzelheiten verlor, sondern stets den Blick auf das Ganze, auf das Universale gerichtet hielt. Er war ein Meister darin, Parallelen zu ziehen. Sein Unterricht in der alten Geschichte, der damals noch 2 volle Jahre umfaßte, war deshalb so außerordentlich fruchtbar, weil er Solonische Demokratie mit preußischem Wahlrecht, Gracchische Agrargesetze mit englischen Latifundien in innere Verbindung zu bringen verstand.

Hermann unterrichtete dann auch in Religion. Wie schon oben erwähnt, war er in der Quellenkritik zu Hause. Daneben ist er auch erstaunlich bibelfest im alten Sinne des Wortes gewesen. Von seinem Unterricht im Deutschen endlich möchte ich hier nur sagen: die Dramen, die wir bei ihm gelesen, wurden uns nie verleidet.

„Die Schule entläßt den Schüler mit den besten Wünschen zur Universität." In diesen wenigen Worten liegt eine gewisse Tragik, weil sie einen Bruch, einen Riß offenbaren. Und gerade Hermann hat diese Cäsur wohl oft genug mit einem gewissen Schmerze empfunden Er war eben ein Mann, der wohl dazu imstande gewesen wäre, junge Leute auf der Universität historisch zu leiten und ihr Mentor in der Geschichtswissenschaft zu sein.

Unter den Lehrern und Schülern des Askanischen Gymnasiums war Hermann der allbeliebte Mittelpunkt. Als er im September 1915, nach 40jähriger Tätigkeit, von seiner alten Schule Abschied nahm, haben ihm seine Kollegen in ergreifender Weise ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit zum Ausdruck gebracht!

Hermanns Lehrertätigkeit war mit dem Askanischen Gymnasium bei weitem nicht erschöpft. Er war am Viktoria-Lyceum und an höheren Mädchenschulen tätig. Er hat Oberlehrerinnenkurse und Fortbildungskurse für Volksschullehrer geleitet. Niemals hat er auch nur eine Woche Urlaub genommen. So mußte er denn auf eine ausgedehnte literarische Tätigkeit von vornherein verzichten, um so mehr, als der Plan, eine Professur in Jena zu übernehmen, sich nicht verwirklicht hatte. Seine historischen Studien erstreckten sich — davon legen seine Lehrbücher der Geschichte Zeugnis ab — über die gesamte Geschichte der Welt. Eines seiner Spezialgebiete

war die französische Revolution. Besonders fesselten ihn die Persönlichkeiten der Revolutionsmänner; mit Robespierre hat er sich eingehend befaßt und im Britischen Museum über ihn Studien gemacht. Bahnbrechend hat er auf unserem Gebiete als Mitbegründer der „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft“ gewirkt. 1878 erschien der 1. Band, den er zusammen mit Ed. Meyer und Abraham herausgegeben hatte. Diesen „Jahresberichten“ ist er bis zu seinem Lebensende treu geblieben. Noch in seinen letzten Monaten hat er auf seinem Krankenlager mit nie versagendem Fleiße die Zettel zusammengestellt für den Bericht „Deutsche Geschichte von 1815 bis 1914“.

Die letzten Monate seines Lebens sind ihm durch die treue Pflege, die ihm die Seinen angedeihen ließen, verschönt worden. Mit lebhafter Teilnahme hat er, dessen beiden ältesten Söhne selbst in den Krieg gezogen waren, die Ereignisse der Jahre 1914/15 verfolgt. Er war von jeher ein Freund der Österreicher. Die letzte große Reise machte er Pfingsten 1914 nach Graz, um das Stiftungsfest des dortigen A.-T.-V. mitzufeiern. Eines der letzten Worte, die er sprach, war: „Deutschland und Österreich werden siegen“.

Am 19. Oktober 1915 ist Johannes Hermann nach langem Leiden sanft zur ewigen Ruhe eingegangen. Den meisten jetzigen Mitgliedern wird die Gestalt unseres heimgegangenen langjährigen Mitgliedes lebhaft vor Augen stehen, da er seit Ende 1911, seit der Reorganisation der Gesellschaft, beinahe in keiner Sitzung fehlte. Wenn der Vortragende geendet und die Diskussion begonnen hatte, verfehlte er es fast nie, aufzustehen und einzugreifen. In wohlgeformten, kunstvollen Sätzen, die aber nichts künstlich Gemachtes an sich hatten, äußerte er etwaige Bedenken oder seine lebhafte Zustimmung. Und immer wieder und wieder hatten wir alle Gelegenheit, seinen universalen Geist, die ungeheure Fülle seiner Kenntnisse zu bewundern. Seine Polemik hatte nie etwas Verletzendes oder Herbes. Wie der Prediger es so treffend bei der Feier auf dem Kirchhofe ausdrückte: stets waren es „Worte milder Weisheit, die seinem beredten Munde entströmten“. Jeder, der das Glück hatte, ihm näher zu treten, wird ihm ein dankbares, liebevolles Gedenken bewahren.

Berlin-Wilmersdorf. Willy Spatz.

Sitzungs-Berichte
der Historischen Gesellschaft zu Berlin.

---

426. Sitzung. Freitag, den 3. Dezember 1915. Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch leitete die Sitzung. Nach Beendigung des geschäftlichen Teiles hielt Universitätsprofessor Dr. Richard Sternfeld einen Vortrag über „Historische Forschungen zum Kriegsausbruch Juli 1914". Die Frage, ob man schon auf Grund der vorliegenden Zeugnisse imstande sei, geschichtliche Urteile abzugeben, bejahte der Vortragende. Die Ursachen liegen deutlich in der Stellung der großen Mächte seit etwa 15 Jahren zutage, die Gründe zu ihrer Haltung nach dem Attentat in Serajewo sind freilich noch lange nicht aufgeklärt, die Veranlassungen des Kriegsausbruchs in den letzten Wochen bis zum 4. August kann man aber aus Veröffentlichungen mancher Art, besonders den Blaubüchern, recht gut erkennen. Gewiß sind diese äußerst fragwürdige Quellen; indes liegt hier die Sache so, daß ihre Herkunft aus den feindlichen Lagern und den verschiedenen Kabinetten geeignet ist, sie zu ergänzen und zu kontrollieren; die historische Kritik hat auch vermocht, manche Fälschungen, Weglassungen und falsche Datierungen zu erkennen. Endlich war die Haltung der sechs Großmächte von Anfang an so fest, daß das diplomatische Spiel im einzelnen wenig änderte. Es ist denn auch zu sehen, daß alle Forscher, nicht nur die deutschen, sondern auch holländische und schwedische, zu demselben Ergebnis gekommen sind. Aus den zahlreichen Arbeiten griff der Vortragende Oncken, Helfferich und Bergsträßer heraus, die sich am genausten mit den dreizehn letzten Tagen beschäftigen: Oncken, indem er sie als Schlußabschnitt einer sehr klaren Abhandlung über die deutschfeindliche Politik des Dreiverbandes anfügt, Helfferich, indem er sich aus den Blaubüchern einige der wichtigsten Stücke erwählt und scharfsinnig unsern Gegnern die Maske herunterreißt, Bergsträßer, indem er in emsiger Forschung, auf Grund des reichsten Materials, in die Einzelheiten des diplomatischen Spiels dringt. Wichtig ist dabei die Übereinstimmung über die englische Politik. Grey hat nicht von Anfang an den Krieg gewollt, sondern eher davor zurückgeschreckt, aber er täuschte sich eine Freiheit vor, die er innerlich nicht besaß; statt durch Erklärung der Nichteinmischung den Krieg zu verhüten, hoffte er ihn, wie Rußland ihm immer wieder einflüsterte, durch Drohung der Teilnahme Englands zu verhindern, damit das eingeschüchterte Deutschland Österreich zum Zurückweichen bewege oder im Stich ließe. Wurde Frankreich mitgerissen, so mußte England ihm helfen, denn es war ihm gegenüber gebunden. Die belgische Neutralität ist nur ein guter Vorwand für Grey vor dem Parlament gewesen, denn schon am 2. August hat er den Schutz der französischen Nordküste durch die englische Flotte zugesichert.

An den Vortrag knüpfte sich eine längere Aussprache, an der sich, außer dem Redner, Privatdozent Dr. Ludwig Bergsträßer (als Gast) und die Mitglieder Direktor Prof. Dr. F. Cauer, Dr. Güterbock, Privatdozent Dr. W. Norden, Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch und Privatdozent Prof. Dr. Rieß beteiligten.

427. Sitzung. Freitag, den 7. Januar 1916. Der erste Vorsitzende, Geheimrat Prof. Dr. Dietrich Schäfer, eröffnete die Sitzung mit folgenden Worten:

„Sie versammeln sich heute abend zum ersten Male im neuen Jahre. Da glaube ich Ihnen einige Worte schuldig zu sein über das, was uns alle bewegt. Als Historiker sind wir gewohnt, die Dinge in ihrem Zusammenhange und unter großen Gesichtspunkten zu erfassen. Da kann es niemandem entgehen, daß dieses gewaltige Völkerringen, wie die Weltgeschichte es nie und nirgends gesehen hat, sich seit langem vorbereitete. Nur den Blindesten der Blinden konnte es verborgen bleiben, daß seit dem marokkanischen Streite und seit den Umwälzungen auf der Balkan-Halbinsel, die mit der türkischen Revolution ihren Anfang nahmen, die Verhältnisse sich insbesondere für unser Volk bedrohlich zuspitzten. Die Einkreisungspolitik, die bemüht war, das Netz enger und enger um Deutschland zusammenzuziehen, wurde allen erkennbar, die sehen konnten und sehen wollten. Die Geschichte kennt unendlich viele dynastische Kriege. In der Zeit des Kampfes gegen absolute Fürstengewalt ist oft laut verkündet worden, daß der Völkerfriede sicher sei, sobald die Gewalthaber ihrer Macht entkleidet sein würden. Die Gegenwart belehrt uns, was es bedeutet, wenn Völker auf einander stoßen. Alles was je geschah, ist Kinderspiel gegenüber dem, was sich vor unseren Augen vollzieht. Und der gleichen Blindheit, wie sie gegenüber dem Herannahen dieses Weltkrieges leider bei hoch und niedrig Platz gegriffen hatte, macht sich schuldig, wer etwa glauben sollte, daß mit dem Auskämpfen des gegenwärtigen Streites lange, ja ewige Ruhe sich über die Welt ausbreiten werde. Wer so denkt oder hofft, wird dieselbe Enttäuschung erleben wie die vielen, die bis vor kurzem die Weisheit verkündeten, daß große Kriege gar nicht mehr möglich seien. Die Entscheidung über die zukünftige Gestaltung der Welt, die bleibende Machtverteilung unter den Völkern wird mit diesem Kriege, so blutig und opferreich er ist, nicht endgültig gefällt sein. Über den Kreis der jetzt Kämpfenden hinaus werden sich die Staaten noch lange in Waffen gegenüber stehen; ein dauernder Ausgleich wird, wenn überhaupt möglich, sich erst in einer Zukunft vollziehen, die niemand abzusehen vermag. Der sündigt an seinem Volke, der jetzt die Lehre verkündet, daß es nichts aus diesem seinem Daseinskampfe davonzutragen brauche als das Bewußtsein der Kraft und des Sieges. Es braucht festere Bürgschaften für sein dauerndes Bestehen. Nur Machterweiterung, Ausdehnung unseres Herrschaftsbereichs kann die Gefahren beschwören, die der natürliche Machtzuwachs unserer Gegner für uns in sich birgt. Auf ihre Achtung vor den Pflichten des Rechts und der Sitte kann doch wahrlich niemand mehr bauen. Gebe Gott, daß den Leitern unserer staatlichen Geschicke diese Erkenntnis lebendig werde und bleibe. Wir können nichts tun, als sie nach Kräften stärken und nähren: dazu aber sind wir als Historiker vor anderen berechtigt und berufen."

Sodann verlas der 1. Schriftführer, Dr. Fritz Arnheim, die von Prof. Johannes Ferber und Geh. Staatsarchivar Archivrat Dr. Melle Klinkenborg verfaßten, warmempfundenen Nachrufe für unsere verstorbenen Mitglieder Oberlehrer Wilhelm Busse und Privatdozent Prof. Dr. Wilhelm von Sommerfeld.

Geheimrat Prof. Dr. Konrad Rethwisch berichtete über die in Aussicht genommene Aufnahme von Vorträgen und Übungen geschichtswissenschaftlicher und unterrichtlicher Art in den Lehrplan des „Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht". Eine nähere Erörterung dieser Frage wurde für eine der folgenden Sitzungen vorbehalten.

Als Mitglied wurde Dr. Hans Bellée (Wildpark bei Potsdam) aufgenommen.

Nach Beendigung des geschäftlichen Teiles sprach Direktor Prof. Dr. Friedrich Cauer über „Ciceros rhetorische Politik, ein Spiegelbild romanischer Denk- und Handlungsweise". Der Vortragende ging aus von dem Selbstgefühl der romanischen Völker, das sich vor allem auf die aus dem sinkenden Altertum ererbte Rhetorik gründet. Die Macht der Rede tritt allerdings auch außerhalb der romanischen Kulturwelt überall da im politischen Leben hervor, wo der Politiker darauf angewiesen ist, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen; rhetorisch im besonderen Sinne aber wird die Politik da, wo die Beredsamkeit auf die Wahl des politischen Zieles Einfluß gewinnt, indem der Redner entweder eine Tendenz nur deshalb vertritt, weil sie besonders geeignet ist, rednerische Erfolge zu erzielen, oder, weil seine Kunst von einem Machthaber oder Geldgeber erkauft ist. Ein Typus des rhetorischen Politikers ist Cicero. Bestechlichkeit im groben Sinne haben ihm freilich selbst seine härtesten Beurteiler nicht vorgeworfen; aber allerdings nahmen Drumann und Mommsen an, er habe sich in seinen politischen Schwankungen immer nur durch sein persönliches Interesse bestimmen lassen. Diese Auffassung geht zu weit. Nach der Rückkehr aus der Verbannung und dann wieder nach der Schlacht bei Pharsalus unterwarf er sich Caesar allerdings nur aus Furcht vor der Macht; im übrigen aber erklärt sich seine Haltung durchweg aus bleibenden Grundanschauungen. Im römischen Staat schien ihm der von den griechischen Philosophen gesuchte Idealstaat verwirklicht. Die Vorschriften des positiven Rechtes hatten für ihn das Ansehen moralischer Gebote. So verbargen sich ihm die Tatsachen in philosophischem Pathos; er verkannte das Hauptbedürfnis der Zeit, die Erneuerung des römischen Bauernstandes, und ihren stärksten Machtfaktor, das Heer in der Hand des Feldherrn.

An den Vortrag knüpfte sich eine kurze Aussprache, an der sich, außer dem Redner, die Mitglieder Dozent Prof. Dr. Koehne und Geheimrat Prof. Dr. Schäfer beteiligten.

Nachrufe für unsere verstorbenen Mitglieder.



Wilhelm Busse †.

In der Nacht vom 16. zum 17. Oktober 1914 fiel bei einem Sturmangriff unweit Warschau der Oberlehrer Wilhelm Busse, Offizier-Stellvertreter im Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 19.

Er stammte aus Greifswald, wo er am 12. Oktober 1881 geboren wurde. In seiner Vaterstadt besuchte er die Schule und die Universität. In seiner Heimatprovinz, in Stettin und Neustettin, erhielt er, nachdem er die Oberlehrer-Prüfung bestanden hatte, die praktische Ausbildung für den Schuldienst. Die erste Anstellung führte ihn nach dem Westen, an die Oberrealschule in Duisburg. Dann war er kurze Zeit an der Oberrealschule in Bielefeld tätig. 1910 kam er nach Berlin, zuerst an die 13. Realschule, nachher an die Kirschner-Oberrealschule.

In erster Linie Neuphilologe, war er zugleich ein begeisterter Geschichtslehrer. Durch ausgebreitete Lektüre bereitete er sich für den Geschichtsunterricht vor und erzielte durch die frische Art, in der er den Stoff behandelte, die besten Erfolge. In der Historischen Gesellschaft, der er erst kurze Zeit angehörte, als der Krieg ausbrach, ist er nicht hervorgetreten. Die ihn aber gekannt haben, wissen, daß sie an ihm einen Mann von guter deutscher Art verloren haben. Er war ein liebenswürdiger Genosse in fröhlichen Stunden, ein aufrechter und stolzer Mann in allen ernsten Angelegenheiten des Lebens.

Berlin. Johannes Ferber.

Bruno Hennig †.

Am 29. August 1915 starb im fast vollendeten 35. Lebensjahre auf dem Felde der Ehre nördlich Kobry bei Strygowo unser Mitglied, der Oberlehrer am hiesigen Köllnischen Gymnasium Dr. phil. Bruno Hennig.

Geboren in Berlin am 15. September 1880, besuchte er hier das Königliche Wilhelms-Gymnasium, das er 1899 mit dem Zeugnis der Reife verließ, um Germanistik und Geschichte zu studieren. Mit Ausnahme eines einzigen Sommersemesters (1901), das er in Freiburg i. Br. verbrachte, fesselte ihn die hiesige Universität während seiner ganzen Studienzeit. Nachdem er am 14. Dezember 1905 die Doktorprüfung bestanden hatte, diente er 1906 als Einjähriger beim 2. Garderegiment und betätigte sich von Oktober 1907 bis Ostern 1909 als Hauslehrer. Er erwarb sich dann, nach erfolgreich abgelegter Staatsprüfung, das Zeugnis für die Lehrbefähigung für Geschichte, Deutsch und Geographie, absolvierte von Michaelis 1909 bis 1911 seine beiden Probejahre zuerst an dem hiesigen Königl. Joachimsthalschen Gymnasium, sodann an der 7. Realschule und



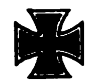
wurde schließlich an dem altehrwürdigen Köllnischen Gymnasium am 1. Oktober 1911 als Oberlehrer angestellt, dem er bis Kriegsausbruch angehörte.

Seine erfolgreiche, wenn auch nur kurze Lehrertätigkeit, die ihm die Achtung und Freundschaft seiner Kollegen und die Liebe und Verehrung seiner Schüler sicherte, hat sein Direktor, Professor Gilow, in der seinem Gedächtnis zu Ehren am 16. September 1915 im Gymnasium veranstalteten Trauerandacht bereits gewürdigt. Hier wollen wir seiner als Historiker gerecht zu werden versuchen.

Trotz der kurzen Spanne von Jahren, die das Geschick Bruno Hennig zu forschen gewährt hat, hat er sich einen achtbaren Namen als Historiker erringen können. Ganz entsprechend seinem vornehm zurückhaltenden Charakter, seinem stark ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühl und seiner rezeptiven Natur, die die äußeren Ereignisse bedächtig in sich aufnahm und tief und gründlich verarbeitete, ist sein historisches Urteil treffend und bestimmt, seine Forschungsmethode exakt und zuverlässig, sein historisches Erkennen stets auf den Kern der Sache gerichtet. Eine glückliche Gabe, stilistisch gewandt darzustellen, verband er mit der Fähigkeit, scharf und bestimmt, ja gelegentlich glänzend, Menschen oder Ereignisse zu charakterisieren, so daß wir als seine Fachgenossen ein Recht hatten, noch viel Gutes von ihm zu erhoffen.

Hennigs ergebnisreichste Arbeit ist seine von Hermann Oncken angeregte Dissertation (nur ein Kapitel ist als solche gedruckt); sie erschien in den Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg 1906 unter dem Titel: „Die Kirchenpolitik der älteren Hohenzollern in der Mark Brandenburg und die päpstlichen Privilegien des Jahres 1447."

Zunächst gelang es ihm hier, Klarheit in die Datierung der zahlreichen päpstlichen Bewilligungen zu bringen. Er konnte einwandfrei feststellen, daß der ganze Komplex von päpstlichen Urkunden nicht, wie bis dahin angenommen worden war, sich auf mehrere Jahre erstreckt, sondern sich auf 2 Tagesdaten beschränkt (4. Februar bezw. 10. September 1447). Durchaus folgerichtig schloß er hieraus auf eine einheitliche, zielbewußte und großzügige Kirchenpolitik des Kurfürsten Friedrich II., der nur durch den unmittelbaren Verkehr mit dem geistlichen Oberhaupt in Angelegenheiten seines Klerus diesem gegenüber seine landesherrliche Gewalt durchzusetzen imstande war. So führt uns Hennig in das Zentralproblem der vorreformatorischen Entwicklung des Fürstenstandes. In liebevoller Sorgfalt untersucht er, stets die höheren Gesichtspunkte im Auge behaltend, dann die Beziehungen des Kurfürsten zu der ganzen Geistlichkeit, von den Bischöfen bis zu den weitgestaltigen Institutionen der Weltgeistlichkeit herab. In diesen Arbeitskomplex hinein gehört auch seine lesenswerte Studie über Kurfürst Friedrich II. und das Wunderblut zu Wilsnack (Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. 19. Bd. 1906.) Es ist zu bedauern, daß Hennig seinem ersten Arbeitsgebiet, wo noch so viel geleistet werden kann, nicht treu geblieben ist. Eine 1913 in den „Mitteilungen" unserer Gesellschaft, deren Sitzungen er stets mit Interesse besuchte, von ihm veröffentlichte Besprechung (Bd. 41, S. 402 ff.) über v. Liebenaus Schrift über den Franziskaner Thomas Murner zeigte, wie gründlich er sich in jene Zeit hineingedacht hatte, wie objektiv und kirchlich unbefangen er zu urteilen verstand.



In weiteren Kreisen wurde Hennig bekannt durch seine zweite größere Veröffentlichung, die ihm auch in kurzer Zeit einen schönen buchhändlerischen Erfolg zuteil werden ließ. 1911 erschien in rascher Folge hintereinander in 2 Auflagen bei E. S. Mittler & Sohn sein Buch über Elisa Radziwill: „Ein Leben in Liebe und Leid", wie er in dem Untertitel treffend diese Publikation bisher unveröffentlichter Briefe aus den entscheidenden Jahren ihres tragischen Lebens, aus der Zeit von 1820—1834, bezeichnete. Nur die Tatsache, daß die romantische Jugendliebe Wilhelms I. zu Elisa Radziwill aus Standesrücksichten unerfüllt bleiben mußte, wußte man bisher; und diese Tatsache hat genügt, um die Gestalt der unglücklichen Prinzessin in einer Fülle von Licht und Glanz zu verklären. Hennig konnte aus einem reichen, noch unberührten Briefmaterial schöpfen, aus den Briefen der Fürstin Luise Radziwill, einer Schwester Louis Ferdinands von Preußen, und Elisas selbst an ihre vertrauteste Freundin, die Gräfin Lulu Stosch, geborene v. Kleist, sowie aus den von Geh. Rat Schuster zur Verfügung gestellten Korrespondenzen der Fürstin Luise mit der Prinzessin Marianne von Preußen. War das Material an sich schon dankenswert, so verstand es Hennig vortrefflich, mit historischem Takte auszuwählen und dadurch nie zu ermüden. Ungewöhnlich, aber in hohem Maße gelungen, war die Art seines reichen Kommentars; in elegant-stilisierter Form verband er die Briefe durch aufklärende Mitteilungen miteinander, wob scharf umrissene, ja glänzende Charakteristiken mit hinein, wie die des genialen „Landstreichers" Fritz Schwarzenberg, eines Sohnes des Siegers von Leipzig, der zum letzten Male noch Glück und Sonne in das Leben dieser edlen Dulderin zu bringen schien.

So zeigte sich Hennig als ein Historiker, der in allen Sätteln zu reiten verstand und dessen reife Leistungen uns seinen frühzeitigen Tod um ihrer selbst willen und um derenwegen, die wir noch von ihm erhoffen durften, doppelt schmerzlich fühlbar machen. Wohl keiner unter uns, der den stillen, feinfühligen, stets freundlichen und bescheidenen Menschen, den stets interessierten Zuhörer gekannt hat, ahnte, was für eine starke und harmonische Persönlichkeit er war. Aus den letzten Jahren vor dem Kriege besitzen wir zwei Schriften von ihm, an denen, um ein einigermaßen lebenswahres Bild von dem Dahingeschiedenen zu gewinnen, unmöglich vorübergegangen werden kann: „Über politische Erziehung durch den Geschichtsunterricht" (in „Vergangenheit und Gegenwart" 1913, Heft 2/3) nennt er den einen, „Schule und Politik" (in „Pädagogische Reform" 1913, Nr. 45) den anderen Aufsatz. Schulmann, Geschichtsforscher und Staatsbürger ist er hier zugleich, voll heiligen Eifers für die große Aufgabe, die Jugend zu real denkenden und nüchtern handelnden Staatsbürgern durch den Geschichtsunterricht zu erziehen. Aber anders muß der Geschichtsunterricht sein als bisher: „Bismarcks Geschichtsbetrachtung statt Wildenbruchs" will er der Jugend einimpfen, nicht die Geschichte als patriotisches Fest behandeln. „Man dient der Nation nicht," sagt er, „indem man bei jedem einzelnen Kapitel vaterländischer Geschichte, statt des von der Wissenschaft geforderten objektiven Standpunktes, einen prononziert nationalen Standpunkt einnimmt und jeden Gegner des eigenen Staates moralisch herabzuwürdigen sucht. Man dient aber der Nation viel mehr, wenn man künftige Staatsbürger daran gewöhnt, politische Tendenzen und Kräfte auf der Seite des Gegners ebenso sorgfältig abzumessen, wie auf der eigenen." Politik solle nicht als Gefühl,



sondern nur als Verstandessache getrieben werden. „Wir wünschen also," heißt es an anderer Stelle, „die Loslösung des inneren Menschen von der Politik nicht nur, damit er frei werde für Kulturaufgaben, sondern auch, damit er die für politisches Verständnis nötige Distanz zu politischen Dingen gewinne und ein politisch gewandterer und brauchbarer Staatsbürger werde." — Und schließlich, als ob er sich und die Generation, die mit ihm fühlte, vor dem Verdacht mangelnden Patriotismus schützen müßte, äußerte er die Worte: „Wir lieben unser Volk und Land gewiß nicht weniger als unsere Väter es liebten, und werden nicht säumiger sein als sie, wenn es gilt, Gut und Leben für den Bestand und das Gedeihen unseres Staates hinzugeben!" —

Und nun haben ihn seine Kameraden tief im Innern Rußlands in einsamem Heldengrabe zu ewiger Ruhe gebettet! Ahnte er, als er jene Zeilen schrieb, die wie ein Auftakt zum Kampf für seine mannhafte Weltanschauung klingen, daß sie sein Epilog sein würden, daß er selbst einmal zum Vollstrecker seines Willens werden würde?

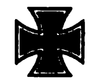
Die Erinnerung an Bruno Hennig wird, bei aller Trauer um den Verlust, uns bleiben in dem Bewußtsein, daß hier ein Leben in seiner höchsten Vollendung harmonisch ausgeklungen ist.

Charlottenburg. Richard Wolff.

Paul Kopfermann †.

Am 9. Oktober 1915 fiel im Kampfe um die Lorettohöhe Dr. Paul Kopfermann, Oberlehrer an der Charlottenburger Siemens-Oberrealschule, Mitglied unserer Gesellschaft seit dem 8. März 1912.

Der Dahingeschiedene war am 12. Juni 1885 in Groß-Lichterfelde als Sohn des Bibliothekars, späteren Bibliotheksdirektors an der Kgl. Bibliothek, Prof. Dr. Kopfermann und seiner Ehefrau Anna geb. Becker geboren. Ostern 1903 verließ er das Gymnasium seines Heimatsortes. Er hat dann mit Ausnahme des Sommer-Semesters 1904, das er in Tübingen verbrachte, in Berlin hauptsächlich Geschichte und Deutsch studiert und dort am 27. Februar 1908 das Rigorosum bestanden. Von Juli 1906 bis März 1909 war er Bibliothekar des Historischen Seminars der Universität und hat sich in dieser Stellung durch Gewissenhaftigkeit, Verwaltungstüchtigkeit und Takt im Verkehr mit den Benutzern größte Anerkennung, bei dem nicht leichten Umzug in die neuen Räume am Schinkelplatz durch sein Geschick und seine Willigkeit besonderes Verdienst erworben. Nach bestandener Oberlehrerprüfung ist er als Seminar- und Probekandidat an der Siemens-Oberrealschule in Charlottenburg tätig gewesen und dann seit dem April 1913 als angestellter Lehrer dort. Er hat sich rasch und glücklich in den Schuldienst eingewöhnt, mit Liebe an den Kindern gehangen, die Kinder ebenso an ihm. Sein Direktor, Dr. Gropp, hat ihm im Namen des Lehrerkollegiums den folgenden Nachruf gewidmet: „Voll Begeisterung und frohen Muts war er im März dem Rufe zu den Fahnen gefolgt und mit Stolz und Lust Soldat geworden. Ideale Lebensanschauung, Herzensgüte, liebenswürdiges Wesen und edle Charaktereigenschaften schmückten ihn als Menschen; reiches Wissen, hohes Lehrgeschick und Pflichttreue zierten den Lehrer; freundliche Gesinnung, Aufrichtigkeit und Geradheit machten ihn uns zu einem besonders lieben Amtsgenossen und Freunde. So bleibt sein Andenken Schülern und Lehrern und allen, die ihn kannten, unvergeßlich."



Kopfermann hatte nicht gedient. Als aber der Krieg ausbrach, war sein Herz erfüllt von der Sehnsucht, die Waffen tragen zu dürfen. Daß seine Bemühungen, freiwillig einzutreten, scheiterten, weil er den nötigen Urlaub nicht erhielt, erfüllte ihn mit lebhaftem Unmut. Am 15. März 1915 ward er zum Königin-Augusta-Garde-Grenadier-Regiment eingezogen. Strahlenden Auges brachte er dem Unterzeichneten die Nachricht. Am 15. September durfte er, inzwischen Gefreiter geworden, mit einer Ersatz-Abteilung ausrücken. Er kam zum mobilen Regiment, als die heftigen gegnerischen Angriffe mit tagelangem Trommelfeuer einsetzten. In der Nacht vom 8. zum 9. Oktober begannen sie auf den Schützengraben, in dem er an vorderster Stelle in einer Sappe seinen Platz hatte. Am Mittag des Tages machte ein Kopfschuß dem jungen, frischen Leben ein plötzliches Ende; in den Morgenstunden hatte der Grenadier besonders im Werfen von Handgranaten Mut, Ausdauer und Geschick bewiesen.

Es ist Paul Kopfermann nicht vergönnt gewesen, außer seiner Dissertation noch etwas für die Wissenschaft zu leisten. Sie behandelt „Das Wormser Konkordat im deutschen Staatsrecht“ und wird nicht nur durch die Neuheit des Stoffes, sondern auch durch die Klarheit und Gründlichkeit der Behandlung ihrem Verfasser einen dauernden Platz unter den Vertretern geschichtlicher Forschung sichern. Gewiß hätte er bei längerem Leben neben der Berufstätigkeit wieder Zeit und Kraft für wissenschaftliche Arbeit gefunden; Neigung und Fähigkeit dazu waren stark in ihm.

Allen, die ihm näher getreten sind, werden seine offene, freundliche und doch sichere Art, seine Zuverlässigkeit und der helle Blick seiner treuen, blauen Augen unvergessen bleiben.

Berlin-Steglitz. Dietrich Schäfer.

Ernst Salzer †.

Ernst Salzer, ein Sohn der Stadt Worms, geboren am 18. Februar 1876, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, besuchte im Sommersemester 1894 die Universität Heidelberg, dann zwei Semester hindurch Straßburg, zuletzt von Michaelis 1895 bis Michaelis 1899 Berlin. Er hörte hauptsächlich Vorlesungen über Geschichte und Nationalökonomie und beteiligte sich an den Seminarübungen bei Breßlau, H. Delbrück, Schmoller und Scheffer-Boichorst. Von letzterem wurde er zu einer Arbeit über die Anfänge der Signorie in Oberitalien angeregt, die zuerst 1899 als Dissertation, im nächsten Jahre als ein Teil der Eberingschen Sammlung erschien und die Anerkennung von Hegel in der Historischen Zeitschrift fand. Nach der Doktorpromotion an der Berliner Universität (9. August 1899) ging Salzer nochmals nach Heidelberg, wo er unter Erdmannsdörffers Leitung sich mehr der neueren Geschichte zuwandte und eine Untersuchung über Pufendorfs Darstellung des Übertritts des Großen Kurfürsten von der schwedischen auf die polnische Seite bearbeitete, die jedoch erst vier Jahre später in Druck erschien. Im Frühjahr 1900 trat er in die preußische Archivverwaltung ein und wurde nacheinander als Volontär in Berlin, Stettin und Marburg beschäftigt, wo er wieder Universitätsvorlesungen hörte und am 12. Juli 1902 sein Archivexamen bestand. Nach mehrmonatlicher Tätigkeit am Stadtarchiv in Köln, wurde er im Frühjahr 1903



an das Preuß. Historische Institut in Rom gesandt, für dessen Unternehmungen er besonders im Staatsarchiv Neapel gearbeitet hat. Im Herbst 1903 nach Deutschland zurückberufen, war Salzer seit Michaelis 1903 Hilfsarbeiter am Staatsarchiv in Danzig, dann seit 1. Oktober 1904 am Geh. Staatsarchiv in Berlin, dem er, mit einer kurzen Unterbrechung durch eine Versetzung nach Stettin (1908), zuletzt (seit 1911) als Archivar angehört hat.

Neben seiner amtlichen Wirksamkeit hat Salzer während dieser Jahre eine sehr rege und fruchtbare wissenschaftliche Tätigkeit entwickelt. Zwei Persönlichkeiten waren es hauptsächlich, denen sich seine Forschungen zuwandten und deren Biographien er zu bearbeiten gedachte: Julius Stahl und Friedrich Gentz. Leider ist es ihm nicht vergönnt gewesen, diese Studien zu einem Abschluß zu bringen. Zur Geschichte Stahls veröffentlichte er 1911 die hübsche und inhaltvolle Abhandlung über Stahl und Rotenhan (in der Histor. Vierteljahrsschrift) und einige wichtige Briefe Stahls (in der Deutschen Rundschau 1914). Umfangreicher sind seine Publikationen über Gentz. Salzer übernahm es im Jahre 1909, die von den früh verstorbenen Gebrüder Wittichen im Auftrage der Wedekind-Stiftung begonnene Veröffentlichung des Briefwechsels von Gentz zu Ende zu führen. So gab er im nächsten Jahre den noch von Friedrich Karl Wittichen bearbeiteten zweiten Band dieser Publikation heraus, zu dem er selbst eine Studie über die Beziehungen von Gentz zu Adam Müller beisteuerte, und 1913 in zwei Abteilungen den 3. Band mit dem Briefwechsel von Gentz und Metternich, eine durchaus wohlgelungene Edition, deren Grundlagen zwar die Brüder Wittichen vorbereiteten, deren treffliche Vollendung aber das Werk Salzers ist. Von seinen sonstigen Arbeiten erwähne ich noch die neue Ausgabe der „Denkwürdigkeiten des Generals von Eisenhardt“ (1910).

In den Vorstudien für eine Biographie von Gentz überraschte ihn der Ausbruch des Weltkrieges, dessen Entwicklung er mit leidenschaftlichem Interesse verfolgte. Trotz seines Alters — 39 Jahre — und seiner nicht eben kräftigen Gesundheit, trat er im Mai 1915 bei einem hessischen Artillerie-Regiment als Freiwilliger ein, wurde zunächst in Darmstadt ausgebildet und zu Ende des Sommers mit seiner Batterie auf den südöstlichen Kriegsschauplatz gesandt. Bei dem siegreichen Vormarsch in Serbien, in der Nähe von Kruševać, am 10. November 1915 traf ihn ein Granatsplitter, der seinem Leben sogleich ein Ende machte.

Salzers Veröffentlichungen zeigen in ihren Anfängen wie in ihren letzten Teilen die saubere und sorgfältige Arbeit, die er in guter Universitätsschulung, namentlich bei Scheffer-Boichorst, gelernt hatte, in der geistigen Durchdringung und Erfassung des Stoffes aber, und besonders auch in der Formgebung, eine entschieden aufsteigende Entwicklung, die es doppelt bedauern läßt, daß es ihm nicht vergönnt war, seine Studien über Stahl und Gentz zum Abschluß zu bringen.

Charlottenburg.

Paul Bailleu.

Sitzungs-Berichte
der Historischen Gesellschaft zu Berlin.

---

431. Sitzung. Freitag, den 5. Mai 1916. Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch leitete die Sitzung.

Archivassistent Dr. Richard Wolff widmete unserm Mitgliede, Amtsgerichtsrat Dr. iur. Richard Béringuier, der im Felde plötzlich einem Herzschlage erlegen war, einen längeren Nachruf.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Dr. Joachim Kühn in Berlin; Dr. Eduard Wilhelm Mayer in Berlin-Lichterfelde; Afrikaforscher Paul Reichard in Charlottenburg; Redakteur Rudolf Rotheit in Berlin; Oberrealschuldirektor Prof. Dr. Paul Schwartz in Berlin.

Nach Schluß des geschäftlichen Teiles sprach Oberlehrer Dr. Hermann Dreyhaus über „Deutsche Kriegszeitungen in den Befreiungskriegen und im Weltkrieg". Er unterschied Kriegszeitungen im weiteren Sinne und Feldzeitungen. Da erstere für das Zeitalter der Befreiungskriege von der Forschung bereits erschlossen sind, streifte er sie nur kurz. Zu ihnen gehören H. von Kleists „Berliner Abendblätter", der von Niebuhr und Schleiermacher begründete „Preußische Correspondent", dessen Nachfolger, das „Tagesblatt der Geschichte", der „Rheinische Merkur" von Joseph Görres und das von A. von Kotzebue herausgegebene „Russisch-Deutsche Volksblatt". Alle sehen ihren Hauptberuf darin, das deutsche Volk, allmählich von Osten nach Westen greifend, zum Freiheitskampfe aufzurufen. Sie können deshalb stets an demselben Orte erscheinen. Anders die Kriegszeitungen im eigentlichen Sinne, die Feldzeitungen. Diesen war das Hauptinteresse des Abends zugewandt. Feldzeitungen! — Soldaten sind nicht nur ihre Leser, Soldaten drucken sie auch, ja, sie verfassen sie sogar zum größten Teil. Der Vortragende gab ein Bild der Entwicklung dieser Feldzeitungen von ihren ersten Anfängen im Koalitionskrieg von 1794 bis zur Gegenwart. Bescheiden ist ihr erstes Auftreten. Noch in den Freiheitskriegen von 1813/15 haben sich bisher nur vier nachweisen lassen, worunter die von Varnhagen im Verein mit einigen Lützowern herausgegebene „Zeitung aus dem Feldlager" vielleicht die interessanteste ist. — Merkwürdigerweise ist es in den deutschen Einigungskriegen zu keiner Feldzeitung gekommen, sogar nicht während der langen Belagerung von Paris. Erst im Chinafeldzuge 1900/01 feierte sie in der „Pekinger Deutschen Zeitung" fern der Heimat eine Auferstehung. Zur vollsten Entfaltung gelangten die Feldzeitungen jedoch erst in diesem Weltkriege. Nahezu 50 lassen sich bis jetzt schon nachweisen. Und immer wieder tauchen noch Neuerscheinungen auf. Als älteste Feldzeitung bezeichnet sich selbst die „Kriegszeitung der Feste Boyen und der Stadt Lötzen", in der Zeit der Russennot gegründet. Im übrigen erscheint der Osten ziemlich spät mit Feldzeitungen auf dem Plan, was sich teilweise durch die schlechten Verkehrsbeziehungen zur Heimat erklärt, teilweise auch durch den langwährenden Bewegungskrieg. Nach diesem aber rührt er sich mächtig. Wohl jeder Armeeverband hat jetzt sein eigenes Organ.

Sitzungs-Berichte
der Historischen Gesellschaft zu Berlin.

---

431. Sitzung. Freitag, den 5. Mai 1916. Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch leitete die Sitzung.

Archivassistent Dr. Richard Wolff widmete unserm Mitgliede, Amtsgerichtsrat Dr. iur. Richard Béringuier, der im Felde plötzlich einem Herzschlage erlegen war, einen längeren Nachruf.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Dr. Joachim Kühn in Berlin; Dr. Eduard Wilhelm Mayer in Berlin-Lichterfelde; Afrikaforscher Paul Reichard in Charlottenburg; Redakteur Rudolf Rotheit in Berlin; Oberrealschuldirektor Prof. Dr. Paul Schwartz in Berlin.

Nach Schluß des geschäftlichen Teiles sprach Oberlehrer Dr. Hermann Dreyhaus über „Deutsche Kriegszeitungen in den Befreiungskriegen und im Weltkrieg". Er unterschied Kriegszeitungen im weiteren Sinne und Feldzeitungen. Da erstere für das Zeitalter der Befreiungskriege von der Forschung bereits erschlossen sind, streifte er sie nur kurz. Zu ihnen gehören H. von Kleists „Berliner Abendblätter", der von Niebuhr und Schleiermacher begründete „Preußische Correspondent", dessen Nachfolger, das „Tagesblatt der Geschichte", der „Rheinische Merkur" von Joseph Görres und das von A. von Kotzebue herausgegebene „Russisch-Deutsche Volksblatt". Alle sehen ihren Hauptberuf darin, das deutsche Volk, allmählich von Osten nach Westen greifend, zum Freiheitskampfe aufzurufen. Sie können deshalb stets an demselben Orte erscheinen. Anders die Kriegszeitungen im eigentlichen Sinne, die Feldzeitungen. Diesen war das Hauptinteresse des Abends zugewandt. Feldzeitungen! — Soldaten sind nicht nur ihre Leser, Soldaten drucken sie auch, ja, sie verfassen sie sogar zum größten Teil. Der Vortragende gab ein Bild der Entwicklung dieser Feldzeitungen von ihren ersten Anfängen im Koalitionskrieg von 1794 bis zur Gegenwart. Bescheiden ist ihr erstes Auftreten. Noch in den Freiheitskriegen von 1813/15 haben sich bisher nur vier nachweisen lassen, worunter die von Varnhagen im Verein mit einigen Lützowern herausgegebene „Zeitung aus dem Feldlager" vielleicht die interessanteste ist. — Merkwürdigerweise ist es in den deutschen Einigungskriegen zu keiner Feldzeitung gekommen, sogar nicht während der langen Belagerung von Paris. Erst im Chinafeldzuge 1900/01 feierte sie in der „Pekinger Deutschen Zeitung" fern der Heimat eine Auferstehung. Zur vollsten Entfaltung gelangten die Feldzeitungen jedoch erst in diesem Weltkriege. Nahezu 50 lassen sich bis jetzt schon nachweisen. Und immer wieder tauchen noch Neuerscheinungen auf. Als älteste Feldzeitung bezeichnet sich selbst die „Kriegszeitung der Feste Boyen und der Stadt Lötzen", in der Zeit der Russennot gegründet. Im übrigen erscheint der Osten ziemlich spät mit Feldzeitungen auf dem Plan, was sich teilweise durch die schlechten Verkehrsbeziehungen zur Heimat erklärt, teilweise auch durch den langwährenden Bewegungskrieg. Nach diesem aber rührt er sich mächtig. Wohl jeder Armeeverband hat jetzt sein eigenes Organ.

Das bedeutendste ist die in Wilna erscheinende „Zeitung der 10. Armee". Nicht nur älter, auch reicher in ihrer Ausstattung sind die Feldzeitungen des Westens, deren bekannteste und beste, die „Liller Kriegszeitung" und der „Champagne-Kamerad", sich auch in der Heimat schon viele Freunde erworben haben. Ihnen inhaltlich ebenbürtig, zwar nicht so reich ausgestattet und weitverbreitet, sind die „Kriegszeitung der 4. Armee", „Der Schützengraben", „Kriegszeitung der 7. Armee", „Champagne-Kriegszeitung" und vor allem der „Landsturm" in Aalst, Belgien. — Alle Namen an diesem Platze zu nennen, ist nicht möglich. Die Zahl ist zu groß. Doch sind sie uns in ihrer Mannigfaltigkeit ein Beweis von der herrlichen Stimmung unserer Truppen, die inmitten eines so schweren Kampfes noch soviel Muße finden, daß sie in ihren Zeitungen den Daheimgebliebenen mitteilen können.

An den Vortrag knüpfte sich eine längere Aussprache, an der sich, außer dem Redner und Herrn Dr. Rassow (als Gast), die Mitglieder Dr. Haering, Geheimrat Prof. Dr. Lenz, Prof. Markull, Dr. Rachel, Stadtschulrat Dr. Reimann und Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch beteiligten.

Nach Schluß des wissenschaftlichen Teiles richtete Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch noch an den inzwischen erschienenen Ehrenpräsidenten Geheimrat Prof. Dr. Max Lenz, der zum erstenmal seit seiner Übersiedelung nach Hamburg wieder an einer Sitzung der Gesellschaft teilnahm, eine kurze Begrüßungsansprache.

432. Sitzung. Freitag, den 2. Juni 1916. Geheimrat Dr. Bailleu leitete die Sitzung.

Seit der letzten Zusammenkunft hat die Gesellschaft wieder ein Mitglied durch den Tod verloren. Am 21. Mai entschlief im 85. Lebensjahre unser ältestes Ehrenmitglied, der k. k. Hofrat Prof. Dr. Franz Ilwof in Graz (Steiermark).

Als Mitglied wurde Dr. Wolfgang Stammler, Privatdozent an der Technischen Hochschule zu Hannover, aufgenommen.

Der erste Punkt der Tagesordnung betraf die Beteiligung der Gesellschaft an der Veranstaltung von geschichtsunterrichtlichen und bildungsgeschichtlichen Vorträgen und Übungen im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht.

Der Berichterstatter, Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch, führte aus, daß die geschichtsunterrichtlichen Vorträge eine Ergänzung zu dem bieten sollen, was die Oberlehrerprüfung an akademischer Vorbildung voraussetzt. Als geeignete Vortragsgegenstände bezeichnete er: Geschichte der Staats- und Gesellschaftsverfassung; Geschichte der Volkswirtschaft; Kunstgeschichte; Prähistorie; Vergleichende Literaturgeschichte; Vergleichende Religionsgeschichte; Philosophie der Geschichte; Geschichte ausländischer moderner Kulturvölker; Kriegsgeschichte; Überblick über den Stand der Geschichtserkenntnis. Andere Themen können hinzukommen. Die Behandlung hat allemal „nach Maßgabe des Unterrichtsbedürfnisses" zu erfolgen. Dem Vortrag schließt sich eine „Besprechung" an.

Die Übungen zur Vorbildung der Kandidaten sollen eine fachseminarische Ergänzung der Oberlehrerseminare bilden. In den Übungen ist Bedacht zu nehmen insbesondere auf: Stoffauswahl; Quellenbenutzung; Anschauungsmittel; Gruppenbildung (z. B. Längs- und Querschnitte, Parallelen); Vortragsart. Außerdem ist Kenntnis zu vermitteln vom Entwicklungsgang des Geschichtsunterrichts.

Nur die eine Seite der Erziehungswissenschaft bildet die, die es mit der Anwendung der Psychologie und Ethik auf die Theorie der Erziehungskunst zu tun hat. Die andere Seite ist die Bildungsgeschichte. Für diese sind Vorträge und Übungen im Zentralinstitut ein dringendes Bedürfnis.

Gegenstand der Vorträge ist das Bereich der Geschichte und Verfassung des Unterrichtswesens. Die Behandlung hat die Wechselwirkung zwischen der pädagogischen Theorie und der Schulpraxis zu verfolgen und den Zusammenhang mit der kulturellen Gesamtentwicklung zu beachten.

In den bildungsgeschichtlichen Übungen findet Anleitung zu eigenem Studienbetrieb in der Weise der Historischen Seminare statt.

Die Mitglieder der Historischen Gesellschaft sind gebeten, Meldungen zur Übernahme von Vorträgen und Übungen, zu denen sie selbst oder andere, von ihnen gewonnene Herren, bereit sind, an den Vorstand der Gesellschaft zu richten.

An den Bericht schloß sich eine längere Aussprache.

Oberlehrer Dr. Bonwetsch erklärte: Das Bedürfnis für solche Kurse ist zweifellos vorhanden. Der Geschichtslehrer wünscht a) unterrichtet zu werden über wesentliche Fortschritte in der Geschichtsforschung und Geschichtserkenntnis; b) in Gebieten, die er nicht aus eigenen Studien heraus beherrscht, durch zusammenfassende Darstellungen die Kenntnisse aufzufrischen, die er mehr erlernt als verarbeitet hat; c) durch Übungen seine wissenschaftliche Arbeitsmethode frisch zu erhalten. Daraus ergibt sich die Forderung a) nach Vorlesungen über Gebiete, in denen wesentliche Fortschritte der Wissenschaft vorliegen; b) nach der Darstellung größerer Zusammenhänge; c) nach quellenkritischen Übungen. Die Punkte a) und b) werden gelegentlich vereinigt werden können. Zu warnen ist dabei vor allzu großer Spezialisierung, vor allem der Sonderbehandlung einzelner historischer Nebengebiete, wie sie in Vorschlag gebracht waren. Das ist nur für Übungen zu empfehlen.

Direktor Prof. Dr. Friedrich Cauer erklärte: Allerdings muß die politische Geschichte unbedingt im Vordergrunde des Unterrichts stehen; je besser aber der Lehrer mit anderen Gebieten vertraut ist, desto weniger ist er in Gefahr, unverarbeiteten Stoff aus diesen Gebieten auszukramen. Auch das Studium der politischen Geschichte ist wohl zu sehr auf die preußisch-deutsche Entwicklung beschränkt gewesen; vor allem ist eine bessere Kenntnis der jetzt mit uns verbündeten Staaten zu wünschen.

Privatdozent Prof. Dr. Hofmeister betonte die Notwendigkeit klarerer und eindringenderer Herausarbeitung der Zusammenhänge der gesamtgeschichtlichen Entwicklung.

Außerdem beteiligten sich noch Dr. Kolshorn und Privatdozent Dr. Vogel an der Aussprache.

Einstimmig wurde folgender Beschluß angenommen: „Die Historische Gesellschaft erklärt sich mit den im Bericht vom 2. Juni 1916 über die Veranstaltung von geschichtsunterrichtlichen und bildungsgeschichtlichen Vorträgen und Übungen im Zentralinstitut usw. ausgesprochenen Wünschen einverstanden und ist zur Mitwirkung in diesem Sinne bereit".

Den zweiten Punkt der Tagesordnung bildete eine Aussprache über die Erhaltung und Umgestaltung „der Jahresberichte der Geschichtswissenschaft".

Geheimrat Dr. Schuster, der im Auftrage der Gesellschaft die „Jahresberichte" herausgibt, gab als Berichterstatter zunächst einen kurzen Rückblick auf ihre Entstehung und Entwicklung und zeigte alsdann, daß ihr bisheriges Bestehen lediglich ein Verdienst des Verlags und seiner unbegrenzten Opferwilligkeit sei. Nun aber habe ihr der Krieg, vielleicht auf lange Zeit hinaus, ein Ziel gesetzt. Damit seien die „J B G." an einem entscheidenden Wendepunkte ihres Daseins angelangt. Da der Wunsch nach ihrer Erhaltung allgemein sei, komme es darauf an, Mittel und Wege zu finden, die es dem Verlag ermöglichen, bei erheblich geringeren Opfern das Unternehmen weiterzuführen. Diese Möglichkeit glaubt der Ref., auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen als Herausgeber, hauptsächlich in einer Verminderung des Umfanges der „J B G." zu erblicken. Demgemäß empfahl er: 1. Aufgabe des Grundsatzes der Vollständigkeit. Literarische Erscheinungen, die des wissenschaftlichen Charakters entbehren, sollen fortan von der Verzeichnung ausgeschlossen werden; 2. Beseitigung der Territorial- und Provinzialreferate; 3. Beseitigung der Auslandsreferate oder Ersatz der fremden Bearbeiter durch deutsche Berichterstatter. 4. Aufgabe des § 72 „Kirchengeschichte", des sehr teuren Registers nach dem

Vorbilde der „JB. für das höhere Schulwesen“ und Kürzung anderer §§, z. B. des § 9 (Römer). Diese Maßnahmen würden uns in den Stand setzen, an Stelle der bisherigen 2 Bde. von durchschnittlich 74—100 Bogen einen Band im Umfange von 40—45 Bogen herauszugeben. Dem Unternehmen würde dadurch die Lebensfähigkeit gesichert werden, ohne daß die Wissenschaft dabei zu schaden käme.

Der Mitberichterstatter, Archivassistent Dr. Wolff, betonte die Notwendigkeit einer größeren Einheitlichkeit der Berichterstattung in den „JBG.“, demzufolge die Territorialberichte und die Auslandsberichte als selbständige Berichte fortfallen müßten und ihr materieller Inhalt in den nach chronologischer Zeitfolge anzuordnenden Hauptberichten über die allgemeine Geschichte aufzunehmen sei. Nicht eine bibliographisch vollständige, alles umfassende Berichterstattung über den Gesamtbereich der Geschichte sei zu fordern, sondern ein für die deutschen Geschichtsforscher allgemein orientierender Jahresbericht, der alles Entbehrliche und anderwärts bereits Gebotene fortlasse.

Privatdozent Prof. Dr. Hofmeister gab zu, daß eine Einschränkung des Umfangs der JBG. notwendig sei. Mit den Vorschlägen auf Streichung der Alten Geschichte, der Territorialgeschichte und des Registers oder auf völlige Umgestaltung der Disposition erklärte er sich nicht einverstanden, billigte dagegen durchaus die Forderung, die Beziehung zur deutschen Forschung in den Vordergrund zu stellen und die ausländischen Mitarbeiter zu beseitigen. Nach seiner Ansicht sei die Beschränkung des Umfangs in erster Linie durch strengere Sichtung der Manuskripte von Seiten der Redaktion, durch Ausscheidung alles nicht eigentlich Historischen und nicht streng Wissenschaftlichen (besonders aus den allgemeinen Kapiteln), wenn nötig auch durch Übergang zu reiner Bibliographie anstelle der jetzigen Referate oft zweifelhaften Wertes zu erreichen. Die Existenzberechtigung der „JBG.“ scheine ihm eben daran zu hängen, daß sie einen Überblick über das Gesamtgebiet historischer Produktion zeitlich und räumlich ermögliche.

Dozent Prof. Dr. Koehne schloß sich dem Wunsche auf Kürzungen an, namentlich für den Bericht über klassisches Altertum, wollte aber nicht, daß er ganz gestrichen werde. Dem Vorschlage, die Berichte durch Bibliographien zu ersetzen, trat er entgegen und berief sich darauf, daß für manche Teile Deutschlands solche Bibliographien bereits erscheinen, z. B. für den Oberrhein durch die Badische Historische Kommission. Außerdem empfahl er, einen Versuch mit dem buchhändlerischen Sondervertrieb einzelner Beiträge, z. B. denen über Deutsche Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte, Reformationszeit und Neueste Zeit zu machen. Schließlich brachte er einen Antrag auf Behandlung der ganzen Frage durch einen besonderen Ausschuß ein und erklärte sich mit den von Geheimrat Dr. Bailleu vorgeschlagenen Kürzungen des Antrags einverstanden.

Direktor Prof. Dr. Cauer sprach sich gegen die völlige Streichung der Alten Geschichte aus, empfahl aber, diesen Teil der Jahresberichte auf eine Übersicht über solche Erscheinungen zu beschränken, die auch für einen auf anderen Gebieten heimischen Historiker Interesse haben.

Auf Vorschlag von Geheimrat Dr. Bailleu wurde einstimmig folgende Resolution angenommen: „Die Historische Gesellschaft beschließt, die Herausgabe der Jahresberichte der Geschichtswissenschaft in veränderter Form fortzusetzen. Ein Ausschuß soll über die Einzelheiten der Veränderung beraten und der Gesellschaft über seine Vorschläge Bericht erstatten.“

Die Gesellschaft wählte Oberlehrer Dr. Bonwetsch, Direktor Prof. Dr. Fr. Cauer, Privatdozent Prof. Dr. Hofmeister, Dozent Prof. Dr. Koehne, Verlagsbuchhändler Dr. Vollert, Archivassistent Dr. Wolff und den Vorstand zu Mitgliedern des Ausschusses.

Den letzten Punkt der Tagesordnung bildete eine Aussprache über eine Ausgestaltung der „Mitteilungen aus der historischen Literatur“.

Dr. Arnheim, der im Auftrage der Gesellschaft die „Mitteilungen“ herausgibt, schlug folgende Neuerungen vor, die 1917 in Kraft treten sollen:

a) Jedes Heft soll mit einer umfangreicheren Anzeige eines Geschichtswerkes von allgemeinem Interesse oder mit einer zusammenfassenden Besprechung mehrerer Schriften gleichen oder ähnlichen Inhalts beginnen.

b) Jedes Heft soll am Schlusse ein Verzeichnis der inzwischen eingetroffenen Rezensionsexemplare bringen.

c) Jedes Heft soll eine Zeitschriftenschau enthalten, in der ganz kurz auf die Bedeutung und den Inhalt derjenigen Aufsätze, Briefveröffentlichungen, Urkunden usw. hingewiesen wird, die nicht nur von rein örtlichem Interesse sind, und in denen wirklich etwas Neues zu finden ist. Da die Gesellschaft jetzt in verschiedenen Teilen Deutschlands und sogar in Österreich Mitglieder besitzt, die an den „Mitteilungen“ als Mitarbeiter tätig sind, dürfte auch die Berücksichtigung wichtigerer Provinzialzeitschriften möglich sein. Was die Beschaffung des Zeitschriftenmaterials betrifft, so werden einige Verleger wohl ein Rezensionsexemplar einsenden. Die allgemeinen Zeitschriften werden wohl von einzelnen Mitgliedern bezogen und sind außerdem auch sonst leicht zugänglich. Andere Mitarbeiter werden wohl als Mitglieder historischer Provinzialvereinigungen die Veröffentlichungen der betreffenden Gesellschaft erhalten. Diejenigen Mitglieder, die an der Zeitschriftenschau mitarbeiten wollen, werden ersucht, dem Schriftleiter möglichst bald mitzuteilen, über welche Zeitschrift ihres geschichtlichen Sondergebiets sie regelmäßig zu berichten wünschen.

Privatdozent Prof. Dr. Hofmeister macht den Vorschlag, die Sonderabdrücke der einzelnen Referate in den „Mitteilungen“ einzeln abzuziehen, falls technisch nichts im Wege stünde. — Verlagsbuchhändler Dr. Vollert erwidert, daß die Erfüllung dieses Wunsches auf technische Schwierigkeiten stoßen und eine Erhöhung der Kosten verursachen würde.

Dozent Prof. Dr. Koehne schließt sich dem Wunsche nach Sammelreferaten an der Spitze der einzelnen Hefte an. Er empfiehlt ferner die Veröffentlichung geeigneter, in der Gesellschaft gehaltener Vorträge als „Beilagen“ zu den „Mitteilungen“. Diese Beilagen müßten aber auch besonders verkäuflich sein.

Die Gesellschaft erklärte sich mit den Vorschlägen Dr. Arnheims einverstanden. Die Erörterung der von Prof. Dr. Koehne gegebenen Anregung wurde wegen der vorgerückten Stunde auf eine spätere Sitzung verschoben.

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben von

Fritz Arnheim

Neue Folge ▪ Fünfter Band

Der ganzen Reihe 45. Band

Erstes Heft

Zur gefl. Beachtung

Für die Schriftleitung bestimmte Briefe und Manuskripte werden postfrei an Dr. Fritz Arnheim (Charlottenburg 2, Uhlandstr. 182), Rezensionsexemplare nur durch Vermittelung der Verlagshandlung erbeten

Berlin SW. 68

Weidmannsche Buchhandlung

1917

Um Beachtung der inneren Seiten des Umschlags wird gebeten



An unsere Leser.

Die **Historische Gesellschaft zu Berlin** hat sich mit ihren **„Mitteilungen aus der historischen Literatur“**, deren 45. Jahrgang das vorliegende Heft eröffnet, von jeher in erster Linie an die Vertreter und Freunde der Geschichtswissenschaft gewandt, welche nach Stellung und Beruf nicht wohl in der Lage sind, über ihren besonderen Studienkreis hinaus sich mit dem allgemeinen Fortgang der Forschung näher zu beschäftigen.

Dieser Absicht werden die „Mitteilungen“ treu bleiben; sie wollen durch objektive Referate, die ja weder die Kritik ausschließen noch eine absolute Neutralität erfordern, über die Neuerscheinungen der historischen Literatur ein möglichst vollständiges Bild von der Fortentwickelung unserer Wissenschaft schaffen und damit den Lesern Anregungen und Richtlinien für ihre eigenen Studien geben.

Auch in Zukunft wird die Historische Gesellschaft auf die Mitwirkung weiterer Kreise, deren sie sich bis heute dankbar erfreut hat, nicht verzichten. Aber sie wünscht, wie es in der neuen Titelaufschrift gesagt ist, ihre eigenen Mitglieder mehr als bisher zur Mitarbeit heranzuziehen und damit diese Zeitschrift wirklich zu ihrem Organ zu machen.

So hofft sie, derselben ihre alten Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen.

Der Vorstand:

Dietrich Schäfer. Paul Bailleu. Konrad Rethwisch.
Georg Schuster. Fritz Arnheim. Erich Bleich.

Ihre Mitarbeit haben von **Mitgliedern** der Gesellschaft bereits zugesagt:

Arnheim, Fritz, Dr. (Gesch. der drei Skandinav. Reiche u. Finnlands; Friedrich d. Gr.; Belgien seit 1830).
Baaz, Erich, Dr., Oberlehrer (Röm. Gesch., bes. Kaiserzeit; röm. Quellenkunde).
Bailleu, Paul, Dr., Geh. Archivrat, Direktor d. Geh. Staatsarchivs (Preuß. u. Franz. Gesch. seit 1780).
von Bardeleben, Karl, Exz., Generalleutnant z. D. (Genealogie u. Heraldik).
Barge, Hermann, Dr., Prof. (Gesch. d. geist. u. rel. Beweg. i. d. Reformationszeit; Bauernkriege; Luther).
Barnewitz, Fritz, Dr. iur. et phil. (Gesch. d. schwed.-norweg. Union; Gesch. Mecklenburgs).
Bees, Nikos A., Dr. (Byzantin. Gesch.; Balkanländer).
Bellée, Hans, Dr. (Osteuropäische Geschichte).
Bersu, Philipp, Dr., Prof. (Deutsche Lit.-Gesch.; ev. Kirchenrecht u. Dogmengesch.).
Besser, Gust. Adolf, Dr., Oberlehrer (Verfassungsgeschichte d. neueren Zeit).
Bleich, Erich, Dr., Prof. (Kulturgesch.; Philosophie u. Methodologie d. Gesch.; Gesch. d. Historiograph.).
Boenisch, Hermann, Hauptmann a. D. (Zeit Friedrichs d. Gr.; Geschichte d. Geschützwesens).
Bonwetsch, Gerh., Dr., Oberlehrer (Deutsche Kirchengesch., bes. Papsturkunden, bis 1200).
Borckenhagen, Fr. Hermine, Dr. (Polit. u. Wirtschaftsgesch. Deutschlands im 19. Jahrh.).
Boschan, Richard, Dr., Oberlehrer (Geschichte d. Deutschtums im Ausland).
Caspar, Erich, Dr., Prof., Privatdozent a. d. Universität (Gesch. d. Papsttums u. Italiens im Mittelalter).
Cauer, Friedrich, Dr., Prof., Direktor (Griech. u. röm. Gesch. der republikanischen Zeit).
Cohn, Willy, Dr. (Flottengesch. 11. bis 13. Jahrh.; Normannen und Hohenstaufen).
Dauch, Bruno, Dr. (Mittelalterl. Kirchenverfassung).
Dobrzynski, Max, Oberstleutnant a. D. (Kriegsgesch.).
Dreyhaus, Herm., Dr., Oberlehrer (Gesch. d. 19. Jahrh., bes. Kulturgesch.).
Ebert, Theodor, Dr., Seminarprorektor (Geschichte d. Meliorationen in Brandenburg).
Ehlers, Wilh., Dr. (Gesch. u. Kirchengesch. Niedersachsens; Mittelalter: Kaiserzeit; preuß. Gesch. im 18. Jahrh.; Gesch. d. höheren Schulwesens).
Fechner, Heinrich, Dr., Oberlehrer (Baseler Konzil; Geschichte d. Volksschulwesens).
Fietze, Wilh., Kandidat (Orientalia; griech. u. röm. Gesch.; mittelalterl. Staatengeschichte).
Fitte, Siegfried, Dr., Professor (Zeit Friedrichs d. Gr.; Biographisches im 17. u. 18. Jahrhundert).
Frankfurth, Herm., Dr., Prof. (Pol. u. Lit.-Gesch. Italiens seit 1850).
Fridrichowicz, Eugen, Dr. (Wirtschaftsgeschichte; Rationalismus, Methodenfragen usw.).
von Friederich, Rudolf, Exz., Generalleutnant z. D. (Gesch. d. Befreiungskriege).
Garve, Karl, Oberlehrer (Kulturgeschichte; Renaissance in Italien; Reformat., bes. Luthers Person).
Gerber, Paul, Dr., Oberl. (Kriegsgesch., bes. Seekriege).
Gerstenberg, Kurt, Dr., Oberlehrer (Staat u. Kirche Deutschlands im Mittelalter; Fragen und Beziehungen z. deutschen Literatur im Mittelalter).
Geyer, Fritz, Dr., Oberlehrer (Griech. Geschichte; histor. Geographie des Altertums).
Girgensohn, Joseph, Dr., Rektor (Balt. u. hansische Geschichte; Gesch. von Frankfurt a. M.).
Gleye, Carl Erich, Dr. (Alexander d. Gr. u. Diadochenzeit; Byzantin. Gesch.; Deutschtum i. Osten).
Goldschmidt, Paul, Dr., Prof. (Deutsche Gesch. i. 19. Jh.).
Gumlich, Bruno, Dr., Professor (Kulturarbeit d. Hohenzollern; Gesch. v. Elsaß-Lothringen).
Güterbock, Ferd., Dr. (Zeit Friedrich Barbarossas).
Häpke, Rudolf, Dr., Privatdozent a. d. Universität (Hanse- und Handelsgeschichte).
Haering, Herm., Dr. (Gesch. Badens u. Württemb.).
von Hanff, Walter, Dr., Oberl. (Deutschtum i. Ausland).
Hecht, Walt., Dr., Oberlehr. (Kulturgesch. d. 18. Jahrh.).
Hedergott, Walter, Oberlehrer (Polit. und Histor. Geographie; Völkerkunde).
Hein, Max, Dr., Archivassist. (Preuß. Gesch. 1640—1786).
Herr, Emil, Prof. (Vorgesch.; Rechtsgesch., bes. Weistümer; Els.-Lothr.; Kirchengesch.; alttest. Gesch.).
Herrmann, Otto, Dr., Professor (Friderizianische u. Wilhelminische Kriegsgeschichte).
Herse, Wilh., Dr. (Deutsche Geistesgesch. z. Zeit d. Aufklärung; Gesch. d. Historiographie seit 1750).
Hobohm, Martin, Dr., Privatdozent a. d. Universität. Hilfsarbeiter am Kgl. Zeughaus (Gesch. d. neueren Kriegskunst; Machiavelli-Forschungen).
von Hofmann, W., Dr. (Papstgesch. 13—15. Jahrh.; Kirchenrecht).
Hofmeister, Adolf, Dr., Prof., Privatdozent a. d. Universität (Deutsche und italien. Gesch. bis zum 14. Jahrh., bes. Verfassungsgesch., Quellenkunde u. allg. Politik; Gesch. d. Papsttums; Genealogie).
Hoeniger, Robert, Dr., Prof., Privatdozent a. d. Universität, Lehrer an der Kriegsakademie (Wirtschafts- u. Sozialgesch.; Deutschtum im Ausland).
Hoppe, Wilhelm, Dr., Bibliothekar d. Sächs. Landtags (Landesgesch. v. Brandbg. u. Sachsen; Gesch. d. östl. Kolonisation; Gesch. d. Mönchsorden).
Hoetzsch, Otto, Dr., Universitätsprofessor, Lehrer a. d. Kriegsakademie (Osteuropäische Geschichte).

Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlags.

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben

von

Fritz Arnheim

Neue Folge — Fünfter Band
Der ganzen Reihe 45. Band

Berlin
Weidmannsche Buchhandlung
1917

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Aï jildis, Halbmond und Stern. I, 1. (Philipp) 158
Alter, W., Die auswärtige Politik der ungarischen Revolution 1848/49. (Kaindl) 42
Altsachsen. Zeitschrift d. Altsachsenbundes usw. III. (Stammler) 289
Arnheim, Fr., Schweden. (Schuster) 220
Aspern, K., Geschichte der Polen. (Bellée) 242
Bächtold, H., Die nationalpolitische Krisis in der Schweiz u. unser Verhältnis zu Deutschland. 2. Aufl. (Haering) 60
Baecker, A., Die Geschichte Posens. (Bellée) 242
Baltische Studien. Neue Folge. XIX. (Zickermann) 234
Bauch, Br., Vom Begriff der Nation. (Steffens) 179
Bauer, O., Ziele u. Aufgaben des Geschichtsunterrichts als Gegenwartskunde. (Hecht) 94
Beck, S., s. Huart.
Becker, M. L., Ein Beitrag zur Aufklärung der feindlichen Greuelberichte. (Philipp) 265
Beer, M., Die europäischen Kriegsverhandlungen usw. 2. Auflage. (Dreyhaus) 207
Der Belfried. Monatsschrift usw. I, 1. (Arnheim) 156
Berkenkamp, H., Das Fürstentum Corvey unter dem Administrator Christ. Bernh. v. Galen, Bischof v. Münster, 1661/78. (Markull) 33
Berr, A., Die Kirche gegenüber Gewalttaten von Laien. (Markull) 187
Berresheim, Fr., Schiller als Herausgeber der Rheinischen Thalia u. Neuen Thalia usw. (Stammler) 117
Birt, Th., Schiller der Politiker im Lichte unserer großen Gegenwart. (Reich) 34
Bitterauf, Th., Napoleon I. 3. Aufl. (Putzner) 35
Bleich, E., Der Hof des Königs Friedr. Wilhelm II. u. des Königs Friedr. Wilhelm III. (Sange) 117
Bode, W., Die Franzosen u. Engländer in Goethes Leben u. Urteil. (Bleich) 262
Boehlich, E., Goethes Propyläen. (Bleich) 260
Bratter, C. A., Die armenische Frage. (Philipp) 67
Brock, J., Die Vorgeschichte der Schleswig-Holsteinischen Erhebung von 1848. (Markull) 122
Neue Büchererscheinungen 79. 159. 239. 294
Buchwald, G., Doktor Martin Luther. 2. Aufl. (Herr) 91
Burdach, K., Deutsche Renaissance. (Kende) 54
Burger, F., Handbuch der Kunstwissenschaft. 1.—22. Lfg. (Bleich) 142
v. Caemmerer (†), H., Die Testamente der Kurfürsten v. Brandenburg u. der beiden ersten Könige von Preußen. (Sange) . . 32
Carinthia, Mitteilungen des Geschichtsvereins für Kärnten. CVI. (Kende) 290
Chamberlain, H. St., England and Germany. (Taube) 136
Charmatz, R., Zarismus, Panslavismus, Krieg! (v. Landwehr) . . 133
v. Chlumecky, Freiherr, L., Die Agonie des Dreibunds. (Sternfeld) 53

Seite

Die Chronik des Propstes Burchard v. Ursperg. 2. Aufl. Hrsg. v. O. Holder-Egger u. B. v. Simson. (Rassow) 252
Clason, S., Fälttågsplanen från Trachenberg. (Arnheim) 196
Danske Magazin. 6. Reihe. II. (Arnheim) 292
Degering, H., Aus Luthers Frühzeit. (Herr) 90
Dersch, W., Hessisches Klosterbuch. (Hoppe) 69
Deutsche Revue. XLI, 1. (Schuster) 285
Das Deutschtum im Ausland. 27.—30. (Boschan) 290
Dietel, R., Deutsche Literaturdenkmäler des 17. u. 18. Jahrhunderts. III. (Markull) 73
Dittenberger, W., Sylloge inscriptionum graecarum. I. 3. Aufl. (Geyer) 183
Doelle, F., Reformtätigkeit des Provinzials Ludwig Henning in der sächsischen Franziskanerprovinz 1507/15. (Hoppe) 254
Dörner, E., Die politischen u. volkswirtschaftlichen Anschauungen Cl. Dupins. (Fridrichowicz †) 192
Drerup, E., Aus einer alten Advokatenrepublik. (Philipp) . . . 247
Ebbinghaus, Th., Napoleon, England und die Presse 1800/03. (Tschirch) 37
Ecke, K., Schwenckfeld, Luther u. der Gedanke einer apostolischen Reformation. (G. Wolf) 255
Eder, G., Die Reformvorschläge Kaiser Ferdinands I. auf dem Konzil von Trient. I. (G. Wolf) 189
Egelhaaf, G., Historisch-politische Jahresübersicht f. 1915. (Schuster) 51
Eltzbacher, P., Totes u. lebendes Völkerrecht. (Fridrichowicz †) . 276
Endres, Fr., Prinzregent Luitpold u. die Entwicklung des modernen Bayern. (Markull) 263
Mitteilungen des Vereins für die Geschichte u. Altertumskunde von Erfurt. XXXVII. (Taube) 289
Eucken, R., s. Neutrale Stimmen.
Feldman, W., Deutschland, Polen u. d. russische Gefahr. (Gumlich) 243
—, Die Zukunft Polens u. d. deutsch-polnische Ausgleich. (Gumlich) 245
Ferber, M., s. Huart.
Ficker, J., Bildnisse der Straßburger Reformation. (Herr). . . . 93
Finke, H., Der Gedanke d. gerechten u. heiligen Krieges in Gegenwart u. Vergangenheit. (Bleich) 14
Fornvännen. X. (Arnheim) 79
Gehrmann, H., Die Städte und Freiheiten Königsberg i. Pr. im Jahre 1806. (E. W. Mayer †) 118
Mitteilungen d. Geographischen Gesellschaft in München. X, 2. (Kende). 293
Gerber, H., Drei Jahre reichsstädtischer, hauptsächlich Frankfurter Politik, im Rahmen der Reichsgeschichte unter Sigismund u. Albrecht II. 1437/39. (Markull) 27
Gie, S. F. N., Die Kandidatur Ludwigs XIV. bei der Kaiserwahl vom J. 1658. (Levinson) 106
Glatzel, M., Julius Leopold Klein als Dramatiker. (Bleich) . . . 201
Goetz, W., Deutschlands geistiges Leben im Weltkrieg. (Sange) . 53
Guglia, E., Die Geburts-, Sterbe- und Grabstätten der Römisch-deutschen Kaiser u. Könige. (Sternfeld) 251
v. Hagen, M., Geschichte und Bedeutung des Helgoland-Vertrages. (Gumlich) 45
Haidegger, W., Der europäische Krieg usw. I.—III. (Sternfeld). 52
Hampe, K., Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer. 3. Aufl. (W. Cohn) 99
Hartmann, L. M., Hundert Jahre italienischer Geschichte 1815—1915. (Sternfeld) 222
Hauptmann, E., Deutschlands Stellung auf d. Weltmarkte. (Gumlich) 214
Hauptmann, L., Über den Ursprung von Erbleihen in Österreich, Steiermark u. Kärnten. (Ilwof †) 68

Seite
Hegel-Archiv. III. (Sange) 155
Hermes. Zeitschrift f. klass. Philologie. LI. (Philipp) 151
Herre, P., Geschichtliche Schlaglichter auf den Weltkrieg. (Steffens) 123
Herrmann, M., Forschungen zur deutschen Theatergeschichte des Mittelalters u. der Renaissance. (Stammler) 269
Hes, E., Charlotte Birch-Pfeiffer als Dramatikerin. (Stammler) . . 44
Hilt, K., Camille Desmoulins, seine politische Gesinnung u. Parteistellung. (Sange) 259
Historische Vierteljahrsschrift. XVII. (Markull) 152
Historische Zeitschrift. 3. Folge. XX. XXI, 1. (Markull) 74. 230. 284
Hoberg, G., Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich u. die katholische Religion. (Müsebeck) 211
Holder-Egger, O., s. Chronik.
Huart, Cl., Geschichte der Araber. I. II. Register. Deutsch von S. Beck u. M. Ferber. (Philipp) 223
Hugelmann, K. G., Die Wahl Konrads IV. zu Wien im Jahre 1237. (Markull) 26
v. Humboldt, W., Gesammelte Schriften. XIV, 3. Abt.: Tagebücher. I. Hrsg. v. Alb. Leitzmann. (Sternfeld) 114
Israël, Fr., Das Wittenberger Universitätsarchiv, seine Geschichte u. seine Bestände. (Taube) 72
Jäckh, E., Der aufsteigende Halbmond. 5. Aufl. (v. Landwehr) . 65
Jacobsohn, H., Rußlands Entwicklung u. die Ukrainische Frage. (Ostwald) 135
Jahn, M., Die Bewaffnung d. Germanen in d. älteren Eisenzeit usw. (Herr) 17
Jahresberichte der Geschichtswissenschaft. XXXVI. Hrsg. von G. Schuster. (Rethwisch) 177
Jantzen, H., Gotische Sprachdenkmäler. 4. Aufl. (Bersu) 21
Jung, R., Frankfurter Hochschulpläne 1384—1868. (Girgensohn) . 277
Kaindl, R. F., Polen. (Bellée) 241
Kantstudien. XXI. (Sange) 77
Kaerst, J., Das geschichtliche Wesen u. Recht der deutschen nationalen Idee. (Kende) 126
Kirchengeschichtliche Forschungen, insb. zur Reformationsgeschichte, Theod. Brieger dargebracht. (G. Wolf) 29
Kittel, R., Geschichte d. Volkes Israel. I. 3. Aufl. (Herr) . . . 182
Kjellén, R., Die politischen Probleme des Weltkrieges. 2. Aufl. (Bonwetsch) 209
Klaje, H., Pommern im J. 1813. II. (Dreyhaus) 39
Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur usw. XIX. (Philipp) 231
Koehne, C., Gewerberechtliches in deutschen Rechtssprichwörtern. (Ruben) 271
Archiv für Kulturgeschichte. XII. (Markull) . . . 75. 230. 284
Kurz, J. B., Heimat und Geschlecht Wolframs von Eschenbach. (Taube) 281
Leibniz, G. W., Der Allerchristlichste Kriegsgott. (Sange) . . . 258
Leitzmann, Alb., s. Humboldt.
Lempp, R., Die Frage der Trennung von Kirche u. Staat im Frankfurter Parlament. (Fridrichowicz †) 40
Lindner, Th., Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. VIII. IX. (Rieß) 173
Lorenz, L., Treitschke in unserer Zeit. (Markull) 263
Jahrbuch d. Gesellschaft f. lothringische Geschichte u. Altertumskunde. XXVI. (Herr) 75
Löw, R., Deutsche Bauernstaaten auf russischer Steppe. (Bonwetsch) 132
v. Mackay, B. L., Die moderne Diplomatie. (Ostwald) 58
Mehlis, G., Lehrbuch der Geschichtsphilosophie. (Bleich) 3

Seite

Meister, Al., Deutsche Verfassungsgeschichte v. d. Anfängen bis ins 14. Jahrhundert. 2. Aufl. (Hofmeister) 22
—, Richtlinien für das Studium der Geschichte d. Mittelalters u. der Neuzeit. (Kende) 186
Merseburger Chroniken. I. II. (Taube) 225
Michaël, E., Geschichte d. deutschen Volkes vom 13. Jahrhundert bis zum Ausgang d. Mittelalters. VI. (Markull) 253
Miller, K., Itineraria Romana. Römische Reisewege usw. (Philipp) 98
Graf Moltke, O., Dänemark. Deutschlands neutraler nordischer Nachbar. (Arnheim) 218
Muckle, Fr., Die Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. I. II. 2. Aufl. (Koehne) 273
Mühlhäuser, A., Die Landschaftsschilderung in Briefen der italienischen Frührenaissance. (Schillmann) 230
Naumann, Fr., Mitteleuropa. 100. Tausend. (Schotte) 128
Neefe, Fr., Geschichte der Leipziger Allgemeinen Zeitung 1837/43. (Philippson) 199
Neuber (†), A., Der schwed.-polnische Krieg u. die österreichische Politik 1655/57. (Levinson) 191
Neutrale Stimmen usw. Eingeleitet v. R. Eucken. (Bees) . . . 212
Zeitschrift d. Histor. Vereins f. Niedersachsen. LXXX. (Stammler) 234
Niedlich, J. K., Eine Geschichte d. israelitischen Volkes f. Schule u. Haus. (Bees) 97
Norddeutsche Monatshefte. III, 8. (Arnheim) 291
Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Neue Folge. XXII. (Fridrichowicz †) 154
Oechsli, W., Briefwechsel J. K. Bluntschlis mit Savigny, Niebuhr, Ranke usw. (Steffens) 120
v. Pastor, L., Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance. 1.—3. Aufl. (v. Janson †). 31
—, Generaloberst Victor Dankl. (v. Janson †) 122
v. Peez, A., Europa aus der Vogelschau usw. (Herse) 59
Peters, E., Die Orientpolitik Friedrichs d. Gr. nach dem Frieden von Teschen. (Putzner) 112
Pfeilschifter, G., Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg. (Markull) 124
Vierteljahrsschrift f. wissenschaftl. Philosophie u. Soziologie. XL. (Sange). 237
Pilder, H., Die Russisch-Amerikanische Handels-Kompanie bis 1825. (Markull) 119
Pokorny, J., Irland. (Rieß) 137
Registrum litterarum Joachimi Turriani 1487—1500 usw. Hrsg. v. M. Reichert. (Vorberg) 28
Reichert, M., s. Registrum.
Reincke-Bloch, H., Fichte u. der deutsche Geist von 1914. (Bleich) 12
Reisinger, Griechenland. Landschaften u. Bauten usw. (Philipp) 268
Graf zu Reventlow, E., Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914. 3. Aufl. (Schultze) 47
Ribbeck, K., Geschichte der Stadt Essen. I. (Koernicke) . . . 226
Rieß, L., s. Schultheß.
Ritter (Winterstetten), A., Berlin-Bagdad. Neue Ziele mitteleuropäischer Politik. 16. Aufl. (Rethwisch) 266
Rohrbach, P., Rußland und wir. (Gumlich). 134
Archivio della R. Società Romana di storia patria. XXXVII. (Markull) 237
Kaiserliches Archäologisches Institut. VII. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission. 1912. (Geyer) 19
Rotheit, R., Kernworte des Weltkrieges. (Philipp) 125
Ruchti, J., Zur Geschichte des Kriegsausbruches. (Dreyhaus) . . 264
Rüther, J., Römerzüge im Sauerlande usw. (Dreyhaus) 97
Mitteilungen d. Histor. Vereins f. d. Saargegend. 13. (Koernicke) 154

Seite

Sauerland, H. V. u. Thimme, H., Urkunden u. Regesten z. Geschichte d. Rheinlande aus d. Vatikanischen Archiv. VII. (Hofmeister) 102
v. Scala, R., Das Griechentum in seiner geschichtlichen Entwicklung. (Bees) . . . 64
Schäfer, D., Weltgeschichte der Neuzeit. I. II. 7. Aufl. (Rieß) 161
Scheel, O., Martin Luther. I. (G. Wolf) . . . 86
Scheler, S., Sitten und Bildung der französ. Geistlichkeit nach den Briefen Stephans v. Tournai. (Sange) . . . 187
Scherwatzky, R., Die Herrschaft Plesse. (Bonwetsch) . . . 279
Schmidt, R., Königsrecht, Kirchenrecht u. Stadtrecht beim Aufbau des Inquisitionsprozesses. (Bersu) . . . 277
Schmidt-Ewald, W., Die Entstehung des weltlichen Territoriums des Bistums Halberstadt. (Hoppe) . . . 224
Schmollers Jahrbuch f. Gesetzgebung, Verwaltung usw. XL, 2. 3. (Fridrichowicz †) . . . 77. 238
Fünftes Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft. (Sange) . . 155
Schrörs, H., Untersuchungen zu dem Streite Kaiser Friedrichs I. mit Papst Hadrian IV. 1157/58. (Dauch) . . . 25
–, Der Krieg u. der Katholizismus. 2. Aufl. (Müsebeck) . . . 211
Schultheß' Europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. XXIX. 1913. Hrsg. v. L. Riess. (Arnheim) . . . 206
Schulze, R., Quellensammlung zur Staats- u. Bürgerkunde. I. II. (Rethwisch) . . . 15
Schürmeyer, W., Das Kardinalskollegium unter Pius II. (Markull) 188
Schuster, E., Die Ehefrau in alter u. neuer Zeit. (Kaindl) . . . 283
Schuster, G., s. Jahresberichte usw.
Semrau, Alfr., Die Kurtisanen der Renaissance. (Markull) . . . 284
Shorey, P., Nationale Kultur u. klassische Bildung. (Sange) . . . 181
v. Simson, B., s. Chronik.
Sokolowski, A., Geschichte Polens in allgemeinen Umrissen. (Bellée) 241
Sombart, W., Der moderne Kapitalismus. I. 2. Aufl. (Koehne) . 145
Vierteljahrsschrift für Sozial- u Wirtschaftsgeschichte. XIV, 1. (Fridrichowicz †) . . . 156
Archiv für Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung. VII. (Fridrichowicz †) . . . 78. 238
Spahn, M., Im Kampf um unsere Zukunft. (Müsebeck) . . . 125
Sphyris, K. D., Griechenland u. Italien. Polit.-geogr. Betrachtungen. (Bees) . . . 140
Sprengel, J., Die deutsche Kultureinheit im Unterricht. (Dreyhaus) 246
Stählin, K., Weltgeschichte des letzten Menschenalters. 1. bis 10. Tausend. (Rieß) . . . 173
Stolper, G., Das mitteleuropäische Wirtschaftsproblem. (Schotte) . 215
Strieder, J., Authentische Berichte über Luthers letzte Lebensstunden. (Herr) . . . 92
Strupp, K., Ausgewählte diplomat. Aktenstücke zur orientalischen Frage. (Rethwisch) . . . 141
Suchier, W., Johann Friedrich Joachim. (Fridrichowicz †) . . . 74
Sueß, Ed., Erinnerungen. (Kende) . . . 205
Svensk Historisk Tidskrift. XXXV. (Arnheim) . . . 235
Thimme, H., Urkunden usw., s. Sauerland.
Tönnies, F., Der englische Staat u. der deutsche Staat. (Zickermann) 267
Jahresbericht des Thüringisch-Sächsischen Geschichtsvereins 1915/16. (Taube) . . . 289
Trietsch, D., Deutschland. Tatsachen u. Ziffern. (Philipp) . . . 214
Überall. VIII, 4. 5. (Taube) . . . 154
United empire. VIII, 1. (Markull) . . . 158
Valentin, V., Entente und Neutralität. (Sternfeld) . . . 265
–, Graf Reventlow als Geschichtsschreiber. (Schultze) . . . 51
Zeitschrift f. Volkswirtschaft, Sozialpolitik u. Verwaltung. XXV. (Fridrichowicz †) . . . 76

Seite

Archiv f. Geschichte u. Landeskunde Vorarlbergs. XI, 1. (Ilwof †) 76
Wagner, G., Untersuchungen über die Standesverhältnisse elsässischer Klöster. (Herr) 280
Weiser, K., Englische Literaturgeschichte. 4. Aufl. (Taube) . . . 73
v. Weissenbach, Alfr., Quellensammlung zur Geschichte d. Mittelalters u. d. Neuzeit. I. (Penner) 24
Wieber, W., Friedrich Gentz über die Ursachen der französ. Revolution. (Sange) 195
v. Wilamowitz-Moellendorff, U., Reden aus der Kriegszeit. 4. (Dreyhaus) 54
Winterstetten, A., s. Ritter.
Wirth, Albr., Rasse und Volk. (Fridrichowicz †) 282
Die wirtschaftliche Annäherung zwischen dem Deutschen Reiche u. seinen Verbündeten. I.—III. Hrsg. v. H. Herkner. (Schotte) 215
Wittrup, Al., Rechts- und Verfassungsgeschichte der kurkölnischen Stadt Rheinberg. (Koernicke) 71
Wolf, G., Quellenkunde d. deutschen Reformationsgeschichte. I. II, 1. (Barge) 81
Woyte, C., Antike Quellen zur Geschichte der Germanen. III. (Herr) 250
Wundt, W., Die Nationen u. ihre Philosophie. (Bleich) 13
—, Leibniz. Zu seinem 200jährigen Todestage. (Sange) 110
Zaddach (†), C., Lothar Bucher b. z. Ende seines Londoner Exils. (Dreyhaus) 43
Zeitschriftenschau 74. 151. 230. 284
Zesiger, A., Das bernische Zunftwesen. (Taube) 270
Zwanziger, K. H., Friedrich Adolf v. Zwanziger, Gräflich Castellscher Geheimrat u. Kreishauptmann. (Rest) 259
Zweybrück, Fr., Österreichische Essays. (Kende) 266

1.

Geschichts- und Kriegsphilosophie.

Von Erich Bleich.

Geschichtsphilosophie ist, solange sie betrieben wird, ein auserlesenes Gebiet der Wissenschaft gewesen; allerdings auch, so muß man gleich hinzusetzen, ein abgelegenes und für ziemlich unfruchtbar geltendes. Die Geschichte selbst erregt ja seit alters starke Anteilnahme: sei es als ernste Angelegenheit einer Menschheit, welche die Überlieferung nicht bloß gedanklich in ihrer Bedeutung ermißt, sondern sie auch tätig mit Bewußtsein festhält; sei es als getreue Widerspiegelung menschlichen Tuns und Leidens, öffentlichen Daseins und staatlichen Strebens. Ebenso darf ein philosophisches Denken, das auf geschichtliche Vorgänge und Verhältnisse gerichtet ist, stets mit der Anerkennung und Zustimmung, wenn auch verhältnismäßig nur weniger rechnen.

Während die Geschichts*schreibung* breite, mannigfaltige und nachhaltige Wirkungen ausübt, weist dagegen die philosophische Geschichts*betrachtung* einen eng begrenzten Kreis von Freunden auf. Der Gründe dafür gibt es mehrere. Mancher ist gewohnt und stolz darauf, sich schlechthin an die Geschehnisse selbst zu halten; ein anderer freut sich an dem farbigen Abglanz der geschichtlichen Schilderung; der dritte schätzt zwar jede geschichtlich gegründete Betrachtung, sieht aber jedem dahin gehenden Philosophieren mit regem Mißtrauen und den betreffenden Ergebnissen mit unverkennbarer Mißachtung entgegen. Mancher gibt vielleicht zu, daß die Geschichte durch die Logik der Tatsachen lehren könne; räumt jedoch nimmermehr ein, daß man, und sei man auch Philosoph, aus einer denkenden Erkenntnis der Geschichte heraus irgendwie Belangreiches darbieten könne. Wenn der Historiker als „rückwärts gewandter Prophet" eines gewissen Ansehens nicht entbehrt, — der Philosoph als Deuter der Vergangenheit oder gar als Vorausverkünder des zukünftigen Geschichtsverlaufs gilt nichts. Wie sollte er auch in großzügiger Betrachtung der Vergangenheit mit dem Universalhistoriker Schritt halten können, dem als berufenem Fachmanne diese Tätigkeit unbestreitbar mit besserem Recht zukommt! Selbst was den Blick in die Zukunft betrifft, ist der Weltgeschichtschreiber historischer Herkunft ungleich aussichtsreicher gestellt als der bloße Geschichtsphilosoph; denn eindringendere Kenntnis und umfassendere Übersicht befähigen ihn, diejenigen Richtlinien, welche er für die Vergangenheit gezogen hat, mit größerer Sicherheit in die Zukunft zu verlängern.

Und doch hat ein Hegel, im Anschauen des heraufziehenden und stärker anwachsenden Liberalismus, mit wahrhaft ahnender

Seele und voll Besorgnis den Geist eben dieses Liberalismus gekennzeichnet, als welcher zerbröckelnd einwirke und seiner innersten Natur nach jeder bindenden oder verpflichtenden Organisation widerstrebe. Und doch hat sich ein Nietzsche in der ihm eigenen kräftigen Mitempfindung, die ihn trotz allem zum „Zeitgemäßen" stempelt, deutlich genug dahin ausgesprochen, daß auf ein solches Zeitalter der weitestgehenden Atomisierung und Vereinzelung (wie es Hegel andeutet) ein Zeitalter der Glieder- und Organbildung (Nietzsche sagt auch: „der Rangordnung") folge.

Im ganzen genommen sind freilich die allgemeinen Festlegungen des zukünftigen geschichtlichen Verlaufs nicht eben glücklich geraten. Wir denken dabei etwa an die Bestrebungen, geschichtliche Gesetze aufzustellen oder die Kurve der weltgeschichtlichen Bewegung zu berechnen, z. B. an den Franzosen Millard, der beobachtet zu haben glaubte, daß im Zusammenhange mit den elektrischen Strömungen des Erdballs die Völker sich in Zeiträumen von ungefähr 250 Jahren abwechselnd heben und senken, annähernd alle 1000 Jahre aber ihren Höhepunkt erreichen. Wir erinnern uns ferner des englischen Soziologen Herbert Spencer oder des Hegelschülers, Grafen Czieskowski, dessen Schrift Prolegomena zur Historiosophie 1838 erstmalig im Druck erschien und 1908 merkwürdig genug neu gedruckt wurde. Spencer sah im beglückenden Zukunftsbilde den militärisch-despotischen Staat bereits von dem industriellen abgelöst, welch letzterer die Freiheit sicher gewährleisten soll! Jetzt ereignet sich's jedoch, daß Spencers Landsleute ihren eigenen industriellen Staat militarisieren und die ganze, Freiheit schaffende Industrie dazu zwingen, dem despotischen Militarismus zu dienen. Der polnische Graf wiederum bezeichnete sein Vorhaben als Historiosophie und verstand darunter augenscheinlich eine Geschichtsphilosophie, welche die Möglichkeit besitzen soll, die Zukunft zu entschleiern, indem sie aus der bisherigen Entwicklung auf die künftige schließt. Er war glücklich genug, seiner Überzeugung dahin Ausdruck geben zu können, daß der Weltgeist in den Betätigungen des Wahren, Guten und Schönen seine Ziele erreichen werde.

Es ist offenbar, daß diese gute Meinung vom Weltgeiste den Neudruck der Czieskowskischen Schrift heute noch weniger rechtfertigen würde, als es im Jahre 1908 der Fall war, und daß auch die anderen Behauptungen, die naturwissenschaftlich aufgestutzte Millards und die soziologisch verbrämte Spencers nichts Beweiskräftiges haben. Sie haben auch niemals Boden gewonnen, wenn man nicht etwa annehmen will, daß die Spencersche Ansicht in dem englischen Phrasenschwall über den preußischen oder deutschen Militarismus widerklingt. Die große Öffentlichkeit hatte von jeher kein Vertrauen zu solchen Ausgeburten philosophischer Köpfe, sie war selbst gehalteneren geschichtsphilosophischen Erwägungen in der Regel unzugänglich; und die kleine geschichtsphilosophische Gemeinde unter Historikern und Philosophen konnte und kann nicht vergessen, daß sie

schon so manches geschichtsphilosophische Theorem hat belächeln müssen.

Gehörte demnach die Geschichtsphilosophie niemals zu den begünstigten Wissenszweigen, so erscheint das unten angeführte groß angelegte Werk von **Mehlis** [1]) unter den denkbar ungünstigsten Zeitverhältnissen.

Wer wird, um nur gleich das eine anzuführen, in diesem uns umtobenden Weltkriege Zeit und Lust finden, sich mit einem Werke abzugeben, das sich lediglich auf dem Gebiete der zeitlosen Kulturwerte bewegt und den harten Kampf dieser uns bedrängenden Zeitlichkeit außer acht läßt?

Prophezeien ist gewiß nicht jedermanns und auf alle Fälle eine heikle Sache; wir sahen es an den obigen Beispielen und tragen kein Verlangen nach der Vermehrung solcher mißglückter Versuche. Die Zukunft konnte Mehlis ohne Anfechtung beiseite lassen. Aber die Gegenwart! Wo soll der Historiker — also auch der Geschichtsphilosoph — in aller Welt lernen, wenn nicht an und aus der Gegenwart! Ist denn nicht das geschichtliche Denken zu einem guten Teile Anologiebildung? Verwerten wir nicht in erheblichem Umfange unsere im Tagestreiben gewonnenen Begriffe für die historische Urteilsbildung? Trägt nicht ein großer Teil unseres jeweiligen Erlebens zur Bereicherung, Vertiefung und Verbesserung unserer geschichtlichen Einsichten bei? Und nun dieses Völkerringen! Was geschieht da nicht alles, das wohl geeignet erscheint, die gesichertsten Ergebnisse bisherigen Nachdenkens umzustoßen und viele in satten Friedenszeiten gefaßte fromme Wünsche für die dereinstige Entwicklung des Menschengeschlechtes völlig zu ersticken?

M. hat dies nicht bedacht. Als sein Buch vor beinahe zwei Jahren herauskam, war es in einigen Grundanschauungen bereits überholt und fast veraltet. Es kann kaum anders sein. Denn zugegeben, daß es die Aufgabe der Geschichtsphilosophie ist, geschichtliche Erfahrungen und die Ergebnisse geschichtlichen Forschens und Denkens zu sammeln, zu ordnen und unter einheitlichem Gesichtspunkt zu deuten; daß uns das gewaltige Geschehen unserer Tage eine schier unübersehbare Fülle vernichtender und erhebender Lehren gibt; daß sich heute Dinge, die auch sonst geschahen, in einem Ausmaße ereignen, an das keine geschichtliche Erinnerung heranreicht: — so schädigt sich jede in solchem Zeitpunkte hervortretende Geschichtsphilosophie selbst aufs schwerste, wenn sie ihre eigenen, von der abgezogenen Wissenschaft vorgeschriebenen Gedankenbahnen einhält, ohne die wirklich welterschütternden Vorgänge zu berücksichtigen, geschweige denn ihren heiß ersehnten Ausgang abzuwarten. Sie raubt sich jede Möglichkeit der Wirkung, da sie auf jede Anwendbarkeit verzichtet.

---

[1]) Dr. Georg **Mehlis**, Lehrbuch der Geschichtsphilosophie. Gr. 8°. XV u. 722 S. Berlin, Julius Springer, 1915. M. 20.—.

Man braucht kein Verächter der Weltabgewandtheit des Denkers und kann doch weit entfernt sein, den soeben gekennzeichneten Standpunkt Mehlis' zu teilen. Gewiß, Hegel soll unter dem Donner der Geschütze von Jena die letzten Bogen seiner „Phänomenologie des Geistes“ zum Drucker getragen haben; aber wir wissen auch, daß er damals glaubte, in der Gestalt Napoleons, dessen Einzug in Jena er miterlebte, „die Weltseele“ zu Pferde sitzend zu sehen. Wir hätten dem Mehlis'schen Buche, anstatt des wenige Zeilen enthaltenden Vorwortes, ein erheblich längeres gewünscht; denn da dieses Vorwort im April 1915 abgefaßt ist, durfte es mit Fug (oder mußte es nicht vielmehr?) die Zeitverhältnisse und ihre geschichtsphilosophischen Folgen wenigstens berühren.

Dies mußte um so notwendiger geschehen, als die praktischen, politischen wie humanitären Voraussetzungen des Buches teilweise unhaltbar geworden sind. Mehlis macht sich im allgemeinen mit der Politik nicht viel zu schaffen, weil er alles auf den Begriff der „Kultur“ und der „Kulturwerte“ zurückführt Aber er hat doch politische Angelegenheiten gestreift, so S. 538. Dort mißt er den modernen Völkern Westeuropas, der „westeuropäischen Republik“, ein gewisses Solidaritätsgefühl bei; dort weist er die Annahme zurück, diese westeuropäischen Völker würden durch die Slaven und diese wieder durch die Mongolen abgelöst werden. Glaubt M. noch an dies „Solidaritätsgefühl der Westeuropäer“, zu denen doch wohl auch die Deutschen gehören? Sind nicht Slaven und ein guter Teil der Westeuropäer gegen uns im Kampfe für „Kultur“ und „Freiheit“?

Was soll man ferner dazu sagen, wenn M. (S. 542) bemerkt: „Bald wird die Zivilisation den ganzen Erdkreis durchdrungen haben“! wenn er „die Harmonien der Welt in dem schönen Ausgleich geistiger Kräfte hergestellt“ sieht! Es mag durchaus philosophisch sein, stets das Ganze im Auge zu haben und von der Zivilisation des Erdkreises oder gar von der Harmonie der Welt zu sprechen. Historisch wertvoller ist es jedenfalls, das Einzelne, in diesem Falle die Völker und Nationen, in erster Linie zu berücksichtigen. Wie sich das tägliche Leben in Verbindungen und im Widerstreit der einzelnen Menschen abspielt, so ergibt sich das geschichtliche Leben aus dem Verkehr und aus dem Kampf der Nationen. Wer das für die Neuzeit maßgebende Nationalitätenprinzip verkennt, wer der „Vereinheitlichung der Kultur“ zustrebt, der versucht den Turmbau von Babel aufs neue. Ehe er aber daran geht, müßte er zuerst die Vorbedingung schaffen, unter welcher jener gewaltige Plan damals allein gefaßt werden konnte und ins Werk gesetzt werden sollte: er müßte die Folgen der Sprachverwirrung aufheben und die Einheitssprache einführen.

Vorstehendes möchte nun jedoch keineswegs als unbedingte Ablehnung des Mehlis'schen Buches, sondern nur als vorläufige Stellungnahme zu einigen in dem Buche hervortretenden Grund-

anschauungen gedeutet werden. Das Werk im ganzen darf als bedeutsamer Beitrag zur geschichtsphilosophischen Literatur gelten. Es bietet eine inhaltreiche, mannigfaltige, den Gegenstand vielseitig wertende Darlegung: der Stoff ist philosophisch gründlich, teilweise erschöpfend behandelt. Zugleich zieht den Leser vielfach eine fesselnde Darstellung an; und nicht selten erfreuen ihn schöne Gedanken, einmal anregende und fruchtbare, sodann, man möchte sagen, gefühlsdurchtränkte und persönlich anwendbare. Ein Lehrbuch der Geschichtsphilosophie hat M. freilich trotz des Titels seines Werkes nicht geschaffen; dazu fehlt es an der abgeschlossenen Form, die sich ebenmäßig in Lehrsatz und Beweis fortbewegt, sowie vor allem an einem Inhalt, der wissenschaftlich allseitig anerkannt ist.

Allerdings erhebt sich damit sogleich die Frage, ob es solchen Inhalt überhaupt gibt und, wenn das der Fall ist. wer ihn herbeischafft. Der Historiker oder der Philosoph? Es ist eine Frage, die M. trotz ihrer Wichtigkeit nur mittelbar beantwortet hat. Er stellt nämlich zur Grundlegung des Begriffs die Geschichtsphilosophie der Philosophiegeschichte gegenüber. Er ist vermutlich nicht ganz offen, wenn er diese Zusammenstellung für unwillkürlich und fast zufällig ausgibt; in Wahrheit hat er sie wohl absichtlich vorgenommen und außerdem die ungewöhnlichere Bezeichnung Philosophiegeschichte gewählt, um Gedanken zu erörtern, die klar auf der Hand und in den Worten selbst liegen: Geschichtsphilosophie ist eben Philosophie der Geschichte und Philosophiegeschichte gleich Geschichte der Philosophie. Wenn der Verf. weiterhin die Philosophiegeschichte eine historische Wissenschaft nennt, so ist das gewiß richtig, verlangt aber den Zusatz, daß diese geschichtliche Wissenschaft am besten von einem Philosophen behandelt wird; wie denn M. selbst in Windelband den Klassiker dieses Wissenszweiges sieht. Wenn er andrerseits die Geschichtsphilosophie eine philosophische Wissenschaft nennt, so dürfen wir ihm wiederum Recht geben, können aber nicht umhin, die Frage aufzuwerfen, ob sie nicht am besten von einem Historiker behandelt würde. Die Folgerichtigkeit des Denkens scheint es zu fordern. Das Wesentliche bleibt immer und unbedingt der sachliche Inhalt, dort die Philosophie, hier die Geschichte, die Form der Betrachtung ist Nebenwerk (dort die geschichtliche, hier die philosophische). Trotzdem widerstreitet der tatsächliche Zustand dieser Gedankenfolge. Die Geschichte der Philosophie ist zwar stets von Philosophen (Eduard Zeller, J. J. Erdmann, Kuno Fischer), aber die Philosophie der Geschichte ist in der Regel gleichfalls von Philosophen behandelt worden; wie jetzt wieder von Mehlis. Insofern darf es niemanden Wunder nehmen, wenn M. eigentlich durchgehends mit Philosophen zu tun hat, so gut wie gar nicht mit Historikern. In seinem Buche findet sich kaum der Name großer Historiker erwähnt, geschweige denn, daß ihren Werken näher getreten würde. Wie kann das geschehen, und inwieweit ist es berechtigt?

In der Tat: es gibt keinen unter den großen Historikern, der ein geschichtsphilosophisches Werk veröffentlicht hätte. Das, was man geschichtsphilosophische Gedanken nennt, hatten sie alle: es findet sich bei Ranke, außer in der Weltgeschichte, jeweils in dem einleitenden Abschnitt, etwa der deutschen Reformationsgeschichte, wo er uns in vielsagenden, oft geheimnis- und ahnungsreichen Worten seine „Ansicht" kundtut; Gervinus entwickelt es, abgesehen von der Historik, mittels weitreichender Vergleiche in seiner „Einleitung" (in die Geschichte des 19. Jahrhunderts); J. G. Droysen kann seine Herkunft aus der Hegelschen Schule nicht verleugnen und spricht in seinem historischen Erstlingswerk von dem geschichtlichen Leben als einem ewigen Werde, einer Schöpfung ohne Sabbath. Auch Lamprecht erörtert seine geschichtsphilosophischen Ansichten, außerhalb der methodologischen Werke, mittels einer „Einführung in das historische Denken"; und Lindner faßt seine Geschichtsphilosophie durchaus unter dem Gesichtspunkt einer „Einleitung zu einer Weltgeschichte seit der Völkerwanderung".

Die Geschichtsphilosophie als eine Art maßgebender Auslegung des weltgeschichtlichen Ablaufs haben im allgemeinen nur Philosophen oder Theologen darzubringen gewagt: ein Hegel oder Lotze im Rahmen ihrer Systeme; ein Augustinus, ein Bossuet oder Bunsen, getragen von ihren religiösen Grundanschauungen. Selbst Herder hat nur Ideen zu einer Geschichtsphilosophie geliefert.

Wir wollen hier nicht untersuchen, wie sich jene Haltung der Historiker gegenüber der Geschichtsphilosophie erklären mag: ob etwa die Vertiefung in das konkrete geschichtliche Dasein die Beschäftigung mit abgezogenen Begriffen verleidet oder ob die volle Einsicht in das ruhelose Spiel der menschlichen Kräfte und Strebungen dem Gedanken an einheitliche Auffassung keinen Raum verstattet oder was es sonst sein möchte. Aber soviel ist klar: was die großen Geschichtschreiber an Gedanken und Anschauungen allgemeinerer Art geäußert haben, ist der beste Baustoff für welche Geschichtsphilosophie auch immer. Diese Auslassungen müssen die Grundlage oder wenigstens die Verstärkung jeder geschichtlichen Erkenntnis bilden. Insofern erscheint es fast selbstverständlich und ist doch ein nicht hoch genug einzuschätzender Vorzug der Wundtschen Logik, daß ihr Verfasser dort, wo er sich über Aufgaben und Methoden, Prinzipien und Richtungen der Geschichtswissenschaft verbreitet, in erster Linie mit den großen Historikern zu Rate geht. Mehlis hat für die Lösung seiner Aufgabe darauf verzichtet; der so entstandene Mangel wird gleichfalls beitragen, die Wirkung seines Buches einzuschränken.

Nachdem wir solchergestalt Lage und Stellung der Geschichtsphilosophie im allgemeinen erwogen und das Verhältnis der Mehlisschen Geschichtsphilosophie zu der Geschichte der Gegenwart und zu der Geschichtschreibung der Vergangenheit erörtert haben, wenden wir uns nunmehr den einzelnen Teilen des Werkes zu.

Der Aufbau ist zweckentsprechend; er gliedert sich in drei Teile, deren erster die Probleme, deren zweiter die Geschichte (S. 343—512), deren dritter das System der Geschichtsphilosophie behandelt.

Der erste Teil wirft zumeist philosophische Fragen auf. Er wird beim Historiker wenig Anteilnahme erwecken, zumal da etwaige wirklich geschichtliche Fragen nicht im Sinne des Historikers bearbeitet werden. Insofern ist dieser Teil besonders geeignet, jene oben berührte Anschauung zu festigen, Geschichtsphilosophie sei Sache des Philosophen; denn wie bei Mehlis die geschichtsphilosophischen Probleme erörtert werden, ist Geschichtsphilosophie allerdings zur philosophischen Angelegenheit gemacht. M. spricht beispielsweise von einer „reinen Form des historischen Denkens", stellt aber zugleich fest, daß diese reine Form sich in keiner historischen Wissenschaft darstelle. Er vermißt ferner die „ideale historische Wissenschaft", die er auch als „vollendete Geschichte" oder als „die exemplarische Form der historischen Auffassung und Darstellung" bezeichnet. Er fragt endlich, „warum sich die Philosophie nicht ebensowohl mit der idealen historischen Wissenschaft wie mit dem idealen Staat befassen solle" (S. 15).

Was sich M. unter jener „reinen Form des historischen Denkens" vorstellt, hat Ref. nach der positiven Richtung weniger durch M. als durch den alten Chladenius erfahren. Dieser bemühte sich in seiner „Allgemeinen Geschichtswissenschaft" (1752) dasjenige zu schaffen, was wir wohl als Wissenschaft des reinen Geschehens ansprechen dürften und was in solchen reinen Gedankendingen und abgezogenen Begriffen aufgehen müßte, wie etwa: jeder Vorgang hat einen Anfang, Fortgang und Ende; jedes persönliche Dasein bewegt sich in Eigenwirkung nach außen, in Einwirkung von außen sowie in Rück- und Wechselwirkungen. Dagegen findet sich bei M. die Erklärung aus dem Negativen, insofern er behauptet, daß sich in keiner historischen Wissenschaft die reine Form des historischen Denkens darstelle. Ich glaube, daß niemand gegen diese Behauptung angehen wird; denn es ist ausgemacht, daß sich diese reine Form in keiner geschichtlichen Darstellung finden kann, weil es schlechterdings kein reines Geschehen gibt: es gibt eben nur ein stoffliches, gegenständliches, sachlich behaftetes Geschehen, je nach den verschiedenen Gebieten des menschlichen Daseins (staatliches, rechtlich-sittliches, literarisches, künstlerisches, religiöses, philosophisches), auf denen sich das Geschehen auswirkt.

Ähnlich läßt sich auch der Mangel einer „vollendeten Geschichte" leicht genug aufdecken, hingegen schwer oder überhaupt nicht abstellen. Er beruht auf jenem nicht abzuändernden Grundverhältnis, demzufolge wirkliches Geschehen und erzählungsmäßige Wiedergabe des Geschehens incommensurabel sind, demzufolge ferner die geschehene Geschichte — sit venia verbo — ein lebendiges Dasein, die geschriebene ein künstlerisches Abbild ist.

Eher schon können wir uns mit jener Frage befreunden, welche die ideale Wissenschaft mit dem idealen Staat zusammenbringt. Denn wie wir verhoffen, daß alle diejenigen, welche sich mit dem idealen Staat zu befassen belieben, sich vorher gründlich und eingehend mit dem bestehenden Staatsgebilde beschäftigt und abgefunden haben, so nehmen wir gleicherweise an, daß alle Verehrer idealer historischer Wissenschaft die Mängel und Vorzüge der tatsächlich vorhandenen geschichtswissenschaftlichen Leistungen genau erwogen haben. Freilich wird es nichts helfen! Utopie!

Wir können dem Verf. in seinen weiteren Darlegungen über den Begriff der Philosophie und der Geschichte nicht folgen, so schwer es uns auch wird, an manchen seiner Ausführungen stillschweigend vorüberzugehen (etwa S. 19: über Zeit und Raum; S. 35: über Inhalt und Form; S. 44: über Leben und Kultur; S. 70—73: über Tradition; S. 75—78: über das Gemeinsame und Gegensätzliche von Kunst und Geschichte; S. 80—89: über das Individuelle und das Typische).

Im zweiten Teil (Geschichte der Geschichtsphilosophie) macht Mehlis von dem Vorrechte des Systematikers Gebrauch, einzelne Züge des Systems und eigene Gesichtspunkte in dem Ablauf geschichtlicher Ansichten wiederzufinden, bzw. ihm zu entnehmen. Gleichzeitig stellt dieser Teil eine Übersicht über die von M. berücksichtigten und benutzten geschichtsphilosophischen Arbeiten dar und kann sonach als eine Art Quellenkunde und Literaturverzeichnis betrachtet werden.

Mehlis verweilt unverhältnismäßig lange bei den Griechen; er kann dies nur tun, weil er sich vielfach und eingehend mit allgemeinen philosophischen Gedanken beschäftigt, denen gewisse Beziehungen zum geschichtsphilosophischen Denken innewohnen. Dies trifft auf Heraclits ewigen Fluß der Dinge und auf Empedokles' Ansicht über den Streit als den Vater aller Dinge zu; und es gilt ebenso von Platos Eros, der als begeistertes Streben zu den Ideen (Typen) hin zu fassen ist, wie von Aristoteles' Begriff des Stoffes und der Form, in dem etwas wie der Entwicklungsgedanke enthalten sein mag (freilich beileibe kein Darwinscher). Unter ähnlichem Gesichtspunkt darf M. die christliche Philosophie behandeln, deren Anschauung über Sündenfall und Erlösung, über diesseitiges und jenseitiges Leben immerhin ein allgemeines, auch geschichtsphilosophisch verwendbares Schema abgibt.

Besonderer Nachdruck liegt naturgemäß auf der Darstellung des deutschen Idealismus, der durch Kant und Fichte, durch Schiller, Schelling und Friedrich Schlegel, durch Hegel und Lotze ein reiches eigengeartetes geschichtsphilosophisches Gedankengebäude errichtet hat, der endlich den philosophischen Problemen der Geschichtswissenschaft in vollstem Umfange gerecht geworden ist, wofür die Namen Diltheys und Rickerts insbesondere zeugen. Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß M. dieser neuesten

Entwicklung deutschen geschichtsphilosophischen Denkens angehört und daß er den aus ihr hervorgegangenen Schriften zu großem Dank verpflichtet ist: sein Buch ist mit Recht Rickert gewidmet.

Der dritte Teil, der auch „Inhaltliche Konstruktion der Universalgeschichte“ überschrieben ist, entspricht etwa dem, was seit langem allgemeinhin als Geschichtsphilosophie bezeichnet wird. Nur daß der Verf. nach einem kurzen Anlauf, die weltgeschichtliche Entwicklung im großen darzulegen, sich damit begnügt, diejenigen vier Richtungen durch die Zeiten herab zu verfolgen, in denen sich nach seiner Meinung die kulturelle Bewegung vollzieht. So geht er nacheinander die religiöse, die ästhetische, die philosophische und die sittlich-staatliche Entwicklung durch.

Auch wer im Laufe der letzten Jahrzehnte gewöhnt worden ist, die Kulturgeschichte als Alleinherrscherin sich gebärden zu sehen, wird diese einseitige Bevorzugung der angeführten Richtungen mit Verwunderung wahrnehmen. Sie ist jedoch tief im Denken des Verf. begründet und hängt aufs innigste mit seinem Bestreben zusammen, das historische Geschehen vom Standpunkte der Wertphilosophie zu deuten. Er bezieht den Sinn des historischen Geschehens durchaus auf die Kultur und auf denjenigen Helden, der Kulturgüter schafft. Kulturgüter sind aber in erster Linie die religiösen, ästhetischen, philosophischen und sittlich-staatlichen Werte.

Mehlis faßt dabei die Kultur in einem gewissen Gegensatz zur Natur auf, obgleich er andrerseits mit Recht in der Natur das Allumfassende sieht. Er möchte deshalb die Kultur aus der Natur herleiten, scheut sich aber geflissentlich, denjenigen Begriff einzuführen, der dem exakten Philosophen vielleicht höchst zweifelhaft erscheint, der aber, als Hilfsbegriff verwendet, allein die Begriffe Natur und Kultur zu vermitteln imstande ist: es ist der Begriff des Geistes oder der Seele. „Der Geist ist die Wahrheit der Natur.“ Allerdings wird bei der damit hervorgerufenen Gegenüberstellung von Natur und Geist der Dualismus in seine Rechte wiedereingesetzt. Aber warum sollte er's nicht, und zwar trotz aller monistischen Strebungen, da sich doch der Mensch selbst nach seiner ganzen Beschaffenheit als zwiespältiges Wesen empfindet. Wir sind in dieser Beziehung wahrhaftig nicht über den Standpunkt der Bibel hinausgekommen, die den Menschen als Erdenkloß mit Gottesodem hinstellt.

Wir haben keine Veranlassung, mit Rousseau aus dem Stande der Kultur zum gegensätzlichen Stande der Natur zurückzukehren; sondern wir dürfen die rechte Kultur als die vom menschlichen Geist vorgenommene Fortbildung der Natur auffassen. Wir sehen noch viel weniger mit M. in der Kultur einen Moloch, der von uns Armen Opfer über Opfer an Lebensglück und idyllischer Ruhe fordert. Im Gegenteil: die Kultur sichert die Bürgschaften und Möglichkeiten des natürlichen und geistigen Daseins; und nur das Tier im Menschen, meinetwegen auch Nietzsches „blonde Bestie“, erleidet durch die Kultur Einschränkungen.

Ebensowenig liegt Berechtigung vor, von dem tragischen Geschick derer zu sprechen, welche als Helden die Kultur merklich fortbilden, indem sie Kulturwerte schaffen. Der Freiligrathsche Kainsstempel, der dem Dichter aufgedrückt sein soll, ist nachgerade abgenutzt; Genie und Irrsinn verfangen auch nicht mehr recht, trotz ihrer anziehenden Zusammenstellung; deshalb danken wir M. für das schöne Bild des Helden, der sich im Dienste der Kultur opfert und verblutet. Richtiger erscheint freilich eine andere Auffassung: ihr zufolge führen Helden, Künstler oder Denker in der Betätigung ihrer Schaffenskraft ein erhöhtes Dasein; und mancher von ihnen mag in seinem Wollen und Vollbringen so seltene Freuden erleben, daß ihm dadurch die gewöhnlichen Ergötzungen vielleicht verkümmert werden.

Wir können uns demnach weder mit dem Mehlisschen Begriff der Kultur noch mit der Auflösung der Kulturgeschichte in die Darstellung der vier oben angeführten kulturellen Entwicklungsreihen abfinden. Religion, Kunst, Philosophie und Ethik sind nur Ausschnitte des Kreises, der von dem Begriffe Kultur erfüllt wird; und ihre Entwicklungen decken sich keineswegs mit der Vorstellung, die das Wort Kulturgeschichte hervorruft. Wo bleiben die oft so mühsam errungenen Fortschritte der äußeren Lebenshaltung, wo die verblüffenden Errungenschaften der neueren Technik, wo die Wirkungen des sittlichen Geistes und seine Abirrungen? Ist die Darstellung der philosophischen Entwicklung auch nur einigermaßen imstande, den Anstrengungen des fachwissenschaftlichen Denkens nachzugehen, die bedeutsamsten Ergebnisse der Natur- und Geisteswissenschaften in sich aufzunehmen und mit Nutzen für den Leser vorzuführen? So wird der Kulturhistoriker fragen und fragend Lücken nachweisen. Und der Historiker alten Schlages — der alte Schlag war übrigens trotz allem ein sehr guter Schlag — wird mit berechtigtem Kopfschütteln feststellen, daß die ganze Fülle des politischen Daseins fast unberücksichtigt geblieben ist.

Doch wir dürfen nicht ungerecht sein. Das Mehlissche Buch ist ein Friedensbuch in mehr als einem Sinne: im Frieden gestaltet und geschrieben, von Friedensgedanken erfüllt und von der beglückenden Idee der Weltharmonie getragen. Wir wollen auch offen eingestehen, daß viele auf gleichen Wegen gingen. Der Krieg widerstrebte ihnen, weil seine Notwendigkeit nicht durch einleuchtende Gründe der Vernunft, sondern lediglich durch die beleidigende Logik der bloßen Tatsache bewiesen werden konnte. Kriegslärm und Schlachtendonner waren uns weltenfern; sie waren uns schlechterdings geschichtliche Erinnerungen. Was Kämpfe und Siege uns Gutes gebracht, es war unser offensichtlicher Vorteil, den wir hinnahmen; und an vaterländischen Ruhm- und Ehrentagen gedachten wir dankbar daran.

Etwas anderes kommt hinzu. Kämpfe und Siege sind Mittel zur Durchsetzung der großen nationalen Ziele. Wer das Ziel er-

reicht hat, freut sich dessen und vergißt gar zu leicht die Mühsale, Leiden und Anstrengungen, die zum Ziele führten. Er schaut nach neuen Zielen aus; die alten sind ihm abgetan. So tritt das politische Geschehen unter das Gesetz des ruhelosen Werdens, in dessen Auswirkung unablässig Werte vernichtet und neugeschaffen werden. Aber auch den neugeschaffenen hängt der schwere Mangel der Zeitlichkeit an; zudem fehlt ihnen der Zauber persönlichster Anteilnahme. Dagegen scheint uns die Kunst zeitlose Gebilde darzubieten, während die Fragen des religiösen oder moralischen Lebens und der philosophischen Weltanschauung die innersten Zustände der Einzelseele berühren. Religion, Kunst und Philosophie sind eben Ausstrahlungen des absoluten Geistes; sie entrücken das Einzelwesen dem Weltzusammenhange und setzen es in ein persönliches Verhältnis zum Absoluten.

Diese noch immer wertvolle Hegelsche Auffassung wird durch M.s Darstellung bestätigt. Schade, daß er nicht auch Hegels objektiven Geist aufgenommen hat, wie er sich im staatlichen Dasein darlebt, wie er als Weltgeist dem geschichtlichen Verlauf innewohnt und die Volksgeister als Träger seines Willens hervortreibt. Dann wäre die allgemeine Entwicklung ganz anders zu ihrem Rechte gekommen, dann wären Völker und Nationen mit ihrem Kämpfen und Ringen um staatliches Dasein und um Macht jeder Art, dann wären sie auch mit ihren eigensten Hervorbringungen religiöser, künstlerischer und philosophischer Art voll und ganz zur Geltung gebracht.

Hegel und Ranke waren in mehrfacher Hinsicht gewiß Antipoden: aber Universalgeschichte ohne nationales Gegeneinanderstreben war beiden ein Unding. Das alltägliche menschliche Leben mit dem regen Neben- und Gegeneinanderwirken der Einzelnen ist ein Vorbild des geschichtlichen Verlaufs; nicht so, daß der geschichtliche Verlauf sich durch die Summe der Einzelnen vollzieht, welche Volk oder Staat bilden, sondern so, daß diese Summe der Einzelnen ein geistiges Sonderwesen, eben Volk oder Staat, bildet, das sich zu gleichgearteten Sonderwesen nach ähnlichen und doch anderen Gesetzen verhält wie der Einzelne zum anderen Einzelnen. Deshalb ist es, nebenbei bemerkt, ein anderes um die Privat-, ein anderes um die Staats-Moral. Der objektive Geist, verkörpert im Staat, unterscheidet sich vom subjektiven Geist, verkörpert im Einzelnen; und das Leben des objektiven Geistes wird sichtbar oder besser fühlbar in den „Tendenzen", wie es Ranke, oder „Ideen", wie es W. v. Humboldt nennt.

Ihnen scheinen beide eine Art höheren Daseins zuzusprechen. Und wer wäre nicht geneigt, es mit ihnen zu tun, jetzt da unsere Feinde die „Idee" des Deutschen Reiches leugnen möchten und da unser Volk, seiner „Tendenz" nachlebend, in schwerstem Ringen begriffen ist und alles daran setzen muß, sich so sieghaft wie bisher bis zum Ende zu behaupten! Wahrlich, was unser Volk durchhalten lehrt, ist nicht blasse Kulturbegeisterung. Die schweren Opfer, die

gebracht werden, sie fallen nicht der Kultur, sondern dem Vaterland, dem Volk, der Heimat. Wer möchte sich auch für eine Kultur opfern, in deren Namen Engländer und Franzosen wüten, oder gar für eine Freiheit, die der Russe verficht?

Zwar mag die Zusammenstellung Fichtes mit dem deutschen Geiste unserer Tage, wie sie Reincke-Bloch[1]) vornimmt, zunächst gezwungen erscheinen, insofern die Voraussetzungen, unter denen Fichte seine „Reden an die deutsche Nation“ hielt, von den heutigen Zuständen meistenteils durchaus abweichen; denn wir sind weder geknechtet noch in unserem staatlichen Dasein vernichtet, wir stehen weder vor dem Nichts noch bedürfen wir eines ganz neuen Anfangs, wir schauen weder nach einem Mittel der Rettung noch finden wir es gar in der Erziehung unseres Volkes im Geiste Pestalozzis. Dennoch gibt es auch für uns kaum eine zeitgemäßere Lektüre als jene „Reden“; nur freilich lesen wir sie nicht, wie unsere Vorfahren sie hörten, nämlich mit der brennenden Sehnsucht nach dem, was der große Philosoph forderte, sondern mit dem stolzen Bewußtsein, daß vieles von seinen Forderungen erfüllt ist, daß die Deutschen, wenn Selbstzucht und Einigkeit sie beherrschen, unbesiegbar sind.

Sodann läßt insbesondere ein Hauptteil der Fichteschen Schrift verwandte Saiten in uns erklingen; er umfaßt diejenigen Reden, in denen Fichte die germanischen Völker in scharfer Scheidung voneinander sondert. Fichte sieht nämlich auf der einen Seite jene Germanen, die in mehrtausendjähriger Entwicklung ihre ursprüngliche Sprache, wenngleich in vielfachen und bedeutenden Abwandlungen beibehalten haben; dazu gehören außer den Skandinaviern vor allem diejenigen deutschen Stämme, welche größtenteils auf ursprünglich germanischem Boden sitzen geblieben sind. Auf der andern Seite stehen solche Völker germanischen Geblüts, die sprachlich mehr oder weniger in den Bann des Lateinischen geraten sind, also die Romanen, wie Franzosen, Italiener und — Engländer, die heute (zufällig oder nicht?) unsere haßerfüllten Gegner sind. Ihnen gegenüber, die sich mit ihrer Kultur brüsten und uns, verlogen wie sie sind und um wenigstens eine Freude zu haben, Barbaren schelten, mag auch an einen anderen stolzen Gedanken Fichtes erinnert werden, wonach uns Deutschen als einem „Urvolk“, wie es die alten Griechen waren, vorbehalten ist, die Höhe geistiger und sittlicher Kultur zu erringen.

Wenn uns Reincke-Bloch als Vaterlandsfreunden in dieser Weise den Gegenwartswert der Fichteschen Reden zu erschließen sucht, so hat er doch auch der Zunftgenossen nicht vergessen, die ihn voller Interesse über die Beziehungen Rankes zu Fichte sich werden verbreiten hören.

---

[1]) Dr. Hermann Reincke-Bloch, Fichte und der deutsche Geist von 1914. Rede. gr. 8°. 31 S. Rostock i. M., H. Warkentien, [1915]. M. —.70.

Wundt hat uns ein treffliches Büchlein geschenkt[1]).

Dem Untertitel wird zumal der letzte Abschnitt (VI: Der Geist der Nationen im Krieg und im Frieden) gerecht. Er findet Gemütsbeschaffenheit und Wesenseigenheiten der Völker wie im Kriegslied so in Leben, Geschichte und Philosophie widergespiegelt. Der Franzose schätzt Ehre und Ruhm als höchste Güter des Lebens; der Engländer betrachtet Macht und Herrschaft als „sicheren ihm gebührenden Besitz“; der Deutsche sieht in Festigkeit und Treue die schönsten Tugenden: er bekennt sich damit zum harten Dienst der Pflicht. Wundt hat nicht versäumt, den Landsleuten (nicht um zu schmähen, sondern um zu bessern) auch ihre Untugenden vorzuhalten, als da sind „die blinde Nachahmung des Fremden und die Verleugnung des Eigenen“.

In den vorangehenden fünf Abschnitten nimmt W. aus der Fülle seiner Kenntnisse und Erfahrungen heraus eine Aufnahme des Bestandes an eigentümlichen philosophischen Anschauungen und Lehren vor, wie sie bei Italienern, Franzosen, Engländern und Deutschen seit den Zeiten der Renaissance hervorgetreten sind. Es ergibt sich, daß die für die Entstehung der neuzeitlichen Weltanschauung grundlegenden allgemeinen Ideen von drei Deutschen gefaßt sind (Idee der Unendlichkeit durch Nicolaus von Kues; Gedanke der Relativität der Erscheinungen durch Kopernikus; Anschauung der menschlichen Seele als Mikrokosmus durch Paracelsus); daß aber die maßgebende Fortbildung dieser und der anderen wesentlichsten philosophischen Ideen durch jene vier Nationen gemeinsam, besser durch ihre auserwählten Geister, erfolgte. Wir begegnen auf diese Weise in Wundts Büchlein all den bedeutenden Männern, an deren Namen schon seit langem der Fortgang der Weltweisheit geknüpft erscheint; nur daß wir als Deutsche manche klangvolle Namen vermissen, so denjenigen Schellings oder Eduard von Hartmanns. Daß sie fehlen, erklärt sich aus der eigenartigen Behandlung der Sache durch W. und aus der ihm gemäßen Größenschätzung.

Denn mag auch bei der Abfassung des Buches, und seinem Zwecke durchaus entsprechend, die communis opinio maßgebend eingewirkt haben, mag auch W. als Vertreter anerkannter Meinungen und landläufiger Schätzungen dastehen, — das vorliegende Buch hat dennoch (selbst von dem letzten Abschnitt ganz abgesehen) seine unbestreitbaren Eigenheiten, die der Lektüre besonderen Reiz verleihen. Dazu gehört vor allem die starke Betonung der ethischen und sozialen Gedankenbildung, derzufolge die Franzosen Bergson, Foullié und Guyau sowie die Engländer Bentham und Spencer in den Vordergrund der Darstellung treten, während unter den deutschen Philosophen mit besonderem Nachdruck auf Fichte und Nietzsche hingewiesen

[1]) Wilhelm Wundt, Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg. 8°. 154 S. Leipzig, Alfred Kröner, 1916. M. 1.20.

wird. So glücklich diese Hervorhebung der rechts-, staats- und geschichtsphilosophischen Ideen Fichtes, auch Hegels, dem Ref. erscheint, so wenig vermag er die starke Unterstreichung Nietzsche-scher Anschauungen gerechtfertigt zu finden; um so weniger, als diese Nietzschemeinungen vielfach lediglich durch Wundts liebenswürdiges Geltenlassen und nachhelfendes Auslegen ihre widerstrebende Beschaffenheit verlieren oder gar als Ansätze sozial fördernder Anschauungen erscheinen. Fichte und Nietzsche können unseres Erachtens nicht nebeneinander bestehen; sie können nie und nimmer als gleichwertige Ausprägungen deutschen Denkens gelten. Der Übermensch ist und bleibt „jenseits von Gut und Böse"; er weiß nichts von solchen Tugenden, wie Festigkeit und Treue, und er kann seiner Natur nach den Begriff der Pflicht nicht fassen.

Finke[1]) bietet die gesicherten Ergebnisse fachwissenschaftlicher Forschungen im Rahmen eines Gedankenganges, der zu dem Weltkriege in nächster Beziehung steht. Die anregende, gehaltvolle, aus mittelalterlichen Studien erwachsene Rede bemüht sich mit Erfolg, an diesem Kriege, sofern er von uns geführt wird, die Merkmale des Heiligen und Gerechten nachzuweisen. Gerecht ist jeder aufgedrängte, also unvermeidliche, gerecht ist ferner jeder um das bloße Dasein geführte Krieg, dessen Verlauf von dem einen Gedanken: entweder Sieg oder Vernichtung beherrscht wird.

Finke weist, zumal bei den noch immer verschrieenen Scholastikern, sehr verständige Ansichten über Krieg und kriegerisches Wesen nach. Er liefert einen Beweis dafür, daß sich die Menschheit der Scholastik nicht zu schämen braucht. Andrerseits tut er einer Tatsache Erwähnung, die uns mit recht gemischten Gefühlen gegen Nietzsche erfüllt. Englischerseits ist uns seine Verehrung zum Vorwurf gemacht worden; unsere moralischen Vettern sehen uns durch die von Nietzsche gefaßte Idee des Übermenschen erheblich belastet. Zwar ist dies nur ein weiteres Stück englischer Heuchelei, die sich so anstellt, als ob uns das bloße gedankenmäßige Vorhandensein des jenseits von Gut und Böse stehenden Übermenschen den besten Teil unseres moralischen Rufes kosten müßte; und in Wahrheit ist das Übermenschentum, wenn es sich bei uns schon findet, lediglich eine gedankliche Ausschweifung. (Andere Nationen haben von jeher bessere Anlagen dazu gehabt: z. B. die Italiener in der Renaissance.) Aber das braucht uns leider niemand zu glauben. Jedenfalls haben die Engländer selbst das bessere Teil erwählt, indem sie, anstatt sich in deutscher Redseligkeit

---

[1]) **Heinrich Finke, Der Gedanke des gerechten und heiligen Krieges in Gegenwart und Vergangenheit. gr. 8°. 35 S. Freiburg i. B., C. Troemers Universitäts-Buchhandlung, 1915. M. —.90.**

zu Übermenschen aufzubauschen, lieber gleich die Übermenschen spielten und mit einer Leichtigkeit, die sich nur aus alter schlechter Gewohnheit erklärt, denjenigen Schritt taten, der sie jenseits von Gut und Böse führte; ohne es freilich nur im geringsten zuzugeben. Denn es ist ein erster Grundsatz praktischer Politik: Tun darfst du alles Mögliche, nur mußt du möglichst wenig darüber reden!

Charlottenburg, z. Z. Liegnitz. Erich Bleich.

2.

Schulze, Rudolf, Quellensammlung zur Staats- und Bürgerkunde. I. Teil. Altertum und Mittelalter. 8°. 76 S. M. 0.75. II. Teil. Die Neuzeit. 8°. 148 S. M. 1.20. (Ferdinand Schöninghs Sammlung von Quellenstoffen für den Geschichtsunterricht an höheren Lehranstalten, hsg. von Franz Cramer. 1. und 2. Bändchen). Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1914/15.

In wie erfreulichem Maße die Erkenntnis sich verbreitet, daß die Heranziehung von Quellenstoff zu einem unentbehrlichen Bestandteil des Geschichtsunterrichts gehört, dafür zeugt die beständige Zunahme neuerscheinender Quellensammlungen.

Nach dem Geleitwort des Gesamtherausgebers, des Provinzial-Schulrats Dr. Cramer zu Münster i. W., geht Plan und Absicht der vorliegenden Sammlung, sie kennzeichnend, dahin. in ihren einzelnen Bändchen je „ein zusammenhängendes stoffliches Gebiet“ von gegenständlicher, zeitlicher oder räumlicher Zusammengehörigkeit einheitlich zu behandeln.

Die Meinung ist nicht etwa, jeder Schüler müsse sich die Sammlung anschaffen; es genügt schon, wenn die Schülerbibliothek davon eine Anzahl Exemplare besitzt; sei und bleibe doch. wie vollkommen richtig bemerkt wird, das hauptsächlichste Darbietungsmittel im Geschichtsunterricht der freie Vortrag des Lehrers.

Eine „Quellensammlung zur Staats- und Bürgerkunde“, mit der das Unternehmen sich eröffnet, kommt sicher einem Unterrichtsbedürfnis entgegen. Der Herausgeber, Dr. Rudolf Schulze vom Realgymnasium zu Unna i. W., hat für die Neuzeit lediglich urkundliches Material, für Mittelalter und Altertum literarisches, außer diesem nur wenig anderes nebenher, aufgenommen.

Was für die griechische und die republikanisch-römische Geschichte an Inschriften und anderen Dokumenten geboten werden kann und in Auswahl hier geboten wird, liefert unterrichtlich einen nur sehr geringfügigen Ertrag. Besser steht es hierin um die römische Kaiserzeit. Aber die ungleich wertvollere Quellenlektüre für das Altertum, auch „zur Staats- und Bürgerkunde“, bleiben doch in der Schule die Schriftsteller. Den Schülern daneben ein eigenes Urkundenbüchlein in die Hand zu geben, wird sich wenig lohnen; gelegentliche Proben leisten Genüge.

Reichlicheres, auch für den Schulunterricht geeignetes Urkundenmaterial liefert das Mittelalter. Doch gerade in dem, was uns dort bei der Beschäftigung mit ihm als das Wichtigste zu gelten hat, bei der Volkskunde, lassen uns die amtlichen Schriftstücke der hohen Kanzleien größtenteils im Stich. Sie vorzugsweise den Schülern vorzulegen, hieße geradezu, ihnen das Mittelalter verleiden. Der Herausgeber der „Quellensammlung“ wählt in den Abschnitten „Staat und Kirche“ und „Königtum und Kaisertum“ mit Vorliebe Stücke aus, die sich auf die Machtansprüche der Kurie beziehen. Auch in den Abschnitten „Lehnswesen, Gericht, Landfrieden“ und „Reichsverwaltung. Territorien, Städte“ läßt er uns aus dem Kreise der hohen Politik nur wenig, am meisten noch bei den Stadturkunden, ins Volksleben hinaustreten.

Weit mehr brauchbar ist das Bändchen „Die Neuzeit“. Für Deutschland und für Preußen territorial leistete bislang schon J. Jastrows, hier nicht herangezogenes, Kleines Urkundenbuch (Heyfelder-Weidmann) vortreffliche Dienste, nicht nur für Studierende als die zunächst Bedachten. Für die Neuzeit besitzen Gesetze und Verordnungen auch im höheren Schulunterricht eine solche Wichtigkeit, daß ein sie ausschließlich enthaltendes Hilfsmittel ganz am Platze ist. Das vorliegende erweitert Jastrows Umkreis durch Abschnitte über das Alte Reich, einige außerpreußische Bundesstaaten und Streifzüge ins Ausland, nach England, Amerika, Frankreich; letzteres wäre voranzustellen, damit die Reihenfolge des Ausgehobenen sich zu einer historisch geordneten gestaltete. Unter den aufgenommenen Stücken der Neuzeit wird man von den wichtigsten kaum welche vermissen.

Dadurch, daß der Herausgeber keine bestimmte Schulart ins Auge gefaßt hat, ist es gekommen, daß seine Bearbeitung sich einigermaßen mittelstufenartig ausnimmt. Für das Gymnasium verdienen die Originaltexte durchweg, für das Realgymnasium aber diese außer den griechischen, für die Oberrealschule außer den griechischen und lateinischen vor den hier ausschließlich gegebenen Übersetzungen den Vorzug. Nicht entsprechend der Oberstufe aller drei höheren Schularten aber ist es, wenn an Stelle der rechtsgültigen nationalen Bezeichnungen mehr oder weniger ungefähre deutsche Ersatzwörter treten sollen. Recht schief darunter sind z. B. Tagelöhner für Theten, Kreisstadt für praefectura, Bezirk für Arrondissement. Gänzlich unter der Oberstufe bleibt es, die Aussprache von Ephóren. Archónt, Areopág usw. besonders kenntlich zu machen.

Eine erneute Durchsicht vor dem Imprimatur auf Genauigkeit im Ausdruck und Versehen beim Abdruck — „v. Caspari“ statt „v. Caprivi“; „Ritter v. Puttkammer“ statt „Bitter. v. Puttkamer“ — wäre den Bändchen zur Verringerung der ihrer Erstlingsgestalt noch anhaftenden Mängel zu wünschen gewesen.

Charlottenburg. C. Rethwisch.

3.

Jahn, Martin, Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr. Mit 227 Abb., 1 Tafel und 2 Karten. (Mannusbibliothek, herausgeg. von Gustav Kossinna, Nr. 16.) Gr. 8°. X u. 275 S. Würzburg, Curt Kabitzsch, 1916. Geh. M. 7.—, Vorzugspreis M. 5.60.

Das neueste Heft der Mannusbibliothek (Heft 15 steht noch aus und erscheint erst nach dem Kriege) behandelt einen äußerst anziehenden und für die Kenntnis der germanischen Vergangenheit unerläßlichen Gegenstand. Wie oft stößt man noch auf die an die unvollständigen und vielfach nur auf Hörensagen beruhenden Angaben Cäsars und Tacitus' sich anschließende Meinung, als wäre Germanien noch um den Beginn der christlichen Zeitrechnung und bis ins 2. Jahrhundert hinein ein von der Kultur kaum beleckten Land gewesen, als hätte dort alles erst unter dem Einfluß fremder Kulturen etwas werden können. Mit der Entwicklung der römischen Kultur ließ es sich ja wohl noch nicht vergleichen; aber es hatte sich auch in Germanien im Rahmen der mitteleuropäischen Kulturentwicklung eine Kultur herausgebildet, die in der keltischen ein zum Vergleich herausforderndes Gegenstück besitzt und nicht weniger selbständig vorgegangen ist wie diese. Es ist unbestreitbar das Verdienst des Herausgebers der Mannusbibliothek, Prof. Dr. Kossinnas, mit Erfolg auf diesen Punkt hingewiesen und manche falsche Vorstellung von den kulturellen Verhältnissen der alten Germanen beseitigt zu haben. Ich brauche hier nur an die eingehenden Bearbeitungen dieser Fragen in Heft 9 (Die deutsche Vorgeschichte, vergl. „Mitteilungen", Bd. 44, S. 266 f.) und Heft 12 (Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit) zu erinnern.

Die vorliegende Arbeit, die Frucht mehrjähriger Studien. beruht auf gründlicher Benutzung des in verschiedenen Museen vorhandenen Vergleichsmaterials; auch berücksichtigt sie die einschlägige Literatur in umfassender Weise. Als Dissertation erschienen, ist sie ergänzt und überarbeitet worden. Sie geht in den ersten vier Kapiteln auf Vorfragen ein, die bei der Untersuchung zu berücksichtigen waren, auf die zeitliche und örtliche Verteilung des Fundmaterials, das Verbiegen der Waffen, die Bewaffnung der Kelten in der Latènezeit, die Bewaffnung der Römer. Eine eigene Waffenschmiedekunst der Germanen ist in der Bronzezeit noch nicht nachweisbar; was an Hallstattwaffen vorkommt, ist aus dem Süden eingeführt. Erst in der Früheisenzeit scheint sie sich entwickelt zu haben; doch steht uns hierfür nur spärliches Fundmaterial zu Gebote, da die Germanen in jenen Zeiten keine Waffen ins Grab mitzugeben pflegten, die Gräber also keine Ausbeute liefern. Die Lücke klafft von etwa 700 bis 150 v. Chr. und wird durch Depot- und Einzelfunde nur einigermaßen ausgefüllt. Mit der Späteisenzeit erst stoßen wir auf reiche Waffenfunde in den germanischen Gräber-

feldern. Örtlich verteilen sich die in Betracht gezogenen Funde auf das gesamte Ost-, Mittel- und Westdeutschland sowie die südlichen Teile der nordischen Länder, sodaß sich in der Tat ein Bild der germanischen Waffentechnik erlangen läßt. Der Zustand, in dem die Waffen auf uns gekommen sind, ist durch das verwendete Material, die Bestattungsart u. a. bedingt. Eine eigenartige Sitte war das absichtliche Verbiegen der Waffen, das sich noch aus der Bronzezeit herleitet und offenbar auf keltischem Einfluß beruht. Man wollte damit wohl symbolisch andeuten, daß man auch die Waffe des toten Kriegers vernichte, damit sie mit ihm in die andere Welt eingehen könne. Aber bei den Germanen kommen ohne Zweifel rein praktische Momente hinzu; die Waffen müssen in den kleinen Brandgräbern oder Urnen, die in der germanischen Latènezeit üblich sind, doch Platz haben. In der Kaiserzeit ist diese Sitte in Abgang gekommen, da die symbolische Bedeutung zurückgetreten war und die nun kürzer gewordenen Waffen ein Zusammenbiegen nicht mehr unbedingt nötig machten. Zum Verständnis der germanischen Bewaffnung ist eine Vergleichung mit derjenigen der Kelten und Römer nötig. Der Verf. gibt davon einen umfassenden Überblick.

Nach diesen eingehenden Vorerörterungen behandelt die Arbeit die Waffen der Germanen im einzelnen. Lanze, Speer und Pfeil, zweischneidiges Schwert, Dolch, einschneidiges Schwert, Schild, Helm und Panzer werden nach ihren verschiedenen Formen, ihrer Entwicklung und ihrem Anschluß an frühere Technik, nach Fabrikmarken und vermutlicher Herkunft, ihrer Verwandtschaft mit fremden Waffenformen und deren möglichem Einfluß untersucht, zunächst soweit die Latènezeit und die Kaiserzeit in Betracht kommen. Zahlreiche Textabbildungen machen die Einzelheiten anschaulich. Die Schlußfolgerungen, die aus den Feststellungen gezogen werden, sind hauptsächlich folgende: Die keltische Waffentechnik hat ohne Zweifel die germanische beeinflußt, doch darf dieser Einfluß nicht überschätzt werden. Die Germanen sind bald selbstbildend vorgegangen (Schildbuckel, einschneidiges Schwert, Wurfspeerspitze mit Widerhaken). Am Ende der früheren Kaiserzeit treten vielfach wieder latènezeitliche Formen auf. Dies hängt wohl mit einem vom Schwarzen Meere aus erfolgten Westwärtsdrängen der Goten zusammen, bei denen die Latènekultur lange nachgewirkt hat. Merkwürdigerweise fehlen den Germanen bessere Schutzwaffen, während sie doch in den Angriffswaffen Tüchtiges leisteten. Dies hängt mit ihrer Kampfesweise zusammen, indem es ihnen weniger auf guten Schutz ankam als darauf, daß sie möglichst frei und ungehindert kämpfen konnten. Ausführliche Verzeichnisse der Fundorte, Fundstücke und zugehörigen Literatur ergänzen die Arbeit, die für die Kenntnis der germanischen Kultur nicht ohne Wert ist.

Mülhausen i. Els. Emil Herr.

4.

Kaiserliches Archäologisches Institut. VII. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1912. Lex. 8°. 438 S. Frankfurt a. M., Joseph Baer & Co., 1915. M. 6.—.

Nach einem kurzen Bericht von E. Ritterling über die Tätigkeit der Römisch-Germanischen Kommission im Berichtsjahr (S. 1—5) macht A. Oxé (S. 6—15) wertvolle Angaben über die Ergebnisse der drei Studienreisen, die er nach Südwest- und Südostfrankreich, Spanien, der Schweiz, Norditalien, Österreich und Süddeutschland unternommen hat. Es handelte sich dabei um Vorarbeiten zum Katalog der italischen Terra sigillata. — Von größerem Interesse für den Historiker sind die Untersuchungen über die Römerstraßen im Elsaß, über die K. S. Gutmann berichtet (S. 16—25). Zunächst wurde der Lauf der Hauptstraße von Straßburg nach Neubreisach festzustellen versucht. Mit Hilfe zahlreicher Querschnitte konnte fast überall einwandfrei die Kiesschüttung und die Breite der Heerstraße, die teils $6^1/_2$, teils $9^1/_2$ m betrug, nachgewiesen werden. Die Länge vom Straßburger Lager bis Ehl, 28,150 km, stimmt mit der Angabe des Itin. Anton (Wess. p. 352) von 18—19 römischen Meilen überein, während die Peutingersche Tafel mit 12 Längen um etwa $1^1/_2$ km hinter der festgelegten Entfernung zurückbleibt. Von der Breuschtalstraße sind bisher $24^1/_2$ km, bis Mutzig, sicher festgestellt. Von Bedeutung war der Straßenknotenpunkt bei Grussenheim, über den noch genauere Forschungen anzustellen sind. Eine Karte des Elsaß ist beigegeben. — Den größten Teil des Berichts (S. 26 bis 252) umfaßt die von E. Ritterling redigierte Museographie, die, nach dem örtlichen Prinzip angelegt, die wichtigeren neuen Erwerbungen, Beobachtungen und Bodenforschungen der Jahre 1910—12 berücksichtigt. Sie geht auf Bayern mit 51, Württemberg mit 48, Hohenzollern mit 2, Baden mit 20, Hessen ohne Oberhessen mit 9, die Rheinpfalz mit 10, Elsaß-Lothringen mit 18 Museen und Sammlungen ein. Vorangestellt ist jedem Abschnitt eine Übersicht über die allgemein die Forschung interessierenden bedeutendsten Funde und Arbeiten; darauf folgen die Sammlungen alphabetisch nach den Orten, an denen sie sich befinden. Angeschlossen sind ein Verzeichnis der Museen und ein Fundorts- und Sachregister. — In der Einleitung zu seiner Arbeit über den Stand der Forschung, über die Kultur der Merowingerzeit (S. 253—350) schlägt E. Brenner vor, die Bezeichnung „Völkerwanderungszeit" für eine bestimmte archäologische Kulturperiode aufzugeben. Er möchte von Beginn der Römerzeit an die germanische Kultur auch für den Westen gesondert behandelt sehen, und zwar geschieden in eine früh- und eine spätkaiserzeitliche Epoche, an die sich als

Übergangszeit zur eigentlichen Merowingerkultur das 5. Jahrhundert anschließen würde. Weiter unterscheidet er, außer dem merowingischen, den südrussisch-donauländischen, nordischen, niedersächsisch-angelsächsischen Kulturkreis; dazu kommt dann noch das ostelbische Germanengebiet. Neben der merowingischen Kultur bespricht er ihre Grundlagen: die spätrömische Kultur der Rheinlande, die Kultur der Übergangszeit in Süd- und Westdeutschland, die südrussisch-donauländische und die nordische Kultur. In den Gräberfeldern von Vermand und Abbeville, die dem 4. Jahrhundert angehören, fehlen die typisch merowingischen Formen bei den Ornamenten noch ganz. Dagegen kann man an den Funden von Fürfoos, Samson und Monceau-le-Neuf in Nordostfrankreich bereits den germanischen Einschlag beobachten. In gleicher Weise geht der Vf. auf die gleichzeitigen Grabfelder in West- und Süddeutschland, in Südrußland und den Donaugebieten ein, hier besonders bei den reichen Funden von Maroßzentanna in Siebenbürgen verweilend. In der Gußtechnik in Ungarn sind bereits Anklänge an die merowingische Kultur des Westens festzustellen. Die Fibeln und Schnallen von Szentes und namentlich von Besenye, aus der Zeit um 600, zeigen dann schon völlige Übereinstimmung mit den fränkischen und alamannischen Formen. Im Norden hat sich die Entwicklung selbständig vollzogen, wenn auch Anklänge an die gotische und südgermanische Kunst vorhanden sind. Besonders interessant ist hier das Verbreitungsgebiet der Armbrustfibel. Zur merowingisch-fränkischen Kultur übergehend, stellt der Vf. fest, daß sie uns mit einem Mal als fertige Erscheinung vor Augen steht. Er weist dies im einzelnen an den Waffen, dem Schmuck, den Gläsern und der Keramik nach. Was die Chronologie der fränkischen Gräber betrifft, so reicht die 1. Periode von 500 bis 540, die zweite von 540—580, die dritte von 580—630, die vierte bis in das 8. Jahrhundert. Hervorgehoben sei noch einmal, daß vom ersten Anfang an die Einwirkung donauländischer Elemente vorausgesetzt werden muß, während sich die fränkische Kultur aus der westgermanischen oder der rheinisch-spätrömischen Kultur nur zu einem geringen Teil erklären läßt. Eingehend bespricht Brenner sodann die neuen Funde seit 1906; ich will nur einige Ergebnisse herausheben. Im südfranzösischen Westgotengebiet lassen sich neben starken fränkischen Einflüssen doch auch gotische Züge erkennen. Wertvolles Material zur Frage der orientalischen Beziehungen der frühchristlichen Burgunderkunst liefern die Funde von Oron und Attalens im Kanton Freiburg. Klar tritt auch an Hand der neuen Funde hervor, daß die charakteristischen Schmuckformen bei den Alamannen wie bei den Franken ganz die gleichen sind. Mit den Longobarden erscheint die nordische Tierornamentik, die den Goten dauernd fremd geblieben ist, in Italien. In Thüringen ist das bedeutendste Gräberfeld das von Weimar; hier deuten Schmuckstücke auf

Beziehungen zur gotischen Kunst hin. Auch die böhmische Keramik scheint von Südrußland her beeinflußt zu sein. Wichtig ist vor allem der Nachweis, daß in Nordwestböhmen noch bis zum Aufang des 7. Jahrhunderts Germanen gesessen haben. Auch in Mecklenburg und Brandenburg war mit dem 6. Jahrhundert das Germanentum keineswegs ausgelöscht, wie das bisher vorliegende Material annehmen läßt. Ebenso beweisen ostpreußische Gräberfelder, daß hier noch im 6. Jahrhundert Germanen ansässig waren; einen anderen Schluß lassen jedenfalls die zahlreichen Fibelformen nicht zu. Bei den Niedersachsen glaubt der Vf. in den Metalltypen wie in der Keramik aus der Zeit nach 500 römische Einflüsse zu erkennen. Nach Leeds, The archaeology of the Anglo-Saxon Settlements in England. (Oxford 1913) lassen sich in England die drei Hauptstämme. (Sachsen, Angeln und Jüten) auch archäologisch klar voneinander scheiden. Die überlebende römische Kunst hat stark eingewirkt; die auffällige Verschiedenheit der englisch-sächsischen und der kentischen (jütischen) Kulturgruppe drängt aber auf eine Erklärung aus der kontinentalen Herkunft hin. Die Heimat der Angeln und Sachsen ist in Übereinstimmung mit den historischen Berichten an der Nordseeküste östlich des Rheins zu suchen, die Jüten dagegen setzt Leeds in die fränkischen Rheinlande. Brenner glaubt zwar an eine unmittelbar fränkische Herkunft der Besiedler Kents nicht, stellt aber fest, daß jütländische Beziehungen vollkommen fehlen.

Den Abschluß des ganzen Bandes bildet eine sehr dankenswerte Bibliographie zur Römisch-Germanischen Forschung für das Jahr 1912 von W. Barthel (S. 352—438).

Berlin-Halensee, F. Geyer.
z. Z. im Felde.

5.

Jantzen, Hermann, Gotische Sprachdenkmäler. 4. Aufl. Kl. 8°. 126 S. (Sammlung Göschen, Nr. 79.) Berlin, Göschen, 1914. M. —.90.

Die in vierter, neu durchgesehener Auflage herausgegebene Auswahl der westgotischen Sprachdenkmäler zeigt die gleiche Sorgfalt und dasselbe pädagogische Geschick des Breslauer Provinzialschulrats Dr. Hermann Jantzen wie die anderen germanischen Sammlungen Göschens, Schauffler-Naumanns althochdeutsches Lesebuch, Jantzens mittelhochdeutsche Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit und Golthers Nibelungen Not, und es bleibt nur zu bedauern, daß Jantzens erfreuliche Erfahrungen im höheren Mädchenschulwesen und seine Begeisterung für die neuen Mädchenschulpläne ihn (in seiner Schrift „Von deutscher Schule und Erziehung“, Berlin, Weidmann, 1915) veranlaßt haben, die gleiche Einschränkung des klassischen Unterrichts auch für die Gymnasien

zu verlangen. Dagegen hat sich unter Zustimmung der Freunde des humanistischen Gymnasiums Otto Immisch („Das alte Gymnasium und die neue Gegenwart", Berlin, Weidmann, 1916, S. 7f.) gewendet. Von dieser Entgleisung abgesehen weist Jantzen auch in der vorliegenden Schrift den weiten Blick und die umfassende sprachliche Bildung auf, die in den sprachlichen Anmerkungen wieder die sicheren Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft verwertet hat. Vielleicht hätte bei dem Unterschied von sòkeis und nasjis auch auf die von mir (Die Gutturalen, Berlin, Weidmann, 1885, S. 125) nachgewiesene Einwirkung des j auf vorhergehende Konsonanten verwiesen werden können, da hier die fehlende Erklärung steht.

Berlin. Philipp Bersu.

6.

Meister, Aloys, Deutsche Verfassungsgeschichte von den Anfängen bis ins 14. Jahrhundert. (Grundriß der Geschichtswissenschaft zur Einführung in das Studium der deutschen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Hrsgg. v. Aloys Meister. Reihe II. Abt. 3.) 2. Aufl. Lex. 8°. IV u. 166 S. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1913. M. 3.20, geb. M. 3.80.

Der Inhalt dieses Abrisses ist durch die Anlage des Gesamtwerkes enger begrenzt, als ohne weiteres zu erwarten wäre. Der Abschnitt über die Rechtsquellen ist der Abteilung der „Deutschen Rechtsgeschichte" von Cl. Frhr. v. Schwerin zugewiesen, die ihrerseits im wesentlichen sich auf die Grundzüge des Privat- und Strafrechts beschränken muß; für die Wirtschaftsgeschichte ist Koetzschkes Darstellung heranzuziehen, und die Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter hat durch A. Werminghoff ihre eigene, bei dem augenblicklichen Gang der Forschung besonders erwünschte Behandlung gefunden. Meister bricht im wesentlichen mit dem 13. Jahrhundert ab und führt die Darstellung nur in einigen Hauptrichtungen (Entstehung des Kurfürstentums, Städtewesen, Gerichtswesen, Militärwesen), und auch hier zum Teil mehr andeutend, ins spätere Mittelalter hinüber. Die Entstehung des Landesfürstentums ist nicht ausdrücklich behandelt. Die Lücken soll der Bearbeiter der neueren Verfassungsgeschichte („vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart") rückgreifend ausfüllen.

Ein Bedürfnis nach einer übersichtlichen Einführung in den gegenwärtigen Stand der verfassungsgeschichtlichen Forschungen und einer handlichen Zusammenfassung des Stoffes, nach einem Führer, der sowohl Kenntnisse vermittelt, wie den Weg zu den Problemen und Forschungen weist, ist zweifellos in hohem Maße vorhanden. Meisters Arbeit kommt diesem Bedürfnis entgegen, vermag ihm aber nur in gewisser Beziehung zu genügen. Für sie spricht der Umstand, daß sie nach wenig Jahren bereits in 2. Auflage

vorliegt, die, im einzelnen mehrfach geändert und auf den Stand der neueren Forschungen gebracht, im ganzen doch die alte Anlage bewahrt hat. Sie ist ein Elementarbuch, und als solches nicht ohne pädagogisches Geschick angelegt, sofern man sich zu dem mittelalterlichen Grundsatz von den „infirmi intellectus“ bekennt, die „lacte, non solido cibo“ zu nähren seien. Sie verlangt von dem Benutzer keinerlei Vorkenntnisse, vermag aber dem, der solche mitbringt, sehr bald nicht mehr zu genügen und kann so selbst Brunners Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte dem höheren Semester, das schon selber arbeiten kann und will, nicht ersetzen. Der Wortlaut der entscheidenden Zeugnisse sollte viel öfter, als geschehen, mitgeteilt werden. Das königliche Gesetz von 1187, das die Söhne von Bauern aus dem Ritterstande ausschloß (S. 119), ist die Constitutio contra incendiarios vom 29. Dez. 1186. Die Ausführungen S. 112 ff. über den Reichsfürstenstand werden jetzt auf Grund der Leipziger Dissertation von Schönherr hinsichtlich der Tragfähigkeit ihrer Unterlagen ernstlich zu prüfen sein. Die Abschnitte, in denen die Bloch-Krammerschen Untersuchungen über die Kaiserwahlen und E. Meisters Ostfälische Gerichtsverfassung stärker eingewirkt haben, wären jetzt wohl nach den Ergebnissen der Kritik von Grete Husack (Gött. Gel.-Anz. 1913, 189 ff.) und H. Kalbfuß (M. J. Ö. G. XXXIV, 502 ff.) sowie von Beyerle (Zeitschr. d. Sav.-Stift. f. R. G. G. A. XXXV, 212 ff.) mehrfach anders zu fassen. Belows großes Werk hätte gewiß auch manche Spuren hinterlassen, wenn es Meister schon vorgelegen hätte. In der vielgeplagten Tacitus-Stelle Germ. 13, deren Auslegung bei Meister S. 22 ich nicht folgen kann, ist „Nec rubor inter comites aspici“ nicht, wie es gewöhnlich geschieht, mit dem vorhergehenden zu verbinden, sondern davor eine starke Interpunktion zu setzen; es leitet einen neuen Abschnitt ein. Daß hier eine sehr umstrittene und meines Erachtens kaum haltbare Erklärung vorgetragen wird, ohne im geringsten auf das Vorliegen einer Streitfrage aufmerksam zu machen, ist nicht zu billigen. Und das ist nicht der einzige Fall, daß anstatt der Klippen und Sandbänke der Forschung ein friedlich spiegelglattes Fahrwasser erscheint, während ein wissenschaftliches Lehrbuch gerade zu diesen hinführen und Fingerzeige zu ihrer Beseitigung geben sollte.

Ein kurzer, besonderer Abschnitt über die Reichsinsignien (vgl. zuletzt A. Werminghoff in den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum usw. 1914, I. Abt. B. XXXIII, 557 ff.) und sonstigen Abzeichen des Reiches (Wappen, Fahne) sollte nicht fehlen.

Berlin-Steglitz. A. Hofmeister.

7.

Weissenbach, Alfred v., Quellensammlung zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. I. Band. Quellen zur Geschichte des Mittelalters bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. 8°. XII u. 235 S. Leipzig, K. F. Koehler. 1913. M. 5.75.

Das Buch von Weissenbach bietet den Studierenden, für die es besonders bestimmt ist, ein reiches, wohlgeordnetes und sorgfältig ausgewähltes Quellenmaterial für die mittelalterliche Geschichte. Im Gegensatz zu den andern Unternehmungen, z. B. der von Geheimrat Lambeck herausgegebenen Quellensammlung, geht W. auf die Ursprache der Schriftsteller zurück, soweit man annehmen kann, daß sie bekannt sind; er gibt also nur die arabischen Quellen in der Übersetzung wieder. Fußnoten, die er ja über Lebenszeit der Autoren und den Quellenwert ihrer Werke leicht hätte anbringen können, vermeidet er als Ballast absichtlich, um den Studenten nicht alles zu mundgerecht zu machen. Man kann das nur billigen, da man die nötigen Angaben in den bekannten Nachschlagewerken findet und das selbständige Suchen und kritische Lesen seinen erzieherischen Wert hat.

Wie reich und mannigfaltig der Inhalt ist, kann man aus dem Verzeichnis der abgedruckten Quellen am Schlusse sehen, das über 100 Nummern aufweist. Im Vergleich zu der Urkundensammlung von Altmann und Bernheim, die sich auf Deutschland beschränkt, zieht der Verf. seinen Kreis weiter und schließt die ganze mittelalterliche Geschichte ein.

Der Stoff ist übersichtlich in 10 Abschnitte geordnet. Der erste behandelt die christliche Kirche von der Christenverfolgung bis zur Zeit Gregors des Großen, der zweite die germanische Welt bis auf die Karolinger, wobei die Zeugen von Plutarch bis zu Beda zu Worte kommen. Während den Slaven und dem oströmischen Reiche wie dem Islam zwei kurze Teile gewidmet sind, nehmen die Karolinger und ihre Reiche ihrer Bedeutung entsprechend einen breiten Raum ein. Nach einem kurzen Abschnitt für Alfred den Großen und die Staatengründungen der Normannen füllen dann Reich und Kirche unter den sächsischen, fränkischen und staufischen Kaisern und die Kreuzzüge die Hälfte des Buches. Alle wichtigen Erscheinungen dieser Zeit treten in kennzeichnenden Berichten und maßgebenden Äußerungen hervor. Ein letzter Abschnitt, Frankreich und England gewidmet, schließt mit der Magna Charta.

Wer mittelalterliche Geschichte kennt und liebt, mag nach Studium und Neigung eins oder das andere vermissen; man könnte vielleicht wünschen, daß Lothar I. und Heinrich VI. in ihrer Bedeutung gewürdigt, daß der 3. Kreuzzug, der Ausgang der Hohenstaufen u. a. berücksichtigt wären, aber das mindert den Wert des Buches nur unerheblich. Auf Vollständigkeit macht

es keinen Anspruch, seine Bedeutung liegt gerade in der Beschränkung und klugen Auswahl, und daß diese auf knappem Raume überaus reichhaltig und geschickt ist, hat schon diese kurze Inhaltsangabe gezeigt. So wird das Buch für Studierende und auch Geschichtslehrer ein wertvolles und anregendes Hülfsmittel sein, und man kann nur wünschen, daß die in Aussicht gestellten anderen Teile bald folgen.

Von Druckfehlern sei im Inhaltsverzeichnis bei IX. 24 „Innozenz III.“ statt „Innozenz' IV.“ erwähnt.

Berlin-Lichterfelde. H. Penner.

8.

Schrörs, Heinrich, Untersuchungen zu dem Streite Kaiser Friedrichs I. mit Papst Hadrian IV. (1157–1158); 4°. 72 S. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1916. M. 3.—.

Die Untersuchung behandelt die bekannten Vorgänge auf dem Reichstag von Besançon 1157 und die Gründe, die Kaiser Friedrich I. zur Ausweisung der beiden päpstlichen Gesandten veranlaßten. Der Verfasser weist nach, daß die Legaten nicht nur deshalb über die Alpen reisten, um die Freilassung des in Deutschland verhafteten Erzbischofs Eskil von Lund zu bewirken; er betont vielmehr sehr scharf eine zweite Aufgabe, die aber bis jetzt nur von Jastrow-Winter gestreift worden ist. Diese bestand darin, in Deutschland eine allgemeine Kirchenvisitation durchzuführen. Beweiskräftig für Schrörs' Behauptung ist eine Stelle im kaiserlichen Rundschreiben, das nach dem Reichstage an die deutschen Fürsten versandt wurde, Rahewin III, c. 11 (Porro quia multa paria litterarum apud eos reperta sunt et scedulae sigillatae ad arbitrium eorum adhuc scribendae, quibus, sicut hactenus consuetudinis eorum fuit, per singulas aecclesias Teutonici regni conceptum iniquitatis suae virus respergere, altaria denudare, vasa domus Dei asportare, cruces excoriare nitebantur, ne ultra procedendi facultas eis daretur, eadem qua venerant via ad Urbem eos redire fecimus). Zur Begründung seiner Ansicht untersucht Sch. die wichtigsten Redewendungen der Reihe nach. Die Prüfung des Ausdruckes „paria litterarum“ führt Sch. zu einem wesentlich anderen Ergebnis als Simonsfeld, Hampe, Zeumer und Voß. Nach seiner Meinung bedeutet „paria litterarum“ eine Anzahl von Briefen, „die irgendwie unter einander zusammenhängen, ein oder mehrere gemeinsame Merkmale haben“. Die „scedulae sigillatae ad arbitrium eorum adhuc scribendae“ hält Sch. wie Hampe für Blanketts. Die Wendungen „altaria denudare“, „vasa domus Dei asportare, „cruces excoriare“ drücken nach Sch. keineswegs eine Beraubung der Kirchen durch die päpstlichen Legaten aus. Er sieht in ihnen eng zusammenhängende Handlungen, die lediglich ein Auf-

hören des Gottesdienstes bedeuten sollen. Den Legaten wird also der Vorwurf gemacht, „daß sie das örtliche Interdikt aussprechen wollten“. Die eine Aufgabe der päpstlichen Gesandtschaft bestand also darin, nach ihrem Erscheinen auf dem Reichstag in Deutschland eine Kirchenvisitation vorzunehmen, wie sie unter Hadrians Vorgängern zu wiederholten Malen stattgefunden hatte. Seine Erklärung der angeführten Rahewinstelle stützt Sch. durch eine Untersuchung der Reformbestrebungen des Papsttums in Deutschland seit den Tagen des Wormser Konkordats. Sehr eingehend behandelt er die Tätigkeit der päpstlichen Legaten im Jahre 1153, die auf Befehl Barbarossas aus Deutschland abreisen mußten. Ihre seit 1153 unterbrochene Tätigkeit sollten die Gesandten nach Sch. wieder aufnehmen. Dabei aber stießen sie auf den nachdrücklichsten Widerstand Barbarossas, der von allzu engen Beziehungen der Kirchen Deutschlands mit Rom nichts wissen wollte, da sie seiner Kirchenpolitik hinderlich waren.

In weiteren Kapiteln behandelt der Verf. die zweite Aufgabe der päpstlichen Gesandten, die bis jetzt allein von der Forschung berücksichtigt worden ist. Er mutmaßt, daß die Legaten die Spannung lösen sollten, die seit dem Abschluß des Beneventer Vertrages zwischen Friedrich und Rom eingetreten war. Die Befreiung des in Deutschland gefangen gesetzten Erzbischofs Eskil sei ihnen nur eine Nebenaufgabe gewesen; eine Herausforderung des Kaisers durch das umstrittene Wort „beneficium“ sei garnicht beabsichtigt worden, da sie nur eine Verhinderung der Kirchenvisitation zur Folge gehabt hätte. Den bisher angeführten Gründen für das Hineinfließen des Wortes benificium tritt Schr. entgegen. Nach ihm sollte der Kaiser daran erinnert werden, daß er dem Heiligen Vater das Höchste zu danken habe und darum dessen wesentlichen Interessen, politischen wie kirchlichen, nicht entgegentreten dürfe. Hadrian IV. wollte den Kaiser für die Zukunft zu gewissen Rücksichten nötigen, indem er eine leise Lehnsabhängigkeit durchschimmern ließ. Da für Friedrich I. ein Zusammenhang zwischen den beiden Aufgaben der Gesandtschaft bestand, so eröffnete der Kanzler Reinald den Streit, indem er „beneficium“ durch „Lehen“ übersetzte. Er leitete ihn dann auf den praktischen Boden, indem er durch die Landesverweisung der Legaten die Kirchenvisitation unmöglich machte und damit die Reformbestrebungen der Kurie vereitelte, welche die kaiserliche Kirchenpolitik nur stören konnte.

Berlin. Bruno Dauch.

9.

Hugelmann, Karl Gottfried, Dr., Die Wahl Konrads IV. zu Wien im Jahre 1237. 8°. XII u. 91 S. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1914. M. 2.80.

Mit der Wahl Konrads IV. zu Wien 1237 war das keine so einfache Sache. Kaiser Friedrich II. im offenen Hader mit

dem Papst, vornehmlich wegen Siziliens und der darauf sich stützenden imperialistischen Bestrebungen. Der Sohn Heinrich, nach verunglückter Auflehnung gegen den Vater, gefangen; die Fürsten schwierig und reizbar. Um seiner auswärtigen Interessen willen war es unmöglich, daß der Kaiser lange in Deutschland verweilte. Und doch mußte hier mit fester Hand zugegriffen und die Nachfolge leidlich gesichert werden. Also waren Kompromisse nötig, wenn er dem Sohne Konrad, der freilich noch nicht elf Jahre alt war, die deutsche Königswürde übertragen sehen wollte. In Wien trat man zusammen, nachdem Herzog Friedrich II. niedergekämpft und eine kaiserliche Verwaltung eingesetzt war. Strittig ist nun der Charakter des Aktes. Während die meisten von diesem einzigen Mal, wo in Wien bezw. in Österreich ein deutscher König gekürt wurde, wenig Aufhebens machen, ist der Verf. der Ansicht, daß wir uns hier an einem Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Königswahl befinden. Elf Fürsten (die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Salzburg, die Bischöfe von Bamberg, Regensburg, Freising, Passau; Otto, Rheinpfalzgraf und Herzog von Bayern, der König von Böhmen, der Landgraf von Thüringen und der Herzog von Kärnthen) waren zugegen. H. aber behauptet, daß von diesen Wählern tatsächlich nur vier die electio vornahmen, während die übrigen auf einen consensus beschränkt waren; da, außer jenen vier electores, keiner der späteren Kurfürsten anwesend war, so sei damals „das Kurfürstenkollegium das erstemal, und zwar als eine Mehrzahl von electores in die Erscheinung getreten". Nach seiner Ansicht „übte im Jahre 1237 das spätere Kurfürstenkollegium incl. König von Böhmen jene Funktionen aus, die ihm der Sachsenspiegel zuwies, insofern dies eben alle jene Kurfürsten taten, die überhaupt anwesend waren". Wie er seine Meinung im einzelnen mit großem Scharfsinn und viel Gewandtheit zu begründen sucht, darauf kann hier leider nicht näher eingegangen werden. Das Heft ist sehr lesenswert. Das Hauptgewicht ruht auf einem nicht ganz sicher bezeugten „Wahldekret" (von kaiserlicher Seite ausgegangen), auf den Marbacher Annalen q. d., und dem Sachsenspiegel.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

10.

Gerber, Harry, Drei Jahre reichsstädtischer, hauptsächlich Frankfurter Politik, im Rahmen der Reichsgeschichte unter Sigismund und Albrecht II. 1437—1439. Marburger Inaugural-Dissertation. 8⁰. X u. 132 S. Frankfurt a. M., Druck von Hch. Richter, 1914.

Die Reichsstädte verstanden es meisterlich, das Schifflein ihrer Politik geschickt durch alle Klippen hindurchzusteuern. Die Diplomaten können davon lernen. Bei welcher Stadt man auch anklopft, immer findet sich mehr oder weniger von überraschender Schlauheit, würdiger Verschlagenheit, höchst ehrenfester, aber

rücksichtsloser Verfolgung von Sondervorteilen. Die kaufmännische Schulung vornehmlich ist es, die hier greifbare Resultate zeitigt. Sehr oft ein weiter, vorausschauender Blick, aber oft auch eine höchst bedauerliche kleinliche Gebundenheit. Und mit Geld muß immer an den maßgebenden Stellen gearbeitet werden. Solange eine Stadt damit reichlich versehen ist und es geschickt anzuwenden versteht, solange kann sie von Glück sagen. Im übrigen sieht man auch hier die grenzenlose Zerfahrenheit der damaligen Reichsverhältnisse; die Schwäche des Kaisertums; den mangelnden Gemeinsinn, bei den Städten dem Ganzen gegenüber und untereinander; die Rechtsunsicherheit; die Ohnmacht des Reiches und seiner Teile auswärtigen Angriffen gegenüber usw. Letztere zeigt sich besonders deutlich in Sachen der Armagnaken. Eine Menge interessanten Materials ist zusammengetragen und geschickt verwertet. Störend ist der weitgehende Gebrauch von Abkürzungen mitten im Text: Fft. = Frankfurt, B. = Bischof, Eb. = Erzbischof, G. = Graf, Hz. = Herzog, K. = Kaiser. Kg. = König, Pg. = Pfalzgraf etc. etc.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

11.

Registrum litterarum Joachimi Turriani 1487—1500, Vincentii Bandelli 1501—1506, Thomae de Vio Caietani 1507—1513. Hrsgg. von Benedictus Maria Reichert. 8⁰. VII u. 207 S. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1914 (a. u. d. T.: Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland, hrsgg. von P. v. Loë O. P. und B. M. Reichert, Heft 10). M. 8.—.

Das vorliegende Heft bildet, als Fortsetzung von Heft 6 und 7, den Abschluß der Veröffentlichung der Briefregesten der Ordensgenerale zur Geschichte der Ordensreform in der oberdeutschen Ordensprovinz Teutonia von 1386—1523. Auch die Ordensgenerale, deren Regesten hier veröffentlicht werden, erstreben wie ihre Vorgänger Reinerhaltung der Ordenszucht, Hebung und Förderung der Studien. Die drei zusammengehörigen Hefte bilden ein für die Geschichte des Ordenswesens, besonders des Dominikanerordens, interessantes Ganzes, das aber auch für die weitere Kirchengeschichte und für die Welt- und Kulturgeschichte wertvoll ist und ein gewaltiges Quellenmaterial zusammenträgt und verarbeitet. In dem auf Heft 6, 7 und 10 sich erstreckenden Namensregister war es möglich, wie der Herausgeber sagt, viele Persönlichkeiten nach ihrem Geburtsort, ihrer Zugehörigkeit zu den einzelnen Konventen oder nach ihrem zuweilen durch Verschreiben stark entstellten Familiennamen festzustellen. Nach Veröffentlichung der auf die Sächsische Ordensprovinz bezüglichen Regesten soll, wie im Vorwort gesagt wird, der Inhalt der ganzen Publikation eingehender erörtert werden.

Rostock i. M. A. Vorberg.

12.

Kirchengeschichtliche Forschungen, insbesondere zur Reformationsgeschichte. Theod. Brieger, dem Begründer und Herausgeber der Zeitschrift f. Kirchengeschichte zum 70. Geburtstage, 4. Juni 1912, dargebracht von den Mitarbeitern und dem Verlag der Zeitschrift. Gr. 8°. VI und 187 S. Gotha, F. A. Perthes A.-G., 1912. M. 5.—.

In meiner „Quellenkunde" (I, 49) bezeichnete ich als Eigenart der vom verstorbenen Brieger begründeten Zeitschrift für Kirchengeschichte die Neigung, die peinliche Einzelforschung, die Sammlung und kritische Sichtung des Materials vor großzügigen Essays zu bevorzugen. Bis auf den Beitrag von C. Bess spiegelt auch die vorliegende Jubiläumsgabe denselben Charakter wieder.

Ungefähr die Hälfte des Bändchens nimmt eine Untersuchung von C. Erbes, „Der Apostel Johannes und der Jünger, welcher an der Brust des Herrn lag" ein. Man wird verstehen, daß ich diese ganz außerhalb meines Arbeitsgebiets liegende Arbeit lediglich registriere. Der Inhalt der übrigen Beiträge betrifft dagegen ausschließlich diejenige Periode, auf die sich Brieger literarisch ganz konzentriert hat. Sie stammen von drei der eifrigsten Mitarbeiter und dem Mitherausgeber der Zeitschrift.

Der Artikel Kalkoffs über Flavio, den Biographen Cajetans, hängt offenbar mit seinen langjährigen Forschungen über die Entstehung der Bannbulle gegen Luther und des Wormser Edikts zusammen. Denn Flavios Schilderung der Vorgänge auf dem Augsburger Reichstag hat offenbar den Anstoß gegeben. Das Ganze ist ein scharfsinniger und wissenschaftlich wertvoller Beitrag zur reformationsgeschichtlichen Quellenkritik. Ob freilich Flavio überhaupt 1518 mit in Augsburg war, ist ungewiß. Sicher hat er die Biographie, die in der Form einer Gedächtnisrede vor Papst und Kardinälen gehalten ist, auch erst etwa 20 Jahre nach dem Verhör niedergeschrieben. Aber dessen Erzählung ist überhaupt nicht der wichtigste Teil des Werkes. Letzteren erblicke ich vielmehr in der Charakteristik Cajetans und der Verdeutlichung der Intriguen am Hofe Hadrians VI. Vor etwa 10 Jahren begann Cossio mit einem wissenschaftlich minderwertigen panegyrischen Werke „Il cardinale Gaëtano e la riforma", das G. Ficker zu einer abfälligen Rezension in der Theol. Literaturzeitung (1904) 29, 334 ff. und in Verbindung damit zu einem geringschätzigen Gesamturteil über Cajetan veranlaßte. Kalkoff rehabiliert den Kardinal, der hoch über Aleander und anderen Prälaten stand und auch Luther Respekt einflößte. Demgemäß hält er auch Flavios Ausführungen und Auffassungen wesentlich für zutreffend.

Otto Clemens „Zwei Miszellen zur Reformationsgeschichte" sind isoliert schwer zu bewerten. Sie sind ein einzelner Bau-

stein aus einem großen Material an Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation. Zunächst veröffentlicht Clemen mit Erläuterungen einen Vortrag, in dem ein Anhänger Savonarolas aus Florenz von einem römischen Franziskaner überwunden wird. Das Original dieses Dialoges war durchaus ernsthaft; der übrigens recht schlichte Wittenberger Nachdruck sollte aber wohl dazu dienen, Savonarolas Gegner zu karikieren.

Der von Kawerau behandelte „Streit über die reliquiae sacramenti in Eisleben 1543“ gilt an sich einer dogmatisch-scholastischen Spitzfindigkeit. Zwischen den dortigen Geistlichen tobten darüber, was mit dem nicht verbrauchten Abendmahlswein zu geschehen habe, Meinungsverschiedenheiten, die an die gegensätzliche Ansicht der Lutheraner und Reformierten anknüpften, aber ein stark persönliches Gepräge trugen. Indes werfen Kaweraus Ausführungen, die der Publikation des einschlägigen Quellenmaterials beigefügt sind, interessante Streiflichter. Die Personalfragen im damaligen Mansfeld werden wesentlich geklärt; vor allem gesteht Kawerau, kein Dokument aus dem Wittenberger Kreise zu kennen, „das so deutlich von der überragenden und jede Selbständigkeit erdrückenden Autorität Luthers Zeugnis gäbe“, als Jonas' Vorwurf gegen die Eislebener Geistlichen, nicht in Wittenberg angefragt zu haben.

Wenden sich Kalkoff, Clemen und Kawerau in erster Linie an produktive Forscher, so ist Bess' Abhandlung „Die Entwicklung der hessischen Kirche unter Philipp dem Großmütigen“ für einen weiteren Kreis bestimmt. Wiewohl sie ersichtlich auf guter Kenntnis der neueren Literatur fußt, entbehrt sie leider aller bibliographischen und Quellennachweise. Bess zieht einen Längendurchschnitt durch Philipps ganze Regierung, und zwar nimmt er für sie einheitliche Motive an. Die Homburger Synode von 1526, die Agende von 1532, die Wittenberger Konkordie, die hessische Kirchenordnung von 1537, die Ziegenhainer Kirchenzuchtsordnung von 1539, der Kasseler Katechismus vom gleichen Jahre, die Ordnung christlicher Lehre und Zucht (1557), die Generalsynode von 1559, endlich die Kirchenordnung von 1566 erscheinen wesentlich als geradlinige Fortsetzungen. Im einzelnen kann man abweichender Ansicht sein. So müßte man m. E. schärfer als das Bess tut die politische Seite hervorheben. Philipp war duldsamer, weil er größere staatliche Ziele verfolgte und weil er den Theologen nicht die ausschlaggebende Rolle in der Landesregierung gewähren konnte wie die meisten anderen damaligen evangelischen Territorialobrigkeiten. Auch sind die Organisationen der 1530er Jahre weniger die logische Konsequenz von früheren hessischen Regierungsansichten, sondern weit mehr der Niederschlag Butzerscher Ideen.

Freiburg i. B. Gustav Wolf.

13.

Pastor, Ludwig v., Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance. 1.—3. Auflage. Mit 102 Abb. und einem Plan. Gr. 8°. XX und 136 S. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1916. Kart. M. 4.50.

Diese Sonderausgabe eines Abschnittes aus dem 6. Bande seiner großangelegten „Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters" hat der Verf., abgesehen von einigen Vervollständigungen des Textes, durch die Beigabe trefflich ausgewählter zeitgenössischer Abbildungen zu einem selbständigen Werke ausgestaltet. Wir lernen Rom zur Zeit Julius III. während eines Stillstandes in seiner baulichen Entwicklung kennen. Allerdings hatte sich der Übergang von der heidnischen Renaissance zur „katholischen Reformation" oder, wie wir zu sagen gewohnt sind, zur „Gegenreformation" bereits unter Paul III. vollzogen, doch trat der Barockstiel, der im Kirchenbau jene Wandlung künstlerisch zum Ausdruck brachte und der der ewigen Stadt sein heute noch charakteristisches Gepräge gab, erst später in Erscheinung, so daß wir in der Tat Rom kennen lernen, wie es die ausklingende Hochrenaissance hinterlassen hat. In erster Linie sind es Zeichnungen aus Heemskercks im Berliner Kupferstichkabinet aufbewahrtem Skizzenbuche, die uns dies veranschaulichen. Ein daraus entnommenes, wenn auch von anderer Hand gezeichnetes, Panorama vom Jahre 1536, das leider in der verkleinerten Wiedergabe etwas undeutlich geworden ist, gibt uns ein getreues Gesamtbild. Wer das heutige Rom kennt, wird sich bald überzeugen, daß die räumlichen Verhältnisse im Wesentlichen richtig aufgefaßt und wiedergegeben sind. Natürlich darf man sich nicht dadurch irre machen lassen, daß in Folge des großen Umfanges der damals unbebauten Flächen viel mehr Bauwerke gleichzeitig zu sehen sind, als es jetzt der Fall ist. Andere Abbildungen sind Wiedergaben zeitgenössischer Stiche und von für dieses Werk aufgenommenen Photographien. Der Text stützt sich auf Quellenschriften, darunter die Aufzeichnungen des 1535 in Rom weilenden Frankfurter Rechtsgelehrten Johann Fichard. An der Hand eines alten Planes führt uns Pastor durch die 14 Regionen (rioni) Roms. Die auf St. Peter bezügliche Bilderfolge, mit einer Rekonstruktion der mittelalterlichen alten Kirche beginnend, erläutert die merkwürdige Baugeschichte der Kathedrale in höchst anschaulicher Weise, wie überhaupt die Abbildungen den etwas trockenen Text trefflich beleben, der als Ausschnitt aus einem Geschichtswerke die allgemeine Kenntnis der Kulturgeschichte jener Zeit voraussetzt. Unter dieser Voraussetzung ist das Buch ein unschätzbarer Führer im Rom der Renaissance. Vor allem aber wird es denen wertvoll sein, die die ewige Stadt bereits aus eigener Anschauung zu kennen glauben, ich sage „glauben"; denn die überwiegende Mehrzahl wird sich eingestehen müssen,

an manchem hier dargestellten kunstgeschichtlich bedeutsamen Bauwerke, namentlich an mehr oder weniger verkommenen Palästen in den engen Straßen achtlos vorbeigegangen zu sein. Vieles Schöne, das den Bedürfnissen der Gegenwart zum Opfer fiel, oder auch sinnlos zerstört wurde, wird durch Wort und Bild für die Anschaunng gerettet. Voll gerecht wird man der verdienstvollen Arbeit des Verfassers erst dann, wenn man sich weder in Einzelheiten verliert, noch vom rein kunstgeschichtlichen Standpunkte ausgeht, vielmehr diese Topographie als Grundlage für die geschichtliche Betrachtung nimmt. So vergegenwärtigen uns die mächtigen Festungsbauten der Leostadt (Borgo) die Bestrebungen Pauls III. zur Sicherung des Kirchenstaates. Auch der Archäologe kommt zu seinem Recht; nur als Beispiel seien die Darstellung der Reste der Thermen des Diokletian noch vor dem Einbau des Klosters und der Kirche S. Maria degli Angeli und Heemskercks Zeichnung des verschwundenen Septizoniums hervorgehoben. Die Zuverlässigkeit der letzteren wird durch die außerordentlich genauen und charakteristischen, von demselben Künstler herrührenden Ansichten des Forums und des Titusbogens außer Zweifel gesetzt. Die Arbeit Pastors wird somit weitern Kreisen willkommen sein.

Berlin. A. v. Janson.

14.

Caemmerer, Hermann v., Die Testamente der Kurfürsten von Brandenburg und der beiden ersten Könige von Preußen. (Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg.) Lex. 8°. XIV, 87 u. 465 S. Leipzig u. München, Duncker u. Humblot, 1915. M. 16.—.

Der Verf. war gerade mit der Niederschrift der Einleitung zu dem vorliegenden Bande beschäftigt, als der Krieg ausbrach, ihn rief und als eines der ersten Opfer forderte. Am 14. Sept. 1914 fiel v. Caemmerer bei Soissons. Die schon begonnene Drucklegung des vorliegenden Buches wurde von Archivrat Klinkenborg und Prof. Volz besorgt. Die Einleitung ist aber ein Torso geblieben. Sie reicht bis zum Geraischen Hausvertrag und umfaßt 80 Seiten. In drei weiteren Kapiteln sollten, wie die auf S. 1—8 abgedruckte Inhaltsangabe zeigt, noch behandelt werden: die Testamente des Großen Kurfürsten, das Edikt vom 13. Aug. 1713, der Sieg des Staatsgedankens.

Es braucht kaum erst betont zu werden, daß wir eine grundlegende Quellenarbeit vorgelegt erhalten, und daß die Einleitung überall eine meisterhafte Beherrschung des Materials zeigt, die sich mit Sicherheit und Klarheit des Urteils verbindet. Jeder wird es bedauern, daß der Verf. mitten aus seiner, auf viele neue Gesichtspunkte hinweisenden Arbeit herausgerissen worden ist.

Abgedruckt sind in dem vorliegenden Bande 43 Testamente. Dazu kommen noch 10 Beilagen. Jeder Urkunde sind kurze An-

gaben über das Original und meist auch über den Inhalt vorangestellt.

Als den Hauptgesichtspunkt der Einleitung — und dieser beherrscht auch die ebenfalls 1915 erschienene Darstellung Hintzes „Die Hohenzollern und ihr Werk" — kann man den Nachweis hinstellen, daß die Hohenzollern bis ins 17. Jahrhundert nur auf Wahrung ihres Hausbesitzes bedacht gewesen sind, keineswegs aber Versuche bewußter Staatsgründung gemacht haben (S. 34*). v. Caemmerer setzt sich bei dieser Beweisführung vornehmlich mit J. G. Droysen auseinander (S. 22, 48, 70 usw.). Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser den ersten brandenburgischen Herrschern zu viel unterlegt, aber es scheint Ref. andrerseits auch wieder zu weit zu gehen, wenn, wie z. B. es Hintze tut, die Droysensche Auffassung auch noch für den Großen Kurfürsten verworfen wird (vgl. m. Besprechung von Hintze „Die Hohenzollern und ihr Werk" in den „Akademischen Turnbundsblättern" 1916, Nr. 3). Politisches Testament und werdender oder gewordener Staat können sehr wohl deshalb in Gegensatz stehen, weil das hervorgebrachte Werk über den Begründer schon bei dessen Lebzeiten hinauswächst, so daß er es nicht mehr zu überschauen vermag. In jedem lebt neben bewußtem auch unbewußtes Schaffen.

E. Brandenburg hatte behauptet, daß Friedrich I. den Plan der Gründung eines großen norddeutschen Staates gehabt habe (S. 33*). v. Caemmerer weist diese Behauptung zurück. Er stimmt mit Hintze (S. 77) darin überein, daß Friedrich „mit seinen Ansprüchen durchaus in den patrimonialen Traditionen der damaligen Fürstenwelt bleibt". Um ein Hausinteresse handelte es sich auch in der Dispositio Achillea. Sie spricht, wie v. Caemmerer S. 43 sehr ausführlich nachweist, (vgl. auch Hintze S. 101) von einer Erbteilung, gibt aber nicht ein für alle Zukunft verbindliches Erbfolgegesetz. Sie tut nichts anderes, „als seinerzeit die Disposition Burggraf Friedrichs V. von 1372 hinsichtlich der fränkischen Lande getan hatte" (S. 55*). Erst der Regensburger Teilungsvertrag von 1541 hat die dauernde Unteilbarkeit ausgesprochen (S. 63*). Es ist aber Ref. nicht ersichtlich, wie trotzdem v. Caemmerer unter Bekämpfung von Ranke nur von einer Hauspolitik Joachims II. sprechen kann.

Charlottenburg. W. Sange.

15.

Berkenkamp, Heinrich, Das Fürstentum Corvey unter dem Administrator Christoph Bernhard von Galen, Bischof von Münster, 1661—1678. (Beiträge für die Geschichte Niedersachsens und Westfalens. VII. 4. Heft 40.) 8°. 99 S. Hildesheim, August Lax, 1913. M. 2.60.

Es handelt sich für uns wesentlich um die protestantische mittelfreie Stadt Höxter, deren Schicksal genau nach dem

Rezept sich abspielt, das typisch ist für das Schicksal vieler deutscher Städte in jenen Zeiten. Immerhin wurde noch gemäßigt verfahren, indem man den Evangelischen nicht ganz den Garaus machte. Dazu trug, neben verschiedenen andern Umständen, wesentlich die Schutzherrschaft bei, die der Herzog von Braunschweig-Lüneburg ausübte. Trotzdem wurde mit viel Geschick der Stadt ein Recht nach dem andern aus der Hand gewunden. An Geld mangelte es ihr, die Bürger lebten in Unfrieden miteinander. Die erstarkende Fürstenmacht war allerdings das stärkere Element, dem Herzog von Braunschweig aber waren vielfach anderweitig die Hände gebunden.

Das Buch liest sich sehr gut, schon um der vielen interessanten und oft amüsanten Einzelheiten willen. — Der Hauptvertreter der städtischen Interessen ist mit Aufbietung aller Kraft die hervorragende Gestalt des Syndikus Bierbüsse, der aber auch das Los vieler seiner Genossen teilen und schließlich weichen muß. — Mühe hat sich Bernhard von Galen mit seiner Verwaltung gegeben, das ist nicht zu leugnen. Leidliche Ordnung kehrte ein in dem arg mitgenommenen und zerrütteten Fürstentume.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

16.

Birt, Theodor, Schiller, der Politiker, im Lichte unserer großen Gegenwart. (Cotta'sche Handbibliothek Nr. 184.) 8°. 78 S. Stuttgart und Berlin, Cotta Nachfolger, 1916. M. —.60.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts verschwisterte sich in Deutschland kriegerische Begeisterung mit gesteigertem Nationalstolz und einer schärferen Betonung älterer freiheitlicher Forderungen. Eine ähnliche Wahrnehmung bietet auch der Ausbruch des heutigen Weltbrandes. Auch jetzt hofft man vielfach, den früheren Erfolgen in der Durchführung lang gehegter liberaler Wünsche neue hinzuzufügen; man erwartet nach innen hin einen weiteren Ausgleich der Standesgegensätze, Erweiterung der Pressund Versammlungsfreiheit und der Selbstverwaltung; nach außen eine gehobenere politische Machtentfaltung des Deutschtums, der jedoch freudige Anerkennung der Lichtseiten des Auslandes und damit weltbürgerliche Versöhnlichkeit Bedürfnis bleibt. Vor allem aber wird dem leidenschaftlichen Kämpfer der unbedingte Vorzug vor dem gleichmütigen Beobachter zugestanden.

Vom Standpunkt einer so aufgefaßten Gegenwart würdigt Birt Leben und Wirken Schillers, und er sieht in ihm den Dichter, der, in dem bis heute noch nicht zur Ruhe gekommenen geistigen Ringen dem deutschen Bürgertum kühn voranschreitend, vor mehr als 130 Jahren als erster das Freiheitsbanner den Mächten des Widerstandes mutvoll entgegentrug. So wird, wo-

rauf schon der Titel hinweist, aus dem Dichter ein Politiker; Politiker im Sinne Platos, also ein Mann, der sich in den Dienst der sittlichen und freiheitlichen Hebung seines Volks stellt. (S. 66). Die Besonderheit des Politikers Schiller lag nur darin, daß er als seine erfolgreichste Waffe die Dichtkunst benutzte, die er gern zur Seite gelegt hätte, wenn er als wegweisende Intelligenz bei der Verwaltung eines größeren Staates, z. B. Preußens, für die Verwirklichung seiner politischen Ideale nachdrücklicher hätte wirken können. (S. 57 u. 60; vgl. S. 45).

Die Schrift Birts ist aus den Bedürfnissen des Augenblicks geboren und will diesen dienen. Das durch die Kriegsnot erschütterte Volksgemüt sehnt sich nach einem Dichter, der es durch kampffreudiges Pathos und tiefe Wahrheit des Handelns und Empfindens begeistert und fortreißt; Birt entdeckt einen solchen Dichter in Schiller; er stellt ihn der vaterländisch fühlenden Jugend geradezu als Muster eines unerschrockenen Mannes hin, der auch als Dichter durchaus nicht veraltet sei und nur richtig verstanden zu werden brauche, um zur Gegenwart zu sprechen, als lebe er heute mit uns.

Trotz mancher unkontrollierbarer Prophezeiung (z. B. S. 54 u. 57), übertriebener Wertung von Einzelheiten (S. 56) und der knappen Quellenbelege, mit denen B. seine Leser abfinden muß, bietet die eine wohltuende Frische atmende Schrift doch auch zukünftiger Forschung dienliche Anregung. Das Verständnis Schillers wird gefördert, wenn neben der ganzen Weite der politischen Ziele die entschlossene Gewandtheit, ja weltmännische Feinheit (S. 61), Erstrebtes zu verwirklichen, betont wird. Völlig neue Bahnen will und wird B. für die Schätzung Schillers nicht weisen; als scharfer Gegner der Meinung, Schiller sei eine elegisch-sentimentale Natur gewesen, hat B. ältere Gesinnungsgenossen, und Schillers Kämpfe für die Freiheit — um mit B. zu reden, also für politische Ideale — haben durch ihren Inhalt und ihre spätere Bedeutung für die deutschnationale Volksbegeisterung wiederholt die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Allerdings weist B. auf bisher kaum beachtete Ziele Schillerschen Strebens hin, aber zugleich hinterläßt er doch den Eindruck, daß Schiller gerade hier (z. B. für Bauernbefreiung, Preßfreiheit und Milderung des Strafrechts, S. 64) ohne nennenswerten Erfolg und ohne Stetigkeit tätig war.

Berlin-Lichterfelde. O. Reich.

17.

Bitterauf, Theodor, Napoleon I. 3. Auflage. (Aus Natur- und Geisterwelt, 195. Bd.) 8°. VIII u. 107 S. Leipzig-Berlin, Teubner, 1916. M. 1.25.

Wenn man heute daran geht, von neuem das geschichtliche Bild Napoleons zu zeichnen, wird man gut tun, einen neuen Ge-

sichtspunkt, unter dem die Ereignisse ein neues Licht gewinnen, zu wählen. Dies tut Bitterauf und kommt so einen Schritt weiter als die Napoleon-Biographen vor ihm. Die Frage, ob Napoleon erobernd oder nur notgedrungen von Krieg zu Krieg geschritten, läßt der Verf. beiseite, da sie der historischen Metaphysik angehört und schlechterdings unlösbar ist. Vielmehr übernahm Napoleon, der sich dem Schauspieler Talma gegenüber einmal als den größten tragischen Helden bezeichnete, ein System; er war in eine historische Rolle hineingewachsen, die gut oder schlecht zu spielen wohl bei ihm stand, die abzuändern aber über seine Kraft ging. An verschiedenen Punkten seiner Laufbahn läßt sich freilich jene Frage bis zu einem gewissen Grade diskutieren, so besonders bei Gelegenheit der dem Frieden von Amiens folgenden Ereignisse. Hier sprechen, wie B. zeigt, und worauf schon andere (wie A. Wahl) aufmerksam machten, alle Erwägungen, die Napoleon anstellen konnte, dafür, den Frieden aufrecht zu erhalten; und zwar Erwägungen der äußeren wie der inneren Politik in gleichem Maße. Den Kern seiner These spricht der Verf. auf S. 45 aus: „Die imperialistische Politik des neuen Kaisers der Franzosen ist nicht einmal sein Werk; sie war vor ihm schon vorhanden und hat auch nach seinem Sturze noch nicht aufgehört". Zum mindesten habe Napoleon den Frieden auf dem Festlande gewünscht; dies zeige sein abwartendes Verhalten gegen die Koalition im Jahre 1805 (S. 46). Nach dem Siegeszuge, der Napoleon 1806 durch Preußen bis an die Grenzen Rußlands führte, habe er ebenfalls seine Friedensliebe bewiesen. „Der Zar hatte Friedrich Wilhelm schnöde im Stich gelassen, und die Welt sah die Herrscher der beiden größten europäischen Mächte fortan als Freunde. Indem Napoleon hier Halt machte und Alexander die Friedenshand reichte, hat er seine Friedensliebe unzweifelhaft gezeigt" (S. 55). Noch deutlicher habe es sich 1809 erwiesen, als der erste Volkskrieg gegen das napoleonische System ausbrach. „Napoleon wollte den Krieg nicht, aber, wie die Dinge einmal lagen, mußte er kämpfen, siegen oder fallen" (S. 62).

Auch Bitterauf sieht aus allen Kämpfen, die Napoleon je geführt hat, die unversöhnliche Feindschaft gegen England hervorleuchten; das ist heute wohl die communis opinio. In der ägyptischen Expedition habe er zudem altfranzösische Tendenzen aufgenommen, worauf schon Lenz hinweist. Nur unterläßt es der Verf., auf Napoleons merkwürdiges und widerspruchsvolles Verhältnis zur Türkei hinzuweisen.

Ein anderes Problem ist an mehreren Stellen des Buches gestreift, ohne ausführlich behandelt zu sein. Je mehr sich Napoleon von den Gedanken der Revolution, die ihn getragen hatten, loslöst und in die Bahnen des ancien régime zurücklenkt, in demselben Maße versucht er die revolutionären Bestrebungen durch nationale zu ersetzen. Es hätte nun auch ge-

zeigt werden müssen, wie Napoleons nationale Expansionswünsche schließlich über ihr Ziel schossen, seine Politik übernational machten und damit für Frankreich selbst verderblich wurden. Bei Besprechung des napoleonischen Systems (S. 68 ff.) wird m. E. mit Recht darauf hingewiesen, wie die Hypertrophie seiner auswärtigen Politik die segensreichen Ansätze der inneren nicht zur Reife kommen ließen.

Der Verf. zeigt ferner, daß der Rheinbund für Napoleon nur ein zweischneidiges Werkzeug war, daß aber die beteiligten süddeutschen Staaten dabei eine zielbewußte Politik betrieben, die sie zugleich vor einer Mediatisierung durch Preußen oder Österreich schützten.

Napoleons Verhältnis zur römischen Kirche und zur christlichen Religion ist mit wenigen Zügen klar gezeichnet. Einerseits tritt Napoleon dem jakobinischen Ansinnen, 1796 der Kirche in Italien den Garaus zu machen, entgegen und schließt mit dem Papst Frieden, anderseits bedeutet sie ihm doch nur ein Mittel, um die soziale Ordnung aufrecht zu halten.

Das Urteil, daß Napoleon bei Befestigung des französischen Staates nur an sich gedacht habe (S. 39), ist m. E. nicht billig. Jedem Staatsmann, der in seiner Hand alle Fäden des politischen Lebens vereinigt, fällt seine Person mit dem Staate naturnotwendig zusammen; das gilt von Napoleon ebenso wie von Richelieu oder Bismarck.

Cottbus. G. Heinz Putzner.

18.

Ebbinghaus, Therese, Napoleon, England und die Presse (1800 bis 1803). (Historische Bibliothek. 35. Band). gr. 8°. 211 S. München-Berlin, R. Oldenbourg, 1914. M. 5.—.

Nichts hat das deutsche Volk beim Ausbruche des gegenwärtigen Weltbrandes so verblüfft, wie die ungeheure Welle blinden und verständnislosen Hasses nicht bloß in den feindlichen, sondern auch in vielen neutralen Ländern. Daß diese heftige Abneigung nicht durchaus auf natürlichem Boden erwachsen, sondern vor allem durch jahrelange planmäßige Beeinflussung und unmittelbare Erkaufung der Presse dieser Länder erreicht worden war, ist erst allmählich allen Denkenden klar geworden; jetzt aber hegt man in den weitesten Kreisen keinen Zweifel, daß diese langjährige Wühlarbeit unserer Feinde uns großes Unheil gebracht und den Weltkrieg gegen uns auf das wirksamste vorbereitet hat.

Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt eine Schrift besondere Teilnahme, die es sich zur Aufgabe macht, Napoleons I. Preßpolitik zu beleuchten, der in ähnlicher Weise die französische und eigentlich die gesamte kontinentale Presse als Werkzeug benutzte, um seinen mächtigsten und gefährlichsten Gegner, England, zu bekämpfen. Therese Ebbinghaus hat in der vorliegenden Arbeit einen zeitlich begrenzten, aber sonst ziemlich umfassenden

Beitrag zu dieser Frage geliefert. Bisher hat man das Verhältnis Napoleons zum Zeitungswesen im wesentlichen in der Richtung behandelt, daß man vom Standpunkte der Journalisten hervorhob, welcher Druck auf den Äußerungen der öffentlichen Meinung gelastet habe und wie durch die immer strenger werdenden Zensurvorschriften jede selbständige Regung des Volksgeistes erstickt worden sei. So ist die Darstellung der Verhältnisse in Hatins und Salomons Geschichten des französischen und deutschen Zeitungswesens. Die Verfasserin will diese älteren Arbeiten nun durch eine positive Schilderung ergänzen, wie Napoleon planmäßig durch fortgesetzte Beeinflussung und eigene Mitarbeit die französische Presse als Werkzeug für seine politischen Zwecke benutzt habe. Zu diesem Zwecke eignet sich besonders der erste Zeitraum der Regierung Bonapartes, in dem der Preßzwang noch nicht seine letzte vernichtende Schärfe erreicht hatte, ein Zeitraum zudem, wo kein eigentlicher Waffengang stattfand, sondern wo Napoleon ausgiebig Gelegenheit fand, zur Anbahnung und später zur Aufrechterhaltung des Friedens oder umgekehrt zur Vorbereitung des Krieges die geistigen Waffen der Zeitungsartikel zu benutzen. Die Ausbeutung der französischen und englischen Publizistik für diesen Zweck historischer Forschung erschien um so ergiebiger, als während dieser Periode von 1800 bis 1803, wo der Friede von Amiens zwischen der französischen Republik und Britannien herbeigeführt wurde und die Beziehungen beider Mächte sich dann allmählich wieder bis zum erneuten Ausbruch des Krieges verschärften, der Gegensatz der englischen Preßfreiheit und des bonapartischen Preßzwanges von beiden Regierungen ausgiebig erörtert wurde. Die Verfasserin hat nun für ihre Forschungen das reiche Material französischer und englischer Zeitungen und Flugschriften, sowie französische und bairische Gesandtschaftsberichte aus Pariser und Münchener Archiven benutzt, und es ist ihr in der Tat gelungen, ein anschauliches Bild davon zu entwerfen, welche wechselnden Mittel Bonaparte in diesen Jahren anwandte, um die öffentliche Meinung auf dem Kontinent zu leiten und selbst im übelwollenden England zu beeinflussen. Offizielle Artikel des amtlichen Moniteurs, namenlose Flugschriften, Bezugsentziehungen englischer, feindlich gesinnter Blätter, Bestechung britischer Journalisten, Gründung von englisch geschriebenen Zeitungen in französischem Sold: alle diese verschiedenen Wege schlug der erste Konsul ein, um die Tätigkeit seiner Diplomaten zu unterstützen und seine großen politischen Pläne zu fördern. Es kann nicht ausbleiben, daß durch eine so eingehend kritische Darstellung der publizistischen Feldzüge der Konsularregierung manches hellere Licht auf die tieferen Absichten seiner äußeren Politik fällt. Die Verfasserin neigt dazu, auf Grund ihres Materials Bonaparte in den Jahren 1802 und 1803 eine zurückhaltende Politik zuzuschreiben, die ihn in jenen Tagen nicht als den Angreifer, sondern als den Angegrif-

fenen zeigt. Gewiß hat schon früh das große Ziel der Seeherrschaft und des Welthandelsmonopols vor Napoleons Augen gestanden. Aber das dazu erforderliche Mittel, die Bezwingung Englands, konnte nach seiner Ansicht nur unter den günstigsten Umständen verwirklicht werden. Als Österreich Frieden schloß und Rußland die Hand zum Bunde bot, flammte die Hoffnung jählings auf, mit einem kühnen Griff den Siegespreis zu erlangen und an der Spitze des europäischen Kontinents Britannien vom maritimen Weltenthron zu stoßen. Aber die unerwartete Ermordung des Zaren ließ diese Hoffnung erlöschen, und seitdem wird der Friede, d. h. eine Zeit der Sammlung und der Rüstung, eifrig und zielbewußt betrieben und solange als möglich daran festgehalten, sogar das friedliche englische Kabinett gegen die Kriegspartei publizistisch unterstützt. Aber in England wird bald die Meinung herrschend, daß dieser Friede eine gefährliche Umklammerung und je eher, je besser der Krieg zu erneuern sei. Sobald der erste Konsul diese Angriffsgelüste deutlich erkannte, hat er sich unnachgiebig und trotzig gezeigt und ist der Gefahr kühn entgegengetreten, ja hat den großen Plan von neuem gefaßt, den Kontinent unter Frankreichs Führung gegen England zu einigen, um das falsche Gleichgewicht zu beseitigen, das Britannien die Seeweltherrschaft sicherte, und ein wahres Gleichgewicht zur See herzustellen. — Merkwürdig, wie diese von Hauterive unter Bonapartes Eingebung ausgesprochenen Gedanken sich mit den Erörterungen deutscher Federn berühren, die auf unsere Kriegsziele gegen England hinweisen. —

So gibt uns die Schilderung der Tätigkeit der französischen Presse jener Tage als einer durchaus abhängigen Hilfsarbeiterin der Diplomatie die Möglichkeit, die politischen Gedanken des ersten Konsuls klar und scharf erkennen zu lassen, da die völlige Gebundenheit der Zeitungen nur seinen Machtwillen laut werden ließ. Es ist der Verfasserin gelungen, dies einleuchtend zu machen und somit zu sichrerer und reicherer Kenntnis jener Zeit beizutragen. Die Darstellung ist freilich etwas trocken und nicht frei von sprachlichen Härten, die vielleicht teilweise auf unzureichende Korrektur zurückzuführen sind.

Inhaltlich ist die Arbeit gründlich, gediegen und reif erwogen. Ein sorgfältiges Register erschließt den Inhalt.

Brandenburg a. H. Otto Tschirch.

19.

Klaje, Prof. Dr. Hermann, Pommern im Jahre 1813. Ein Beitrag zur Geschichte der Befreiungskriege in einzelnen Bildern. Zweiter Teil. (Sonderabdruck der Beilage zum Jahresbericht des Kolberger Gymnasiums für Ostern 1915.) Gr. 8°. 111 S. Kolberg, Dietz & Maxerath, 1915. M. 1.—.

Die Anerkennung, die ich dem ersten Teil der K.'schen Veröffentlichung zollen konnte (vgl. „Mitteilungen“, Bd. 42, S. 387).

muß ich wiederholen. Ein recht wertvoller Beitrag zur Geschichte der freiwilligen Jäger, erläutert durch Beispiele aus der pommerschen Lokalchronik, wird uns hier gegeben. K. verfolgt die Schicksale der pommerschen Jäger von der Errichtung der Detachements über den Feldzug hin bis zu ihrer Auflösung durch königlichen Erlaß, indem er in weitestem Maße seine Quellen sprechen läßt. Da sich unter diesen durchaus nicht ungewandte Federn befinden, so ist die Lektüre des kleinen Buches ebenso anregend wie belehrend, besonders heute, wo in den Feldpostbriefen und Tagebüchern zweifellos ähnliche Fragen behandelt werden wie damals, z. B. über das Verhältnis des gebildeten Freiwilligen zu seinen Kameraden. Ob sich allerdings noch so scharfe Gegensätze ergeben wie vor hundert Jahren, will mir, besonders nach eigenen Beobachtungen, zweifelhaft erscheinen. Denn die Quelle der meisten Streitigkeiten, die Wahl der nächsten Vorgesetzten, fällt ja für uns fort. Glücklicherweise auch die Sorge für Kleidung und Ausrüstung, ein Übel, das sicher mit zum baldigen Aufhören der Jäger-Detachements geführt hat.

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

20.

Lempp, Richard, Die Frage der Trennung von Kirche und Staat im Frankfurter Parlament (Beiträge zur Parteigeschichte, hrsg. von Adalbert Wahl), 8°. IV u. 240 S. Tübingen, I. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1913. M. 6.—.

Die Reaktion, die 1815 einsetzte, hatte auch auf religiösem Gebiete zu manchen die Gemüter aufregenden staatlichen Eingriffen geführt. Der preußische Staat hatte zwei Erzbischöfe gefangen nehmen lassen, die kirchliche Agende durch alle möglichen Mittel durchzudrücken gesucht, sich scharf gegen die „verkehrten und unstatthaften" Richtungen des Pietismus, Mystizismus und Separatismus gewandt, die „Lichtfreunde" aus der protestantischen Kirche herausgedrängt, der bayerische Staat Protestanten gezwungen, vor dem Sanctissimum niederzuknieen, der sächsische Staat den Altkatholiken den Austritt aus der katholischen Kirche verweigert. Alles das hatte die Gemüter gegen das seit dem Beginn der Saekularisationen, also seit 1803, von den deutschen Regierungen beanspruchte Recht, die Verhältnisse der Kirchen in ihren Ländern zu regeln, erregt. Besonders wehrte sich dagegen die katholische Kirche, während die verschiedenen evangelischen Kirchen in dem Landesherrn ja immer den summus episcopus gesehen hatten. Die Staatsrechtslehrer wollten den zwischen Staat und Kirche drohenden Streit durch die feine Unterscheidung des jus circa sacra, d. i. der Kirchenhoheit, und des jus in sacra, d. i. des Kirchenregiments, abwenden; die erstere sollte dem Landesherrn, das zweite der Kirche gebühren. Der Streit bekam dadurch nur einen andern

Namen, darüber nämlich, was zur Kirchenhoheit und was zum Kirchenregiment gehöre. Der Streit verschärfte sich durch das Aufkommen des religiösen Individualismus. Schon sein erster großer Führer, Schleiermacher, stellt die Forderung der völligen Trennung von Staat und Kirche auf. In dieser Forderung vereinigte sich der politisch-ökonomische Individualismus mit dem kirchlichen Individualismus. Von beiden Seiten wurde auf das amerikanische Vorbild hingewiesen. Der politisch-ökonomische Individualismus, desen Hauptführer Rotteck und Welcker waren, prägte das Wort: „Die Religion ist Privatsache". Die Forderung der Religionsfreiheit erweiterte sich allmählich zur Forderung der Geistesfreiheit. Aber gerade die Vertreter der Geistesfreiheit forderten ein Vorgehen des Staates gegen die Jesuiten, gegen die katholische Kirche, gegen das Zölibat, gegen die Klöster, gegen die Wallfahrten. Geistesfreiheit wurde wieder gleichbedeutend mit religionsfeindlichem Rationalismus. Zu diesen Rationalisten gesellten sich die feuerköpfigen Junghegelianer um Arnold Ruge und Feuerbach. Sie wollten alle geoffenbarte Religion ausrotten. Zuletzt fanden sich auch noch die Materialisten ein. Aber auch in Regierungskreisen wurde die Trennung von Staat und Kirche erwogen. Man hoffte, so den leidigen Kämpfen mit dem katholischen Klerus ein Ziel zu setzen, meinte aber dann diese Freiheit auch den nichtkatholischen Kirchen gewähren zu müssen. Ihre Verteidiger fand die enge Verbindung zwischen Staat und Kirche in der Regierung, der protestantischen Orthodoxie, den sogen. Josephinern, d. i. den Verteidigern einer eigenen Organisation der katholischen Kirche in Österreich nach dem Vorbilde der gallikanischen Kirche, und jenen an sich liberalen protestantischen Kreisen, die den Zerfall der protestantischen Kirche in Sekten fürchteten. Ihr Führer war Karl Mathay. Diese ganze Parteikonstellation drohte die Februar- und Märzrevolution des Jahres 1848 noch mehr zu Gunsten der Freunde der Trennung zu verschieben. Als unter den Revolutionären die Juden und Atheisten eine große Rolle spielten und es bei der anfänglichen Kopflosigkeit der Regierungen schien, als sollten jene die Oberhand gewinnen, da glaubten auch die protestantisch kirchlichen Kreise, die Kirche nicht anders retten zu können, als daß sie in den Ruf „Trennung von Staat und Kirche" mit einstimmten. In dem Maße aber, wie die Regierungen sich wieder ermannten, fanden sich auch die protestantischen Orthodoxen an ihrer Seite wieder ein. Dicht vor dem Zusammentritt des Frankfurter Parlaments waren aber die Anhänger der Trennung ihrem Ziele so nahe, daß selbst der preußische Kultusminister Graf Schwerin sie erwog.

So waren die Verhältnisse, als das Vorparlament und der Ausschuß der 17 Vertrauensmänner am 31. März in Frankfurt zusammentraten. Jener forderte „Gleichstellung der Rechte ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses und Unabhängigkeit

der Kirche vom Staate", diese traten ein für „Freiheit des Glaubens und der privaten und öffentlichen Religionsübung, Gleichheit aller Religionsparteien in bürgerlichen und politischen Rechten". In diesem Sinne machte die Vorkommission des Verfassungsausschusses ihre Vorschläge, indem sie der Frage der Trennung von Staat und Kirche sorgfältig aus dem Wege ging. Im Plenum wurde aber sofort diese Frage wieder in den Vordergrund geschoben. Als jedoch auch die streng katholischen Vertreter dafür eintraten, da wurden die übrigen Vertreter dieses Gedankens stutzig. Man einigte sich schließlich in dem Sinne, daß die einzelnen Kirchen zwar selbständig, aber der Staataufsicht unterstellt sein sollten, daß es in den einzelnen Staaten keine sogen. Staatskirche geben sollte, daß für den Einzelnen die persönliche Religionsfreiheit anzuerkennen sei, und daß der Jesuiten- und der Redemptoristenorden aus Deutschland zu verbannen seien.

Hervorgehoben sei noch, daß das Buch mit großer Objektivität und Unparteilichkeit geschrieben ist, was um so mehr Anerkennung verdient, als der Verfasser selbst Geistlicher ist.

Berlin Eug. Fridrichowicz.

21.

Alter, W., Die auswärtige Politik der ungarischen Revolution 1848/49. Mit Benutzung neuer Quellen. gr. 8°. 242 S. Berlin, Gebrüder Paetel, 1912. M. 3.—.

Alter hat in den letzten Jahren — zunächst in der Regel in der „Deutschen Rundschau", dann in Buchform — einige Arbeiten veröffentlicht, die anfangs großes Interesse hervorgerufen haben (Deutschlands Einigung und die österreichische Politik: Deutsche Rundschau, Oktober 1910; Feldzeugmeister Benedek im Feldzug 1866: ebenda Januar 1911, sodann als Buch; Die auswärtige Politik der ungarischen Revolution 1848: ebenda Dezember 1911, jetzt als Buch). Alle diese Arbeiten haben durch ihre neuen Ergebnisse zunächst Aufsehen erregt, und zum Teil sehr anerkennende Besprechungen gefunden. Bald aber regte sich der Zweifel. Es ist ein Verdienst des Vorstandes des österreichischen Kriegsarchivs General v. Woinovich, der schon 1911 sich in der Schrift „Benedek und sein Hauptquartier im Jahre 1866" gegen Alter wandte, und Friedjungs (vergl. Österreichische Rundschau 1913, Bd. 34, Heft 2, S. 111 ff., ferner Neue Freie Presse 1913, 28.—29. Januar), diese Fälschungen zunächst für die an zweiter Stelle genannte Arbeit klar nachgewiesen zu haben (vgl. Hist. Zeitschr. Bd. 116, S. 686 ff.). Da nun Alter auch in der Einleitung zu dem uns vorliegenden Werke über die Beschaffung seines Materials nicht ganz gewöhnliche Mitteilung macht, wird man wohl mit einem endgültigen Urteil zuwarten müssen.

Graz-Waltendorf. R. F. Kaindl.

22.

Zaddach, Dr. Carl (†), Lothar Bucher bis zum Ende seines Londoner Exils (1817—1861) [= Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, hrsg. v. K. Hampe u. H. Oncken, Heft 47]. Mit einem Nachruf von Hermann Oncken. 8⁰. XI u. 152 S. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1915. M. 4.20.

Wenn auch der Verf. ankündigt, den Entwicklungsgang Buchers aus seinem „seelischen Zentrum“ zu erfassen und, namentlich für die Zeit der englischen Verbannung, „geistige Abhängigkeiten“ aufzudecken, so ist das nur im allgemeinen zu nehmen. Die erste Absicht wird erschwert durch eine wohl von feiner Beobachtung zeugende, aber doch reichlich breite Darstellung der großen zeitgeschichtlichen Zusammenhänge, die zweite erreicht zwar ihr Ziel, wird jedoch gleichfalls verdunkelt durch das mangels einschlägiger Vorarbeiten bedingte allzu umfassende Eingehen auf englische Verhältnisse. Der Verf. arbeitet überhaupt mit Maßstäben, die man nur bei wirklich bedeutsamen Persönlichkeiten anzulegen pflegt. Eine solche ist Bucher aber beim besten Willen nicht. Wenn man auch gern, besonders von liberaler Seite, um die „48er“ einen gewissen Nimbus webt, politische Köpfe im höheren Sinne sind wenige von ihnen gewesen. So hat denn das vorliegende Buch die Eigentümlichkeit, daß es außerordentlich anregend wirkt, aber nicht durch die Schicksale und Entwicklungsgänge seines Helden, sondern durch die eindringliche Behandlung der Zeitgechichte. Heute steht natürlfch das Kapitel „Bucher fn England“ im Vordergrund des Interesses. Gewiß ist es verdienstvoll, wenn Z. nachweist, daß Bucher in starkem Maße von dem Gegner des allmächtigen Palmerston, dem Schotten David Urquhart, beeinflußt ist. Wichtiger und bemerkenswerter erscheint mir jedoch die dadurch hervorgerufene Anregung zur Kritik an dem Dogma der Unfehlbarkeit Englands. Die „National-Zeitung“, deren Korrespondent Bucher in London war, und das 1854 erschienene Buch „Der Parlamentarismus wie er ist“ sind eine reiche Quelle darüber, wie selbst ein echter „48er“ es fertig bringt, von dem sogenannten Lande der Freiheit zu schreiben: „Trotz all der Öffentlichkeit, all des Redens, Druckens und Lesens ist die Wahrheit hier mehr verschleiert als anderswo“. Das ist eine Stimme, auf die wir erst durch diesen Krieg aufmerksam machen dürfen. Worüber heute unsere Presse hinsichtlich Englands sich in bittersten Klagen ergeht, hat Bucher vor 60 Jahren erkannt. Bloß wollte das unsere „aufgeklärte“ öffentliche Meinung vor dem Kriege nicht wahr haben.

Der Krieg hat Z. verhindert, das England-Kapitel unter die Gesichtspunkte zu bringen, wie wir sie aus den Vorgängen der letzten Jahre mit greller Deutlichkeit erkennen. Der Krieg

hat ihm die Feder aus der Hand genommen. Bei dem Sturm auf Nowogeorgiewsk gab er dem Vaterland sein junges Leben. Hermann Oncken widmet dem vielversprechenden Schüler schöne Worte des Gedenkens. Ihnen schließe ich mich an.

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

23.

Hes, Else, Charlotte Birch-Pfeiffer als Dramatikerin. Ein Beitrag zur Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Hrsg. v. Max Koch u. Gregor Sarrazin. Neuere Folge 38. Heft.) 8⁰. VII u. 227 S. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, 1914. M. 7.50.

Das fleißige Buch gibt eine systematische Untersuchung von dem Wert und Wesen der einst so beliebten Bühnenschriftstellerin, von ihrer geschickten Anpassung an den Zeitgeschmack, von ihrer dramatischen Technik, ihrer Sprache und Charakterzeichnung, von ihrer Stoffwahl. Zu letzterem Kapitel wären noch manche Quellen beizutragen. Beispielsweise hat nach einer Berliner Korrespondenz vom August 1851 im Cottaischen Morgenblatt 1851, S. 859/60 König Friedrich Wilhelm IV. selbst bei Gelegenheit einer Audienz der Birch-Pfeiffer die Anekdote Friedrich Wilhelms I. mitgeteilt, aus der ihr Lustspiel „Wie man Häuser baut" erwuchs; auch ward das Lustspiel vor der Veröffentlichung dem Könige vorgelesen (vgl. Hes S. 210/11). Dasselbe Morgenblatt enthält übrigens im Jahrgang 1863, N. 28 („Korrespondenz aus Berlin, Juni") bei Gelegenheit des Jubiläums der Künstlerin einen bei aller Anerkennung abwägenden Artikel über ihre Bedeutung als Theaterschriftstellerin. Soviel ich sehe, hat Else Hes auch die Arbeit von Emil Horner über „Das Robert-Drama der Birch-Pfeiffer" in den Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 3, Heft 2 nicht benutzt. Sehr interessant sind Kapitel I: „Ihre Herrschaft über das Theater ihrer Zeit" und der Schluß: „Ihre Stücke im Urteil von Mit- und Nachwelt", die sich gegenseitig ergänzen und zu einer treffenden, mitunter vernichtenden Charakteristik von Publikum und Kritik ihrer Zeit gestalten. An anderer Stelle (Sokrates N. F. 2, S. 283 f.) habe ich einmal hervorgehoben, wieviel noch für die Geschichte der neueren Frauenliteratur von der Wissenschaft zu leisten sei; hier wird uns ein dankenswerter Beitrag dazu geboten, eine nützliche Vorarbeit vom Standpunkte der Literaturgeschichte aus zu dem Werke, das wir von Alexander von Weilen über die Birch-Pfeiffer vom Standpunkte der Theatergeschichte aus zu erwarten haben.

Hannover. Wolfgang Stammler.

24.

Hagen, Dr. Maximilian v., Geschichte und Bedeutung des Helgoland-Vertrages. (Deutsche u. österreichische Schriftfolge „Weltkultur und Weltpolitik". Hrsg. von Ernst Jäckh in Berlin u. vom Institut für Kulturforschung in Wien. Heft 6 der deutschen Folge.) Gr. 8°. 60 S. München, F. Brückmann A.-G., 1916. M. 1.—.

Der Helgoland-Vertrag, der seinerzeit manchen Widerspruch in nationalen Kreisen erregte, hat neuerdings in seiner Beurteilung vielfach eine veränderte Stimmung gefunden. Wir sehen, welche Bedeutung im gegenwärtigen Kriege das Eiland vor der Elbmündung für uns besitzt, und möchten diesen Flottenstützpunkt um keinen Preis der Welt missen. Darum kommt eine eingehende Untersuchung des Vertrages gerade zurecht.

Die vorliegende Abhandlung erörtert den Inhalt jenes deutsch-englischen Abkommens, beleuchtet seinen politischen Hintergrund, behandelt die Vorgeschichte, schildert seine Aufnahme von seiten der öffentlichen Meinung und Bismarcks und würdigt seine Bedeutung. Der Verf. rechtfertigt im Hinblick auf die Wichtigkeit des Erwerbes Helgolands Caprivis Verzicht auf afrikanische Gebiete, da wir diese selbst noch nicht fest in der Hand hatten. Die von Karl Peters mit den Eingeborenen in Uganda, Mombassa und Somali abgeschlossenen Verträge hatten die Billigung der Reichsregierung nicht erhalten, da sie fast durchweg weit über die Interessensphären hinausgingen, die die Bismarcksche Kolonialpolitik und der deutsch-französisch-englische Grenzvertrag vom 1. November 1886 gezogen hatten. Das Wituland war am 27. Mai 1885 auf Antrag der Gebrüder Denhardt und im Einverständnis mit dem dortigen Sultan nur unter Vorbehalt der Rechte Dritter dem Schutze des Reiches unterstellt worden; es wurden aber sowohl vom Sultan von Sansibar als auch von der englischen Regierung ältere Ansprüche geltend gemacht. Die vorgelagerten Inseln Manda und Patta waren im Grenzvertrage von 1886 zu unseren Ungunsten übersehen worden. Die Inseln Sansibar und Pemba gehörten dem souveränen Sultanat von Sansibar.

Für den Verzicht auf diese ostafrikanischen Gebiete tauschten wir außer Helgoland Gewinn auf kolonialem Boden ein. England gab seine Zustimmung zur Erweiterung des deutsch-ostafrikanischen Besitzes bis zu den großen Seen und zur Erwerbung des Küstenstriches längs der Besitzungen des Peters'schen Schutzgebiets, wofür das Deutsche Reich an den Sultan von Sansibar 4 Millionen Mark zahlte. Es bewirkte ferner die Abtretung der vorgelagerten Insel Mafia von Sansibar, willigte in Grenzregelungen in Togo, Kamerun und Südwestafrika ein, vereinbarte gegenseitige Handelsfreiheit von und nach den Ufern des Tschadsees und verschaffte gegen Abtretung der Gegend am Nyamisee den Deutschen in Südwest im sogenannten Caprivizipfel den wichtigen Zugang zum Sambesi.

Zu einer gerechten Beurteilung der kolonialen Seite des Vertrages ist nach H. die Überlegung erforderlich, daß die deutsche Kolonialpolitik nur unter dem Gesichtswinkel der europäischen Lage betrachtet werden kann. Ohne Einvernehmen mit England erschien eine deutsche Ausdehnung in Übersee ausgeschlossen. Auch Bismarck richtete seine Politik danach ein. 1888 war es zu einer deutsch-englischen Kolonialehe gekommen, die sich in der gemeinsamen Blockade der ostafrikanischen Küste zur Unterdrückung des Sklavenhandels bekundet hatte.

Wegen der Erwerbung Helgolands, in dem Bismarck den Schlüssel zum Nordostseekanal sah, waren bereits 1884 diplomatische Fühler ausgestreckt worden. Wenn Bismarck später den Besitz Helgolands gering einschätzte, so ging er von der Annahme aus, daß die Deckung Helgolands durch die englische Neutralität, die er unbedingt voraussetzte, in einem Kriege mit Frankreich für Deutschland nützlicher sei als der Eigenbesitz. Eine Beteiligung Englands an einem französischen Revanchekriege lag außerhalb des Bereichs der Möglichkeit. Auch Caprivi erstrebte den Besitz Helgolands im Hinblick auf einen Kampf mit Frankreich und hielt ihn einem französischen Angriffe gegenüber für unentbehrlich. Erst als die Insel zu einer unangreifbaren Seefestung ausgebaut und zum Stützpunkt einer ansehnlichen deutschen Flottenmacht in der Nordsee geworden war, erkannte man die weltpolitischen Folgen der Erwerbung. Bei dem Wachsen des deutsch-englischen Gegensatzes wurde Helgoland das Wahrzeichen der deutschen Weltpolitik und ein Vorposten gegen England.

Die öffentliche Meinung in Deutschland wurde zunächst irregeführt durch die englische Beurteilung des Vertrages, die die Bedeutung des kolonialen Gewinns für England hervorhob. Die Franzosen dagegen sahen in der Abtretung der Nordseeinsel das Sinnbild für Englands Anschluß an den Dreibund. In der Tat war das Ziel der deutschen Politik Festigung des freundschaftlichen Verhältnisses zu England. Freilich wurde dieser Zweck nicht erreicht, da sich Deutschland nicht von England gegen Rußland ausspielen lassen wollte. Bismarck, der kurz nach der Veröffentlichung des Abkommens anerkannte, daß es deutscherseits dem Wunsche nach Aufrechterhaltung der alten englischen Freundschaft entspreche, wenn ihn auch die Preisgabe der afrikanischen Ansprüche schmerzte, nahm erst dann offen eine gegnerische Haltung an, als ihn Caprivi in der Reichstagsrede vom 5. Februar 1891 für den Vertrag intellektuell verantwortlich machen wollte. Da deckte der Altreichskanzler die Lücke auf, die zwischen Caprivis Behauptung im Reichstage und seiner Denkschrift bestand, die das Abkommen keineswegs als Zwangsergebnis einer übernommenen Rechtslage rechtfertigte, sondern als einen Handel darstellte, der sich wegen seiner Vorteile für Deutschland sachlich als durchaus nützlich empfohlen hätte. Das für Helgoland in Afrika gebrachte Opfer hielt Bismarck für vermeidbar. Vor allem

hatte er mit der Deutschwerdung Sansibars gerechnet, das trotz Anerkennung seiner Souveränität in der deutschen Interessensphäre lag. Die Zeit des Zugreifens war freilich während seiner Kanzlerschaft nicht gekommen. Bei der Stellungnahme Bismarcks war es kein Wunder, daß die öffentliche Meinung den Wert Sansibars überschätzte, zumal man meinte, daß Deutsch-Ostafrika nur mit Sansibar zu beherrschen sei. Diese Annahme hat sich wirtschaftlich und politisch als irrig erwiesen. Während die Insel immer mehr an Bedeutung als Umschlagsplatz verlor, blühten die deutschen Häfen Daressalam, Tanga und Lindi schnell auf, und der jetzige Weltkrieg zeigt, daß trotz des englischen Stützpunktes auf Sansibar unsere ostafrikanische Kolonie nicht leicht bezwingbar ist.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

25.

Reventlow, Graf Ernst zu, Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914. Dritte, vollständig neubearbeitete Auflage. 8°. XX u. 480 S. Berlin, Ernst Siegfried Mittler uud Sohn, 1916. M. 12.—.

Die Schwierigkeiten einer Darstellung der politischen Geschichte der letzten 25 Jahre, die auf wissenschaftlichen Wert Anspruch erhebt, liegen so augenscheinlich auf der Hand, daß Referent sie nicht des näheren darzutun braucht. Doch muß andererseits auch betont werden, daß durch den Krieg eine derartige Aufgabe in ganz unerwarteter Weise erleichtert ist: der Krieg hat uns eine solche Fülle authentischen Quellenmaterials gebracht, wie für unmittelbare Vergangenheit zu bekommen dem Historiker noch nie beschieden war, wie wir es für sehr viel weiter zurückliegende Perioden noch nicht besitzen. Weiter hat der Krieg in allem einen so tiefen Einschnitt gemacht, daß wir hier wirklich nicht mehr in einer noch fortlaufenden Entwicklung, sondern hinter einer Art Abschluß stehen, die vorher liegenden geschichtlichen Vorgänge im Zusammenhange zu überblicken imstande sind, und dadurch doch einen einigermaßen objektiven Maßstab der Beurteilung zu gewinnen vermögen. Es ist Reventlow nachzurühmen, daß er diese Vorteile einer Darstellung der jüngsten Vergangenheit gut ausgenützt hat. Sein Werk ist noch kurz vor dem Kriege entstanden, doch ist in der neuen Auflage auf Grund der durch den Krieg uns gewordenen Aufschlüsse nahezu die ganze zweite Hälfte völlig neugeschrieben, die erste wesentlich geändert und überall durchkorrigiert, so daß die vorliegende dritte Auflage in der Hauptsache als neues Werk gelten kann. Nur ausnahmsweise ist ein heute nicht mehr zutreffender Passus der Aufmerksamkeit des Verfassers entgangen und ungeändert stehen geblieben, wie beispielsweise auf S. 23 die Ausführungen über die Freiheit der Entscheidung für Deutschland bei einem Konflikt zwischen Österreich und Rußland.

R. ist nicht Historiker von Fach, sondern Politiker. Ref. hält dies durchaus nicht für einen Fehler. Es sind keineswegs die schlechtesten Geschichtswerke, die wir der Feder von Politikern verdanken, wobei man noch gar nicht an Cäsar oder Friedrich den Großen zu denken braucht. Gewiß wird es dem Politiker nie gelingen, so objektiv zu sein, wie es ein guter geschulter Historiker sein muß und sein kann; dafür aber wird er naturgemäß einen schärferen Blick besitzen für die internationale Bedingtheit der Ereignisse, für die Absichten, aus denen die einzelnen Maßnahmen der Staatsmänner hervorgingen, für die Hemmungen, die sich auf Grund der jeweiligen politischen Situation diesen Absichten entgegenstellten. R. macht auch keinen Hehl daraus, daß er Politiker ist, nicht sine ira et studio schreibt. daß er bei redlichem Bemühen, auch anderweitigen Auffassungen gerecht zu werden, doch schließlich die Dinge von seinem eigenen politischen Standpunkte aus beurteilt. In dieser Offenheit liegt die beste Korrektur: der Leser wird von selbst abgehalten, dem Verfasser kritiklos gegenüberzutreten, wird veranlaßt, selbst die nötigen Einschränkungen vorzunehmen. Gerade weil sich das Buch als die Arbeit des Politikers gibt, ist es ungefährlicher. als eine mit dem Anspruch der Objektivität auftretende Darstellung, da wirkliche Objektivität bei der Behandlung der jüngsten Vergangenheit nur für ein historisches Genie erreichbar ist. Wird man so sachlich gegen das dem Werke gegebene Gepräge kein Bedenken haben, so wird man doch konstatieren müssen, daß in formaler Hinsicht der Historiker gegenüber dem Politiker manchmal zu kurz kommmt. Allzusehr wird der Hauptakzent auf die politische Würdigung der Tatsachen gelegt; darüber vergißt es R. mehrfach, diese Tatsachen selbst dem Leser genügend eingehend vorzuführen. Man vermißt so selbst bei Vorgängen von entscheidender Bedeutung eine etwas detaillierte Darstellung der diplomatischen Verhandlungen; ja mitunter werden nicht einmal die Fakta mitgeteilt, sondern direkt als bekannt vorausgesetzt, so beispielsweise der Inhalt der Heeresvorlage von 1913, die Vorgänge in Zabern. Das heißt doch zu Unrecht auf Leser rechnen, die mit den Dingen selbst schon in weitestem Umfange vertraut sind.

Sehr angenehm berührt, daß der Verf. sichtlich bestrebt ist. auch jenen Staatsmännern, deren Politik er für verfehlt oder gar für verhängnisvoll hält, gerecht zu werden, wie beispielsweise Caprivi. Ebenso vermeidet er den Fehler, für die Politik der fremden Staaten den deutschen Maßstab anzulegen, sucht die Motive der englischen Politik, ebenso der italienischen unbefangen von ihrem Standpunkte aus zu würdigen. Freilich an Einem hält er, unbeschadet der Beurteilung von Einzelvorgängen fest. an der Auffassung von der unbedingten Deutschfeindlichkeit der englischen Politik; es ist dies gewissermaßen das Leitmotiv des ganzen Buches. Diese Politik ist keineswegs nur das Werk Edu-

ards VII. Der äußere Anlaß zu der deutschfeindlichen Wendung in der Politik Englands ist nicht das deutsche Flottenprogamm von 1898, sondern Deutschlands Weigerung, den Yangtsevertrag auf die Frage der Räumung der Mandschurei durch Rußland anzuwenden. Schon König Eduard ist entschlossen, keine Gelegenheit zur Demütigung Deutschlands vorübergehen zu lassen, eventuell auch einem Kriege hier nicht auszuweichen. Auch unter seinen Nachfolgern bleibt die englische Politik konsequent in diesen Bahnen; nie hat sie wirklich den Frieden erstrebt; auch das Entgegenkommen Greys 1912 und 1913 ist nur Schein und Falle. Ref. möchte betonen, daß eine derartige Beurteilung der englischen Politik keineswegs auf so sicherem Boden steht, wie es in der Darstellung Reventlows den Anschein hat. Insbesondere können auf Grund des bisher publizierten Materials die Akten über Greys Absichten noch keineswegs als geschlossen gelten; es läßt sich für den Historiker nicht mit genügender Sicherheit, ja auch nur Wahrscheinlichkeit entscheiden, ob er wirklich der Treibende oder nicht vielmehr gerade bei entscheidenden Wendungen der Getriebene gewesen, ob er sich nicht in ganz anderer Weise, als seine eigentlichen Absichten waren, im selbstgelegten Netze gefangen hat. Das non liquet ist gerade hinsichtlich Englands sehr viel größer als R. zugeben will.

An der deutschen Politik übt R. scharfe Kritik. Hier wird man ihm eher zugestehen können, daß genügendes Material zu einem Urteil vorliegt, und das auf historischer Basis sich aufbauende Urteil wird im wesentlichen zu denselben Ergebnissen gelangen wie die von politischer Würdigung ausgehende Kritik Reventlows. Den ersten grundlegenden Fehler sieht er in der Nichterneuerung des deutsch-russischen Neutralitätsvertrages durch Caprivi. Durch ihn war bis dahin England zur Isolierung verurteilt, da es keine Großmacht hatte, deren es sich auf dem Festland bedienen konnte. Mit dem Wegfall des Vertrags wird Deutschland die russische, Rußland die deutsche Rückensicherung genommen, der Boden für deutschfeindliche Koalitionen geschaffen. Scharf verurteilt wird von R. die deutsche Marokkopolitik, insbesondere in jenem Stadium, das zur Konferenz von Algesiras führte. Den entscheidenden Fehler erblickt R. darin, daß man 1905 vor einem Präventivkrieg zurückscheut. Man wird diese Auffassung nicht gut als unbegründet bezeichnen dürfen. Ref. möchte darauf hinweisen, daß bei diesem Zurückweichen, das so verhängnisvolle Folgen gehabt, offenbar wesentlich bestimmend war die mißverständliche Bewertung der bekannten Worte Bismarcks über Präventivkriege, die nur cum grano salis und in Hinsicht auf die seinerzeitige bestimmte Lage zu verstehen sind. Beiläufig bemerkt, eine eingehende wissenschaftliche Untersuchung der Stellung Bismarcks zu der Frage des Präventiv- und Offensivkrieges in seiner Theorie und Praxis wäre ein sehr dankenswertes Thema und würde, wie ich überzeugt bin, ein anderes

Resultat ergeben, als die vielen, die sich in diesen Fragen immer auf Bismarck berufen haben, uns wollen glauben machen.

R. verzichtet ausgesprochenermaßen auf plastische Charakteristiken der einzelnen deutschen Staatsmänner; dafür aber versteht er es trefflich, ihre Politik in scharfen Zügen zu kennzeichnen, so daß klar hervortritt, wie sich die einzelnen Persönlichkeiten in ihren Auffassungen und in ihren Bestrebungen unterscheiden. Für Caprivi ist bezeichnend die freiwillige Einschränkung des eigenen Tätigkeitsgebiets und die Annäherung an England. Marschall treibt zum erstenmal Weltpolitik, versucht dies zu tun unabhängig von England, sogar gegen England, vergißt aber dabei, daß er nicht die nötige Macht zur See hinter sich hat, und erleidet deshalb überall nur Mißerfolge. Bülow hat eine verhältnismäßig klare und richtige Erkenntnis von dem Wesen und den Zielen der englischen Politik; er will sich nach keiner Seite binden, will Unabhängigkeit für die deutsche Politik nach allen Richtungen hin, ist durchdrungen von der Notwendigkeit einer starken Flotte. Eine entscheidende Wendung in der deutschen Politik tritt mit Bethmann Hollweg ein. Er bringt zu Unrecht der englischen Politik Vertrauen entgegen, glaubt an ihre Aufrichtigkeit, sucht demgemäß eine deutsch-englische Verständigung zu erzielen, ist, um sie zu erreichen, sogar zu Zugeständnissen auf dem Gebiet des Ausbaues der Flotte bereit.

Bildet das Verhältnis Deutschlands zu England und alles, was mit ihm zusammenhängt, den Mittelpunkt des Buches, so kommen doch auch die übrigen politischen Fragen, in die sich Deutschland hineingezogen sieht, keineswegs zu kurz. Recht beachtenswert sind vor allem die Ausführungen über die deutsch-amerikanischen Beziehungen; sie tun dar, wie die Entfremdung gegen Deutschland in Amerika schon sehr zeitig einsetzt, so daß der Zustand, den der Krieg für jedermann erkenntlich gemacht, für alle, die den historischen Gang der Dinge einigermaßen aufmerksam verfolgten, keineswegs eine Überraschung bringen konnte. Ebenso werden die deutsch-italienischen Beziehungen in ihrer allmählichen Abwandlung trefflich behandelt. Mußte der Verf. in der ersten Anlage seines Werkes aus begreiflichen Rücksichten manches ungesagt lassen, so kann er in der neuen Auflage offen reden; er stellt klar dar, wie im Laufe der Jahre Italien langsam, aber stetig von Deutschland abrückt. R. ist der Ansicht, daß bei richtiger Behandlung seitens der deutschen Politik der Übergang Italiens zu den Feinden im Kriege sich hätte verhüten lassen. Ref. muß gestehen, daß er in diesem Punkte nicht die Auffassung des Verf. zu teilen vermag.

R.'s Werk ist nicht bloß für den Fachmann, gleichviel ob Historiker oder Politiker, sondern vor allem auch für das große Publikum bestimmt. Darin liegt offenbar der Grund, daß der Verf. auf jeden gelehrten Apparat, selbst auf Anführung von Literatur verzichtet. Man wird, wenn man auch gegen dies Prinzip selbst nichts einwenden will, doch sagen müssen, daß

es zu sehr auf die Spitze getrieben ist. Gerade im Interesse der nicht sachkundigen Leser hätte es gelegen, wenigstens da, wo Verträge oder andere diplomatische Aktenstücke besprochen werden, anzugeben, wo der Wortlaut dieser Aktenstücke zu finden ist, zumal da R. selbst fast nie diesen Wortlaut mitteilt. Daselbe gilt für solche Partien, wo auf wesentlich später gemachte Enthüllungen Bezug genommen wird. Nicht einmal da, wo R. (wie z. B. auf S. 240) einen Artikel in einer Zeitschrift erwähnt, giebt er genau die Stelle an, wo dieser zu finden ist. Es sollten in den sicher bald zu erwartenden weiteren Auflagen des Buches wenigstens in derartigen Fällen die unentbehrlichen literarischen Nachweisungen gegeben werden; es würde damit ein kleiner Schönheitsfehler beseitigt. Ref. möchte damit schließen, dem Buche eine recht weite Verbreitung zu wünschen, da es trefflich geeignet ist, historisches und politisches Verständnis zu wecken [1]).

Berlin. Walther Schultze.

26.

Egelhaaf, Gottlob, Historisch-politische Jahresübersicht für 1915. 8. Jahrgang. 8⁰. 175 S. Stuttgart, Karl Krabbes Verlag, Erich Gussmann, 1916. Geh. M. 2.75; in Leinen geb. M. 3.50.

Der vorliegende 8. Jahrgang des trefflich bewährten Jahrbuches reiht sich seinen Vorgängern würdig an. Auch er bietet in gedrängter, aber erschöpfender Kürze eine klare, übersichtliche und zuverlässige Zusammenstellung aller wichtigen Ereignisse des vergangenen Jahres.

Das erste Buch verzeichnet die bemerkenswertesten historischen Vorgänge in den einzelnen Staaten der alten und der neuen Welt. Zunächst in Deutschland und den Bundesstaaten. Im Vordergrunde der Darstellung stehen die vier Kriegstagungen des Reichstages, die kriegerischen Ereignisse in den deutschen Kolonien und mancherlei Vorgänge im deutschen Parteileben und die Lebensmittelpolitik.

Es folgen Österreich-Ungarn. Geschildert wird vor allem ihre wirtschaftliche Lage und ihre Stellung zu den Vereinigten

---

[1]) Obige Besprechung war bereits der Redaktion eingesandt, als mir die Broschüre Veit Valentins „Graf Reventlow als Geschichtsschreiber“ (Berlin 1916) zuging. Diese Streitschrift gibt mir keine Veranlassung, an meiner Besprechung etwas zu ändern. Ich kann nur in voller Übereinstimmung mit einer Reihe anderer Fachgenossen meine Ansicht dahin ausdrücken, daß Reventlow mit den Änderungen, die er gegenüber der ersten Anlage vorgenommen, nichts anderes getan hat, als was jedem Historiker zustehen muß, dem neues Quellenmaterial zugänglich wird, und daß es ebenso R. nicht zu verübeln ist, wenn er sich über Staatsmänner und Maßnahmen der deutschen wie der ausländischen Politik jetzt offener und schärfer ausgesprochen hat, als er es aus guten Gründen vor dem Kriege für angebracht hielt. Der Ton persönlicher Polemik, den Valentin seiner Kritik gegeben hat, richtet sich selbst. W. Sch.

Staaten, die durch die Abberufung des Botschafters Dumba eine besondere Beleuchtung erfährt.

In ähnlicher Weise werden die übrigen Länder behandelt. Überall wird aus der Flut der Ereignisse das Wesentliche herausgehoben und in ruhiger, sachlicher Form gewürdigt. Etwas ausführlicher verweilt der Verf. bei Frankreich, England und den Vereinigten Staaten. Ein Überblick über die wichtigsten Vorgänge in der evangelischen und katholischen Kirche beschließt den ersten Teil.

Der zweite Abschnitt ist der Schilderung der kriegerischen Ereignisse im Westen, Osten, an der italienischen Front, in der Türkei und in Serbien gewidmet. Auch der See- und Luftkrieg und der „wirtschaftliche Krieg" werden sachkundig und ohne Voreingenommenheit erörtert.

Ein diesmal verhältnismäßig reichhaltig ausgestatteter Anhang bietet eine Reihe interessanter Dokumente und ist daher mit besonderem Danke zu begrüßen. Wir finden hier u. a. den kaiserlichen Neujahrs-Erlaß an das deutsche Heer und die deutsche Marine vom 31. Dezember 1914, das russische Ultimatum an Bulgarien vom 3. Oktober, einen geheimen russischen Angriffsbefehl vom 15. Oktober 1915 und einen amerikanischen Bericht über den Baralongfall, einen jener Schurkenstreiche, an denen die Geschichte Albions überreich ist.

Berlin-Halensee. Georg Schuster.

27.

Haidegger, Wendelin, Der europäische Krieg. Seine Entstehung, Tragweite und sein bisheriger Verlauf. Bd. 1: Aug. 1914—Jan. 1915. 8°. 450 S.; Bd. 2: Febr. 1915 bis Juli 1915. 8°. 350 S.; Bd. 3: Juli 1915—Nov. 1915. 8°. 350 S. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung, 1914. 1915. 1916. Je M. 2.20.

Der Verf., der hier seine Aufsätze aus den „Neuen Tiroler Stimmen" zusammenstellt, ist Päpstlicher Geheimkämmerer und Professor an der theol. Lehranstalt zu Brixen. Wie erfreulich ist es doch und wie bezeichnend für die große Kriegszeit, wenn alles, was wohl früher trennend zwischen Nord und Süd, Protestantisch und Katholisch gestanden hat, weggefallen ist! Dieser wackere Tiroler Prälat schreibt so echt und edel, so gut deutsch, so erquicklich patriotisch, daß er wohl manchem Publizisten zum Muster dienen könnte. Mit klarem Blick verfolgt er die Ereignisse und verbindet mit volkstümlicher Sprache die Kenntnis der inneren Zusammenhänge. Schon Oktober 1914 erkannte er England als den gefährlichsten Feind, Oktober 1915 die entscheidende Bedeutung des Balkans; und wenn er 1914 die Erwartung ausspricht, daß Italien sich auf unsere Seite stellen wird, so hat er wohl innerlich schon daran gezweifelt.

Wenn der Verf. meint, dieser Krieg sei im Sinne unserer Feinde ein Krieg gegen die katholische Kirche, so ist das nur zum Teil richtig. Richtig ist, daß der Sieg der Mittelmächte

auch ein Sieg Roms ist über das schismatische Rußland, das freimaurerische Italien, das kirchenfeindliche Frankreich, das irenfeindliche England.

Berlin-Zehlendorf. Richard Sternfeld.

28.

Goetz, Walter, Deutschlands geistiges Leben im Weltkrieg. (Perthes' Schriften zum Weltkrieg, 11. Heft.) 8°. 51 S. Friedr. Andr. Perthes A.-G., 1916. M. 1.—.

In großen Zügen wird von G. ein Überblick über das geistige Schaffen unseres Volkes während des Krieges gegeben. Eine außerordentliche Willenskraft und ein Glaube an den Sieg seiner Kultur zeichne alle seine geistigen Erzeugnisse aus. Mag auch hier und da Minderwertiges sich ans Tageslicht gewagt haben, der vorherrschende Zug weise auf Idealismus hin, der, mit Leibniz anhebend, in Fichte, Schelling und Hegel seine reichste und herrlichste Entfaltung erlebt habe. Also nicht eine Erneuerung jenes Geistes vor hundert Jahren werde gefordert, sondern, wie die zahlreichen Reformvorschläge und Reformversuche zeigten, nach einem Fortbau auf jener altbewährten Grundlage werde verlangt. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß damit G. eine innere, weiter um sich greifende Bewegung richtig eingeschätzt hat. Ihr gehört und auf ihrem Sieg beruht unsere Zukunft.

Charlottenburg. W. Sange.

29.

Chlumecky, Leopold Freiherr v., Die Agonie des Dreibunds. (Das letzte Jahrzehnt italienischer Untreue.) 8°. 443 S. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke, 1915. M. 3.—.

In der „Österr. Rundschau“ hat der ausgezeichnete Kenner aller Probleme österreichischer Politik diese Artikel in der Zeit von 1906 bis 1915 geschrieben. Es ist immer ein gutes Zeichen, wenn die Zukunft an politischen Vorhersagungen nicht zu sehr rüttelt. Hier aber haben wir eine Bestätigung aller Kassandrarufe des Verf., auf die er stolz sein könnte. Ohne sich von Beschönigungen beirren zu lassen, hat er Italiens Unzuverlässigkeit schon 1906 klar erkannt. Im Zusammenhang mit den allgemeinen Problemen Europas, besonders mit dem des Balkans, verfolgt er die Strömungen in Italien: von der Irredenta zum Nationalismus und Imperialismus, der eine quarta riscossa erträumt, beobachtet scharf die Presse, die Parteien und ihre chauvinistische Steigerung und stellt die Adriatische Frage ins rechte Licht. Er klärt die Politik Aehrenthals und Berchtolds auf, erkennt die Annäherung Italiens an Rußland als wichtigen Faktor und die Gefahr, die von Serbien droht. Von ihm lernt man, wie früh der Dreibund wankte und wie machtlos Staatsmänner gegen die nationalen Leidenschaften sind.

Berlin-Zehlendorf. Richard Sternfeld.

30.

Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich v., Reden aus der Kriegszeit. 4. Heft. 8°. 45 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. M. —.50.

Dieses Heft enthält zwei Reden: „Beim Antritt des Rektorates der Berliner Universität", gehalten am 15. Oktober 1915, und „In den zweiten Kriegswinter", eine Ansprache in der Trinitatiskirche zu Charlottenburg am 5. Oktober 1915. In der ersten Rede gedenkt W. zunächst der führenden Rolle, welche die deutsche Wissenschaft bisher innegehabt hat und auch wohl für alle Zukunft behalten wird. Er bedauert den Abbruch aller internationalen Beziehungen, hofft aber, wenn auch erst in ferner Zeit, wieder auf ein gemeinsames Arbeiten der Völker. Den Beschluß macht ein Hinweis auf die Hohenzollernfeier am 31. Oktober 1915. — Die zweite Rede beschäftigt sich mit der trotz des Krieges verhältnismäßig günstigen inneren Lage unseres Vaterlandes und fordert auf, in starkem Gottvertrauen weiter auszuhalten.

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

31.

Withalm, Hanns, Der deutsche Sieg. Ein Beweis. 8°. 167 S. Berlin, Concordia, 1915. M. 2.—.

Der Herausgeber, Schriftsteller in Bayrisch-Gmein, schreibt sehr zutreffend auf S. 9: „Es wird, so fürchte ich, manche Enttäuschte geben, wie sie das Buch aufschlagen". Wissenschaftlich Gebildete werden es auch bald wieder zuschlagen. „Sein Wort ist dröhnend und wuchtig; ein Wort all unserer Wünsche und unserer Sehnsucht: das Wort unserer Zukunft!" Lauter leere Worte füllen auch die kritik- und formlosen Ausführungen der 167 Seiten. „Uns alle — ausnahmslos — beherrscht ein einziger Begriff: Deutscher Sieg". Wir fürchten, der Verfasser wird zu den Enttäuschten gehören, wenn er bei logisch Denkenden auf einen Sieg seines Buches hofft.

Berlin. Philipp Bersu.

32.

Burdach, Konrad, Deutsche Renaissance. Betrachtungen über unsere künftige Bildung. (Deutsche Abende im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Nr. 4.) 8°. 102 S. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1916. M. 1.50.

Der Titel erschöpft den Inhalt der äußerst lehrreichen und anregenden Darstellung auch nicht entfernt. Denn nicht bloß mit der dreimaligen deutschen Renaissance, jener der Zeiten Holbeins und Dürers, der weimarischen zweiten und der erhofften dritten, die der Weltkrieg gebären soll, beschäftigt sich B.; er ist in anderen wichtigen Abschnitten bemüht, Begriff und Wesen der italienischen Renaissance, bisherige irrige Anschauungen widerlegend, von den verschiedensten Seiten her und in immer neuen

Formulierungen zu erfassen, ihren Abwandlungen vor allem in Frankreich und England nachzugehen. Eine Einleitung versucht den Nachweis, daß das deutsche Mittelalter eine volkhafte, einheitliche, naive künstlerische Kultur nicht geschaffen, daß es vielmehr zwei Kulturen gehabt habe, da in die anscheinend rein deutsch-nationale Kultur fremde Elemente aufgenommen worden sind; bloß die deutsche Sprache des Mittelalters könne, wenigstens ihrem Kern nach, als rein bodenständiges, nationales, natürlich gewordenes Eigentum gelten. Erst der Schlußausblick entwirft den Grundplan der kommenden deutschen Schule, arbeitet im Widerspiel zu fremder Kulturauffassung deutsches Wesen und Wünschen scharf heraus.

In diesen gedanklichen Gesamtrahmen sind die geistvollen Einzelausführungen B.'s gespannt. Danach entstand die Renaissance, vorbereitet im 13., entfaltet im 14. Jahrhundert, in Italien und bedeutet die innere Wiedergeburt (Verjüngung) der damaligen Gegenwart und der in jener Zeit lebenden Menschen. Sie gibt sich als eine leidenschaftliche Auflehnung gegen die rein intellektualistische Weltbetrachtung der Hochscholastik; ihr Verhältnis zur (römischen) Antike ist gegenüber dem Mittelalter, auf dem neu erstehenden Stilgefühle beruhend, ein besser begreifendes, enthusiastisch bewunderndes. Erst später schiebt sich in diese freien Beziehungen die Doktrin und das Ziel ein, daß die Antike schlechthin Muster der Kulturgestaltung sein müsse. Die Renaissance war und blieb ein theoretisches (doch niemals logisch verfahrendes), überwiegend literarisches und künstlerisches Wollen. Aus den inneren Tiefen der menschlichen Persönlichkeit quillt all ihr Ahnen, Denken, Gestalten. Sie bedeutet die Wiedergeburt der menschlichen Seele, den Durchbruch der inneren schöpferischen Kraft, welche Dinge und Menschen da draußen zu einem Weltbild zu gestalten und mit den Sinnen zu erfassen sucht: die Renaissancekultur wurzelt in der bewußten Steigerung und Vertiefung des (als Naturtrieb auch dem Mittelalter und germanischen Altertum nicht fremden) Persönlichkeitsgedankens. Ihrem Ursprung und Wesen nach bildet sie eine vaterländische Sonderangelegenheit Italiens, eine nationale Reaktion gegen das Ausland (Frankreich, Deutschland); sie entfaltet aus der mittelalterlich-universalistischen Menschheitsidee, aus der Idee des weltlichen und kirchlichen römischen Imperiums das Bewußtsein und den Trieb der nationalen Einheit, Autonomie, Selbstbestimmung, Kulturhegemonie. Rienzo prägte als Schüler Dantes durch Taten, Reden, Briefe mit ungeheurer Wirkung auf die Zeitgenossen aller Länder den unverlierbaren politischen Gedanken der nationalen Volkseinheit und Selbstbestimmung Italiens (seitdem besteht im europäischen Bewußtsein der Nationalitätsgedanke). Die Renaissance leitet eine neue Epoche ein, da sie die Kulturhegemonie von Frankreich an Italien brachte, und wurde aus einer italienischen eine Weltmacht durch die Befreiung der unbewußten, trieb- und gefühlsmäßigen, sinnlichen

und seelischen Kräfte des Menschen. Sie schuf eine Entdüsterung der alten Religion, einen neuen Gottesdienst, der in der Schönheit und Herrlichkeit der diesseitigen Welt ihren Schöpfer verehrte; sie war die Wiedergeburt eines religiösen Empfindens, das nicht im kirchlichen Dogma der Theologen, sondern im Menschlichen, Persönlichen wurzelte: aus der kirchlichen Reformbewegung ergab sich für den einzelnen Menschen als neues Lebensprogramm der bewußt empfundene, weil seelisch erlebte Persönlichkeitsbegriff.

Auf Deutschland wirkt die italienische Renaissance schon im 14. Jahrhundert. Karl IV. hat den geistigen Kern des italienischen Humanismus sich für die Errichtung des neuen Staates, den er im Kopfe trug, dienstbar gemacht; sein Hofkanzler Johann v. Neumarkt ist in seinen Augustin-Übersetzungen ein Bahnbrecher der modernen deutschen Prosa geworden. Bald nach 1400 entsteht in Nachahmung der italienischen Renaissance in Böhmen das Streitgespräch zwischen dem Ackermann und dem Tod, das einzige wirklich überragende Kunstwerk in deutscher Sprache, das die drei Jahrhunderte der Renaissance und Reformation hervorgebracht haben. Das Prinzip, nach dem die heimische Sprache und Kultur an der antiken, d. h. im wesentlichen der altrömischen gemessen und nach dieser gemodelt wurde, verbreitete sich seit den Tagen des Niclas v. Wyle in wenigen Jahrzehnten und war nach hundert Jahren ins Bildungsbewußtsein der höheren Schichten völlig übergegangen: so unendlich verschieden von Niclas v. Wyle bis auf Gottsched und Adelung die deutsche Sprache auch aufgefaßt und im Unterricht gestaltet worden ist, das humanistisch-nationale Prinzip war und blieb die trübe Brille für jede Beurteilung und die Fessel für jede schulmäßige Handhabung der deutschen Sprache. Diese erste deutsche Renaissance war, seitdem sie im 15. Jahrhundert gewaltsam die heimische Sprachtradition zerriß, an sich betrachtet für die deutsche Kultur ein Verhängnis; aber ein unausweichliches und ein solches, das sie vor dem Untergang bewahrt hat, relativ also ein Mittel der Rettung: die nationale deutsche Geschichtsforschung, Sprachgeschichte, Mundartenforschung muß in den lateinisch schreibenden Humanisten, in den Wimpfeling, Celtes, Beatus Rhenanus, Hutten ihre wahren Begründer verehren.

Über das Eindringen der Renaissance in Frankreich und England, über die weimarische deutsche Renaissance hier mehr zu sagen, ist unmöglich; bloß ein paar zusammenfassende und weiterführende Gedanken seien herausgehoben. Die italienische Renaissance brachte die Entpolitisierung der universalen Kulturmächte des Mittelalters: des Papsttums und des Kaisertums. Sie schuf in Italien einen nationalen Imperialismus unpolitischer Art, d. h. die Renaissance erobert, von Italien ausgehend, als Ausdruck einer national italienischen Kultur die Welt, indem sie sich mehr und mehr in ein universales geistiges Menschheitsideal erweitert. Die französische Revolution zertrümmert das unvollständige Erbe der Renaissance, den höfischen Klassizismus des alten Regimes,

aber sie selbst erst baut das Erbe in seinem vollen Umfang und in seinem ursprünglichen Sinne wieder auf; sie erst macht ganz Ernst mit dem Gebot der allgemeinen Wiedergeburt, das einst das Trecento so herrlich verfochten, sie zuerst erfüllt das nationale Programm Petrarcas und Rienzos: die nationale Volkseinheit, Volkssouveränität, Volkswehr in voller politischer Bedeutung und Wirkung. Sie führt also die geschichtliche Entwicklung in gewisser Hinsicht an ihren Ausgangspunkt zurück. Sie erhebt aufs neue die dem Mittelalter vom Altertum überlieferte Idee einer aus nationaler Wurzel stammenden Weltkultur, die sich gründet auf militärisch-politische Weltherrschaft. Der Vollstrecker dieser Idee ist das Empire. Zuerst in Frankreich wird zum zweiten Male die Kultur der Renaissance langsam eine Lebensmacht. Der Standpunkt der Renaissance spricht aus den Proklamationen Napoleons in Italien: der Universalismus, aufgebaut auf der nationalen Ausdehnungspolitik des einzigen, zur Allein- und Weltherrschaft prädestinierten Volkes. Und im Banne der gleichen rückständigen Weltanschauung der französischen Revolution und des französischen Kaisertums stehen Deutschlands Feinde auch heute noch. Sie glauben an die Berechtigung einer Kulturübertragung, einer kulturellen Ausdehnungs- und Unterdrückungstendenz, an einen nationalen Kulturimperialismus, an die Nachahmbarkeit einer national-individuellen Kultur: Gedanken, die überwunden erscheinen durch die deutsche Entdeckung des organischen, des natürlichen Wachstums des geistigen Lebens, durch die neue Humanitätsidee der Persönlichkeit, durch den in tiefgründiger philosophischer Arbeit daraus erwachsenden, von der Wolkenhöhe des Weltbürgertums zur vaterländischen Erde sich senkenden Gedankens des nationalen Staates.

Die Stimmung, die zu Anfang des Weltkrieges herrschte, war der ähnlich, die in Italien einst zur Renaissance führte. Auch über Deutschland soll, so wünscht B., nach dem Kriege eine wundervolle Renaissance des Geistes kommen. Jedenfalls fällt, wollen wir an der inneren Erstarkung und Läuterung unseres nationalen Lebens arbeiten, der deutschen höheren Schule die Hauptaufgabe zu: wir sagen absichtlich allgemein der höheren Schule; denn fast alles, was von B. vom Gymnasium verlangt wird, kann auch die Oberrealschule leisten und hat es auch zu tun: die innere Bildung des Menschen (unter gleichzeitiger Pflege und Übung des Körpers) zu erstreben — bei Bekämpfung von Zersplitterung und Zerstreuung und unter Vermeidung auch jedes Anscheines, als wünsche man Vielwisserei zu erreichen, die der Tod wahrer Bildung ist. Reformvorschläge gelten dem Unterricht im Deutschen, der besseren Ausbildung der Lehrer (Verbindung von Methode und Stoff der griechisch-römischen mit der modernen Philologie), der Vermeidung des universitätischen Betriebes (wo bloß lebendige Anschauung herrschen darf). Weder die Renaissance noch die Antike können uns heute lehren, was Menschheitskultur oder

allgemeine menschliche Kultur sei, denn beide wurzeln in der nationalen Intoleranz, die der Barbarenbegriff kennzeichnet. Die deutsche nationale Bildung bekennt sich dagegen zur Gleichberechtigung aller nationalen Individualitäten, zu der ungehinderten selbständigen organischen Entfaltung aller nationalen Kulturen; niemals als Kanon der menschlichen Kultur, als allgemein verbindliches Menschheitsideal, nur als Beispiel, als Quelle der Erweckung und Belehrung vermag die Antike zu dienen. Das Ideal unserer nationalen Kultur wäre dahin zu deuten: Klare und ganze Spiegel des Großen, Ewigen, Schönen, Göttlichen zu sein innerhalb des Rahmens und der Reflexfähigkeit, innerhalb der voll entfalteten Einheit unseres Geistes, die bedingt sind durch unsere nationale Anlage und unsere Persönlichkeit. Darüber hinaus besteht aber noch die Forderung der zeugenden Tat: wir müssen, um einen Goetheschen Begriff zu gebrauchen, schaffende Spiegel sein!

Wir hielten uns, um der Bedeutung des Burdachschen Vortrages willen, zu einer das gewöhnliche Maß überschreitenden Ausführlichkeit verpflichtet. Der Renaissance gilt ja das Lebenswerk Burdachs; wir sind überzeugt, daß, was er uns davon zu sagen hat, weitere Kreise interessieren wird.

Wien. Oskar Kende.

33.

Mackay, B. L. v., Die moderne Diplomatie. 8°. 175. S. Frankfurt a. M., Rütter u. Loening, 1915, M. 2.80.

Der Verf. gibt in seinem Buche zunächst eine Entwicklungsgeschichte der Diplomatie vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Rom und Venedig sind ihm die Brennpunkte der mittelalterlichen Diplomatie, Macchiavelli und Bismarck die Hauptvertreter der modernen Diplomaten. Die historische Literatur ist unzweifelhaft arm an Arbeiten, die uns mit der Geschichte der Diplomatie genügend bekannt machen, aber es ist darum M.'s Arbeit doch nicht in dem Sinne zu begrüssen, als ob dadurch eine Lücke ausgefüllt würde. Es fehlt ihr die Gründlichkeit und Ausführlichkeit, die für die Behandlung dieses überaus schwierigen Stoffes sich als notwendig ergibt. Es wird allgemein Bekanntes nur wiedergesagt; belanglosen Anekdoten wird eine allzugroße Wichtigkeit beigemessen. Es fehlt dem Buche die klare und scharfe Charakterisierung der Wandlungen.

Im zweiten Teile seiner Arbeit schildert uns M. den diplomatischen Dienst der Gegenwart; er geht auf seine Schwierigkeiten ein und stellt dann Forderungen für die Zukunft. Der Verf. bietet hier manches Anregende, bringt aber doch auch nichts anderes, als was schon von anderer Seite öfters betont worden ist.

Berlin-Schmargendorf, z. Z. im Felde. Paul Ostwald.

34.

Peez, Alexander von, Europa aus der Vogelschau. Politische Geographie, Vergangenheit und Zukunft. Zeitgemäßer Neudruck. Mit Bildnis und biographischer Skizze. 8⁰. VI u. 129 S. Wien u. Leipzig, Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- u. Universitätsbuchhandlung, 1916.

Die vorliegende Schrift des um das Wirtschaftsleben der Donaumonarchie seit 1866 hochverdienten Großindustriellen und Sozialpolitikers A. v. Peez († 1912), weiland Mitglied des österreichischen Herrenhauses, ist bereits 1889 in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" erschienen. Zeitgemäß in der Tat ist ihre Fragestellung: „Gibt es nach Geographie, Anthropologie und Geschichte ein Europa oder nicht?" — zeitgemäß auch die Verbindung geographischer und historischer Gesichtspunkte und ihre Anwendung auf die Politik, der bei der weltpolitischen Erziehung unseres Volkes noch eine große Rolle vorbehalten scheint. Durch die Hervorkehrung des Rassenstandpunktes gehört das anregende kleine Buch in die Linie, die von Gobineau zu H. St. Chamberlain führt. Mit diesen Männern teilt der Verf. die sprachliche Begabung, die umfassende Belesenheit und den Mangel an Vorsicht gegenüber glänzenden Hypothesen und vorschnellen Verallgemeinerungen.

Die Studie geht aus von der geographischen und klimatischen Eigenart des Erdteils, der die Bewohner Europas ihren Unabhängigkeitssinn und ihre Hochschätzung der Arbeit verdanken. Als Grundzug der Geschichte Europas wird der Kampf dreier Rassen hingestellt: der Semiten (Phöniker-Karthager und Araber), die von Afrika und Vorderasien, der Turanier (Hunnen. Mongolen, Osmanen), die von den Steppen Asiens her in unseren Erdteil eindringen; während die Arier in seinem Norden ihre Heimat und in den Germanen ihr Kernvolk haben. Mit den Germanen identisch sind die blonden Kelten. „Zwischen dem Zeltlager am Baikal-See. der arabischen Kaufmannsstadt Mekka und dem Teutoburger Wald bewegt sich die Geschichte der Welt." (S. 54). Die Turanier erscheinen als eine zerstörende Macht; die Semiten haben mit ihrer kaufmännischen und religiösen Begabung Europa tief beeinflußt; die Germanen haben gegenüber den Weltherrschaftsplänen der beiden fremden Rassen den föderativen Charakter Europas verteidigt; sie haben als eine Rasse landbauender und auf Landerwerb bedachter Krieger die europäischen Staaten und durch ihren Freiheitssinn in ihnen die Verfassungen begründet. Für die Zukunft erwartete der Verf. die Aufrechterhaltung der Einheit Europas weniger von Schiedsgerichten, als von dem Gemeinschaftsgefühl der regierenden Häuser. der germanischen Fürstengeschlechter, und vom Zusammenschluß der europäischen Länder gegen die beiden Kolosse der Vereinigten Staaten und des Russischen Riesenreichs, die „Europa mit einer Art Einmauerung und Aussaugung" bedrohten.

Der ungenannte Herausgeber hebt des Verf. „seherhaften Blick in die Zukunft“ hervor; um so weniger ist es zu billigen, daß er im Text „geringfügige Änderungen“ angebracht hat, ohne sie als solche zu kennzeichnen. So sehen wir denn ganz unvermittelt König Ludwig III. von Bayern das Wort ergreifen, Italien vom Dreibund abschwenken und Bulgarien und die Türkei an seine Stelle treten! Auch daß Hamburg, Bremen und Triest, falls das neue Bündnis Bestand hat, „leichten Herzens“ auf die atlantische Welthandelsstraße werden verzichten können, ist ein Urteil, das Alexander von Peez schwerlich so formuliert hätte!

Berlin. Wilhelm Herse.

35.

Bächtold, Hermann, Die nationalpolitische Krisis in der Schweiz und unser Verhältnis zu Deutschland. 2. Aufl. Gr. 8°. 80 S. Basel, Benno Schwabe und Co., 1916. M. 1.—.

Unsere Beziehungen zur Schweiz, mit der wir uns durch so viele Bande verknüpft fühlen, beschäftigen unser Volk wohl nicht mehr so lebhaft wie in den ersten Kriegszeiten. Das furchtbare Ringen hat alle unsere Gedanken auf die Grundfragen nationaler Existenz gerichtet. Gleichgültig aber können uns jene Beziehungen immer weniger sein, je näher die Möglichkeit des Friedens rückt. Wer darüber sich unterrichten will, was in der Schweiz über die Haltung des eigenen Landes im Weltkriege empfunden und gesagt wird, der nehme diese Schrift des Professors der Geschichte an der Universität Basel in die Hand, der in der deutschen Gelehrtenwelt wohlbekannt ist. Er wird über das Thema hinausgehende Förderung und Belehrung finden. B. geht den seine Heimat beherrschenden Strömungen ideengeschichtlich nach, ohne die Aufgabe, der Gegenwart zu dienen, aus dem Auge zu verlieren. So ist denn das Bewußtmachen und die Kritik der der heutigen schweizerischen Publizistik zugrundeliegenden Ideen der Zweck der im Juni 1915 in erster, im Februar 1916 in zweiter Auflage erschienenen Veröffentlichung.

Mit beiden Füßen springen wir in mediam rem, wenn an Spitteler und auch an Männern wie K. Falke und H. Bachmann die meist von politischen Dilettanten, Poeten, Literaten und Literaturfreunden vertretene Strömung eines kulturpolitischen und unstaatlichen Denkens aufgezeigt wird, das doch eben Politik machen will. Spittelers bekanntes, von ihm selbst wohl für neu gehaltenes Produkt wird köstlich ad absurdum geführt: „Jeder Staat raubt soviel er kann. Punctum!“ usw. „Ja Punctum, meine ich (sagt Bächtold) auch, aber dann kein Wort weiter über deutsche, serbische Politik usw. Hier wäre Enthaltung von jedem weiteren Urteil die richtige Konsequenz gewesen“, besonders für einen Mann, der sich rühmt, nur 1 Stunde und 10 Minuten mit Politik sich beschäftigt zu haben und dessen sonst so beredter Mund auf diesem Gebiete so kläglich plappert.

Die Spittelersche Rede aber wurde in weitesten Kreisen der Schweiz (vgl. die Helvetische Gesellschaft) als Vaterlandsverdienst ersten Ranges gepriesen, und die wenigen positiven Anregungen von einer „wechselseitigen Kenntnis der Landesteile" bezeichnen das Programm einer Reihe von Leuten, die, wie K. Falke, das Heil des Landes in einem Dreikulturenmenschen sehen und daraufhin ihr Ideal einer neuen allgemeinen Schulbildung zuschneiden. Es ist das Verdienst der Schrift B.'s, daß sie durchaus nicht am Persönlichen haftet — das wäre auch zuviel Ehre für jene Stimmen —, sondern zu der genannten Forderung den rationalistischen Hintergrund des 18. Jahrhunderts aufweist, das in der Schweiz noch eine größere Rolle spielt, als in den Großstaaten. Freilich, der Gesichtskreis dieser Leute, die durch unmöglich zu schaffende kulturelle, nicht durch staatliche Klammern die Einheit der Schweiz zusammenhalten wollen, ist insofern gegenüber den rationalistischen Tendenzen früherer Zeiten verengt, als ihnen die philosophischen Grundlagen fehlen. Sie sind meist Literaten und verstehen unter Kultur zuerst die literarische Bildung. Wirklich ernst ist ja die Frage, ob auf die Dauer drei verschiedene Nationalitäten in e i n e m Hause fruchtbar nebeneinander arbeiten können, und absolute Ehrlichkeit ist für die Schweizer Pflicht und Vorbedingung des Erfolges. Es geht für sie nicht an, auf Grund des Nationalitätsprinzips für ein Großserbien zu schwärmen oder vollends das überwiegend deutsche Elsaß-Lothringen Frankreich zuzusprechen, wenn man selbst ehrlich für eine einheitliche Schweiz spricht und wirkt. Beruhigter darf umgekehrt der Schweizer in die Zukunft blicken, da sichtbar „das s t a a t s nationale Prinzip im siegreichen Vordringen gegen das n a t i o n a l staatliche sich befindet".

Als schlimmsten Feind (schweizerischer) Staatsgesinnung und berechtigten Anlaß zu Einheitssorgen behandelt B. eingehend und mit Gegenwartsbeispielen illustrierend den in weiten Kreisen vorhandenen individualistisch-liberalistischen Geist. Nicht für jede Zeit schickt sich die gleiche Gesinnung. Wenn vor den 48er Jahren der Welt die liberal-individualistische Sturzwelle nottat, so sind wir seit den 70er Jahren in einer Zeit neu anschwellender Gemeinschaftsmacht. Das ist in der Schweiz noch nicht so zu Überzeugung und Entschluß geworden, wie es auch ihr nottut. Nicht nach außen ist dieser wieder erstarkte Staatswille zu leiten, sondern der innere Ausbau der Gemeinschaft ist die Aufgabe. Die Grundlagen eines liberalen Staates sind gelegt. Es gilt auf ihnen, die vorerst genügen, aufopfernd zu arbeiten. Der Verf. scheut sich nicht, seinen Finger auf manche wunde Stelle dabei zu legen: „Es kann kein Zweifel sein, daß in unserem Volk das Ökonomisch-Utilitaristische einen besonders starken, ja dominierenden Einschlag bildet". Mangelnde Energie in Verwaltung und Heer, Umgehung staatlicher Gesetze und Verordnungen (Beispiele) werden als sehr bedenklich unter das Urteil gestellt: „zur Frei-

heit von Autoritäten gelangt man durch die Schwächung des Staates nicht, nur sind es dann unkontrollierbare und unverantwortliche, die die Herrschaft an sich reißen". Der Glaube an ein Letztes und Absolutes drängt zur Erfüllung der Pflichten als Staatsbürger und wird der „politischen Verwahrlosung der letzten 20 Jahre" und der beklagten „Interesselosigkeit breiter Volksmassen an den öffentlichen Angelegenheiten" am besten entgegenwirken. Denn sie rührt nicht etwa, wie man hören kann, von zu hoher Spannung des Lebensideals, sondern vom Mangel eines solchen her. B. tritt mit dieser stark sozialethischen (christlichen) Überzeugung eben deshalb den Strömungen, die in manchen christlichen und den mit ihm unter die gleiche Rubrik fallenden sozialistischen Kreisen herrschen, entgegen. Ein Hauptmittel dazu ist der staatsbürgerliche Unterricht, den er sich als Geschichtsunterricht mit scharfer Betonung der Zeit seit 1848, als wirkliche Besprechung der wirklichen, verfassungsgeschichtlichen, nationalökonomischen, sozialen Geschehnisse und Fragen denkt. Nur keine neuen Einzelfächer wie Verfassungslehre! Die Vorfrage, an der alles hängt, die Ausbildung der Lehrer, erkennt B. mit Recht als die Hauptfrage. Und er macht sehr beachtenswerte Vorschläge zu ihrer Lösung, die freilich immer wieder ebenso von der Persönlichkeit der Universitätslehrer abhängen wird. Vor allem aber vergißt B. nicht, daß staatsbürgerlicher Unterricht nur das Mittel zur Ausbildung einer lebendigen Staatsgesinnung ist. Eine große Erschwerung für die Entwicklung einer solchen ist die am normalen Volltypus des Staates gemessene Unvollkommenheit, die mit dem Neutralitätsprinzip gegeben ist. E. Dürrs schwer faßbare These vom „frei neutralen Denken" mit seinem Seitenblick auf Belgien wird scharf zurückgewiesen. „Wenn im Strafrecht sich in einer gewissen Zeit gewisse Straffälle gehäuft haben, rufen wir nach Verschärfung der betreffenden Artikel des Strafgesetzbuches, suchen jedenfalls im Rechtsbewußtsein des Volkes die betreffenden Strafrechtsnormen stärker zu verankern". Also nicht Preisgabe des Begriffs der Neutralität, am wenigsten von seiten der Schweizer, sondern Stärkung des Gefühls der „Heiligkeit", Festigung eigener Bereitschaft und scharfes Abrücken von den Belgiern, die sich nicht selbst und von denen sich ihre Nachbarn nicht mit vollem Vertrauen sagen konnten: Belgien ist neutral, kein Schatten fiel je darauf. Ist denn Neutralitätsbruch etwas so Neues, daß die Schweiz Grund hat, gerade jetzt umzudenken? An vielen Beispielen der Geschichte hätte sie sich schon vorher belehren können. Im Volke ist die strenge (juristische) Auffassung von Neutralität noch lebendig, in der Auffassung der politischen und wissenschaftlichen Welt vollzog sich zweifellos ein Umschwung zu mehr politischer Auffassung. Aber gerade bei politischer Orientierung würde nur die Zweckmäßigkeit richtunggebend sein können: Das Neutralitätsprinzip ist das einzig zweckmäßige; ein

Eingreifen in die politischen Händel Europas müßte auf die Dauer das Nationalitätsprinzip emporheben und die Schweiz zerreißen.

Damit kommen wir zu den Schlußkapiteln: „Die nationale Frage und unsere Stellung gegenüber dem kriegführenden Ausland, im besonderen gegenüber Deutschland". Unerschrocken, schneidig und doch objektiv tritt hier B. den Schlagworten unserer Zeit entgegen. Es ist Pflicht für den wissenden Historiker, dies in unseren Tagen zu tun. Wer soll es sonst machen? Nicht vornehmes Ignorieren und nicht ängstliches Zurückweichen vor den Götzen des Tages und der Masse darf ihn zurückhalten. Dieser Krieg, so führt B. aus, ist nicht in erster Linie ein deutsch-französischer. Der schlichte Mann hat das oft deutlicher erkannt, als ein großer Teil der Gebildeten. Ja es ist eine der ersten Pflichten für einen Schweizer Patrioten, solcher Auffassung entgegenzutreten. Die Bewegung in der Schweiz selbst, die größere Reserve in Sympathie und Abneigung der deutschen und französischen Stammesgenossen gegenüber verlangte, als zu Beginn des Krieges, hat auf deutsch-schweizerischer Seite eine unmännliche und unbegründete Bussbewegung hervorgerufen, die die haßerfüllte Agitation der Westschweiz naturgemäß nur stärkte. Die Deutschen empfanden dies im Reich bitter und verstanden es nicht mehr, obwohl wir vor 2 Jahren noch weithin ebenso bereit waren, für wenige Chauvinisten Buße zu tun vor einer unendlich viel schärfer und beschränkter national denkenden uns umlagernden Welt. Aber es ist ja gar nicht Pflicht des Neutralen, sich zu verkriechen. Man hat doch eine Meinung, wenn man es auch leugnet. Und heutzutage, da die Publizistik herrscht, ist es sogar Pflicht, dieser auf ihr Gebiet zu folgen. Was wurde ob des unvorsichtigen Breysig, ob Sombarts in Deutschland genügend kritisierten Buches, ob des geschäftstüchtigsn Simplizissimus für ein Geschrei erhoben! Wie wurde so viel Treffliches einfach totgeschwiegen, das aus Deutschland kam! Die französisch-engliche Propagandaliteratur und Presse war nach B.'s Urteil schroffer, maßloßer und verzerrter. Und doch rückte man von Deutschland ab, „wie es im Verlauf der europäischen Geschichte kaum je gegenüber einem Volke geschehen ist". Was sind die Gründe? Äußere Expansionsgelüste, wirtschaftliche Ausbeutungsgefahr für die Schweiz, Mangel an „Kultur" (!), unfreie innere Politik. Gibt es einen schöneren Tummelplatz für den Historiker — ich denke nicht bloß für den deutschen —, als diesem „großenteils eitel leeren und gedankenlosen Schlagwörterregiment" entgegenzutreten, dieser „Autoritätsherrschaft doktrinärer Ideologie", die „dreimal ärger ist, als irgend eine Staatsautorität". Wir müssen es uns versagen, den Ausführungen B.'s hier im Einzelnen zu folgen. Warm empfohlen seien sie aber. Sie beleuchten neu und eigenartig. Nur von schweizerischer Seite konnte aber so wirkungsvoll betont werden, daß das Erkennen der Tatsachen eben für die Schweiz

so wichtig und schicksalsvoll ist, nicht nur sich einer Partei hinzugeben, sondern eben nur eine Staatsnation werden zu können. Noch sieht B. manche Krankheitserscheinungen: Mangel an Wissen von der großen Weltentwicklung seit den 70er Jahren, Versagen der schweizerischen Historie in diesem Punkt, Mangel an eigenem Erleben, so daß die Schweiz diesen Krieg wie einem Isolierten, Unfaßbaren gegenübersteht, ein Kosmopolitismus ohne die philosophische Vertiefung des 18. Jahrhunderts, eine utilitaristisch-ökonomische, nach privatwirtschaftlichen, nicht volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten beurteilende Betrachtungsweise — vgl. die Urteile über englische Kolonialpolitik oder die Angst vor Deutschland, der eigenen, nicht der Gefahr für die Volkswirtschaft wegen — schließlich ein Nationalismus, der wirklichkeitsfern (vgl. Amerika) meint, die Völker auf Formeln festlegen zu können, und dabei der kleinen Schweiz gar noch eine Hauptrolle zudenkt. Und merkwürdig. Wenn wir am Schlusse sind, haben wir das Gefühl: Aus historischer Untersuchung und Kritik wächst hier ein praktisches Programm hervor; ein Programm oder eine Reihe von Grundanschauungen, die schweizerische Staatsmänner ihrer Politik zugrunde legen könnten. Ich sage, zugrunde legen. Denn das Material zu Grundrichtungen der Politik zu geben, ist die Aufgabe politischer und historischer Publizistik. Die Tat gehört den Führern und, mehr als je, heute den Geführten.

Karlsruhe-Berlin, z. Z. im Felde. Hermann Haering.

36.

Scala, Rudolf v., Das Griechentum in seiner geschichtlichen Entwickelung. (Aus Natur und Geisteswelt, 471. Bändchen). Mit 46 Abb. im Text. 8°. IV und 105 S. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1915. M. 1.25.

Das hübsche, für einen weiten Leserkreis bestimmte Büchlein berücksichtigt in vollem Umfange die neuen Forschungen. Es ist dem Verf. gelungen, auf engem Raume in knappem, zielsicherem Ausdruck ein anschauliches Bild von einem grossen Abschnitt der Vergangenheit des griechischen Volkes zu geben. Man kann sicher sein, daß die kleine Schrift glänzend aufgenommen werden und ihre Leser mit sympathischem Interesse für die hellenische Kulturwelt erfüllen wird.

Die ersten Kapitel der Arbeit betreffen einleitungsweise die indogermanischen Stämme und die prähistorische Bevölkerung Griechenlands und der benachbarten Inseln. Dann folgen Kapitel über die Mischkultur des Festlandes, die Wikingerzeit des östlichen Mittelmeeres, die Zeit Homers und der großen Kolonisation, sowie der großen Umwälzungen, die ins 7. Jahrhundert vor Chr. zu setzen sind. Ein weiteres Kapitel ist dem Zeitalter der Einigung der griechischen Stämme gewidmet. Dann entrollt sich vor unseren Augen die Zeit der großen Kämpfe gegen die

Barbaren und die darauf folgende Blütezeit des Hellenentums in besonders anziehend verfaßter Darstellung. Ausführlich schildert der Verf. weiter die hellenistisch-römische Kulturwelt, die er mit Recht nicht als eine Epoche des Verfalls, sondern als eine der hauptsächlichsten Vorstufen der gegenwärtigen Kultur gelten läßt. Ebenso wird das spätgriechische Kunstleben übersichtlich in entsprechender Weise behandelt; der diesem Abschnitte des Büchleins zugehörende Bilderschmuck ist besonders reich, vortrefflich ausgewählt und unterstützt die Darstellung bedeutend.

Auf S. 97—103 haben wir eine Zeittafel, in der als letztes Ereignis der im Jahre 338 nach Chr. erfolgte Tod des Eusebios, des Chronographen und Kirchenhistorikers, angeführt wird. Dieser Zeitpunkt entspricht dem Tode des Griechentums nach den leider im Abendlande meist herrschenden Anschauungen. Wer wird der Glückliche sein, der dem deutschen Publikum eine Gesamtdarstellung der mittel- und neugriechischen Kultur geben wird! Wer wird ihm in klarer und scharfer Charakteristik zeigen, was das Griechentum im Mittelalter als Bollwerk Europas gegen die verschiedenen Barbaren geleistet hat, welche neuen Formen es schuf, welche Elemente es der Renaisance gab, welche unschätzbare Kleinodien das gegenwärtige Griechentum aus dem alten Erbe besitzt!

„Die Entwicklung des griechischen Volkes ist ein kostbares Stück der Menschheitsentwicklung geworden, das wir nicht missen können, ohne dessen Verständnis unsere eigene Volksentwicklung ärmer würde!“ Diese Gedanken, mit denen Prof. von Scala seine Zusammenfassung von der Entwicklungsgeschichte des Griechentums schließt, werden dem deutschen Publikum desto verständlicher werden können, je mehr es sich auch mit den späteren, jedoch immer lehrreichen Schicksalen des griechischen Volkes von der Zeit Justinians an bis hinab zu unserer Gegenwart bekannt macht.

Athen-Berlin. Nikos A. Bees (*Βέης*).

37.

Jäckh, Ernst, Der aufsteigende Halbmond. Auf dem Weg zum deutsch-türkischen Bündnis. 5. (ergänzte) Auflage. Mit einem Bilde Enver-Paschas. 8°. 247 S. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1915. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Ein Buch, das innerhalb weniger Jahre fünf Auflagen erlebt, braucht nicht besonders empfohlen zu werden. Es hat, wenigstens für das weitere Publikum, seine Lebensberechtigung erwiesen. Und in der Tat ist es nicht nur interessant und lebendig geschrieben, sondern, was bei der Besprechung in diesen Blättern vor allem wichtig ist, es hebt sich durch das reife Urteil und den historisch-politischen Blick des Verf. über den Durchschnitt ähnlicher Erscheinungen weit hinaus. Jäckh ist ja nicht nur unbeteiligter Zuschauer und Beurteiler, sondern Mitgestalter in der Entwickelung deutsch-türkischer Beziehungen. Wenn dies nun einerseits Zweifel an seiner Fähigkeit zu objektiver Beur-

teilung der Dinge hervorrufen kann, so muß doch andererseits inbetracht gezogen werden, daß er nur infolge seiner bekannten Freundschaft für das Türkentum in die dortigen Kreise so intime Einblicke tun konnte, wie sie ihm tatsächlich vergönnt waren. Und daß er im wesentlichen richtig gesehen hat, zeigt ja die während des Weltkriegs eingetretene Entwickelung, der Anschluß der Türkei an die Mittelmächte und ihre — auch wenn man die entscheidende Hilfe deutscher Organisatoren in Rechnung stellt — überraschende Kraftentfaltung.

J. hat 1908 die erste jungtürkische Revolution, 1909 die Reaktion und die Armeniergreuel und 1910 den türkischen Feldzug gegen Albanien mitgemacht und seine Eindrücke in Zeitungsartikeln mitgeteilt. Diese bilden nun gesammelt mit geringen Änderungen das vorliegende Buch. Schon 1908 unterscheidet er zwischen dem „revolutionären Generalstab", der im wesentlichen deutsch erzogen ist, und den politischen Jungtürken, deren Ideenwelt dem „Pariser Boulevard" entstammt; türkisch-militärisch-monarchisch ist die erste, Pariser-freimaurerisch-republikanisch die zweite Partei. Aber trotz aller Fehler der letzteren, die die historisch-religiösen Gefühle der muhammedanischen Massen abstoßen, erscheint ihm die Revolution doch als eine moralische Reinigung, als der Sieg der Anständigkeit.

Sie ist ohne Alkohol, also ohne Rausch, und fast ohne Blutvergießen gemacht worden. Aber die Unvorsichtigkeit der „Pariser" Jungtürken — sie versuchen, den Alkoholgenuß, die schleierlose Frau, den Zylinder statt des Fez sofort einzuführen — gibt dem Sultan Abdul-Hamid die Gelegenheit zu dem Aprilputsch; die „Pariser" flüchten und wieder sind es die „Militärtürken", diesmal unter Schewket Pascha, die die Verfassung retten. Die Militärmacht, verbunden mit der höheren Geistlichkeit, siegt und Abdul Hamid muß in die Verbannung. Aber die siegreiche Armee hält wohlweislich an den historischen Gebräuchen fest, wofür der S. 131 f. wiedergegebene Brief des Kommandanten des I. Armeekorps an den Chefredakteur des „Tanin" ein klassisches Zeugnis bietet. — Die „geistigen Qualitäten und die ethisch-idealen Kräfte der jungen Türkei" zeigt der Verf. auch hier wieder klar und deutlich einerseits in dem „Toleranzedikt" des Scheich-ul-Islam (S. 143 f.) für die Armenier, andererseits in der praktischen Versöhnungsarbeit des Vali von Adana Djemal Bey (S. 147 ff.), desselben, der dann zum Kommandanten der gegen Ägypten bestimmten Armee ernannt wurde. — Unter dem zusammenfassenden Titel: „Auf dem Weg zum deutsch-türkischen Bündnis" bespricht der Verf. dann die (nach der vorübergehenden Abkehr der Türken von den Deutschen — besonders wieder unter dem Einflusse der „Pariser" — unmittelbar nach der Julirevolution von 1908) neu einsetzende Annäherung zwischen Türken und Deutschen, den Besuch türkischer Notabeln in Deutschland (1911), den Tripolis- und Balkankrieg. Bezeichnend

für sein unverwüstliches Vertrauen in die Kraft der neuen Türkei ist, daß er auch beim Balkankrieg den Mut und die Zuversicht nicht verliert, und seine Meinung hat gegenüber anderen, wie etwa Wirth und Jorga, Recht behalten.

Besondere Abschnitte beschäftigen sich mit den türkischen Frauen und dem Harem (auch hier sucht J. den türkischen Verhältnissen die besten Seiten abzugewinnen) und mit den Prophezeiungen Friedrich Lists über die zukünftige Erschließung des Orients durch Bahnen und die Stellung Deutschlands und Österreichs zu dieser Entwicklung, die in der Tat, wie alle Ideen dieses großen Geistes, eine wunderbare Kraft der Intuition zeigen. Das „Mitteleuropa“ Naumanns mit dem Anschluß des Balkans und der Annäherung an Vorderasien (allerdings unter Voraussetzung des Zerfalls der Türkei) ist hier zum guten Teil vorweggenommen und so weit über Bismarck hinaus auf die Politik Kaiser Wilhelms II. hingewiesen, wobei auch Österreich-Ungarns Stellung als zukünftige Balkanmacht erkannt ist.

Teschen (Österreich-Schlesien). Moritz v. Landwehr.

38.

Bratter, C. A., Die armenische Frage. 8°. 40 S. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt, 1915. M. 0.50.

Gerade die Engländer, die sich in der Behandlung der Frauen und Kinder der Buren so ausgezeichnet haben, erheben nebst den Amerikanern die meisten Proteste, wenn einmal wieder die Kurden an den Armeniern Rache nahmen. Die armenische Frage ist ein englisches Erzeugnis, das aber durch die Macht der Presse unverdiente Beachtung gefunden hat, wie erst jetzt wieder eine Protestkundgebung schweizerischer Persönlichkeiten gegen die „barbarische“ Türkei zeigt. Hiergegen wendet sich B., selbst Angehöriger eines neutralen Staates. Er zeigt, wie der überwiegende Teil der Armenier, die politisch drei Reichen (der Türkei, Rußland und Persien) angehören und dem Bekenntnis zufolge meist Gregorianer, aber auch Katholiken und Protestanten sind, durch englische Agenten verleitet, über die Moslims herfallen, um dann, wenn die Kurden Rache nehmen, die Mächte gegen die Türken anrufen zu können. Tatsächlich hat England nie daran gedacht, wenn es von der Türkei Reformen forderte, die Durchführung dieser Reformen zu verlangen; vielmehr machte es Reformen unmöglich, indem es das Bandenwesen förderte. Reformen wollen nicht einmal die Armenier in ihrer Mehrheit. Denn diese fühlen sich durchaus wohl unter der gegen Andersgläubige so toleranten Türkei; England aber trachtet zumeist darnach, daß der Unruhenherd bleibt. Am übelsten wirken im Sinne Englands das English Bible House, die Jewish Mission, die Scotish Church usw., nur Brutstätten der Unzufriedenheit. Sie geben den armenischen Kindern in Erzerum,

Van, Bitlis usw. eine Erziehung, für die sie nicht reif sind und die sie zu anarchistischen Schwärmern macht. B. gibt viel Material und zeigt, wie wenig diejenigen in Wahrheit unterrichtet sind, die infolge der Hetzpresse Proteste unterschreiben und doch nur Englands Geschäfte betreiben. Das Büchlein wird recht aufklärend wirken.

Berlin-Friedenau, z. Zt. im Lazarett. Hans Philipp.

39.

Hauptmann, Ludmil, Über den Ursprung von Erbleihen in Österreich, Steiermark und Kärnten. (Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark. Herausgegeben von der Historischen Landeskommission für Steiermark. VIII. 4.) 8⁰. XIII u. 95 S. Graz u. Wien, „Styria", 1913. M. 2.60.

Eine gründliche Untersuchung über eine vielumstrittene Frage, aufgebaut auf alle darüber vorhandenen Quellen und bisherigen Bearbeitungen derselben.

Die erste Form der landwirtschaftlichen Verfassung im früheren Mittelalter war der Fronhofbetrieb. Als er sich auflöste, entstanden die freien Leihen, zuerst auf städtischem Boden, dann auf dem flachen Lande. Woher kamen diese Leihen? Die Ansichten der Forscher, die sich mit dieser Frage beschäftigen, gehen ziemlich weit auseinander. Die am weitesten verbreitete Ansicht ist, daß die Erbleihe aus der Prekarie entstanden sei; Gläubige schenkten der Kirche Güter und empfingen sie schließlich zu erblicher Leihe zurück, ohne hörig zu werden. Der Gewinn der Kirche beschränkte sich auf den Zinsbezug. Andere, wie Rietschel, meinten wieder, es hätten freie Erbleihen bestanden, aber auch solche, die noch unter dem Fronhofe standen. Seeliger verwirft die Scheidung von freien und unfreien Leihen durchaus. Um Licht in diese Frage zu bringen, untersucht H. zunächst die Stellung der Prekarie innerhalb der Traditionsarten des früheren Mittelalters und die Schicksale der prekarischen Leihe bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Er weist nach, daß in Niederösterreich, Steiermark und Kärnten die freie Erbleihe nicht aus der Prekarie entstanden ist, und daß es Großgrundbesitzer waren, welche die Masse der Prekaristen gebildet haben, da ja in diesen Ländern ein starkes Freibauerntum keinen Platz gefunden hatte, während ein solches in Oberösterreich, begünstigt durch die Nähe von Bayern, bestand. Die Prekaristen waren zinsfrei oder zinsbelastet, leisteten Naturalabgaben oder Geldleistungen, kärgliche Reichnisse (ein halbes Mut Getreide, eine halbe Urne Wein, ein paar Pfennige), jedoch, wenn auch selten, volle Jahresdienste. Als Wurzel der Erbleihe weist H. nach, daß es im ganzen Mittelalter nur zwei Arten von Leihen gegeben: die rasch hinwelkende

Fronhofleihe und das freie Benefiz (Lehen); so kann die freie Erbleihe nur aus diesem entstanden sein. Abgesehen vom Bergrechte, der erblichen Weinbergleihe, kannte die Rechtssprache des 12. bis 14. Jahrhunderts in Österreich, Kärnten und Steiermark drei Namen für die Erbleihe: Burgrecht (Leiherecht der Bürger = städtische Erbleihe), Kaufrecht und Erbrecht. Steiermark und Kärnten waren das eigentliche Gebiet des Burg- und Kaufrechtes, in Niederösterreich herrschte das Burgrecht, im Lande ob der Enns war daneben das Erbrecht heimisch. Das Benefiz, auf städtischen Boden verpflanzt, wurde sofort zur Erbleihe, denn ohne sie hätte sich städtisches Leben überhaupt nicht entfalten können. Mit dem Aufkommen geschlossener bürgerlicher Siedelungen gewann also in diesen Ländern das Burgrecht im 12. Jahrhundert festen Boden und verbreitete sich so rasch, daß es zu Ende des 13. Jahrhunderts in Österreich geradezu als landesüblich galt. In Kärnten, Steiermark und in dem größten Teile von Niederösterreich war es zunächst die einzige Form der freien Erbleihe überhaupt, und erst nach langem Schwanken zweigte da von ihr eine eigene ländliche Erbleihe ab, das Kaufrecht. Nur im Lande ob der Enns und in den westlichen Grenzgebieten Niederösterreichs bestand von Anfang an neben dem städtischen Burgrechte das bäuerliche Erbrecht, ein Beweis, daß dieses hier aus selbständiger Wurzel erwachsen ist.

Dies sind m. E. die wichtigsten Ergebnisse von Hauptmanns mühevoller Untersuchung, die, zum Schlusse sei dies bemerkt, nicht leicht zu studieren und exzerpieren ist.

Graz in Steiermark. Franz Ilwof (†).

40.

Dersch, Wilhelm, Hessisches Klosterbuch. Quellenkunde zur Geschichte der im Regierungsbezirk Cassel, der Provinz Oberhessen und dem Fürstentum Waldeck gegründeten Stifter, Klöster und Niederlassungen von geistlichen Genossenschaften. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen u. Waldeck. XII.) Mit 1 Karte. gr. 8°. XXX u. 158 S. Marburg, Elwert, 1915. M. 6.—; geb. M. 7.50.

Die letzten Jahre haben uns eine Anzahl von Klosterverzeichnissen gebracht, die durchweg solide Grundlagen künftiger Forschung sind. Zu ihnen, die sich neben der älteren, freilich nicht vollständigen Literatur im Dahlmann-Waitz, Quellenkunde, 8. Aufl. (1912) S. 173 und in der immer wieder erfolgreich benutzten Werminghoffschen Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter, 2. Aufl. (1913) S. 169 finden, gesellt sich nun das vorliegende Buch, ein Werk außergewöhnlichen Fleißes, dessen Brauchbarkeit der Kenner nicht leicht unterschätzen wird. Die geographische Abgrenzung, die so verschiedenartige Gebiete vereint, mag zunächst befremden, doch überzeugen die „Gründe

der Zweckmäßigkeit“, die Dersch p. XVI anführt. Es sind Teile der alten Diözesen Mainz, Trier, Paderborn, Minden, Würzburg, seit dem 18. Jahrhundert auch Fulda, Bezirke, die bis heute wichtige Glieder der Diözesen Mainz und Fulda geblieben sind. Bei solcher bis in die Neuzeit gehenden Entwickelung wird man gern zustimmen, wenn D. nicht bei der Reformation, wie Hoogeweg in seinem niedersächsischen Klosterverzeichnis, oder bei dem Jahre 1815, wie Schmitz-Kallenberg in seinem Monasticon Westfaliae, Einhalt getan hat.

Die Anlage ist etwa die des eben genannten westfälischen Werkes, nur scheint D. noch ausführlicher gewesen zu sein, ohne deshalb den Stoff weniger klar vor uns ausgebreitet zu haben. Das alphabetische Verzeichnis sämtlicher Klöster und Kollegiatstifter, der Klosterhöfe und Termineien, der Niederlassungen der geistlichen Genossenschaften, aber auch der geplanten Stiftungen und der fälschlich als Klöster bezeichneten bildet den Hauptteil des Buches. Abgesehen von der Aufzählung des Grundbesitzes und der Dignitäten wird kaum etwas sein, was man vermißt. War jener auch vielleicht nicht zu geben, die Reihen der Würdenträger ersehnt man doch zu sehr — trotz der „Lücken und Zweifel“, die sich gezeigt hätten. Aber sonst geht jeder Artikel bis ins einzelne und gibt neben den jetzigen und früheren Namensformen die frühere und jetzige politische und Diözesan-Zugehörigkeit, den Orden (auch die Provinz), Patrone, Gründungsjahr bezw. erste urkundliche Erwähnung, die Gründer und knappe weitere Notizen aus der Geschichte. Bei einer ganzen Anzahl von Stiftungen konnte man das alles oft leicht oder doch nicht mit allzu großer Mühe schon früher feststellen, wenn man auch die neue bequeme Aufzählung nicht wieder missen möchte. Aber die jedem geistlichen Institut folgende Aneinanderreihung der Quellen und Literatur ist etwas durchaus Neues. Man mag nach dem Archiv der einzelnen Stiftungen fragen, nach weit verstreuten Archivalien, die sie betreffen, nach Veröffentlichungen, die Quellen über sie bringen, nach ihren Bibliotheken und deren Schicksal, nach der gedruckten Literatur, nach Abbildungen von Bauten und Siegeln — auf alles ist die Antwort bereit. Die Grenzen können trotz der Zusätze, die der Spezialforscher hier und da vielleicht machen wird, nicht wesentlich weiter gezogen werden. Hier ist eine kirchengeschichtliche Bibliographie im Kleinen geschaffen. Bei der Wichtigkeit von Stiftern wie Hersfeld und Fulda, um die beiden bedeutendsten zu nennen, ist das Buch von Dersch über die landesgeschichtliche Forschung hinaus von Wert.

Es folgen einige Tabellen. Keine besteht, ohne die Forschung nach der oder jener Seite zu fördern: Zusammenstellungen nach der Landeszugehörigkeit vor 1803, nach den Diözesen vor 1821, nach der Ordenszugehörigkeit, nach den Patronen und nach der Gründungszeit oder ersten Erwähnung. Die brauchbare, nahezu

vollständige Karte 1 : 900000 beschließt das Buch, das eine vorzügliche Vorarbeit zu einer Germania sacra ist.

Dresden. W. Hoppe.

41.

Wittrup, Aloys, Rechts- und Verfassungsgeschichte der kurkölnischen Stadt Rheinberg. Nach archivalischen Quellen. Mit Quellenanhang und zeitgeschichtlichen Abb. 8°. XV., 178 u. 110 S. Rheinberg (Rhlnd.), Sattler u. Koß, 1914. Geb. M. 6.—.

Die Darstellung der Rechts- und Verfassungsgeschichte Rheinbergs, einer kleinen, südlich von Wesel heute zwei Kilometer westlich vom linken Rheinufer entfernt liegenden Stadt, ist aus einer von Aloys Meister in Münster angeregten Dissertation erwachsen. Sie will einen Beitrag zur allgemeinen Geschichte der Stadt liefern, die bisher noch fehlt und zur Zeit auch noch nicht gegeben werden kann, weil die große Menge der an verschiedenen Stellen aufbewahrten, Stadt und Amt Rheinberg betreffenden Urkunden und Akten noch nicht gesichtet und geordnet ist. Eine solche Geschichte wäre aber deshalb sehr erwünscht, weil es sich bei Rheinberg doch nicht nur um eine kleine Landstadt handelt, sondern der 1003 zuerst als villa publica urkundlich genannte, 1232 zur Stadt erhobene Ort infolge seiner Lage schon früh als Zollstätte und befestigter Platz von Wichtigkeit gewesen ist. Darum erwarben wohl auch die Kölner Erzbischöfe die villa Berke bereits im 11. Jahrhundert und schützten sie neben einer Umfriedigung von Erddämmen und Pfahlwerk, die erst sehr allmählich durch eine feste Mauer ersetzt wurde, zum offenkundigen Zeichen ihrer landesherrlichen Gewalt durch Errichtung einer Burg. Diese Burg wurde Sitz eines Amtmanns, der zuerst im 13. Jahrhundert nachweisbar ist, also in derselben Zeit, in die in den benachbarten Gebieten des Niederrheins die Anfänge der Amtsverfassung fallen; sie trug wesentlich dazu bei, Rheinberg zu einem Bollwerk für das ganze kölnische Niederstift zu machen. So war die Stadt im 16. Jahrhundert eine Festung ersten Ranges und z. B. in der breiten Anlage ihrer Straßen und der niederen Bauart der aus Backsteinen errichteten und mit gewölbten Kellern versehenen Häuser ganz dem Bedürfnis der Verteidigung und des Schutzes gegen Beschießung angepaßt. Gerade deshalb war sie aber so manchem feindlichen Ansturm ausgesetzt und mußte sie sich so oft einem Gegner ergeben, daß die Spanier sie als putana della guerra, Kriegshure, verspotteten.

Die Bedeutung, die Rheinberg als Festung, Zollstätte und Amtssitz für Kurköln gehabt hat, ist von W. treffend dargestellt und durch einen Anhang wichtiger Urkunden- und Aktenstücke erläutert worden. Bemerkenswert ist dabei — und dadurch unterscheidet sich Rheinberg von anderen Städten des Niederrheins —, daß der Festungscharakter wie dem Äußeren, so auch der Ver-

fassung und Verwaltung der Stadt eine eigene Färbung verleiht. Der höchste kurfürstliche Beamte war der Amtmann; aber neben ihm hatte der Burggraf als Stadtkommandant seine besondere Bedeutung, und unter den Einwohnern hatte der aus kurfürstlichen Ministerialen erwachsene Adel gegenüber den Bürgern, die doch auch zur Verteidigung der Stadt ausdrücklich verpflichtet waren, durchaus das Übergewicht. Erst 1509 erhielt die eigentliche Bürgerschaft nach längeren Kämpfen durch Verfügung des Erzbischofs neben dem Adel Sitz und Stimme im Rat und Schöffenkollegium und (wie z. B. in Neuß und klevischen Städten) in den vier „Gemeinsleuten" eine eigene Vertretung in und gegenüber dem Rat.

Die Stellung Rheinbergs im niederrheinischen Handel scheint gleichzeitig an Bedeutung gewonnen zu haben; zu einer wirklichen Blüte konnte es aber die so oft unter Kriegsnöten leidende Festung nicht bringen. Als nun 1688 ein Eisgang den Rhein zum größten Teil von der Stadt auf klevisches Gebiet ablenkte und Preußen, das während des spanischen Erbfolgekriegs von 1703—1715 Rheinberg besetzt hielt, das alte Rheinbett durch Versenkung von Schiffen, Kies und Steinen noch weiter versperrte, als die abziehende Besatzung 1715 auch noch die Wälle schleifte, war es mit der Zollstätte und Festung Rheinberg endgültig vorbei. Der Ort sank zu einer stillen Landstadt herab, der erst in unserer Zeit die auch hier sich ansiedelnde Industrie neues Leben gebracht hat.

Oberhausen (Rhlnd.). Artur Koernicke.

42.

Israël, Friedrich, Das Wittenberger Universitätsarchiv, seine Geschichte und seine Bestände. Nebst den Regesten der Urkunden des Allerheiligenstiftes und den Fundationsurkunden der Universität Wittenberg. Mit einer Tafel. (Forschungen zur thüringisch-sächsischen Geschichte, hrsg. vom Thüringisch-Sächs. Geschichtsverein. 4. Heft.) Lex. 8⁰. IX u. 160 S. Halle a. d. S., Gebauer-Schwetschke, 1913. M. 4.50.

Ausgehend von der Gründung der Universität Wittenberg, deren Ausstattung und Privilegien, Organisation und Gebäuden schildert der Verf. die Entstehung und Geschichte des Universitätsarchivs, das nicht nur durch seine teilweise Verbringung von Wittenberg i. J. 1813 und durch die Belagerung der Stadt im selben Jahre, sondern auch durch Vernachlässigung und schlechte Verwaltung sehr gelitten hat. Trotzdem überrascht es durch seinen reichen Inhalt, der heute noch längst nicht ausgebeutet, aber durch eine nach modernen Grundsätzen vom Verf. vorliegender Schrift durchgeführte Neuordnung leichter Benutzung zugänglich ist. Jetzt befinden sich kleinere Teile in Magdeburg (Königl. Staatsarchiv), in Wittenberg (Universitätsverwaltung und

Prediger-Seminar) und die Hauptmasse in Halle (Universitätsverwaltungsgebäude, Universitätsbibliothek, Histor. Seminar).

Anhang I. bringt Regesten der im Archiv vorhandenen Originalurkunden des Allerheiligenstiftes in Wittenberg: 137 Nummern für die Jahre 1342—1527. Anhang II. enthält die wichtigsten Urkunden über die Stiftung und Ausstattung der Universität Wittenberg (1502 bis 1569 bezw. 1586). Anhang III. gibt das Schema der 1911/12 hergestellten Neuordnung. Ein reichhaltiges Personen- und Ortsregister erleichtert die Benutzung des wertvollen Buches. Eine Tafel zeigt im Maßstab des Originals das Patent über die Eröffnung der Universität Wittenberg (Weimar, 24. August 1502).

Merseburg. Fr. Wilh. Taube.

43.

Dietel, Dr. Reinhard, Deutsche Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts bis Klopstock. III. Drama. (Sammlung Göschen Nr. 754.) Kl. 8°. 127 S. Berlin u. Leipzig, Göschen, 1915. In Leinen geb. M. —.90.

Bei jeder derartigen Auswahl wird der Geschmack sehr verschieden sein. Man kann aber getrost behaupten, daß hier allen möglichen Bedürfnissen und Wünschen Rechnung getragen ist, soweit es der Raum gestattet. So sind beispielsweise Jakob Ayrer, Heinrich Julius Herzog zu Braunschweig, Andreas Gryphius, Christian Weise, Gottsched und Elias Schlegel mit sehr annehmbaren Proben vertreten. Bei den humoristischen Stücken, die überwiegen, habe ich herzlich gelacht, und dem alten Gottsched habe ich beim Ausschnitt aus seinem Cato auch manches abgebeten. Die geschickt geschriebene Einleitung gibt die notwendigen Vorbemerkungen. Der Name Klopstock dient nur als Wegweiser und Zeitgrenze.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

44.

Weiser, Carl, Englische Literaturgeschichte. (Sammlung Göschen, Bd. 69.) 4., verbesserte u. verm. Auflage. Kl. 8°. 184 S. Berlin u. Leipzig, G. J. Göschen, 1914. M. —.90.

Bereits in 4. Auflage erscheint diese kleine Literaturgeschichte, die sich durch Übersichtlichkeit und Reichhaltigkeit auszeichnet. Werden doch auf dem engen Raume von 177 kleinen Oktavseiten rund 175 Dichter und Schriftsteller behandelt. Dazu kommen kurze Betrachtungen über die Kultur und die Sprache unter dem Einfluß der verschiedenen Völker, die die englische Nation geschaffen haben. Die Kürze und Trefflichkeit des Urteils ist bisweilen erstaunlich; dabei stört nur selten ein auffallender Ausdruck, wie Boerkrieg. Es will mir scheinen, daß W.'s Urteile über moderne Dichter bisweilen zu günstig sind. Die neue Auflage hat manche Erweiterung erfahren, für die durch Weglassung

des Kapitels „Amerikanische Schriftsteller“ (jetzt in 2 besonderen Bändchen von L. Kellner behandelt) Raum geschaffen wurde. Ein Namen- und Sachregister erleichtert den Gebrauch des trefflichen Werkes.

Merseburg. Friedr. Wilh. Taube.

45.

Suchier, Wolfram, Johann Friedrich Joachim. 8°. 14 S. Halle a. S., Heynemannsche Buchdruckerei Reinhold Wolff, 1915. Nicht im Buchhandel.

Die kleine Schrift weckt die Erinnerung an den Rechtshistoriker Johann Friedrich Joachim, der im 18. Jahrhundert lange an der Universität Halle gewirkt hat.

Berlin-Schoeneberg. E. Fridrichowicz.

Zeitschriftenschau.

Historische Zeitschrift. Hrsg. von Fr. **Meinecke** u. Fr. **Vigener.** Der ganzen Reihe 116. Band. (3. Folge. 20. Band.) 1. u. 2. Heft. München-Berlin. R. Oldenbourg, 1916.

S. 1—47: Ernst **Troeltsch,** Über Maßstäbe zur Beurteilung historischer Dinge. Rede zur Kaisergeburtstagsfeier der Berliner Universität: Auf die Maßstäbe selbst kann und darf nicht verzichtet werden. Wohl aber muß auf jenen Charakter der Maßstäbe verzichtet werden, der mit dem individuellen Charakter aller wirklichen Geschichtsbildungen unvereinbar ist. Das bedeutet zugleich, daß solche Maßstäbe aus jeder großen Gesamtsituation heraus neu gebildet und gefunden werden müssen. Dies ist das Geheimnis dessen, was die Theologen Offenbarung nennen. Derart erwachsen im Propheten, im politischen Genie, im künstlerischen Stil, in der Intuition des großen Historikers, in der Systematik des echten Philosophen die Deutungen der Zeit und der Zukunft, wobei man nicht immer an Menschen im Sinne des Heroenkultus zu denken braucht. Die Bildung der Maßstäbe ist Sache des Glaubens in dem tiefen und vollen Sinne des Wortes.

S. 48—68: Wilhelm **Erben:** Maximilian I. und die Landsknechte. Es ist noch immer sehr unsicher, ob Maximilian I. sich um die taktische und disziplinare Ausbildung der Landsknechte in der Tat persönlich irgendwie nennenswerte Verdienste erworben hat.

S. 69—100: Friedrich **Meinecke,** Alfred Dove. Ein überaus fein gezeichnetes kleines Kunstwerk, erfüllt von wohltuender Herzenswärme.

S. 101—112: Konrad **Lehmann,** Das Trebia-Schlachtfeld. Er wendet sich gegen Beloch, der in dem Aufsatz „Die Schlacht an der Trebia“ die Kromayersche Auffassung bekämpft und auch die Autorität des Polybius nicht gelten lassen will.

S. 112—116: Julius **Heyderhoff** veröffentlicht einen interessanten Brief Karl Hillebrands an Heinrich v. Sybel über des ersteren „Geschichte Frankreichs“.

Literaturbericht. Besonders hervorzuheben ist die eingehende und anerkennende Besprechung, die E. Troeltsch S. 117—122 dem von G. Pfeilschifter-Freiburg herausgegebenen Buche: „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg“ widmet.

S. 189—208: Richard **Reitzenstein,** Die Entstehung der Formel „Glaube, Liebe, Hoffnung“. Eine Auseinandersetzung mit Adolf von Harnack wegen ihrer abweichenden Ansichten über 1. Kor., 13, 13, über die Beziehungen der Worte, die Frage der Originalität und des Wertes der Formel, usw.

S. 209—230: Alfred **Dove** (†), Der Streit um das Mittelalter. In einem hinterlassenen Aufsatze kritisiert D. die landläufige Einteilung in alte, mittlere und neuere Geschichte im Vergleich mit dem alten Schema der vier Weltmonarchien und spricht lehrreich über den Begriff des Mittelalters.

S. 231—270: Siegfried **Kähler**, Wilhelm und Alexander v. Humboldt in den Jahren der Napoleonischen Krise. Der Verf. arbeitet die Verschiedenheiten im Wesen der beiden Humboldts scharf heraus und gibt interessante Urteile Wilhelms über den Bruder in Briefen an Karoline.

S. 271—282: Julius **Loserth**, Neue Erscheinungen der Wiclif- und Huß-Literatur. Wertvolles Material wird gebracht. Der Verf. weist vornehmlich darauf hin, daß Huß bis auf unvermutete Kleinigkeiten ein Nachtreter Wiclifs und noch viel weniger original war als man bisher angenommen hat.

S. 282—286: Hermann **Kantorowicz**, Alfred Doves schriftstellerische Größe. Eine durchaus berechtigte laudatio funebris des Meisters.

Literaturbericht. Besonders hervorzuheben ist die Besprechung, die Joh. Ziekursch S. 288—293 dem Werke von Otto Hintze: „Die Hohenzollern und ihr Werk“ (vgl. „Mitteilungen“ Bd. 44, S. 241 ff.) widmet.

Archiv für Kulturgeschichte. Hrsg. v. Walter **Goetz** u. Georg **Steinhausen.** XII. Band. 1. Heft. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1914.

S. 1—16: Georg **Dehio**, Die Krisis der deutschen Kunst im 16. Jahrhundert. Reformation und Renaissance waren historische Notwendigkeiten, haben jedoch dem künstlerischen Teil des deutschen Lebens schweren Verlust gebracht, wohl auch einiges Wertvolle, aber nichts, was dem Verlust das Gleichgewicht gehalten hätte. Mit der Reformation allein und der Renaissance allein hätte die deutsche Kunst sich vielleicht auseinandersetzen können, aber beide zugleich waren zuviel für sie.

S. 17—55: Joseph **Goetz**, Kritische Beiträge zur Geschichte der Pataria. I. Der Name wird von Catharini = Katharer hergeleitet. Aus dem ersteren, kaum recht verstandenen, sei im Volksmunde Patarini und Pataria = Lumpenbande geworden. Mit der Zeit sei der Name Pataria auch an dem Stadtteil hängen geblieben, in dem die Hauptmasse der Anhänger der Mailänder kirchlichen Reformpartei wohnte.

S. 56—78: Siegfried **Sieber**, Nachbarschaften, Gilden, Zünfte und ihre Feste. II. Der Verf. sucht zu zeigen, daß sie aus der gleichen Wurzel erwachsen sind, nämlich aus der Geselligkeit, wie sie in Leichenfolge und Schmaus ihre primitivsten Kennzeichen hat.

S. 79—96: Alfred **Meiche**, Der Lobetanz. Der Verf. deutet ihn als Verlobungsreigen bezw. als Veranstaltung, um jungen Leuten beiderlei Geschlechts Gelegenheit zur Brautschau zu geben.

S. 97—103: Fl. H. **Haug**, Der Schmuck einer fränkischen Gräfin um 1611. Ein höchst reichhaltiges, sehr genaues Verzeichnis von bedeutendem kulturgeschichtlichem Werte.

Literaturbericht (S. 104—126). J. Hashagen über Geschichte der geistigen Kultur von der Mitte des 17. bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts (Schluß zu Band XI, S. 241—262). Berichte über Geschichte der Philosophie und Pädagogik, über Wissenschafts- und Literaturgeschichte, Geschichte der Staats-, Gesellschafts- und Wirtschaftsanschauungen und über Geheime Gesellschaften.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde. 26. Jahrgang. Metz, Verlag der Gesellschaft, 1915. Gr. 8⁰. 556 S.

S. 1—215: Fritz **Glasberg** (†), Die Privatkanzlei der Metzer Patrizierfamilie de Heu (1350—1550). Der vielversprechende, leider kürzlich auf dem Felde der Ehre gefallene Verf. veröffentlicht hier eine Arbeit, die nach doppelter Richtung großen Wert besitzt. Zunächst einen paläographischen, da der Verf. das spätmittelalterliche Metzer Urkundenmaterial, das auch sprachlich hinsichtlich der Entwicklung des Romanischen

eine bedeutsame Stelle einnimmt, einer genauen Betrachtung unterwirft. Außerdem aber handelt es sich auch um die Erforschung der Wirtschaftsgeschichte des Metzer Landes, die ebenfalls, rechtlich wie kulturgeschichtlich, großes Interesse bietet. Denn was aus der Kanzlei der Familie de Heu stammt, dreht sich hauptsächlich um den reichen Metzer Grundbesitz derselben: es sind Chartulare, Urbare und Rechnungsakten. Der Verf. gibt zunächst eine Beschreibung des Materials in sachlicher und formeller Hinsicht, um dann die Schriftformen der verschiedenen Schreiber (vgl. die beigefügten 13 paläographischen Tafeln), ihre persönlichen Verhältnisse und die Organisation usw. der Kanzlei genauer zu untersuchen. Insofern das Paläographische in den Vordergrund tritt, wird die Abhandlung auch eine Vorarbeit für das Metzer Urkundenbuch sein.

S. 216—254: G. **Welter,** Das römische Luxemburg. Die Abhandlung, die im Rahmen der deutschen Altertumsforschung weitere Beachtung verdient, bringt zunächst eine Darstellung der archäologischen Bestrebungen im Luxemburgischen, dann eine eingehende Beschreibung der im Museum zu Luxemburg vorhandenen Steindenkmäler aus der Römerzeit. Man ersieht daraus, daß auch in dieser Gegend eine ausgedehnte römisch-keltische Kultur vorhanden war. Charakteristische Stücke sind auf 8 Tafeln beigegeben.

S. 255—352: Ewald **Crusius,** Die Veränderungen der Volksdichte in den lothringischen Kreisen Forbach und Saargemünd 1801—1910. Das statistische Material ist mit großer Sachkenntnis und Gründlichkeit behandelt. Beigegeben sind 9 farbige Karten und 14 Tabellen.

S. 445—460: J. P. **Kirch,** Drei Tholeyer Urkunden aus karolingischer Zeit. Höchst interessante Feststellungen würden sich aus ihnen ergeben, falls die Echtheit der nur in Abschrift des 18. Jahrhunderts vorhandenen Urkunden erwiesen werden könnte. Ein Grund, sie für unecht zu erklären, liegt direkt nicht vor; auch bringt K. so viele unterstützende Angaben über die in den Urkunden vorkommenden Persönlichkeiten bei, daß die Echtheit sogar sehr wahrscheinlich wird. Die Urkunden würden über Vorgänge und Zustände im älteren Herzogtum Lothringen, die unklar oder umstritten sind, Licht verbreiten. So ergäbe sich z. B. aus einer Urkunde von 875, daß schon damals ein Teilherzogtum Oberlothringen bestanden hätte. Der Fund kann deshalb von großer Wichtigkeit sein, und die diplomatische und historische Forschung wird sich wohl noch weiter damit zu beschäftigen haben.

Mülhausen i. E. Emil Herr.

Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs. Hrsg. von Adolf **Helbok.** 11. Jahrgang. 1. Heft. Bregenz, Vorarlberger Landesmuseum, 1915. Lex. 8°. 28 S.

Ferdinand **Hirn,** Vorarlberg vor dem Heimfalle an Österreich. Der Verf. stellt an der Hand unmittelbarer archivalischer Quellen die Zeit von 1812 etwa bis 1814, d. h. die letzten Jahre der bayrischen Herrschaft dar, die ziemlich stille, aber doch wirkungsvolle Agitation gegen die fremde Regierung und die mannigfaltigen Bestrebungen aller Kreise zur Wiedervereinigung mit Österreich, die durch den Pariser Geheimvertrag vom 3. Juni 1814 vollzogen wurde und am 7. Juli durch den kaiserlichen Kommissar im Rathause zu Bregenz feierlich stattfand.

Bericht über die 1. Sitzung der Historischen Kommission für Vorarlberg und Liechtenstein. Es wurde beschlossen, die Geschichtsquellen der beiden Länder, und zwar zunächst die Urkunden bis 1500, in Regestenform herauszugeben. Es sollen folgen: eine Ausgabe der Urbare, die Veröffentlichung der Urkunden bis 1300 in einem Bande, die Ausgabe der Flurnamen, Gesetze, Statuten, Land- und Gerichtsbräuche, Ordnungen der Zünfte und öffentlichen Rechtskörper, Verwaltungs-, Rechen-, Wirtschafts- und Steuerbücher der belangreichen geistlichen und weltlichen Gewalten, Stadt- und Landgerichtsprotokolle.

Graz in Steiermark. Franz Ilwof (†).



Kantstudien. 21. Band. 1. 2. 3. Heft. Berlin, Reichardt, 1916.

S. 139—163: Bruno **Bauch,** Vom Begriff der Nation. In einer der Sache recht förderlichen Weise werden die Naturgegebenheit, die Kulturgegebenheit und der Zusammenhang zwischen beiden im Wesen der Nation behandelt. Namentlich das, was B., unter Anlehnung an Kant, über die Vaterlandsliebe (S. 148 f.) sagt, die als eine ethische und als eine gebotene Hingabe des Einzelnen an das Ganze und die Einheit der Nation bestimmt wird, ist besonderer Beachtung wert. Bemerkungen über das Verhältnis von Nationalität und Weltbürgertum beschließen den Aufsatz.

S. 270—293: A. **Fogarasi,** Das Prinzip der Ergänzung in der Geschichtslogik. Teilweise im Gegensatz zu Windelband und Rickert sucht F. zwei Fragen zu beantworten: a) Genügt es, zur erkenntnistheoretischen Beleuchtung der Funktion des Auswahlprinzips, daß wir es auf Werte beziehen, von Kulturwerten beherrschen lassen? b) Genügt die methodische Grundlegung der Geschichte mit ihrer individualisierenden Methode und mit ihrem wertbezogenen Auswahlprinzip zur erschöpfenden logischen Charakteristik der historischen Wissenschaften? Beide Fragen werden verneint. Die Objektivität der Werte, die aber Subjektivität und Willkür der Darstellung nicht ausschließe, sei so nicht gewährleistet. Die mit Beziehung auf Kulturwerte ausgewählten und begrifflich dargestellten Tatsachen seien dadurch noch nicht historisch geworden. Neben das Prinzip der Auswahl habe das Prinzip der Ergänzung zu treten, das allein die Gewähr für die Richtigkeit der historischen Begriffsbildung gebe. In seinem Aufsatz sucht F. die Korrelation zwischen Auswahl und Ergänzung als das bedeutendste Moment innerhalb der formalen Grundlegung zu erweisen.

Charlottenburg. W. Sange.

Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich. 40. Jahrgang. 2. u. 3. Heft. München u. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1916.

2. Heft. S. 387—448: Ernst **v. d. Nahmer,** Deutsche Kolonisationspläne und -erfolge in der Türkei vor 1870. Behandelt werden die alten deutschen Siedlungen in Akkon und in Konstantinopel, die deutschen Söldner im Dienste der Balkanstaaten, die deutschen Bergleute in den Bergwerken Bosniens, Serbiens und Bulgariens, die Bedrückung des mittelalterlichen deutschen Handels auf dem Balkan durch die Venetianer, der Handel des Augsburger Hauses Manlich und Ulstetter nach der Levante, die neue deutsche Kolonie in Konstantinopel nach dessen Einnahme durch die Türken, die Pläne zur Teilung der Türkei seit 1683, die erste preußische Gesandtschaft in Konstantinopel zur Zeit Friedrichs des Großen, der Abbruch der deutsch-türkischen Beziehungen um das Jahr 1815, die neuen Teilungspläne nach den für die Türkei unglücklichen Kämpfen gegen Griechenland, Rußland und Ägypten, die deutsche Griechenbegeisterung während dieser Zeit, die türkischen Reformen unter Mahmud II. und der deutsche Anteil daran, der Aufenthalt Moltkes in der Türkei, der Handels- und Schiffsvertrag von 1841 zwischen dem deutschen Zollverein und der Pforte, der Versuch des Holsteiners Roß, die Levante für den deutschen Handel zu erobern, die Gesandtschaft des späteren Reichskanzlers, des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, an die Pforte, die Bestrebungen, die Donau zu einem rein deutschen Strom zu machen, und Friedrich Lists Anteil an diesen Bestrebungen, die Errettung der Türkei durch den Krimkrieg, die Wiederaufnahme deutscher Siedlungspläne in der Levante durch den damals noch jungen Wilhelm Roscher, die ersten Anfänge der „Kapitulationen" zugunsten der Angehörigen christlicher Staaten in der Türkei, das türkische Kolonisationsgesetz von 1857, die Pläne von Rodbertus, wie die türkische Erbschaft Deutschland zuzuwenden sei, die deutschen Siedelungen im Heiligen Lande zwischen 1860 und 1870.

3. Heft. S. 1—26: Friedrich **Meinecke,** Landwehr und Landsturm seit 1814. Der Verf. legt zunächst die Leistungen von Landwehr und Landsturm im heutigen Kriege dar, teilt dann die Geschichte der Landwehr

und des Landsturms in der bekannten Weise in 3 Perioden ein unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV., unter Wilhelm I., unter Wilhelm II. Neu an seinen Ausführungen ist vor allem der Nachweis, daß die Roonsche Reorganisation versagt haben würde, wenn Gambetta seinen Willen durchgesetzt hätte und der Krieg im Februar 1871 mit derselben verbissenen Energie weitergeführt worden wäre, wie er heute von allen Mächten geführt wird. Damit verstehen wir aber auch, weshalb Bismarck unter Verzicht auf Belfort Frieden schloß.

S. 27—54: Gustav **v. Schmoller**, Zur Würdigung Karl Lamprechts. Der Verf. widmet dem ihm befreundeten Leipziger Historiker einen warm empfundenen Nachruf. Er erzählt zuerst von seinen persönlichen Beziehungen zu L., würdigt dann dessen Leistungen, schildert L.'s Persönlichkeit, bespricht sehr eingehend dessen Hauptlebenswerk, die „Deutsche Geschichte", und versucht zum Schlusse ein zusammenfassendes Urteil über L. zu gewinnen.

S. 55—94: Felix **Rachfahl**, Waren die Landstände eine Landesvertretung? Schiefer hatte in dem Aufsatz „Der Repräsentantencharakter der deutschen Landstände" (Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst, Heft 32, S. 261 ff., 1913) bestritten, daß man in den Landständen eine Landesvertretung zu erblicken habe. Den entgegengesetzten Standpunkt sucht R. zu verteidigen.

S. 155—210: Rudolf **Leonhard**, Zur polnischen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte. Der polnische Adel, dessen Geschichte die des ganzen Landes ist, ist Sippenadel und bildet kein eigentliches Feudalsystem aus. Er zieht deutsche Siedler in die Dörfer, wo sie sich im schlechteren Rechte der unfreien Eingeborenen bald wieder verlieren, und in die Städte, wo sie als Fremdkörper dahinsiechen und nach der Verlegung der Handelsstraßen verarmen. Der Versuch des Adels, durch Hineinziehung des deutschen Elements seine wirtschaftlichen Grundlagen zu verbessern, ist also fehlgeschlagen. Ein neuer Versuch, die Grundherrschaft auszudehnen und aus Eingeborenen und Juden einen neuen Bürgerstand zu gründen, scheitert ebenso, weil der polnische Adel unkapitalistisch und nur innerpolitisch interessiert bleibt. Das Aufgehen in der Politik und sein Luxus lassen den polnischen Adel nach diesen beiden Fehlschlägen, sich wirtschaftlich zu fundieren, vollends verarmen.

Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, hrsg. von Eug. v. **Böhm-Bawerk**, Rob. **Meyer**, Eug. v. **Philippovich**, Ernst v. **Plener** u. Friedr. Frhr. v. **Wieser.** 25. Band. 1. bis 3. Heft. Wien, Manzsche Verlagsbuchhandlung, 1916.

S. 141—208: W. K. **Weiß**, Bulgariens handelspolitische Entwicklung und das Auslandskapital. Der verdienstvolle Aufsatz macht das offizielle bulgarische Material zugänglich und gewährt einen lehrreichen Einblick in die glückliche wirtschaftliche Entwicklung Bulgariens seit Beginn seiner Selbständigkeit.

Archiv für Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, hrsg. von Karl **Grünberg.** 7. Jahrgang. 1. u. 2. Heft. Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1916.

S. 1—17: M. **Beer**, Die Utopia des Thomas Morus. Zum 400-jährigen Jubiläum ihrer Veröffentlichung. Der Verf. gibt ein Bild von der geistigen Entwicklung des Thomas Morus, zergliedert seine Utopia, stellt die sozialkritischen Teile des Buches zusammen, wendet sich hierauf der Frage zu, ob Morus eine Reform oder eine Revolution beabsichtigt habe, und gibt schließlich eine Darstellung der Utopia. Er leugnet den bisher immer aufgestellten Zusammenhang der Utopia mit den merkantilistischen Polizeistaatsideen und nennt die Utopia das letzte Buch kommunistisch-franziskanischer Überlieferungen.

Berlin-Schöneberg. Eug. Fridrichowicz.



Fornvännen. Meddelanden från K. Vitterhets-, Historie- och Antikvitets-Akademien. Hrsg. von Emil **Ekhoff.** 10. Jahrgang. Gr. 8°. 260, X u. 48 S. Stockholm, Wahlström u. Widstrand, 1915.

S. 53—116, 189—246: Bror **Schnittger**, Silfverskatten från Stora Sojdeby. Unter diesem Titel verbirgt sich ein recht wertvoller Beitrag zur Münz- und Handelsgeschichte des frühen Mittelalters. Im April 1900 wurde in Stora Sojdeby auf Gotland beim Pflügen ein großer Silberschatz aufgefunden, der u. a. 1376 deutsche, 801 englische, 80 arabische, 28 dänische, 10 irische, 6 oströmische, 3 ungarische, 2 schwedische Silbermünzen und je 1 böhmische und italienische Münze enthielt. In einer mit Abbildungen Tabellen, Karten usw. reich versehenen Abhandlung beschreibt der Verf. zunächst die einzelnen Münzen und macht Angaben über ihr Gewicht, den Prägeort, die Jahreszahl usw. Der Fund muß, wie aus dem Alter der Münzen erhellt, um 1100 vergraben worden sein. Die islamitischen Münzen, z. T. verhältnismäßig frühen Ursprungs, sind zweifellos vom Kaspischen Meer über die Wolga nach Gotland gekommen, die oströmischen längs des Dnjeprs durch Rußland, die englischen jedenfalls vorwiegend auf dem Wege der Brandschatzung. Die deutschen Münzen (größtenteils aus der Zeit vor 1039), die zumeist aus Köln, Mainz, Worms, Speier, Ober- und Niederlothringen, Sachsen, Friesland, Franken, Schwaben und Bayern herrühren, sind wohl nicht durch räuberische Wikinger von der Nordsee her, sondern auf friedlichem Wege durch den Ostseehandelsverkehr nach Gotland gelangt. Die Ausführungen des Verf. hierüber bieten großes Interesse. Der Fund gewährt wertvolle Einblicke in die Handelsblüte der Insel Gotland zur Wikingerzeit. Zum Schlusse beschäftigt sich der Verf. mit der Streitfrage, ob Wisby eine rein deutsche oder eine schwedische Gründung sei. Er verficht die letztgenannte Ansicht (S. 241 f.). Ob sich die Historiker zu dieser Auffassung der Archäologen bekehren werden, erscheint indes fraglich.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

Neue Büchererscheinungen.

(Zur Besprechung eingeliefert.)

Aspern, K. Geschichte der Polen. Regensburg, Habbel, 1916. M. 4.—.

Bahr, H. Quellen zur brandenburg.-preuß. Geschichte. (Quellenbücher Bd. 90.) Leipzig, Voigtländer, 1916. M. 1.—.

Brandt, Otto. England und die Napoleonische Weltpolitik 1800—1803. 2. Aufl. (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren u. neueren Geschichte. 48. Heft.) Heidelberg, Winter, 1916. M. 5.—.

Brother, E. A. Amerika. (Männer und Völker.) Berlin, Ullstein, 1916. M. 1.—.

Casement, R. Gesammelte Schriften. Dießen b. München, Huber, 1916. M. 3.80.

Dungern, Freiherr O. v. Rumänien. (Perthes' kleine Völker- u. Länderkunde z. Gebrauch i. prakt. Leben, 2. Band.) Gotha, F. A. Perthes, 1916. M. 3.—.

Edwards, W. H. Englische Expansion und deutsche Durchdringung als Faktoren im Welthandel. Jena, Fischer, 1916. Geh. M. 2.40.

Geschichtsphilosophie, eine Kriegsvorlesung. Fragment aus dem Nachlaß Wilh. Windelbands (Kantstudien Nr. 38.) Berlin, Reuter & Reichard, 1916. M. 3.—.

Hauffen, W. Die Lyrik der Gegenwart, vornehmlich in Deutschböhmen. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Hrsg. v. Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. (15. Kriegsheft.) Prag, Verlag des Vereins, 1916. 40 Heller.

Hoeber, K. Der Papst und die römische Frage. (Zeit- u. Streitfragen der Gegenwart, Bd. 7.) Köln, Bachem, 1916. Geh. M. 1.20.

Hofer, K. Friedrich Hebbel und der deutsche Gedanke. Stuttgart, Cotta, 1916. M. 1.—.

Humboldt, Wilh. v. Gesammelte Schriften, herausgeg. v. d. Kgl. Preuß. Akademie d. Wissenschaften, 14. Bd. Tagebücher 1. Bd. Berlin, Behr, 1916. M. 22.—.
Kley, H. Geschichte und Verfassung des Aachener Wollenambachts. Köln. Kratz & Cie., 1916. M. 3.50.
Kohl, Horst. Deutschlands Einigungskriege 1864—1871 in Briefen und Berichten der führenden Männer. (Quellenbücher, Bd. 89.) Leipzig, Voigtländer, 1916. M. 1.50.
Krause, P. R. Die Türkei. (Aus Natur und Geisteswelt, Nr. 469.) Leipzig, Teubner, 1916. M. 1.25.
Lippert, W. Beiträge zur Politik Ferdinands v. Köln. Leipzig, Deichert, 1916. Geh. 2.80.
Löw, R. Deutsche Bauernstaaten auf russischer Steppe. Charlottenburg, Ostland-Verlag, 1916. M. 1.—.
Mayr, Michael. Der italienische Irredentismus. Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia, 1916. 4 Kr.
Müller, W. Verzeichnis hessischer Weistümer. (Arbeiten der Kommission für das Großhzt. Hessen.) Darmstadt, histor. Verein für das Großhzt. Hessen, 1916.
Neumann, R. Die Colonna und ihre Politik. (Sammlung wiss. Arbeiten, Heft 29.) Langensalza, Wendt & Klauwell, 1916. M. 4.—.
Pokorny, Julius. Irland. (Perthes' kleine Völker- u. Länderkunde z. Gebrauch i. prakt. Leben, 1. Band.) Gotha, F. A. Perthes, 1916. M. 3.—.
Rode, B. Das Kreisdirektorium im Westfäl. Kreise (1522—1609). (Münsterische Beiträge zur Geschichtsforschung herausgeg. v. A. Meister.) Münster, Coppenrath, 1916. Geh. 2.40.
Schäfer, Dietrich. Weltgeschichte der Neuzeit. 2 Bde. 7. Aufl. Berlin, Mittler, 1917. M. 18.—.
Schäfer, D. u. Ripke, A. Der Koloß auf tönernen Füßen. Gesammelte Aufsätze über Rußland. München, Lehmann, 1916. M. 2.50.
Schröer, H. u. Neuendorf, E. Neues Deutsches Volkstum. (Deutsche Erneuerung, Bd. 2.) Ebenda 1916. M. 2.—.
Sokolowski. Geschichte Polens in allgem. Umrissen. Krakau, Central-Verlagsbüro des Polnischen Nationalkommitees, 1915.
Sphyris, K. D. Griechenland und Italien. (Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft, Heft 27.) Dresden, Globus, 1916. Geh. M. 2.—.
Stavenhagen, K. Die Kriegsziele des Großrussentums und der Fremdvölker Rußlands. Charlottenburg, Ostland-Verlag, 1916. M. 1.—.
Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zwecke. Bd. 37. Salzburg, Pustet, 1916.
Suess, Ed. Erinnerungen. Leipzig, Hirzel, 1916. M. 9.—.
Thiel, V. Die innerösterreichische Zentralverwaltung. I. Wien, Hölder. 1916. M. 3.85.
Trietsch, D. Deutschland. Tatsachen und Ziffern. München, Lehmann, 1916. M. 1.—.
Weller, P. Württembergs Geschichte. (Sammlung Göschen Nr. 462.) Berlin, Göschen, 1916. Geb. M. 1.—.
Werminghoff, H. Der Rechtsgedanke von der Unteilbarkeit des Staates in der deutsch- und brandenburg.-preuß. Geschichte. (Hallische Universitätsreden. I.) Halle, Niemeyer, 1915. M. —.80.
Wundt, W. Leibniz, Zu seinem 200jährigen Todestag. Leipzig, Kröner. 1917. Geh. M. 3.—.

46.

Zur Geschichte Luthers und der Reformation.

Von Herm. Barge, Gust. Wolf und Emil Herr.

I.

In der Vorrede zum 1. Bande der „Quellenkunde der deutschen Reformationsgeschichte" bezeichnet Wolf [1]) seine Arbeit als einen Versuch, Wattenbachs und Lorenz' Quellenkunde in die Neuzeit hinein fortzusetzen. Es ist nicht zufällig, daß diesen Versuch in größerem Stile bislang noch niemand gewagt hatte. Denn so stark auch das Bedürfnis nach einer gründlich orientierenden Quellenkunde der Epochen der neueren Geschichte, zunächst des Reformationszeitalters, war, so konnte doch niemand über die Schwierigkeiten im Zweifel sein, die sich einem derartigen Unternehmen in den Weg stellten. Sie liegen vor allem begründet in der ins Ungemessene angeschwollenen Reichhaltigkeit des Quellenmaterials der neueren Geschichte seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts gegenüber der Periode des Mittelalters. Die Erfindung der Buchdruckerkunst bewirkte eine gewaltige Zunahme von zeitgenössischen Äußerungen zu den geschichtlichen Vorgängen. Hinzu kommt die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wachsende Menge der in den Archiven aufgestapelten Akten, Briefe und Urkunden. Und für die Sammlung dieser schier unübersehbaren Quellenmassen fehlt es durchaus an einer Zentralstelle, wie sie für die geschichtlichen Zeugnisse des Mittelalters die Monumenta Germaniae darstellen; tausendfach zerstreut sind sie an den verschiedenartigsten Stellen niedergelegt. Dazu gesellt sich eine andere Schwierigkeit. Da für die Reformationszeit die unmittelbaren Überreste des geschichtlichen Lebens — Urkunden, Akten, Briefe — eine viel größere Bedeutung besitzen, als die Darstellungen zeitgenössischer Historiker, gilt es für den Bearbeiter einer „Quellenkunde", ihren Wert für die geschichtliche Erkenntnis festzustellen. Dies ist aber nicht möglich ohne ein Eingehen auf die gesamte reformationsgeschichtliche Literatur und die in ihr ausgefochtenen sachlichen Kontroversen. Und da sich so aller Orten quellenkritische und sachliche Gesichtspunkte kreuzen, wird eine bloße Quellenkunde überhaupt nicht befriedigen, sie sich vielmehr zu einer Darstellung der gesamten

---

[1]) Gustav Wolf, Quellenkunde der deutschen Reformationsgeschichte. 1. Band: Vorreformation und Allgemeine Reformationsgeschichte. Lex. 8°. XIV u. 582 S. 2. Band: Kirchliche Reformationsgeschichte. Erster Teil. Lex. 8°. XII u. 362 S. Gotha, Friedr. Andr. Perthes A.-G., 1915 u. 1916. M. 16.— u. M. 12.—.

Geschichtsschreibung über das Reformationszeitalter ausweiten müssen. Schon hier sei gesagt, daß W. ein solches Verfahren auch im ganzen tatsächlich befolgt hat, weshalb er freilich besser getan hätte, dies auch im Titel zum Ausdruck zu bringen: „Quellenkunde und Historiographie der deutschen Reformationsgeschichte“.

Wenn man den angeführten Umständen Rechnung trägt, wird man von vornherein geneigt sein, vorerst die Ansprüche gegenüber einer umfassend angelegten Quellenkunde der Reformationszeit nicht über das Maß hochzuspannen. Andererseits müssen Mängel, die ihr anhaften, offen zur Sprache gebracht werden, da der geschichtlichen Forschung viel daran gelegen ist, über kurz oder lang ein auch weitgehenden Ansprüchen genügendes Werk dieser Art zu besitzen. Zweifellos befähigen W. bestimmte Eigenschaften in besonderem Maße, die schwierige Aufgabe, die zu lösen er sich vorgesetzt hat, in Angriff zu nehmen. Durch seine „Einführung in das Studium der neueren Geschichte“ — so sehr sie auch angefochten ist, — nicht minder aber durch seine leider Torso gebliebene „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation“ hat er den Nachweis dafür geliefert, daß ihn die Mühe nicht verdrießt, sich in umfängliche geschichtliche Stoffmassen hineinzuarbeiten und sein Interesse den verschiedenartigsten und kompliziertesten geschichtlichen Materien zuzuwenden. Verwickelte quellenkritische Kontroversen interessieren ihn als solche, und gern geht er ihnen bis in die Einzelheiten nach, auch wenn er nicht durch eigene Spezialstudien auf sie hingelenkt wird. Diese Eigenschaften ermöglichen es ihm, in einzelnen Partien seines Buches dem Forscher sehr viel zu bieten. Dies gilt namentlich von dem 1. Abschnitt des 1. Bandes „Vorreformation“, der in die Kapitel „Die Konzilien“, „Die Hierarchie vor der Reformation“, „Quellen des vorreformatorischen Lebens“, „Der Humanismus“ zerfällt. Mit gutem Grunde hat W. die Periode, die vor dem Beginne der deutschen Reformation liegt, sehr ausführlich bedacht. Denn ohne ihre Kenntnis ist ein tiefergehendes Verständnis der Probleme, von denen das Reformationszeitalter beherrscht ist, nicht zu gewinnen. Wir betrachten es als einen großen Gewinn, daß es, dank der von W. geleisteten Arbeit, dem Reformationshistoriker künftig ermöglicht ist, sich über die geschichtlichen Quellen der kirchlichen Bewegungen, der hierarchischen Einrichtungen — insonderheit an der römischen Kurie —, der religiösen und humanistischen Strömungen des 15. Jahrhunderts rasch und ausgiebig zu informieren.

Eine reiche Materialverarbeitung liegt zweifellos auch in den die eigentliche Reformationsgeschichte behandelnden Abschnitten vor. Namentlich in der 1. Hälfte des 2. Bandes — die 2. Hälfte soll erst nach dem Kriege erscheinen — finden sich Kapitel, in denen W. seinen Gegenstand mit großer Gründlichkeit behandelt hat. Ich denke dabei besonderes an die Pa-

ragraphen über die Visitationen, die evangelischen Katechismen, die lutherische Predigt und Bibelauslegung, ferner an die Ausführungen über das evangelische Kirchenlied (II, 209 ff.), sowie den umfänglichen Abschnitt über Zwingli. Gleichwohl löst die Behandlung, die W. dem eigentlichen Gegenstande seines Buches hat widerfahren lassen, kein volles Gefühl der Befriedigung aus, auch wenn man die großen Schwierigkeiten, die er dabei zu überwinden hatte, mit in Rechnung setzt. Man vermag sich des Eindrucks nicht zu erwehren, daß sein Werk nicht so ausgereift ist, wie es der monumentale Charakter, der ihm nach seiner ganzen Anlage notwendig zukommen mußte, eigentlich erforderte.

Der reichen sachlichen Orientiertheit W.'s entspricht bei ihm leider nicht ein in gleicher Weise ausgeprägtes sicheres Formgefühl, das ihm ermöglichte, die Stoffmassen, mit denen er sich abzufinden hat, so zu gliedern, daß die verschiedenen geistigen Lebensäußerungen jener Perioden organisch zueinander in Beziehung gesetzt und entsprechend ihrer Bedeutung für die Gesamtkultur der Zeit quantitativ bedacht und qualitativ bewertet sind. Man vermißt bei W. den Sinn für die richtigen Proportionen, die Treffsicherheit in der Unterscheidung zwischen wesentlich und unwesentlich, die Gabe, aus verzettelten Kontroversen, namentlich wenn ihr Ergebnis noch nicht allseitig feststeht, das herauszudestillieren, was für die Forschung von dauerndem Werte ist.

Diese Mängel machen sich bereits in der Einleitung fühlbar, die von den Epochen der Reformationsgeschichtsschreibung handelt. Die Reichhaltigkeit des über Musäus, Chemnitz, Chyträus und Cyriakus Spangenberg beigebrachten Materials ist erstaunlich groß, daneben aber ist Flacius Illyricus kaum erwähnt und Titel, Entstehungsgeschichte und Erscheinungsjahr der Magdeburger Zenturien sind, soviel ich sehe, in dem ganzen Werke nirgends angeführt. Bei der Behandlung der neueren Reformationshistoriker vermißt man vielfach, so namentlich für Ranke, eine geschichtsphilosophische Aufhellung des geistigen Hintergrundes, der für ihre Auffassung maßgebend war. Das Verlangen, allen Richtungen der Geschichtschreibung gerecht zu werden, verleitet W. dazu — worauf schon P. Kalkoff jüngst in der Monatsschrift für höhere Schulen XV, 134 hingewiesen hat — über den tendenziösen Charakter der Geschichtschreibung Janssens hinwegzusehen. Während v. Bezolds Leistung gut charakterisiert ist (I. 37 f.), wird Karl Müllers Handbuch in seiner Bedeutung weit überschätzt. Der Umstand, daß dieser seinen Stoff wesentlich nach territorialgeschichtlichen Gesichtspunkten gliedert, reicht doch nicht aus, ihm eine originale Eigenart innerhalb der Reformationsgeschichtsschreibung zuzusprechen.

Auch in den Abschnitten der „Vorreformation", über die sonst soviel Anerkennenswertes zu sagen war, fehlt es nicht an gelegentlichen Unebenheiten. Unmotiviert erscheint es, daß die

ausführliche Darstellung mit dem Konstanzer Konzil beginnt: das Pisaner, als Vorläufer des Konstanzer, durfte nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Die weit ins 14. Jahrhundert reichende Publizistik aber, durch welche die Konzilsidee erst greifbare Gestalt gewann (S. 68 ff.), mußte der Behandlung der urkundlichen Quellen zur Geschichte des Konstanzer Konzils vorangehen. Während wir über die Einrichtungen an der päpstlichen Kurie sehr ausführlich unterrichtet werden, erfahren wir über die Quellen und die Literatur zur vorreformatorischen Papstgeschichte schlechterdings nichts. Und doch geben jene nur den Rahmen für diese ab. Für die zeitweilige Verwahrlosung der Zustände am päpstlichen Hofe liefern die von W. nicht erwähnten Tagebücher kurialer Beamter, insbesondere das des Deutschen Burkhard, mögen sie auch viel minderwertigen Klatsch enthalten, wichtiges Material. Mehr eine Äußerlichkeit betrifft es, wenn W. in der Ausführung der Autorennamen nicht konsequent verfährt, sie bald mit (S. 110: Paul Maria Baumgarten) bald ohne Vornamen (S. 111: Ottenthal, Göller, Schäfer) anführt. Bei dem Charakter seiner Quellenkunde hätte es sich empfohlen, allezeit ein bestimmtes Zitierverfahren peinlich einzuhalten, in Befolgung der von Wattenbach und Lorenz geübten Praxis. Beispielweise befremdet es, wenn II, 75 der Druckort der Confessio Helvetica prior nicht angegeben ist. — Unter den humanistischen Persönlichkeiten hätte man so interessante Gestalten wie Tritheim und Agrippa von Nettesheim gern angeführt gesehen.

Wir wollen auf die bisher gemachten Einzelausstellungen kein übermäßiges Gewicht legen und haben sie mehr als Materialergänzungen angeführt. Schwerwiegender sind die Bedenken, die wir gegen W.'s Behandlung des Reformationszeitalters selbst erheben müssen. Ein völlig abschließendes Urteil ist freilich zur Zeit noch nicht möglich, da der 2. Teil des 2. Bandes noch nicht erschienen ist. Doch ist es so gut wie ausgeschlossen, daß dieser Schlußteil etwas Wesentliches an dem Sachbestande ändert. Bislang liegen im ersten Bande die „Allgemeine Reformationsgeschichte", im 1. Teil des 2. Bandes von der „Kirchlichen Reformationsgeschichte" die Abschnitte über die Quellen des religiösen Lebens, sowie über Luther, Melanchthon, Zwingli und Calvin vor. Die noch ausstehende 2. Hälfte soll nach W.'s Angaben die übrigen Reformatoren in alphabetischer Reihenfolge behandeln.

Nachdem uns W., in breitem Umfange die Vorreformation behandelnd, bis an die Schwelle der reformatorischen Vorgänge geführt hat, erwartet man, mit gleicher Gründlichkeit über Luthers Auftreten, dessen kirchliche und politische Folgen, die religiösen Probleme und Auseinandersetzungen innerhalb des aufkeimenden Protestantismus, kurz über die folgenschweren Vorgänge, die der Anschlag der Thesen nach sich zog, unterrichtet zu werden. In

dieser Erwartung wird man enttäuscht. Nirgends sind die entscheidenden Ereignisse von 1517 bis 1525 im Zusammenhang quellenkritisch beleuchtet. Nach einem Überblick über die allgemeinen Urkunden und Akten folgt — gemäß der von W. vorgenommenen Scheidung zwischen allgemeiner und kirchlicher Reformationsgeschichte — zunächst die Behandlung der politischen Vorgänge. Sie setzt unvermittelt mit dem Wormser Reichstag ein (über Karls V. Kaiserwahl erfahren wir überhaupt nichts, Baumgartens Buch über Karl V. ist nur einmal in der Einleitung gelegentlich erwähnt) und gelangt bereits auf derselben Seite (S. 398) bis zum Bauernkrieg, der dann auf sechs Seiten und nachher noch einmal auf sieben Seiten (I, 453 ff.) behandelt wird. Aber auch bei der im 2. Bande behandelten kirchlichen Reformationsgeschichte sucht man über die Entscheidungsjahre der Reformation vergeblich Aufschluß: sie beginnt (II, 7 ff.) mit den Visitationen, um dann zur Behandlung der Kirchenordnungen, Bekenntnisschriften, Katechismen überzugehen. Die Landeskirchen sind hier also als fertige Gebilde ohne weiteres vorausgesetzt. Nachträglich finden sich im Abschnitte „Luther" einige dürftige, nur das Allbekannte bringende Notizen über Luthers reformatorische Entwicklung.

Bei dieser Stoffgruppierung kann es nicht wunder nehmen, wenn wir über die Tatsachen der Reformationsgeschichte, die als die wichtigsten anzusehen sind, über die Jahre, die den größten Reichtum an geistigen Motiven aufweisen, so gut wie nichts erfahren. Kalkoffs grundlegende Forschungen über Luthers römischen Prozeß sind nur gestreift, ohne daß auf ihren Inhalt eingegangen wäre, und seine kritischen Untersuchungen über das Wormser Edikt, aber auch die Aleanderdepeschen überhaupt, sind nicht erwähnt. Die Vorgänge in Wittenberg während der Jahre 1521/1522, die die Forschung so nachhaltig beschäftigt haben, werden mit wenigen Worten abgetan (S. 271; W. spricht noch immer von Luthers Kampf mit den „Schwarmgeistern"). Wenn er daselbst behauptet, Clemen in Zeitschrift f. Kirchengesch. (1904) 25, 285 ff. und Brieger ebenda (1906) 27, 372 ff. hätten die Resultate in meinem „Karlstadt" abgelehnt, so ist diese Angabe irreführend. Vielmehr brachte Clemen's warme Zustimmung Brieger in Harnisch und veranlaßte ihn, sich gegen Clemen's Besprechung zu wenden. Der Abendmahlstreit zwischen Luther und Karlstadt und des weiteren zwischen Luther und Zwingli, die folgenschwerste Auseinandersetzung innerhalb des Protestantismus, die zur Spaltung der Evangelischen in die beiden Konfessionen der Lutheraner und Reformierten führte, mit ihrer ungemein reichen Literatur an Quellen und Darstellungen, für die man gern einen Wegweiser besäße, ist überhaupt nicht behandelt. Man wende nicht ein, daß für diese Dinge der Raum nicht vorhanden gewesen sei. Wenn das Basler Konzil in einer „Quellenkunde der Reformationsgeschichte" mit 20, Erasmus mit 30

Druckseiten bedacht werden konnte, durften die wichtigsten Vorgänge der Reformationszeit selbst nicht übergangen werden.

So gut wie ganz fehlt auch in W.'s Dartsellung die Behandlung der Wiedertäufer, sowie der gegen den Protestantismus gerichteten katholischen Gegenbewegung und ihrer Hauptvertreter. Der Verf. begründet in der Vorrede dies damit, er habe „bei einer Schrift, welche sich an einen größeren Benutzerkreis richtet“, solche Gegenstände zurückdrängen müssen, „welche für die Mehrheit derselben an der Peripherie liegen“. Aber dies Argument wird kein Unbefangener als stichhaltig anerkennen können. Kommen schon als Benutzer der Quellenkunde überhaupt fast ausschließlich solche in Betracht, die auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte wissenschaftlich arbeiten, so sind auch an sich gerade die weggelassenen Materien in hervorragender Weise geeignet, über die ohnedies stark erschütterte kirchlich-protestantische Betrachtungsweise hinauszuführen. Zumal die abseits von der offiziellen Kirchenlehre stehenden Männer dürften um ihrer persönlichen Eigenständigteit willen das Interesse unserer Zeit in höherem Grade in Anspruch nehmen, als die lange Reihe lutherischer Normaltheologen des Reformationszeitalters, die sich geistig zum Verwechseln ähnlich sehen.

So haben wir eine Reihe von Einwänden gegen Wolfs Werk nicht unterdrücken können. Aber wenn seine Mängel gelegentlich mit einem gewissen Unbehagen erfüllen, so bewundert man doch immer wieder die große Forscherarbeit, die an andern Stellen seines Buches geleistet ist. Und willkommen wird man es trotz aller Bedenken doch heißen, weil es dem reformationsgeschichtlichen Forscher in vielen Fällen wertvolle Dienste zu leisten vermag.

Leipzig. Hermann Barge.

II.

Das soeben erschienene Werk des Tübinger Universitätsprofessors Otto Scheel[1]) ist nicht, wie man vielleicht auf den ersten Blick glauben möchte, eine neue Lutherbiographie, sondern hängt aufs engste mit Scheels bisherigen reformationsgeschichtlichen Spezialstudien zusammen und ist, wie die meisten der letzteren, speziell ein Beitrag zur Biographie des jungen Luther. Man kann drei Motive des Buches wahrnehmen. Einmal wendet sich Sch. gegen die früheren, teilweise schon im 16. Jahrhundert einsetzenden Bestrebungen, bereits in den ersten Lebensabschnitten Luthers Anzeichen und Vorbereitungen seiner späteren Reformatorenlaufbahn zu erblicken. Zweitens begannen ebenfalls schon die Zeitgenossen allerlei Anekdoten aus Luthers Jugendjahren

---

[1]) Otto Scheel, Martin Luther. Vom Katholizismus zur Reformation. 1. Band: Auf der Schule und Universität. Mit 11 Abb. Lex. 8°. XII u. 309 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1916. 7.50 Mk.; in Lwbd. geb. 9.50 Mk.

zu erzählen; namentlich bildete sich an Luthers damaligen Wohnstätten eine an sich unwahrscheinliche oder schlecht beglaubigte Überlieferung; auch die Tischreden eigneten sich als Quelle eines derartigen unzuverlässigen Klatsches. Endlich lenkte drittens Denifles Buch den Blick auf das ganze Thema. Es wollte bekanntlich auseinandersetzen, wie Luther aus einem korrekten Mönche ein verderbter Mensch geworden sei, projizierte also Luthers Entwicklung bis zum Jahre 1517 auf eine bestimmte Fläche und rief dadurch eine Flut von Entgegnungen, aber auch von Ergänzungen unserer bisherigen einschlägigen Kenntnisse hervor.

Scheel greift demnach mit seinem Werke über den Ablaßstreit nicht hinaus. Anderseits ist in weiten Abschnitten, ja, im größten Teile des vorliegenden Bandes von Luthers persönlichem individuellen Geschick und Standpunkt nur gelegentlich die Rede. Es werden die Menschen, Richtungen und Anschauungen geschildert, die auf Luther Einfluß gewannen; Sch. beschäftigt sich weiter mit der Eigenart von Luthers früheren Aufenthaltsorten, mit der Art und Methode der von ihm besuchten Lehranstalten. Erst wenn er hierüber eine bestimmte sachliche Ansicht gewonnen hat, geht er auf die Frage ein, wie derartige persönliche und objektive Eindrücke auf Luther wirkten und welche Gesamtentwicklung des späteren Reformators sie bedangen.

Man sieht, prinzipiell sind Sch.s Wege nicht neu. Bereits Kolde z. B. faßte bei seinen Schriften über die Augustinerkongregation um das religiöse Leben in Erfurt die Voraussetzungen für Luthers religiöses Werden ins Auge, und Hausrath beschritt eine ähnliche Bahn, als er nach den mirabilia Romae Luthers Erlebnisse bei seiner Romfahrt schilderte. Ebenso übte Oergel in seinen Vorträgen „Vom jungen Luther“ (1899), hauptsächlich auf Grund von Erfurter Lokalstudien, an der Überlieferung Kritik. Aber das alles waren mehr einzelne Bausteine; auch handelte es sich bei diesen Arbeiten vorzugsweise um biographische Beiträge, weniger um eine Verbindung biographischer und dogmengeschichtlicher Untersuchungen. So bildet mithin Sch.s Buch praktisch einen bedeutsamen Fortschritt, weil es zielbewußter, konsequenter und vielseitiger als seine Vorgänger das Thema angreift.

Nach Luthers Aufenthaltsorten gliedert sich Sch.s Werk in die Mansfelder, Magdeburger, Eisenacher und Erfurter Periode. Als 5. Abschnitt schließt sich Luthers entscheidender Lebensschritt, der Übergang vom Rechtsstudium in die Mönchszelle, an.

Luthers Familienverhältnisse wurden bisher, außer den Tischreden, gern einer Rede nacherzählt, die Konrad Schlüsselburg 1612 auf sein Leben und Sterben hielt. Obgleich derselbe Luther nicht mehr persönlich gekannt hat, galt er wegen seiner Heirat mit dessen Großnichte für einen guten Berichterstatter. Wenn er indes auch manchen zutreffenden Zug überliefert, so wurde er

doch durch eine schon ausgebildete Tradition in seiner Erzählung stark beeinflußt, so daß er Falsches mit Wahrem mischte. Neuerdings sind uns Mansfelder Lokalquellen erschlossen worden; z. B. vervollständigte Walter Möllenberg unsere Kenntnis von Luthers Elternhaus aus den dortigen, jetzt in Magdeburg liegenden Ratsprotokollen. Wir können dadurch namentlich die alte Ansicht von der Armut in Luthers Elternhaus berichtigen. Auch die sonstigen Gerüchte von einer unglücklichen Kindheit sind falsch. Um den religiösen Geist in der Familie Hans Luthers zu bestimmen, sind wir auf Indizien angewiesen. Man wird aber Sch. Recht geben müssen, daß nichts für eine freiere Atmosphäre, alles für ein gut mittelalterliches Gepräge spricht.

Was wir sonst von Jugendeindrücken erfahren, beruht ebenfalls auf spärlichen festen Beweisen. Sie reichen aber jedenfalls negativ aus, um die Annahme von allzufrühen Störungen des normalen religiösen und geistigen Entwicklungsgangs zu zerstören. Den Plan und Charakter der Mansfelder Privatschule bestimmt Sch. wesentlich nach Analogieschlüssen. Einen sichreren Grund gewinnt er durch Erörterungen über den damals in Mansfeld herrschenden Volksaberglauben. Hier ließen sich leichter als in manchen anderen Fällen Luthers eigene spätere Zeugnisse verwerten; auf dieser Basis hat sich schon Klingner in der Palästra Bd. 56 mit dem Thema beschäftigt. Außerdem halfen Größlers Studien über Mansfelder Heiligenkulte und Volkssagen in den Mansfelder Blättern.

Über das damalige Magdeburg flossen an sich die Quellen reicher als über Mansfeld. Aber auch soweit sie versagten, gewann Sch. einige zuverlässige Ergebnisse. Die Annahme, daß Luther bei den dortigen Nullbrüdern in die Schule gegangen sei, konnte Sch. durch eingehende Untersuchungen über die Brüder vom gemeinsamen Leben zerstören. Dabei standen ihm namentlich die von Döbner veröffentlichten Annalen aus dem Lüchtenhofe in Hildesheim zu Gebote. Wir können hiernach uns einerseits in Luthers kirchliche und religiöse Welt versetzen, anderseits feststellen, daß die Brüder Erziehung, nicht Unterricht bezweckten. Sie unterhielten also in Magdeburg keine eigene Schule, sondern höchstens stammen Lehrer an der von Luther wahrscheinlich besuchten Domschule aus ihrem Kreise. Vielleicht hat er aber auch so manche persönliche Eindrücke von der ganzen Institution und ihren Mitgliedern erhalten. Keinesfalls eigneten sich diese aber zu einem Bruch mit den herkömmlichen Lehren oder auch nur zu Zweifeln an ihrer Berechtigung.

Von Magdeburg zog Luther nach Eisenach. Hier zerstört Sch. die Anekdote von der Witwe Cotta. Tatsächlich lebte noch ihr Mann Kunz Cotta und gewährte wahrscheinlich neben dem Hause Heinrich Schalbe dem jungen Martin Unterkunft. Sch. sucht aus verhältnismäßig dürftigen Angaben uns ein Bild vom Tun und Treiben in einem damaligen Eisenacher Patrizierhause zu

entwerfen; aber es scheint gewagt, hieraus weitgehende Rückschlüsse zu ziehen. Im Hauptergebnisse, daß Luther auch in Eisenach dem alten Vorstellungskreise nicht entfremdet wurde, wird man Sch. durchaus beipflichten. Hierbei wirft Sch. auch einen Blick auf die Elisabethlegende.

Mit der Erfurter Periode gelangte Sch. über die bisherigen mangelhaften Anhaltspunkte hinaus. Zwar bleibt auch jetzt noch vieles dunkel; man vermag in Luthers individuelles Leben und Denken vielfach nicht hineinzublicken. Aber wir wissen doch objektiv ziemlich genau, wie es in Erfurt damals aussah, wie es überhaupt sachlich um das philosophische und juristische Universitätsstudium bestellt war. Wir besitzen auch literarische Zeugnisse von Luthers Lehrern.

Mit diesem Material war schon früher Kampschultes irrige Meinung korrigiert worden. Hatte dieser Erfurt für eine frühe Pflanzstätte des Humanismus gehalten, so hatten schon Kolde und Bauch nachgewiesen, daß derselbe weit später als Kampschulte angenommen in Erfurt heimisch wurde und in Luthers Studentenzeit dort noch ein scholastischer Geist herrschte. Was aber beide Forscher mehr als Historiker verfolgten, erörtert Sch. systematisch. Er betrachtet die einzelnen Disziplinen und ihre Methoden und sucht aus Luthers späteren Lebenszeugnissen nachzuweisen, was davon bei ihm dauernd haften blieb, sich also wahrscheinlich auf Erfurt zurückführen läßt. Vor allem gehört hierher seine genaue Untersuchung der Lehre des Aristoteles, ihrer Abwandlungen in der mittelalterlichen Kirche und ihres Einflusses auf den Glauben und Aberglauben.

Sah Sch. Luthers Entwicklung und Ausbildung bis 1505 als durchaus normal an, lehnte er besonders ihren angeblichen harten Charakter ab, so verwarf er notwendig auch die Annahme, der Eintritt ins Kloster sei der naturgemäße Abschluß eines schweren seelischen Ringens gewesen. Sch. zerstört alle Anhaltspunkte für die Annahme der langsamen allmählichen Vorbereitung eines solchen Schrittes. In letzterem sieht er ein plötzliches, mit Luthers bisherigen Plänen widerstreitendes Ereignis; anderseits erklärt er es aus den ganzen religiösen Dispositionen, die nicht durch Luthers abweichende Erziehung, sondern überhaupt durch die allgemeinen Ansichten der Zeit begründet wurden.

Hiermit schließt der 1. Band. Die folgenden werden voraussichtlich ebenso nüchtern und kritisch erörtern, wie Luther aus dem korrekt kirchlichen Mönch der Reformator von 1517 wurde und, ähnlich wie der 1. Band, spätere Zeugnisse und Überlieferungen sorgfältig prüfen. Man darf ihnen mit großen Erwartungen entgegensehen. Schon jetzt aber ist gewiß, daß Scheels Buch zu den wichtigsten reformationsgeschichtlichen Erscheinungen der jetzigen Jubiläumszeit zählt.

Freiburg i. B. Gustav Wolf.

III.

Eine willkommene Ergänzung zu den Nachrichten über Luthers Eisenacher und Erfurter Lernjahre bietet eine kleine Briefsammlung, die sich in einem Sammelbande der Erfurter Bibliothek gefunden hat [1]). Neben Briefformeln, rhetorischen Abhandlungen und arithmetischen Aufgaben enthielt derselbe auch „Viginti quatuor Epistolae Lutheri ac magistrorum amicorumque eius Isenacensium et Erfordensium". Die Schrift weist, wie der Herausgeber feststellt, in die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, und als den, der die Briefe gesammelt und kopiert hat, vermutet der Herausgeber einen Schüler der Eisenacher Schule und einen Hausgenossen von Joh. Brun, dem väterlichen Freund Luthers; er schließt das aus verschiedenen Angaben und Feststellungen, die er scharfsinnig mit einander in Beziehung bringt. Zweck der Briefsammlung, deren einzelne Stücke in gar keinem zeitlichen oder sachlichen Zusammenhang stehen, ist, wenn man erwägt, daß der Band fast nur rhetorische und stilistische Schriften enthält, wohl kein anderer gewesen, als für Unterrichtszwecke ein Formular für lateinischen Briefstil zusammenzustellen. Die editorischen Grundsätze, die für Herausgabe der Briefe maßgebend gewesen sind, kann man gutheißen.

Uns interessiert naturgemäß der Inhalt der Briefe am meisten. Von Luther selbst stammen sicher nur zwei derselben, für uns aber äußerst wichtige. In dem einen (Nr. 3) aus Erfurt vom 5. September 1501 datierten und an Johann Brun in Eisenach gerichteten macht er diesem Mitteilung über seine Immatrikulation in Erfurt, in dem anderen (Nr. 16) aus Erfurt vom 27. April 1507 datierten lädt er seinen Eisenacher Lehrer Johann Trebonius zur Primiz ein. Der erstgenannte ist der bemerkenswerteste der Sammlung, da er der Zeit nach an die Spitze der uns bekannten Lutherbriefe treten muß. Die Unterschrift „Martinus viropolitanus" fällt wohl auf, aber die Latinisierung des Herkunftnamens (Mansfeld) ist damals ja allgemein üblich, und außerdem kann nach den Matrikeln nur Martin Luther in Betracht kommen. Wir erfahren aus dem Briefe, der auch ganz den etwas schwerfälligen Stil Luthers zeigt, mancherlei über Luthers Lebensgang, vor allem, daß er den Besuch der Erfurter Universität dem Einflusse wohlwollender Verwandten verdankte, und mit welcher Innigkeit er an dem Eisenacher Kreise festhielt. Der andere Brief enthüllt uns Luthers Anhänglichkeit an seine Lehrer und edle Gesinnung, ist also für uns zur Luthercharakteristik wichtig. Ob Brief Nr. 13, aus dem weder Absender noch Empfänger direkt hervorgeht, von Luther stammt, läßt auch der Herausgeber

---

[1]) Hermann Degering, Aus Luthers Frühzeit. Briefe aus dem Eisenacher und Erfurter Lutherkreise 1497—1517. (Sonderdruck aus dem Zentralblatt für Bibliothekswesen. 33. Jahrgang, Heft 3/4, S. 69—95). Gr. 8°. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1916. M. 1.—.

schließlich offen; er ist auch weniger wichtig. Es wäre nun ein falscher Schluß, wenn wir, weil die Mehrzahl der Briefe weder von Luther stammt oder an ihn gerichtet ist, noch auch auf ihn Bezug hat, die Sammlung für größtenteils wertlos ansehen wollten. Im Gegenteil müssen wir dem Herausgeber Dank wissen, daß er sie uns alle zugänglich gemacht hat. Mögen auch die Verfasser und Adressaten vieler der Briefe im Dunkel liegen, so sind diese selbst beredte Zeugen für das Leben und Treiben der Schüler- und Studentenkreise, in deren Mitte sich Luther bewegt hat. Wir lernen die kleinen Sorgen und Freuden, die Beschäftigung und Gedankenrichtung der Lehrer wie ihrer Schüler kennen, bekommen Einblick in die wissenschaftlichen und teilweise auch gesellschaftlichen Beziehungen der humanistischen Kreise von Eisenach und Erfurt, und so wird uns die Umgebung, in der Luther seine Schwingen zu entfalten begann, nahegerückt. Wenn es keinem Zweifel unterliegt, daß man jede Persönlichkeit der Weltgeschichte erst voll und ganz von ihrer Zeit und deren Eigenart aus verstehen kann, dann haben diese so unscheinbar sich gebenden Briefe einen bedeutenden Wert für das Verständnis der Entwicklung des jungen Luther, ganz abgesehen davon, daß sie auch kulturgeschichtlich wertvoll sind.

Wohl die vollständigste aller populären Lutherbiographien ist die jetzt in 2. Auflage vorliegende Buchwalds.[1]) Ihr großer Wert besteht in der gründlichen Verarbeitung der wissenschaftlichen Grundlage, so daß das Buch neben seinem volkstümlichen Zwecke auch bedeutenden wissenschaftlichen Wert hat. Die zweite Auflage fällt in eine Zeit, in der man Männer braucht, Helden und Überzeugte. Luther war beides, trotz mancher Schwächen ein ganzer Mann, der kühn gegen eine Welt von Feinden ganz allein stand. Deshalb dürfen sich in dem großen heutigen Völkerringen die Augen auf ihn richten, zumal er ein Vorbild unerschütterlichen Vorsehungsglaubens ist, der ja auch jetzt wieder kräftigt und seine Triumphe feiert.

Das Werk ist großzügig angelegt und hat in seiner für Haus und Volk bestimmten Darstellung den rechten Volkston gefunden. Es will Luther aus seiner Zeit, aus seinem Charakter, seinen Reden und Schriften heraus verstehen lehren, und das erreicht der Verf. in vollem Umfange. Er zeichnet uns das Bild des Mannes, der, in einer noch ganz in mittelalterlicher Religiosität sich bewegenden Zeit geboren, durch harte Jugend und Kampf ums Dasein, durch schwere Seelenkämpfe und Enttäuschungen hindurch sich emporringt zur Freiheit eines Christenmenschen und nun der Welt ein Führer zu derselben wird; der eine hoch-

---

[1]) Georg Buchwald, Doktor Martin Luther. Ein Lebensbild für das deutsche Haus. 2. vermehrte u. verbesserte Auflage. Mit zahlreichen Abb. im Text u. auf 16 Tafeln nach Kunstwerken der Zeit. Gr. 8°. X u. 516 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1914. Geb. in Lw. M. 8.—.

bedeutsame Rolle drei Jahrzehnte hindurch spielt und nicht nur das religiöse, sondern auch das politische Leben in neue Bahnen lenkt; dessen Heim ein Vorbild für das deutsche Haus genannt werden darf. Das alles tritt lebendig und anschaulich vor unser Auge und begeistert uns unwillkürlich für diesen Mann. Eine große Zahl Textabbildungen, die vor allem das Zeitgenössische berücksichtigen, und viele Tafeln mit charakteristischen Darstellungen geben dem Buche einen besonderen Reiz. Daß als Titelbild ein Lutherporträt gewählt ist, wäre nicht weiter zu erwähnen, wenn es sich nicht um ein Kranachbild handelte, das hier zum ersten Male veröffentlicht wird. Es zeigt Luther in der Vollkraft der Jahre und fällt durch den freundlicheren Ausdruck des auf anderen Darstellungen so ernst und asketisch erscheinenden Antlitzes auf; man kann die Veröffentlichung nur begrüßen.

Das Buch ist eine wertvolle Gabe für das deutsche evangelische Haus, und wie die erste Auflage sich Freunde erworben hat, so wird der zweiten die Anerkennung noch weniger fehlen.

Zur Lutherbiographie gehört auch die ziemlich ausgedehnte Literatur, die sich mit dem Lebensende des Reformators beschäftigt. Es lag in der ganzen Geistesrichtung der Zeit begründet, daß die Gegner das Sterben dieses ihnen so verhaßten Mannes mit dem Zeichen des Verwerflichen und Teuflischen versahen. Noch bevor Luther gestorben war, erschien (1545) in Rom eine Schmähschrift, die von Teufelsspuk an Luthers Grab redete und in die Welt verbreitete, daß man, als das Grab geöffnet wurde, keinen Leichnam mehr darin gefunden, daß aber ein unerträglicher Schwefelgestank angezeigt habe, wohin die Leiche gekommen sei. Luther hat diese Schmähschrift zugeschickt bekommen und sie gebührend verächtlich abgetan. Wir haben bei Besprechung der im gleichen Verlage wie die unten zu nennende Schrift erschienenen „Luthers Werke in Auswahl“ (vgl. Band XLIII, S. 37 f. und Band XLIV, S. 103 der „Mitteilungen“) darauf hingewiesen. Seitdem haben sich diese gehässigen Märchen unzählige Male wiederholt, und es würde uns nicht weiter wundern, wenn gelegentlich des Lutherjubiläums 1917, neben entstellten Tendenzbiographien Luthers, auch die beschimpfenden Legenden über sein Lebensende wieder auftauchten, obgleich selbst katholische Forscher sie als Erfindung gekennzeichnet haben. Bei früheren Lutherfeiern hat man ausgiebig diese Beobachtung machen können. Den immer wieder auftauchenden Schmähschriften kann wohl keine würdigere Antwort gegeben werden als der Hinweis auf die Sammlung authentischer Berichte über Luthers letzte Lebensstunden, die uns etwas verspätet vorgelegt wurde [1]). Sie enthält nicht weniger als

[1]) J. Strieder, Authentische Berichte über Luthers letzte Lebensstunden. (Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, hsg. von Hans Lietzmann, Heft 99.) 8°. 42 S. Bonn, A. Marcus & E. Weber, 1912. M. 1.20.

16 Briefe und Berichte teils von Augenzeugen des Todes Luthers, teils von Personen, die ihre Nachrichten unmittelbar durch Augenzeugen empfangen haben, so daß wir uns ein wahres Urteil über das Abscheiden des Reformators bilden und alle Tendenzlügen widerlegen können. Der Herausgeber wollte nichts Neues oder Unbekanntes bieten, denn alle Berichte sind schon im Druck erschienen. Weil die Einzeldrucke aber nicht jedem zugänglich sind, so wollte er das Vorhandene in einem handlichen Heftchen vereinigen. So weit es möglich war, sind dabei die Originale verglichen worden. Der Frage, ob in Archiven und Bibliotheken noch weitere Berichte vergraben liegen, konnte der Herausgeber nicht nachgehen, weil die Sammlung in erster Linie für historische Übungen berechnet ist und Beweismaterial zur Widerlegung einer Tendenzschrift enthalten sollte. Alle Lutherforscher seien aber auf die Zusammenstellung aufmerksam gemacht.

Prof. Ficker, der die „Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Kulturgeschichte von Elsaß und Lothringen" ins Leben gerufen hat, liefert einen in mehrfacher Hinsicht willkommenen Beitrag zur elsässischen Reformationsgeschichte [1]). Den Mittelpunkt der reformatorischen Bewegung im Elsaß und zugleich ihren Ausgangspunkt stellt Straßburg dar. Hier wirkten eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten an der Ausbreitung der neuen Gedanken, und auf sie in erster Linie bezieht sich die Veröffentlichung. Sie will auf die Geschichte der Straßburger Reformation selbst nicht weiter eingehen, auch keine Lebensbeschreibung von den führenden Personen liefern, sondern uns mit den Bildnissen vertraut machen, die uns jene Personen vorführen. Man glaubte meist, daß nicht allzuviel davon auf uns gekommen sei, aber es hat sich durch eifriges Nachsuchen in Archiven, Bibliotheken und Privatbesitz herausgestellt, daß doch ein ziemlich vollständiges Material vorliegt. Ficker kann uns zum Teil Leute vorführen, von denen man nicht viel mehr als den Namen wußte. Die Arbeit war nicht so einfach, wie sie auf den ersten Anblick erscheinen mag. Denn es handelte sich durchaus nicht nur um eine Zusammenstellung der Bildnisse, sondern es mußte auch, wo mehrere Ausgaben vorlagen, festgestellt werden, welches die älteste, gleichsam authentische Darstellung ist, welche Abhängigkeit vorliegt und wie die Bilder entstanden sind. Ficker hat da z. B. bei mehreren den Nachweis erbracht, daß sie von der Leiche abgenommen worden und dann ins Leben übersetzt sind. In dem als Einleitung dienenden Texte wird auf diese Fragen umfassend eingegangen, und die Tafeln geben uns auch die verschiedenen Ausgaben, die von dem gleichen Bildnisse vorhanden sind, wieder, so daß die

---

[1]) Johannes Ficker, Bildnisse der Straßburger Reformation. Mit Text. (Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Kulturgeschichte von Elsaß und Lothringen, Band IV.) 13 Tafeln u. 20 S. Text. Fol. Straßburg, K. J. Trübner, 1914.

Feststellungen F.'s bis ins einzelne nachgeprüft werden können. Behandelt sind der Stettmeister Jakob Sturm, die Ammeister Klaus Kniebis, zugleich Scholarch, und Matthis Pfarrer, die Prediger Capito, Bucer, Hedio und Marbach, der Gelehrte Otto Brunfels, der Rektor Johannes Sturm, und nicht zu vergessen Frau Wibrandis, die Gattin Bucers (Witwe Ökolampads und Capitos), eine besonders dankbare Erwerbung. Dabei ist auch auf Medaillenbildnisse Rücksicht genommen worden. Die Tafeln selbst bieten technisch vollendete Drucke. So können wir diese Veröffentlichung, die sich den bisherigen Bänden der „Quellen und Forschungen" ebenbürtig an die Seite stellt und geschichtlich wie kulturgeschichtlich wertvoll ist, dankbar entgegennehmen.

Mülhausen (Elsaß). Emil Herr.

47.

Bauer, Otto, Ziele und Aufgaben des Geschichtsunterrichts als Gegenwartskunde. 8°. 152 S. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1916. M. 2.80.

Nach einem einleitenden Abschnitte über die „Stellung des Geschichtsunterrichts seit dem Weltkrieg und die beiden neuen Ministerialerlasse über Stoffverschiebungen zugunsten der neuesten Geschichte" entwickelt der Verf. mit weitausholenden Zügen seine Ansichten über die „Aufgaben des Geschichtsunterrichts" (S. 5 bis 127), um in einem Schlußkapitel (S. 147 ff.) noch einige Bemerkungen über die „Hilfsmittel des Geschichtsunterrichts" zu machen.

B. will in seinem inhaltreichen Buche eine Ergänzung zu den Schriften von Ostwald, Friedrich u. a. geben und betont wiederholt seine Übereinstimmung mit den Forderungen Rohrbachs, Naumanns, Burdachs, Wolfs, Mathias', Wulkas u. a., daß sich der Geschichtsunterricht mit einem kräftigen Ruck der Gegenwart und neuesten Zeit zuzuwenden habe, die alles andere an Bedeutung übertreffe. Ein Unterricht freilich, der zum Zwecke habe, daß die Schüler in der Zeit seit 1750 „soweit zu Hause seien, als die Schule imstande ist, diesem Ideal nachzukommen", könne nicht erschöpfend und systematisch sein, sondern müsse durch das Mittel der Gruppenbildung vielmehr die logischen und systematischen Denkoperationen zur Anwendung bringen und habe, nicht eine bloße Umstellung des Stoffes, sondern eine Umwertung derselben erfordernd, das Rankesche Ziel im Auge: in der Geschichte die Ideen als treibende Mächte aufzuspüren.

Aber Geschichtsphilosophie will B. nicht eigentlich treiben, wie er wiederholt betont, sondern nur mehr das starke jugendliche Kausalitätsbedürfnis dauernd anregen und befriedigen. Aus selbständigen synthetischen Zusammenfassungen entspringt nach B. von selbst das sogenannte staatsbürgerliche Denken, die poli-

tische Gesinnung; Staatsbürgerkunde ist B. nichts anderes als angewandte Geschichtskunde.

Breite Ausführung erfahren deshalb (S. 10—59) die Gesichtspunkte, die der „Erwerbung des geschichtlichen Sinnes“ dienen: 1. der Begriff der Geschichte (angelehnt an Bernheims Definition in dessen Lehrbüchern); 2. die Doppelstellung des Menschen (Kampf zwischen individualistischer und kollektivistischer Geschichtsauffassung und Psychologie); 3. Staat, Nation, Rasse, (Theorie des Staates, Obrigkeits-, Volks-, Kulturstaat, Verhältnis der Begriffe Staat, Volk, Nation zueinander, Wesen des Nationalstaates, Großmächte, europäisches Gleichgewicht, Nationalismus, Internationalismus, Kosmopolitismus, Rassentheorien); 4. das Leben des Staates nach außen (Äußere Politik, Diplomatie, bei Besprechung politischer Prinzipienfragen möglichste Anknüpfung an Bismarck, Realpolitik und Gefühlspolitik, Offensiv- und Defensivbündnisse, Verträge, Entente cordiale, Mitteleuropa [Naumann], Presse, Zeitungen, Zeitschriften, öffentliche Meinung, Militarismus und Marinismus, Mittel des Krieges); 5. das Leben des Staates nach innen (Wohlfahrtspflege als Staatszweck, Staatsbürgerkunde, Hoheitsrechte des deutschen Gesamtstaates und der Einzelstaaten, Sozialpolitik, Parteipolitik); 6. das Wirtschaftsleben [nach Sombarts „Deutscher Volkswirtschaft im 19. Jh.“], Bodenreform [nach Damaschke]; 7. die Kultur (Natur und Kultur, Die Freiheitsideen der Kulturvölker, Deutsche Eigenart); 8. die geschichtlichen Faktoren (Faktoren der äußeren Natur, Psychische Anlagen der Menschen, Soziale Gemeingüter und Zustände, Die Ursachen des Weltkrieges).

Alle diese Themata werden übersichtlich durchgesprochen und allenthalben Ausblicke in die einschlägige Literatur gezeigt. Als leitender Gedanke wird angegeben, daß der Geschichtsunterricht seine Hauptaufgabe darin zu sehen habe, das Verständnis für deutsches Wesen und Volkstum mit Bewußtsein und Nachdruck auf allen Stufen zu pflegen. Dieses Ziel ist zwar kein neues, aber die geschickte und reichliche Wegweisung, die B. dazu gibt, wird, wie er selber hofft, nicht nur den jüngeren Geschichtslehrern willkommen sein. Ob freilich die Zeit dazu ausreichen wird, auch nur einigermaßen gründlich zu verfahren, bleibt doch wohl zweifelhaft, aber wenn den Schülern auch nur die erste Sicherheit in der Beherrschung der historischen Terminologie, die B., wie die einer jeden anderen Wissenschaft, besonders ausgiebig gepflegt wissen will, mit ins Leben gegeben würde, so wäre bereits viel gewonnen.

Im zweiten Teil seiner Arbeit gibt B., unter der Überschrift „Die Gegenwart als Erbe der Vergangenheit“, eine gedrängte Charakteristik der Eigenart der nichtdeutschen Nationen (Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Rußland, die Türkei und der Orient, Ostasien, Nordamerika — S. 61—81), sowie des Deutschlands der Gegenwart (S. 82—142) und flicht hierbei,

zum Teil nur in Stichworten, eine große Fülle politischer Probleme ein, als deren Gipfel und Brennpunkt der Weltkrieg hervortritt. Unter Gegenwart versteht B. hierbei die Zeit seit 1871. Vor jedem Abschnitt findet sich eine Literaturübersicht, z. T. sogar eingehende Besprechungen der einzelnen Werke. Wenn die deutschen Verhältnisse dabei ausführlicher dargestellt werden, so will B. gleichsam einen Nachtrag zu den bestehenden Lehrbüchern geben, der allerdings recht erwünscht erscheint. In der Tat kommen in ihnen die letzten Jahrzehnte zu kurz weg, und Fragen, wie sie B. anschneidet, etwa nach der Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins der Gegenwart (Joachimsen), oder nach der europäisch-deutschen Politik 1871—1888—1914, oder nach der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands, schließlich nach den Ursachen des Weltkrieges selber, der das notwendige Ergebnis der Ententepolitik sei — solche Fragen sind sicherlich bisher zu knapp behandelt worden. Erfreulich ist ferner, daß B. auch das Gesellschaftsleben und die Geisteskultur der Gegenwart in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. Daß der allgemeine Charakter der Gegenwartskultur im Geschichtsunterrichte zum Abschluß dargelegt werde, ist unbestreitbar notwendig. Ob aber die einzelnen Disziplinen, besonders eine Einführung in die philosophischen, theologischen, naturwissenschaftlichen, künstlerischen Hauptrichtungen unserer Tage nicht den anderen Unterrichtsfächern überlassen bleiben müssen, ist schon aus praktischen Gründen fraglich. Wie sollen in den 70 Kurzstunden, die etwa für die Zeit von 1871 an zur Verfügung stehen, alle diese Tatsachen und Probleme auch nur berührt werden! Man darf aber auch von einer mehr als durchschnittlich begabten Prima keineswegs alle die ausgedehnten positiven Kenntnisse erwarten, die unbedingt vorhanden sein müßten, wenn man sich auf das Niveau stellen wollte, das die B.'schen „Vorschläge" voraussetzen. Es scheint uns entschieden zu weitgehend, wenn die Schüler der oberen Klassen so oft als wenn auch nur „angehende" Studenten angesprochen werden; das sind stets nur die wenigen Ausnahmen unter ihnen. Und nur auf sie könnten sich u. E. die hohen Anforderungen beziehen, die B. auch nur an rein tatsächlichem Wissen stellt.

Recht schulgemäß hingegen sind die Bemerkungen, die B. über die „Einführung in die Quellenkunde und in die selbständige Lektüre geschichtlicher Darstellungen" macht (S. 147—152). Auch wir legen vollen Wert darauf, daß die Schüler Zeitungen lesen und die Büchereien so häufig wie möglich benutzen. Daß die Schüler sich durch knappe Auszüge aus den Tagesberichten kurze Wochenübersichten — die allerdings nach Form und Inhalt regelmäßig nachzuprüfen und festzulegen wären — herstellten und somit eine Art „Weltchronik" anlegten, wäre gewiß in hohem Maße geeignet, die historische Urteilsbildung zu fördern.

Berlin-Zehlendorf. Walter Hecht.

48.

Niedlich, Dr. Joachim Kurd, Eine Geschichte des israelitischen Volkes für Schule und Haus. Gr. 8°. III u. 107 S. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1914. M. 1.60.

„Nicht Ergebnisse selbständiger Forschung soll das Büchlein bringen," — sagt der Verf. in dem Vorwort — „sondern eine flüssige, geschlossene Darstellung dessen, was in der Geschichte jenes Volkes für jeden von uns auch heute noch von bleibendem Werte ist." Von diesem Gesichtspunkt aus ist das geschmackvoll gedruckte Büchlein als wohl gelungen zu bezeichnen. Es ist mit Klarheit geschrieben, und alles in allem liest es sich gut und entwirft in großen Zügen ein fesselndes Bild aus der großen Vergangenheit des ausgewählten Volkes des Herrn.

Athen-Berlin. Nikos A. Bees (*Βέης*).

49.

Rüther, J., Römerzüge im Sauerlande und ihr Verhältnis zum „saltus Teutoburgiensis". Mit einer Karte. 8°. 58 S. Arnsberg i. Westf., J. Stahl, o. J. (1915). M. 1.50.

Obwohl Immermann schon 1838 in seinem „Oberhof" den Streit um die Örtlichkeit der Varusschlacht mit den unzweideutigen Worten des Hofschulzen: „Ein Kuhknochen, Herr Schmitz, Sie sind auf einen Schindanger gestoßen und nicht auf das Teutoburger Schlachtfeld" beschließen läßt, ist unendlich viel Tinte um den Schauplatz dieser „Nationalschlacht" verschrieben worden. Nicht nur daß Fachmänner wie Zangemeister, Mommsen, Knocke, diesem Gegenstande eingehende Untersuchungen widmeten, ganz besonders war es die westfälische Lokalpresse, die das Für und Wider mit aller Leidenschaftlichkeit erörterte. Zuletzt in den Jahren 1912/13, als Berliner Archäologen umfangreiche Ausgrabungen im Arnsberger Walde vornahmen. Aber ein sicheres Ergebnis ist heute ebensowenig wie früher erreicht worden.

Die vorliegende Arbeit sucht, von eigenen Beobachtungen der Quellenstellen bei Tacitus, Dio Cassius, Sueton, Florus und Velleius ausgehend, die 1878 erschienene Schrift von Hülsenbeck „Die Gegend der Varusschlacht nach den Quellen und Lokalforschungen" aus einer gewissen Verschollenheit heraus auf den ihr gebührenden Platz zu stellen. Hülsenbeck hatte ausführlich nachzuweisen versucht, daß die Stätte des Germanensieges, wie schon Immermann im Oberhof annimmt, südlich der Lippe liegt, etwa im Arnsberger Wald. R. erbringt einmal durch eine umfassende Untersuchung der Quellen, dann durch Gründe, die sich aus dem inneren Zusammenhange der einzelnen Römerzüge ergeben, zweifellos einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit

für die Richtigkeit der Hülsenbeckschen Annahme, aber auch nur Wahrscheinlichkeit — trotz aller Sorgfalt in der Quellenbehandlung und der Klarheit in der Verbindung der einzelnen Gedankenreihen. Bei der Dürftigkeit des Materials wird wohl nie, falls nicht ungewöhnliche Funde gemacht werden, das Problem zur Lösung kommen.

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

50.

Miller, Konrad, Itineraria Romana. Römische Reisewege an der Hand der tabula Peutingeriana dargestellt. Mit 317 Kartenskizzen u. Textbildern. Gr. 4°. 992 S.. Stuttgart, Strecker u. Schröder, 1916. M. 24.—.

Für die Kenntnis der antiken Karte und Straßen bildet neben dem Werke des Ptolemaeus die sog. tabula Peutingeriana ihrer Vollständigkeit wegen eine unserer besten Quellen. Aber ebensowenig wie man einer Angabe des Ptolemaeus unbedingt glauben darf, da dieser seine Weisheit verschiedenen Quellen verschiedenen Alters entnimmt und sogar dieselben Orte zwei- bis dreimal bringt und immer verschieden ansetzt, da er eben verschiedene Quellen benutzt, so steht es auch mit den Itinerarangaben der tabula Peutingeriana, des Itinerarium Antonini und der Ravennaten, um die wichtigsten zu nennen. Die Verzerrung der zur Routenkarte umgewandelten Weltkarte, die ungenaue Überlieferung der Zahlen und die nicht immer einwandfreie Arbeitsweise des Verfassers machen die Ausnutzung der Angaben schwierig, insbesondere da die zuletzt genannten Itinerare noch immer einer längst angekündigten Neuauflage harren, für die auch die mittelalterlichen Routen zu benutzen wären. Um so mehr sind wir Miller, der uns schon vor vielen Jahren eine billige und gute Wiedergabe des Wiener Originals der Peutingeriana schenkte und dann die entsagungsvolle und unschätzbar wichtige Ausgabe der mittelalterlichen Weltkarten besorgte („Mappaemundi 6 Hefte"), zu Dank verpflichtet, daß er uns jetzt diese prächtige Verarbeitung des Inhalts der Peutingerkarte bot, die nach dem vergeblichen Versuch von Desjardins ein frommer Wunsch blieb. Der Vergleich mit allen sonstigen Itineraren, die bequemerweise ebenfalls hier im Bande zum Abdruck kommen, insbesondere die ausgiebige Heranziehung des Corpus Inscriptionum Latinarum, lassen ein grundlegendes Werk für antike Kartographie und Topographie entstehen, das unentbehrlich ist und in keiner Bibliothek fehlen sollte. Man kann die Arbeitsleistung Millers nur bewundern. Was tut es, wenn man seine Ausführungen über Entstehungszeit und Verfasser der tabula Peutingeriana, die er in einer ausführlichen Einleitung gibt, noch immer nicht als überzeugend ansieht: der Wert des Werkes beruht auf der Klarlegung der Straßen und Festlegung der Orte. Wie schon früher.

so ist M. noch immer fest davon überzeugt, daß die Abfassung nach Konstantin und vor Theodosius erfolgte und zwar im Jahre 365 von Castorius. Daß er die, die ihm dies nicht glauben. manchmal freilich nicht unverdient, etwas unpassend und ins lächerliche ziehend, abfertigen will, mag erwähnt sein; der urteilsfähige Leser wird doch immer erst prüfen, ob die gegenseitige, von M. gern als „veraltet“ bezeichnete Auffassung nicht doch den Vorzug vor M.s moderner Ansicht verdient. Als grundlegende Sammlung des gesamten Materials ist diese Leistung Millers wie seine früheren Arbeiten von größtem Wert und verdient den allerwärmsten Dank der Historiker, Philologen, Geographen und Archäologen.

Berlin-Friedenau. Hans Philipp.

51.

Hampe, Karl, Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer. 3. Auflage. (Bibliothek der Geschichtswissenschaft, herausgegeben von Erich Brandenburg.) 8°. VIII u. 294 S. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1916. M. 4.80.

Der Wunsch, den Hampe im Vorwort zur 1. Auflage ausgesprochen hat, daß das vorliegende Buch „nicht nur studiert, sondern auch gern gelesen“ werden möchte, ist in reichstem Maße in Erfüllung gegangen. Es ist doch wohl bemerkenswert, daß ein streng wissenschaftliches Werk in wenigen Jahren drei Auflagen erfordert, von denen die dritte mitten im Kriege notwendig geworden ist.

Wie der Verf. in dem Geleitwort zu dieser neuesten Auflage bemerkt, haben die Zeitumstände ihm rasche Umarbeitung nicht gestattet, und so stellt sich diese Auflage als ein unveränderter Abdruck der zweiten dar. Kann somit das Buch nur die Forschungsergebnisse bis zum Beginn des Jahres 1912 verwerten, so bildet es trotzdem das beste Hilfsmittel, das wir gegenwärtig zum Studium der Salier- und Stauferzeit besitzen.

Gemäß seinem Titel gliedert sich das Buch in zwei Hauptabschnitte. Jedem ist eine Übersicht über die wichtigsten Quellen der Periode vorangeschickt, sowie eine Erwähnung der hauptsächlichsten Darstellungen, während dem ganzen Buche ein Verzeichnis einiger umfassender Werke (Quellen und Bearbeitungen) mitgegeben ist. Im Verlaufe der Darstellung selbst ist in den Anmerkungen ein reiches Material verarbeitet, so daß die Schrift wohl zu jedem einzelnen der zahlreichen Probleme kritisch Stellung nimmt und dem tiefer Grabenden überall die Möglichkeit gibt, sich an der Hand der angezogenen Quellen ein eigenes Urteil zu bilden. Gerade aus dem Material der Anmerkungen wird auch derjenige, den die Probleme der Salier- und Stauferzeit nicht unmittelbar beschäftigen, ersehen, welche gewaltigen Fortschritte die Erforschung der mittelalterlichen Kaisergeschichte

in den letzten Jahren gemacht hat, wieviele Probleme aber auch noch der Lösung harren.

Es ist schwer, im Rahmen einer kurzen Anzeige ein erschöpfendes Bild von dem reichen Inhalt des Buches zu geben. Gleich das erste Kapitel über Konrad II. ist ein Meisterstück historisch-wissenschaftlicher Darstellungskunst. Man glaubt, diese lebenssprühende und lebensbejahende gewaltige Kaisergestalt geradezu vor sich zu sehen, die es verstand, die Einheit des Reiches mächtig zu fördern. Scharf tritt Konrads Verhältnis zur Papstgewalt hervor, der gegenüber er seine unbedingte Überlegenheit behauptet.

In der Beurteilung Heinrichs III. schließt sich Hampe weder dem Urteil Haucks noch dem W. Schultzes in Gebhardts Handbuch an. Er sieht in ihm weder den mächtigsten deutschen Herrscher seit Karl dem Großen, noch den Verderber deutschen Königtums. Aber er betont mit Recht, daß Heinrich eine Machtverschiebung durch „unbedachte Zugeständnisse in Verkennung schlummernder Gefahren" angebahnt hat. Aus der gerechten, alle Schwierigkeiten erfassenden Darstellung Kaiser Heinrichs IV. muß in erster Reihe auf die Beurteilung des Falles „Canossa" hingewiesen werden, in der Hampe auch eine mittlere Linie geht. Der große Gegenspieler Heinrichs IV., Gregor VII., erfährt eine ebenso gerechte Darstellung wie Heinrich selbst, und ihr Kampf ist geradezu dramatisch geschildert.

Mit der Darstellung Heinrichs V. schließt das Zeitalter der Salier. Der letzte König aus fränkischem Hause hat den Investiturstreit zum Abschluß gebracht, und der Verf. schließt sich in seiner Darstellung der Auffassung an, daß das Wormser Konkordat für längere Dauer berechnet war. Sein Gesamturteil über die Zeit der Salier ist günstig. „Das Reich war trotz der jahrzehntelangen, zerrüttenden Kämpfe und des Rückgangs der Zentralgewalt von einem Verfall seiner Kräfte weit entfernt."

Den größeren Teil des Werkes nimmt die Zeit der Staufer ein. Auch hier gibt eine Übersicht über Quellen und Darstellungen den Auftakt. Der Verf. charakterisiert bei der Wahl Lothars von Supplinburg, der dem Staufergeschlecht vorangeht, wie sehr seine Macht von der 100 Jahre vorher erfolgten Konrads II. verschieden war. Es war Lothars Verhängnis, daß sein Geschlecht sich nicht auf dem Throne halten konnte. Hampe wirft den zum Nachdenken auspornenden Satz hin: „Wie würde die Geschichtsschreibung Lothar als vorbereitenden Gründer der Dynastie preisen, wenn statt der Staufer die Welfen sich auf dem Throne behauptet hätten."

Mit Konrad III. beginnt die gewaltige Zeit des fast fortgesetzten Kampfes der Kaiser gegen hierarchische Ansprüche. Die Gestalt Friedrich Barbarossas tritt uns aus der Darstellung mit aller wünschenswerten Größe entgegen; deutsche Kaiserherrlichkeit der mittelalterlichen Blütezeit erstrahlt uns aus den

fein abgewogenen Worten. Der große Kanzler Rainald von Dassel wird kritisch gewürdigt und, wenn seine Politik vom Verf. auch mit Recht als eine reaktionäre angesprochen wird, so sieht er in ihrem Gestalter doch den bedeutenden Mann, dessen plötzlicher Tod den Abschluß des Aufstiegs für Friedrich Barbarossa bedeutete.

Es ist nur möglich, hier auf einzelne Punkte hinzuweisen. Unter ihnen muß der Darstellung Heinrichs VI., des Universalmonarchen gedacht werden, dessen titanenhaftes Unterfangen durch plötzlichen Tod beendigt wurde. An seinem Leben hing alles. „Sein früher, unerwarteter Tod war die furchtbarste Katastrophe der mittelalterlichen Geschichte Deutschlands."

Mit der Schilderung Innozenz' III. und der Anfänge Friedrichs II. kommt Hampe in sein ureigenstes Forschungsgebiet. Otto IV. und Philipp von Schwaben treten vor der großen Papstgestalt in den Hintergrund. „Die beiden besten Jahrzehnte der europäischen Geschichte hatten unter seinem (Innozenz' III.) maßgebendem Einflusse gestanden." Mit seinem Tode aber tritt wieder ein Kaiser an die Spitze der Welt: Friedrich II. Ich möchte nicht anstehen, die Abschnitte über diese überragende Herrscherpersönlichkeit als den Höhepunkt des ganzen Buches zu bezeichnen. Was Friedrich II. als König von Sizilien und als römischer Kaiser bedeutet, wie er, durch keine Schicksalsschläge gebeugt, unbesiegt an tückischer Krankheit gestorben ist: all das spielt sich wie ein Heldenepos vor unseren Augen ab. Und doch ist jedes Wort der Darstellung durch das läuternde Feuer kritischer Forschung gegangen, ohne dabei an künstlerischer Wirkung zu verlieren. Mit feinem Verständnis deckt der Verf. die Fäden auf, die von Roger II. zu seinem Enkel Friedrich II. führen, zeigt, wie sich in letzterem Staufer- und Normannenblut mischt und eben ein ganz eigenartiges Produkt gibt. Überall fußt Hampe hier auf seinen eigenen Forschungen, denen sich eine Reihe von Arbeiten aus dem Kreise seiner Schüler zugesellen; so kann gerade der Abschnitt über Friedrich II. als derjenige gelten, wo neueste Erkenntnisse von berufener Hand dargeboten werden. Mit Recht weist der Verf. auch darauf hin, daß eine Reihe von Quellen zur Geschichte des großen Kaisers in letzter Zeit neu hinzugekommen sind. Hier hat auch das Preußische historische Institut manchen Plan gefördert und neue Gebiete aufgedeckt. Die von P. Kehr beabsichtigte Neu-Herausgabe der Urkunden Friedrichs II. wird der Forschung einen gesicherten Boden gewähren.

So führt gerade die Darstellung Friedrichs II. mitten in lebendige Forschertätigkeit hinein und gewährt neben der Verwertung gesicherter Erkenntnisse auch manche Hoffnung auf künftige Ergebnisse, die dann wohl in einer hoffentlich bald nötig werdenden 4. Auflage des ausgezeichneten Buches verwendet werden können.

Mit Friedrich II. schließt das Buch; von einer Darstellung Konrads IV. sieht Hampe ab, denn jener gehört schon in die nächste Epoche, in die des Interregnums, hinein. Wir verlassen somit das Staufergeschlecht auf einem Höhepunkt und erleben nicht mehr den traurigen Untergang.

Überblicken wir noch einmal das Buch, so befestigt sich die Überzeugung, daß Hampe in ihm ein Musterbeispiel geliefert hat, wie sich streng-wissenschaftliche Schulung und Durcharbeitung mit Anmut der Form vereinigen läßt.

Breslau, z. Zt. im Felde. Willy Cohn.

52.

Urkunden und Regesten zur Geschichte der Rheinlande aus dem vatikanischen Archiv. Gesammelt und bearbeitet von H. V. Sauerland. VII. (Schluß-)Band, 1400—1415. Hrs. von H. Thimme. (Publikationen d. Gesellschaft f. Rhein. Geschichtskunde XXIII. 7. Band.) Lex. 8°. 20, VI u. 517 S. Bonn, P. Hanstein, 1913. M. 16.—.

Mit dem vorliegenden Bande ist das Werk abgeschlossen, dessen Material bis auf wenige Nachträge noch ganz von dem verstorbenen Sauerland gesammelt und nahezu druckfertig hinterlassen wurde. Daß der reiche Inhalt dieses und des vorhergehenden Bandes (siehe Jahrgang XLII, S. 133 ff.) in knapp 4 Jahren der allgemeinen Benutzung bequem zugänglich geworden ist, verdanken wir der jugendfrischen Arbeitskraft Hermann Thimmes, dessen Heldentod auf den flandrischen Schlachtfeldern am 12. März 1915 für unsere Wissenschaft einen neuen schmerzlichen Verlust bedeutet (vgl. G. v. Below in der Histor. Zeitschrift, Bd. 114, S. 699).

Wie früher, sind auch hier in die Masse des vatikanischen Materials aus den Registern Stücke verwandten Inhalts aus anderen Archiven und Bibliotheken eingereiht, namentlich aus den Staatsarchiven in Düsseldorf und Coblenz; auch die Nationalbibliothek in Paris hat neben der Kölner Stadtbibliothek einiges beigesteuert. Mit Rücksicht auf die zahlreichen Nachträge, die an verschiedenen Stellen des Werkes zerstreut sind, hat Thimme eine Übersicht über die „Verteilung der Urkunden und Regesten in Band I bis VII nach Pontifikaten unter Berücksichtigung sämtlicher Nachträge“ vorangestellt, die sicher viel und dankbar benutzt werden wird; Verbesserungen, die an andern Orten in Besprechungen usw. niedergelegt sind, haben freilich keine Berücksichtigung gefunden.

Der Band endet mit der Beseitigung des Schismas durch das Konstanzer Konzil 1415, in dessen Vorgeschichte manche Stücke hineinführen (z. B. Nr. 995, 996, Verhandlungen Johanns XXIII. mit König Sigismund), während andere sich um das Konzil von Pisa 1409 gruppieren. In Nr. 702 vom 5. September 1409 be-

vollmächtigt Gregor XII. den deutschen König Ruprecht und die Könige Ladislaus von Sizilien und Sigismund von Ungarn, einen Ort für eine Zusammenkunft der drei Päpste oder für ein allgemeines Konzil zu bestimmen, und erklärt sich bereit, sich der Entscheidung zu unterwerfen, die von der Majorität jeder der drei Obödienzen getroffen wird. In Nr. 886 und 887 (1411, Nov. 6) organisiert sein Gegner Johann XXIII. die Kreuzpredigt gegen Ladislaus von Sizilien in der Kölner Kirchenprovinz. Das Unheil, das aus dem verfehlten Reformversuch von 1409 erwuchs, wird hier in den rheinischen Verhältnissen sehr deutlich. Während der Erzbischof von Trier weiter zu Gregor XII. stand, trat Friedrich von Köln auf die Seite der Pisaner. Wie hartnäckig aber der römische Papst hier den verlorenen Boden wieder zu gewinnen suchte, läßt sich an der Hand des neuen Materials lehrreich verfolgen. Friedrichs Tod 1414 ermöglichte ihm sogar einen Gegenerzbischof aufzustellen in Wilhelm von Berg, dem Erwählten von Paderborn, der um diesen Preis von Johann XXIII. wieder abfiel, 1415 freilich dann zurücktrat und überhaupt die geistliche Laufbahn aufgab. Von der Verpflichtung, geistliche Weihen zu empfangen, hatten ihn schon 1400 Bonifaz IX., als er ihn mit 18 Jahren für Paderborn ernannte (er ist also 1382/3 geboren), und dann Johann XXIII. 1413 dispensiert (vgl. Nr. 102—105, 111, 133, 984, 788); die Taxe für die Promotionsbulle war am 12. Juli 1415, als Gregor schon endgültig ausgespielt hatte, noch nicht und wurde vermutlich niemals voll erlegt. Benedikt XIII. von Avignon spielt jetzt wie früher keine Rolle; nur 2 Stücke unter 1076 gehören ihm an; doch wird auch in Nr. 29, 30, 44 seiner Anhänger gedacht.

Der Löwenanteil (Nr. 1—455) entfällt auch diesmal auf Bonifaz IX. (nur 4 Jahre!), unter dem die schlimmen Begleiterscheinungen der rücksichtslosen Zentralisation der Kirche an der Kurie am üppigsten wuchern; die unzähligen Prozesse an der Kurie infolge der unübersehbaren Masse der Provisionen, Reservationen und Exspektanzen; die skrupellose und unersättliche Pfründenjagd der Kurialen, der Skriptoren, Abbreviatoren, Sekretäre, Kapläne und Auditoren und ihrer großen Gönner, der Kardinäle, die auch für sich einen fetten Bissen nicht verschmähen. Besonders weiß der Kardinal Cosmas von S. Croce in Gerusalemme, der spätere Innocenz VII., für die Seinen zu sorgen (s. im Register unter Romana curia, cardinales). Noch an demselben Tage, wo durch den Tod des Inhabers ein Kanonikat in Emmerich und die Pfarre zu Ryswick frei wird, erhält sein italienischer Sekretär diese Pfründen mit ausdrücklichem Dispens, weil er die Sprache seiner Pfarrkinder nicht versteht (Nr. 59). Der päpstliche Skriptor und Abbreviator Eckard Goring, perpetuus vicarius in eccl. Magunt., gewinnt Prozesse um die Pfarrkirche in Echternach, die thesauraria von St. Peter vor Mainz und zwei perpetuae vicariae sine cura im Mainzer Cistercienserkloster Mariä

Magdalenen, er prozessiert gleichzeitig um solche in St. Marien ad gradus in Mainz und hat die Provisionserlaubnis für Kanonikate zu St. Paul in Worms und die Propstei von St. Moritz in Mainz und päpstliche Briefe wegen solcher Kanonikate zu St. Bartholomeus in Frankfurt, St. Martin in Bingen, St. Viktor vor Mainz und der thesauraria ebendort, nicht zu vergessen die Exspektanz auf Kanonikate am Dom und zu St. Andreas in Worms (Nr. 517 vom 29. Mai 1405). Aber der Auditor und päpstliche Kaplan mag. Hermann Dwerg decretorum doctor hatte es unter Bonifaz IX. noch weiter gebracht: er hat Pfründen zu St. Severin (mit dem Dekanat) und St. Aposteln in Köln, in Bremen, Lübeck (cum scolastria), am Dom und zu St. Martin in Minden, in Enger und Wildeshausen, eine ebdomedaria in Herford und die Marienkapelle vor Vechta, dazu Provisionen, aber noch nicht den Besitz, von der Martinskapelle vor Andernach und den Propsteien von St. Andreas und St. Aposteln in Köln, und erhält neu Pfründen in Breslau und Ermland und Reservationen für weitere ebenfalls in Breslau und Ermland und in Salzburg (Nr. 325 vom 1. Jan. 1403). Natürlich sah es dann in solchen Gemeinden nicht immer zum besten aus. Der Scriptor Adolf von Bomel mußte als Rektor der Pfarrkirche zu Nimwegen seine 18 perpetui vicarii verklagen, weil sie freilich ihr Geld nahmen, aber ihre Pflichten gröblich vernachlässigten, zum Teil auch „freno pudicitie laxato et vitio incontinentie laborantes vitam ducant penitus inhonestam". Solche Verfehlungen stehen nicht allein (z. B. Nr. 33). Während der Erzpriester von St. Marien in Aachen das geistliche Gewand ablegt, um heiraten zu können (Nr. 1056), haben die Erzbischöfe von Mainz und von Köln ihren Söhnen in ihrem Stande eine gute Statt bereitet (Nr. 1010; 801: Henricus Friderici de Sarwerden scolaris Colon. dioc., de archiepiscopo et moniali ordinis s. Benedicti genitus; bezeichnend ist auch Nr. 392). Bonifaz IX. erteilte einem 15jährigen Dispens für eine Pfründe mit Seelsorge (Nr. 163) und providiert einen neunjährigen mit Kanonikaten in Köln und in Würzburg (Nr. 440). Innocenz VII. muß gegen einen Trierer Priester wegen Falschmünzerei einschreiten, der sich als Münzmeister des Trierer Erzbischofs Werner ausgegeben hat (Nr. 524). Natürlich stehen neben solchen Stücken, die sich leicht vermehren ließen, viele, die den regelmäßigen Gang des kirchlichen Regierungsapparates veranschaulichen; das Gesamtbild bleibt nichtsdestoweniger trostlos.

Von allgemeinerem Interesse ist u. a. folgendes. Ehedispense wegen Gevatterschaft betreffen Nr. 15, 106, 236, 248, wegen Affinität (Verwandtschaft des 2. Gatten mit dem 1. im 3. oder 4. Grade, der 2. Gattin mit der 1. im 3. Grade) Nr. 171, 533, 534. Zweimal müssen Geistliche an Lepra erkrankt zurücktreten, Nr. 889 und 1047, 953, die Stiftung eines Leprosenhauses in Bonn erscheint Nr. 901, 902. Die Zahlung des servicium commune be-

treffen Nr. 97, 111, 984, 1035, 1040, 1074 (Echternach, Paderborn, Köln). Nr. 395 vom 1. Okt. 1403 handelt von der Bestätigung König Ruprechts durch den Papst und dem ihm für den Romzug gewährten Zehnten; Nr. 449 vom 4. Aug. 1404 droht den ihm widerstrebenden Bürgern von Aachen mit dem geistlichen Schwert. Dem Kapitel von St. Marien zu Aachen hat der Papst das Privileg erteilt, „quod . . . nullos nisi graduatos aut nobiles seu de militari genere procreatos in eadem ecclesia in canonicos recipere . . . debeant“, setzt es aber auf Bitte der Stadt Aachen am 26. Febr. 1415 außer Kraft, Nr. 1058. Am Kölner Dom sind nach Nr. 798 (18. Aug. 1409) vorhanden „72 canonicales prebende, ad quas, dum vacant, octo ex ipsis presbyteralibus prebendis exceptis, nisi persone ex utroque parente de illustri prosapia procreate in canonicos recipi pro tempore consueverunt et recipiuntur“. Der päpstliche Notar und Dekan von Bellevaux (Kreis Malmédy) mag. Ludovicus de Lucemburgo, „qui de imperiali et regia stirpe originem traxit“, verdeckt mit dieser tönenden Bezeichnung wohl nur sehr durchsichtig den Makel illegitimer Abkunft, Nr. 1000 (22. Jan. 1414). Den siegreichen Ausgang des Prozesses des Rudolf Losse canonicus praebendatus eccl. Trever. um ein Kanonikat von Trier lehrt Nr. 1094 vom 31. Mai 1350 (unter den Nachträgen, die von 1297 bis 1414 reichen; Nr. 1095 vom 23. Okt. 1351 betrifft den geplanten Kauf der terra de Vrozono durch den Papst). Wie für die kuriale Beamtenschaft — nur ein „buticularius papalis“, der aber zugleich magister in artibus ist, Nr. 622, sei hervorgehoben —, so ist der Band auch für die Geschlechtskunde des niederen und hohen Adels der Rheinlande eine wahre Fundgrube; auf Schritt und Tritt fühlt man, wie ungeheuer wichtig die Arbeiten an dem großen Repertorium Germanicum sind, die Paul Kehr eben vor Kriegsausbruch wieder rüstig in Fluß gebracht hatte.

Auch für außerrheinische Dinge fällt wieder manches ab, das sich diesmal meist mit Hilfe des Registers verfolgen läßt: sehr oft erscheinen außer Mainz, Soest, Dortmund, Paderborn, seltener Erfurt, Würzburg, Lübeck, Breslau, Verden und vereinzelt Dorpat, Merseburg, Brandenburg (B. Volrad 1297), Bardowik, Jechaburg u. a. Der Busso Rathenow pbr. de Berlin bacc. in decretis nuncius apostolice sedis 1413 (Nr. 782, 784, 790) ist im Register nur unter R., nicht unter Berlin gebucht.

Das Namen-Register ist durchaus unvollständig und mit Irrtümern durchsetzt. Nicht nur fehlen eine Reihe wichtiger Schlagworte, sondern auch bei den aufgenommenen manche Belegstellen. Unter Romanorum reges et imperatores ergänze zu Fredericus II. et Carolus IV. 98, zu Rupertus 495, 619, zu Sigismundus 891, 1073, 1127, Romanorum imperatores als Gründer von Jnden (Cornelimünster) 1032. Ferner ergänze z. B. bei: Bononia, S. Proculi monast. 999; Buscoducis, S. Johannis in,

dec. 1021; Cameracensis dioc. 963 u. ö.; dec. 965; Cathalaunensis eccl. capellania 800, capellanus 834; Coloniensis eccl. S. Georgii dec. 476; Verdensis ep. 395, 720 (Ulricus); Metensis eccl. primicerius 965; Monasteriensis dec. 1021; Romana curia, secretarius papalis 968; Spirensis ep. Rabanus 720, ep. 524, eccl. praep. 743; can. 745, 764; Wormatia, eccl. S. Ciriaci extra muros praep. 772; im Sachregister bei annatae 981. Es fehlen weiter z. B.: de Constantio, Alexander, miles 483; Frequentinensis ep. 648; Vulteranensis ep. 965; Guillermus 977; Januensis S. Donati praepos. 1021; Ratisponensis capelle B. Marie Veteris praepos. 827; Rigensis ep. Johannes 720; Savonensis (so! nicht Sanon.) ep. Johannes 483. Falsch wird Petrus Ostiensis et Velletrensis ep. 1098 als Bischof von Belluno-Feltre erklärt, während der bekannte Kardinal gemeint ist. In Nr. 168 („1401 April 20.", aber „kl. maii") und Nr. 307 („1402 December 9." aber „idus decembris") stecken entweder in der Auflösung oder im Text Fehler; ebenso in Nr. 953 („1412 März 31.", aber „terciodecimo kl. decembris a. tercio", was 1412 Nov. 19. wäre). Unverständlich ist, wie Johann XXIII. am gleichen 1. Sept. 1413, Nr. 978 in Florenz, Nr. 979 in Bologna ausstellen lassen kann. Wenn der Text richtig gedruckt ist, so gehören ferner Nr. 551 zum 21. (nicht 20.) Jan. 1406, Nr. 907 und 908 zum 23. (nicht 24. oder 26.) Febr. 1412, Nr. 1079 zum 13. Jan. 1301 (nicht 1300). Nr. 935 ist in Bonn, nicht in Rom, von Eb. Friedrich von Köln am 10. Aug. 1412 gegeben. Nr. 1030 ist offenbar identisch mit Nr. 1031. In Nr. 351 ist zu lesen „Cristofori tit. S. Ciriaci (st. Crucis) presbiteri cardinalis".

Berlin-Steglitz. A. Hofmeister.

53.

Gie, S. F. N., Die Kandidatur Ludwigs XIV. bei der Kaiserwahl vom Jahre 1658. Mit besonderer Berücksichtigung der Vorgeschichte. (Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, hrsg. von Georg v. Below, Heinr. Finke, Friedr. Meinecke, Heft 61.) Gr. 8⁰. VII u. 108 S. Berlin u. Leipzig, Dr. Walther Rothschild, 1916. M. 3.20.

Der Verf. hat in seiner fleißigen, verdienstvollen Arbeit das wichtige und zugleich schwierige Problem der Kaiserwahl von 1658 bis auf den Grund ausgeschöpft und in seinen tiefgehenden Untersuchungen uns manche neue Anregung gebracht.

Im 1. Teile, der die Vorgeschichte der Wahl behandelt, wird die Wichtigkeit gerade dieses Teiles der Forschung betont, da die Wahlgeschichte nicht mit dem Tode Kaiser Ferdinands III. (2. April 1657), sondern bereits mit dem Tode des Römischen Königs Ferdinand IV. (9. Juli 1654), dem Zeitpunkte des Einsetzens der diplomatischen Vorverhandlungen, beginnt. Gerade dieses wichtige Kapitel der Vorgeschichte ist von den neueren Forschern, mit Ausnahme von Pribram (zur Wahl Leopolds I.

[1654—58] Arch. f. öst. Gesch. Bd. 73. Wien 1888), in hohem Maße vernachlässigt worden. Alle anderen Bearbeiter der Wahlfrage — so Erdmannsdörffer, Arndt, Heide, der Franzose Chéruel, zuletzt Preuß — bleiben entweder auf dem Standpunkte Pribrams stehen, oder (was viel schlimmer ist) beginnen erst mit dem Jahre 1657, was einer Übergehung der Vorverhandlungen gleichkommt. Daher will sich auch der Verf. mit dem Standpunkte Pribrams, des einzigen Forschers, der in seinem Sinne die Vorgeschichte gründlich erörtert hat, besonders befassen. Er will jedoch nicht etwa eine Geschichte der Vorverhandlungen bringen, sondern diejenigen Tatsachen besonders hervorheben, die von Pribram nicht genügend berücksichtigt worden sind und die für die Untersuchung des Verf. Bedeutung haben.

In dem 1. Kapitel dieses Abschnittes, die Anfänge der Wahlverhandlungen, zeigt der Verf., im Gegensatze zu Pribram und den ihm folgenden Forschern, daß die Tätigkeit Mazarins eine mehr negative, zugleich defensive zu nennen ist. Sie war eine Abwehr jener ersten Bestrebungen, die von der kaiserlichen Partei ausgingen zur Anregung für die Wahl des zweiten Sohnes des Kaisers, Leopold Ignaz, und durch ihren Gesandten Volmar im Sommer 1654 am Rhein zum Ausdrucke gelangten. Nur unter dem Banne dieses Schreckbildes einer schnellen Erhebung des Habsburger Sprossen hat Mazarin die bayrische Kandidatur des Kurfürsten Ferdinand Maria erstehen lassen, und zwar auch nur, wie aus seinen Weisungen an seine Vertreter am Rhein ersichtlich ist, ohne Übereilung, zum Zwecke des Aufschubes des Wahlgeschäfts.

Diese dilatorische Behandlung seiner Wahlpolitik setzte Mazarin auch in der ersten Hälfte des folgenden Jahres fort, wie im 2. Kapitel gezeigt wird, und zwar gab ihm die wachsende Erkenntnis über die Aussichtslosigkeit der bayrischen Kanditatur dazu Veranlassung. Klarheit über diese wichtige Tatsache hat erst eine geheime Weisung Mazarins an de Lumbres gebracht, ein Dokument, das Pribram noch nicht gekannt hat. Eine andere Frage, die der Verf. hier stellt, ist, ob Mazarin bereits 1654 mit der Kandidatur Ludwigs XIV. hervorgetreten ist. Pribrams bejahende Antwort hierauf, die er aus einem Memorial Volmars von 20. Nov. 1654 herleitet, weist der Verf. als nicht stichhaltig zurück, da es sich in dem tendenziös gefärbten Berichte Volmars nur um unbestimmte Vermutungen und Befürchtungen handelt. Als viel beweiskräftiger hätte die Werbung des Landgrafen Georg Christian v. Hessen-Homburg für den französischen König bei den rheinischen Kurfürsten im Juni 1655 angeführt werden können. Aber auch diesem Schritte des deutschen Ermissärs gegenüber, dem er mißtraute, blieb Mazarins Verhalten bezeichnend: die erste öffentliche Aufstellung der Kandidatur seines königlichen Herrn vor der Welt gestand er zu; die volle Verantwortung für diesen Schritt lehnte er ab.

Im 3. Kapitel wird auf die Zurückdrängung der Wahlfrage durch die nordischen Angelegenheiten seit Mitte 1655 hingewiesen. Der im Sommer 1655 beginnende schwedisch-polnische Krieg zwang die französische Diplomatie, sich von der deutschen Wahlpolitik abzuwenden, da ihre ganze Aufmerksamkeit auf wichtigere, näherliegende Ziele, der Beilegung des nordischen Konfliktes, und der Allianzfrage, nunmehr gerichtet sein mußte. — Auch für das Frühjahr und für den Frühsommer 1656 (4. Kapitel), den Zeitpunkt einer besonders günstigen politisch-militärischen Lage Frankreichs, glaubt G. nicht wie Pribram und andere einen neuen, energischen Ansturm Mazarins für die bayrische Kandidatur feststellen zu können. Die Ziele der französischen Diplomatie blieben die vorhin angegebenen, vor denen die Wahlpolitik unter Beibehaltung ihrer dilatorischen Behandlung zurücktreten mußte. Mazarins Beweggründe waren sein uns heute bekannter Mangel an Vertrauen zu der bayrischen Kandidatur, die damalige Aussichtslosigkeit für seinen König und schließlich das Ausscheiden der zweiten französischen Kandidatur, des Pfalzgrafen von Neuburg, wegen seiner Streitigkeiten mit den Brandenburgern. — In einem kurzen Rückblicke faßt hierauf der Verf. die bisherigen Ergebnisse seiner Forschung dahin zusammen, daß Mazarins dilatorische Weltpolitik ein Zeichen seiner Schwäche, eine Zwangslage, geschaffen durch den Mangel an geeigneten Kandidaten, war.

Im 2. Teile wird das eigentliche Thema, die Kandidatur Ludwig XIV. nach dem Tode Kaiser Ferdinands III., behandelt. G. stellt zunächst in der einschlägigen Literatur die beiden Gruppen von Forschern mit ihren entgegengesetzten Meinungen fest; die erste, durch Pribram und Chéruel vertreten, faßt die Absichten Mazarins für die Kandidatur Ludwigs XIV. als ernste auf; die zweite, der hauptsächlich Heide und Preuß angehören, erkennt derartige Bestrebungen Mazarins nicht an. Um zur richtigen Erkenntnis in dieser Streitfrage, die nach Heide „zu den subtilsten Problemen der Geschichtsschreibung gehört“, zu gelangen, genügt nicht, nach des Verf. Ansicht, ein Eingehen auf die offenen Weisungen Mazarins, sondern auch die geheime Tätigkeit seiner Diplomatie müsse berücksichtigt werden.

Im 1. Kapitel dieses zweiten Teiles stellt der Verf. fest, daß die Aussichten Mazarins für seine Wahlpolitik nach dem Tode des Kaisers, sowohl die äußere militärisch-politische Lage Frankreichs anlangend, als auch seine Beziehungen zu den ausschlaggebenden Wahlfaktoren, den Kurfürsten, günstige waren. Gestützt auf diese verheißungsvolle Basis, sehen wir den geschmeidigen Meister seiner Kunst von der bisherigen defensiven zur aggressiven Politik übergehen. Aber auch jetzt, bei dieser veränderten Taktik, fehlte es Mazarin an der allerersten Voraussetzung: er hatte noch immer keinen guten Kandidaten. Die Aussichten für Bayern und Neuburg waren nicht besser geworden. So ergab sich für ihn die Zwangslage, an der Kandidatur seines

eigenen Herrn festzuhalten, und erst ganz spät, als auch diese sich undurchführbar zeigte, tauchten als mögliche Bewerber der Bruder des Königs, [nicht wie der Druckfehler S. 49 besagt, des Kölners!!] Monsieur (Herzog Philipp v. Anjou) und der Herzog von Savoyen auf.

Im 2. Kapitel zu dem Wahltermine übergehend, führt G. aus, daß Mazarin nach dem Tode des Kaisers eine Beschleunigung der Wahl angestrebt habe. Die Gründe sowohl für dieses veränderte Vorgehen als auch für das entgegengesetzte, dilatorische Verhalten der österreichischen Partei werden angegeben. Im 3. Kapitel werden Mazarins Bestrebungen für seine beiden Kandidaturen dieses Zeitabschnittes, die bayrische und die Neuburger, geschildert. Die bayrische wünschte er, brachte ihr jedoch, wie von Anbeginn, wenig Zuversicht entgegen. Der Neuburger hingegen ist sein Lieblingskandidat gewesen, der Plan zu seiner Erhebung von französischer Seite ausgegangen. Wie Chéruel richtig bemerkt, lag der einzige Grund für diese Bevorzugung in der Annahme, daß dieser Fürst nur ein Schattenkaiser gewesen wäre „obéissant à toutes les impulsions de la France".— Das 4. Kapitel enthält sehr eingehende Untersuchungen über die Frage, von welcher Seite der Gedanke an die Kandidatur Ludwigs in den ersten Monaten nach dem Tode des Kaisers ausgegangen ist. Die entgegengesetzte Beurteilung dieser Frage durch Pribram und Preuß ist auf die verschiedene Auslegung der günstig lautenden Berichte der französischen Vertreter Gravel und Homburg für die Zeit von Anfang Mai bis Mitte Juni 1657 zurückzuführen. Preuß vertritt die Ansicht, daß Mazarin die Anregung erst durch Mainz, besonders den Kanzler Boyneburg erhalten habe, während von Pribram Gravel und Mazarin als verantwortlich hingestellt werden, als Werbende um Mainz. Pribrams Auffassung, bereits von Preuß widerlegt, wird als abgetan betrachtet. Für die Polemik gegen Preuß werden die französisch-mainzischen Verhandlungen einer Kritik unterzogen. Der Verf. gelangt dabei zu dem Ergebnisse, daß den Unterredungen zwischen Gravel, Boyneburg und später Joh. Philipp v. Mainz eine Beweiskraft für die Ansicht von Preuß, daß die Inititative den Franzosen erst von Mainz eingegeben wurde, nicht beizulegen sei. Eine um so größere Bedeutung hingegen legt der Verf. dem Berichte des damals in Bonn weilenden kurbrandenburgischen Gesandten v. Canstein bei, nach ihm geradezu die Hauptquelle für unsere Auffazsung von der französischen Wahlpolitik um diese Zeit. Geht doch aus diesem Berichte die Initiative Mazarins für seinen König hervor, indem er durch seine Vertreter unter den Kurfürsten die Auffassung verbreiten ließ, daß die Wahl Ludwigs an dem Brandenburger einen warmen Fürsprecher finden würde.

Im letzten Kapitel setzt G. aus den Weisungen Mazarins in langer Beweisführung gegen Preuß auseinander, daß die Triebkraft für den Wahlgang Ludwigs XIV. nicht erst von Kurmainz

ausgegangen sei, sondern von Mazarin selbst, der allerdings seinen Vertretern äußerste Zurückhalung eingeschärft habe, um es nicht mit den Kurfürsten zu verderben. Als Lockmittel seiner Werbung in Mainz benutzte der listige Italiener die Verheißung, daß bereits zwei Kurfürsten (nach dem Verf. konnten diese Ungenannten nur der Neuburger und der Brandenburger sein) sich für Ludwig erklärt hätten. Es war dieses nur einer seiner bekannten, gewagten Schachzüge — in Wirklichkeit haben weder diese beiden Kurfürsten Sympathien für die französische Kandidatur, noch Mazarin selbst Vertrauen in ihre Persönlichkeiten bewiesen. Noch mehr für die energische Betätigung Mazarins in Ludwigs Interesse, sprechen die Wirkungen seiner Weisungen an den verschiedenen Höfen, so besonders dem Brandenburgischen. Konnte doch im August 1657 der schwedische Gesandte v. Schlippenbach von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm erfahren, daß die französischen Gesandten „bei ihm mit der Tür ins Haus gefallen" und direkt für Ludwig eingetreten waren. Selbst als gegen Mitte und Ende 1657 die Wahl Leopolds so gut wie gesichert erschien, hielt Mazarin mit bezeichnender Zähigkeit an seinen Bestrebungen fest, indem er mit Unterstützung des Mainzers durch die Einführung einer Wahlkapitulation die Machtbefugnisse des zukünftigen Kaisers zu beschränken versuchte.

In seinen Schlußbetrachtungen behandelt G. die Frage, welche Beweggründe Mazarin zu seiner energischen Betätigung für die Kandidatur Ludwigs geführt haben, und stellt dafür drei Ausgangspunkte auf: die Wahl war durch seine Wünsche eingegeben, günstige Nachrichten aus Deutschland ließen einen Erfolg hoffen, und schließlich wurde der Kardinal durch den Mangel an deutschen Kandidaten dazu gedrängt. Aber noch von einem anderen gewichtigeren Gesichtspunkte ist das zähe Ringen Mazarins um die höchste Würde für seinen Herrn zu betrachten: in dem welthistorischen Konflikte zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg. Ein kurzer historischer Rückblick auf die steigende Entwicklung Frankreichs unter Ludwig XIV. ist genügender Beweis für die Tatsache, daß in Mazarin der Gedanke immer greifbarere Form annehmen konnte, die Weltmachtstellung Habsburgs durch die Gewinnung der Kaiserwürde auf Ludwig und damit an Frankreich übergehen zu lassen.

Berlin-Wilmersdorf. Arthur Levinson.

54.

Wundt, Wilhelm, Leibniz. Zu seinem 200jährigen Todestage 14. November 1916. Gr. 8⁰. V u. 132 S. Leipzig. A. Kröner, 1917. M. 3.—; geb. M. 4.—.

In vier Kapiteln behandelt Wundt Leibniz und seine Zeit, Leibniz und die Scholastik, Leibniz und die neue Wissenschaft, Leibniz und die Zukunft der deutschen Philosophie.

Dem naturwissenschaftlich-mathematischen Standpunkt W.s entsprechend wird die vorliegende Schrift nicht dem erkenntnistheoretischen von Leibniz gerecht. Wundt sucht einseitig die Philosophie von Leibniz mathematisch-naturwissenschaftlich zu fundieren und zu zeigen, wie dieser der von W. selbst ausgebildeten Richtung in glänzendster Weise vorgearbeitet habe. Immerhin sind die Hinweise auf die Beziehungen von Leibniz zur Naturwissenschaft beachtenswert.

Besonders wertvoll sind die leider recht kurzen Ausführungen über die ethischen, rechtsphilosophischen und politischen Anschauungen von Leibniz. Es ist richtig, wenn W. zeigt, daß Leibniz zwar nicht tiefer, aber umfassender das Problem einer reinen Ethik der Pflicht aufgenommen hat als später Kant. „Während dieser sein Sittengesetz als eine durchaus individuell beschränkte Norm hinstellt, fließen in der Dreieinigkeit der Normen bei Leibniz individuelle Pflicht und sittliche Gebundenheit an die Gemeinschaft zusammen, und jedes von beiden Pflichtgebieten ordnet sich dem andern nach dem Wert seiner Bedeutung unter" (S. 112). Leibniz' Anschauungen von Recht und Staat bauen sich auf der sittlichen Natur des Menschen auf. „Wenn irgendein Denker den theoretischen Egoismus und seine Nebenform, den Utilitarismus der Aufklärungszeit, im Prinzip überwunden hat, so ist es Leibniz gewesen" (S. 123).

Leibniz haben die politischen Verhältnisse seines Jahrhunderts immer und immer wieder zur Stellungnahme veranlaßt. Er ist, so heißt es S. 13 bei W., dem Drang der Zeit und eigenstem Bedürfnis folgend, Politiker gewesen, er hat sich aus diesem Bedürfnis heraus vor allem die juristische und staatswissenschaftliche Bildung der Zeit angeeignet und die äußere Stellung gesucht und gefunden, die ihm die Ausübung dieses politischen Berufs ermöglichte! „Wer auch nur probeweise irgendeine seiner Staatsschriften liest, wie die unter dem Pseudonym „Caesarinus Fürstenerius" erschienene über die Souveränität der deutschen Fürsten und ihr Verhältnis zur Oberhoheit des Kaisers oder, um ein noch gleichgültigeres, wenn auch heute vielleicht wieder aktuell gewordenes Beispiel zu nehmen, seine Denkschrift über die Wahl eines Königs von Polen, dem tritt hier eine so erstaunliche Virtuosität juristischer und praktisch-politischer Dialektik entgegen, wie einer solchen niemand fähig ist, der nicht neben seiner eminenten Fachkenntnis und seiner unerreicht logischen Begabung zugleich das scharfe Schwert dieser Logik mit Begeisterung handhabt" (S. 9).

Auf diese politische Bedeutung von Leibniz mit Nachdruck hingewiesen zu haben, ist ein besonderes Verdienst Wundts.

Charlottenburg. W. Sange.

55.

Peters, Erwin, Die Orientpolitik Friedrichs des Großen nach dem Frieden von Teschen (1779—1786). (Historische Studien, hrsg. von Rich. Fester. Heft 4.) Gr. 8°. XII u. 56 S. Halle a. S., Max Niemeyer, 1914. M. 1.80.

Unsere Blicke sind heute wieder unverwandt nach dem Orient gerichtet; die orientalische Frage ist seit November 1914 an einen entscheidenden Punkt gelangt. Denn siegen unsere Gegner, so ist das Schicksal der Türkei besiegelt und die völlige Aufteilung die Folge. Seitdem aber die Gallipoli-Expedition so völlig gescheitert ist, und anderseits Bulgarien als ein neues Bollwerk sich den Mittelmächten zugesellte, haben die Dinge ein solches Aussehen gewonnen, daß nicht nur die Erhaltung, sondern ein völliger Neuaufbau des Osmanischen Reiches zu erwarten ist. Daher dürfte es zeitgemäß erscheinen, die Beziehungen des Osmanischen Reiches und Preußens in eine frühere Zeit zu verfolgen, wo die Dinge bei aller Verschiedenheit im Einzelnen nicht so ganz unähnlich lagen. Fürst Gortschakoff sagte zu Bismarck, die Bündnisse der europäischen Mächte ließen den Leiter der deutschen Politik nicht ruhig schlafen (vous avez le cauchemar des alliances), worin ihm B. in seinen „Gedanken und Erinnerungen" recht gibt. Wenn also die Ausgangszeit B.s unter dem Druck alter und neu sich findender Gegner steht, so wurde das letzte Jahrzehnt der Friederizianischen Politik dadurch in Atem gehalten, daß man keinen Staat finden konnte, in dessen dauerndem Interesse es lag, zu dem preußischen Staat in ein nahes Bündnis zu treten.

Anderseits war aber auch die Türkei isoliert und hielt nach einem Bundesgenossen Ausschau. Die Lage des Osmanischen Reiches in Europa bot ja Jahrhunderte lang eine Anomalie dar. Es gehörte nicht zur christlichen Gemeinschaft der abendländischen Völker, und daher konnten, solange die kirchlichen Gedanken im Vordergrund des Interesses standen und auch die Politik aktiv beherrschten, theoretisch eigentlich nie bindende Verträge oder gar ein dauerndes Bündnis mit diesem Staate geschlossen werden. Diese Theorie ist aber in dem Drang der Ereignisse oft genug durchbrochen worden. Aber wenn man auch einmal notgedrungen mit der Türkei in bindende Abmachungen eintreten mußte, so sollte es wenigstens möglichst geheim und von der breiten Masse, die ja stets mehr gefühls- als verstandsmäßig urteilt, unbemerkt geschehen. Als König Franz I. im Jahre 1536 das erste Bündnis mit dem Osmanischen Reiche schließt, erregt das in der ganzen abendländischen Welt einen Sturm der Entrüstung. Und dabei bedenke man, daß wir damals in der Zeit der Renaissance stehen, in der doch die religiösen Gesichtspunkte nicht mehr die leitenden sind. Selbst ein Pietro Aretino

machte dem französischen Könige deshalb die härtesten Vorwürfe!

Und wie ist es $2^1/_2$ Jahrhunderte später? Österreich war in dauerndem Kampf mit der Türkei zur Großmacht geworden; die Türkei selbst bot für Europa keine Gefahr mehr, die Welle der islamitischen Expansion war im Zurückfluten. Frankreich hatte nach jenem oben besprochenen Ereignis oft eine Annäherung an die Türkei betrieben und so ein nicht zu unterschätzendes Übergewicht im Orient errungen. Aber gerade in jener Zeit, also um 1770, macht sich eine von zwei ganz verschiedenen Seiten geleitete Mißstimmung gegen diese Politik geltend, und es gelingt sogar, den Minister Choiseul, der sie vertrat, zu stürzen. Einmal waren es die streng-kirchlichen Kreise, die sich mit dem Gedanken des Anschlusses an eine nichtchristliche Macht nicht befreunden konnten, anderseits wollte aber auch der erklärte Gegner jener Ideen, die Aufklärung, von einem Bündnis mit den Barbaren nichts wissen; um die „Humanität" zu verbreiten, war man zu einer Art weltlichem Kreuzzug bereit, den Voltaire wirklich befürwortete. Ähnliche Stimmungen herrschten in Rußland vor, so daß man auch hier zu keinem Bündnisse mit den Türken kommen konnte.

In der auswärtigen Politik Friedrichs des Großen im letzten Jahrzehnt seiner Regierung verquickt sich das Problem der Annäherung an die Türkei mit der polnischen Frage und dem Verhältnis zu Rußland. Denn was Friedrich damals suchte und suchen mußte, war die Deckung gegen Österreich durch irgend eine andere Macht. Sobald Rußland und Preußen sich verbanden, waren sie mächtig genug, Österreichs Orientpolitik unter Kontrolle zu nehmen. Es war also damals umgekehrt als in unseren Tagen: in Österreich lag die Gefahr, in Rußland ein zu gewinnender Bundesgenosse. Aber Katharina ging auf die Intention des preußischen Königs nur wenig ein, und infolge davon blickte Friedrich über Rußland hinweg nach einen neuen Bundesgenossen: dem Osmanischen Reiche. Trotzdem ist es nur vorübergehend zu einer Annäherung der beiden Mächte gekommen. Das lag in der Verzwicktheit der ganzen Lage; Friedrich plante nämlich einen Dreibund, in dem Rußland und die Türkei zusammenstehen sollten. Da aber der Konflikt zwischen diesen beiden Mächten von neuem ausbrach, konnte der großangelegte Plan nicht zur Verwirklichung gelangen.

Für den Inhalt der Schrift sei im übrigen auf die eingehende Kritik hingewiesen, die G. B. Volz 1915 in den „Forschungen zur brandenb. und preuß. Geschichte" (Bd. 28, S. 607 ff.) den Ausführungen des Verf. gewidmet hat.

Cottbus. G. Heinz Putzner.

56.

Humboldt, Wilhelm von, Gesammelte Schriften. Hrsg. v. d. Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. 14. Band. 3. Abteilung: Tagebücher. Erster Teil. Hrsg. von Albert Leitzmann. Gr. 8⁰. 644 S. Berlin, B. Behrs Verlag, 1916. M. 20.—.

Von den Tagebüchern W. v. Humboldts liegt uns nun in einem stattlichen Bande der 1. Teil vor, der das Jahrzehnt von 1788 bis 1798 enthält; die wichtigste Zeit seiner Entwicklung, „von zwanzig bis dreißig“, eingeschlossen von zwei Aufenthalten in Paris 1789 und 1798.

Von dem Reichtum des Inhalts dieser Tagebücher kann man kaum in Kürze berichten. Man weiß nicht, ob sie mehr zur Kenntnis seines eigenen Wesens oder aller der Städte und Menschen dienen können, die der Wißbegierige aufgesucht hat, oder endlich zur Erkenntnis einer Zeit, in der man so reiste, so sich umtat, so den Verkehr pflegte, so an seiner Bildung arbeitete, so Tagebücher führte und sich täglich Rechenschaft gab.

Am Beginn der „Materialien“ (1797) spricht es Humboldt aus, daß „diese Blätter eine kurze Anzeige alles dessen enthalten, was ich von Tag zu Tag gesehen, erfahren, gelesen und gedacht habe“; er hat sich einen genauen Plan für dieses „Repertoire“ angelegt; jede Materie soll nach Nummern mit Marginalien „zur Bequemlichkeit des Zitierens“ geordnet werden, alles nach dem „Gesichtspunkt, meine wichtigen Arbeiten über Menschenkenntnis und Menschenbildung vorzubereiten und mich selbst meiner Bestimmung, das Fach zu erfüllen, näher zu bringen“. Nicht besser kann man eine Zeit kennzeichnen, in der so emsig an der Ausbildung des Menschen gearbeitet wurde, und einen Mann, der in diesem Bestreben an der Spitze seiner Zeit stand. Als Humboldt 1789 die Karlsschule kennen lernte, tadelt er die eingezwängte, einförmige Erziehung und fügt hinzu (S. 154): „Jeder Mensch existiert doch eigentlich für sich; Ausbildung des Individuums für das Individuum und nach den dem Individuum eigenen Kräften und Fähigkeiten muß also der einzige Zweck alles Menschenbildens sein.“ Aber sofort schränkt er ein: daß „selbst die Ausbildung des Individuums ein Vergesellschaften, folglich Bindung fürs ganze erfordert“.

Humboldt hat 35 Jahre später in einem Brief an Charlotte Diede (1. Mai 1825) geschrieben: „Gerade in den Jahren, wo wir uns sahen (1789), hatte ich eine Art Leidenschaft, interessanten Menschen nahezukommen, viele zu sehen und diese genau, und mir in der Seele ein Bild ihrer Art und Weise zu machen. Ich hatte mir dadurch früh eine Menschenkenntnis verschafft, die anderen sonst wohl viel später fehlt. Ich benutzte sie zu allgemeinen Ideen, klassifizierte mir die Menschen, verglich sie, studierte ihre Physiognomie, kurz, machte daraus, so viel es gehen wollte, ein eigenes Studium.“

Der vorliegende Band ist der Beleg für dies Studium. Auf den Reichtum seines Inhalts hier einzugehen, ist unmöglich, darum möge nur das dem Historiker Wichtigste berührt werden: die beiden Pariser Besuche.

Der erste Aufenthalt vom 3. bis 27. August 1789 hat nur wenige längere Eintragungen, und diese sind viel mehr philantropisch und humanitär als politisch. Nur bei der zerstörten Bastille äußert sich Humboldt ganz im Sinne der jungen Pariser Revolution: geringe Achtung vor dem Königtum, Tadel des Christentums, weil es den Freiheitssinn niederdrücke, Verehrung Lafayettes und der Bastille-Stürmer, Glaube an die schon feststehende Legende des Bastille-Sturmes. Die gräßliche Ermordung Foullons und Berthiers wird mit den Worten: „Hier starben noch neulich an einem reverbère" berichtet.

Wie anders das Tagebuch des zweiten Pariser Aufenthalts von Ende 1797 bis 1799! Wie hatte sich Humboldt inzwischen entwickelt, was hatte Paris inzwischen erlebt! Aber auch da sei eine allgemeine Bemerkung vorangeschickt, die dem Historiker sich aufdrängt: Humboldt, der alles sieht, alle irgendwie bedeutenden Franzosen kennen lernen möchte, alle Erscheinungen der Literatur sich vorführt — er ist doch viel mehr Philosoph, Ästhetiker, Physiognom als Politiker und Geschichtsforscher. Alle Eindrücke und Gespräche merkt er an, alle Theaterstücke und Bücher bespricht er, aber für die großen Vorgänge dieser Tage — es ist die Zeit, wo Bonaparte nach Ägypten fährt — hat er kaum ein Wort. Ihn beschäftigen die Doktrinen der Republik und ihre Vertreter, aber für die lebendigen Kräfte der Politik hat er wenig Verständnis. Es ist der Deutsche jener Zeit, deutsch zugleich und kosmopolitisch, der Jünger und Apostel Kants (hinter dem Goethe und Schiller ganz zurücktreten), der hier im Mittelpunkt der Welt Studien macht, lernt und lehrt; aber er teilt noch die allgemeine Überschätzung der Theorie und unterschätzt die großen Bewegungen der Politik, die nicht der „Philosophie" unterstehen. „Siéyès gab mir Recht, que les évènements iraient en avant des idées et que c'était là un grand malheur". Daß in den Ereignissen geschichtliche Ideen walten, sahen sie nicht.

Zwei Männer sind es, die im Vordergrund stehen: Bonaparte und Siéyès. Beide hat Humboldt kennen gelernt. Von dem General gibt er (S. 376) eine ausführliche physionomische Schilderung, die hohes Interesse erregt; näher gekommen ist er ihm nicht, wenn er auch einige hübsche Züge erzählt, und seine Bedeutung hatte er doch noch nicht erfaßt. Über die Stellung Bonapartes zum Direktorium und über die Nil-Expedition findet sich kein Wort; Humboldt, der alles sieht, hat da nicht hineingeblickt.

Sehr oft ist er mit Siéyès zusammengewesen; diesen Mann für die deutsche Philosophie zu gewinnen, ist sein Ziel. Viel erfahren wir über ihn, was von Bedeutung für die Revolution ist.

Dem wichtigsten Gespräch (S. 441) fehlt der Anfang im Manuskript. Der Herausgeber glaubt, daß es sich um Garat handle, doch war der damals wohl schon in Neapel; es ist aber durch Vergleichung leicht zu sehen, daß es wiederum Siéyès ist, mit dem Humboldt hier spricht und von dem er meint, er sei „gewiß auch schon antiterroristisch gesinnt“. Ein andermal sagte ihm Siéyès, er „sei überzeugt, daß die Könige selbst noch das repräsentative System einführen und fühlen würden, daß sie in demselben ihren Platz behaupten können“, was Humboldt „eine sonderbare Behauptung“ nennt. Für die Charakteristik von Siéyès ist der Band eine reiche Fundgrube.

Er ist es im allgemeinen auch für alles, was mit dem Volkstum, den Sitten, der Philosophie, dem öffentlichen Leben, der Literatur, dem Theater, den Wissenschaften Frankreichs in der Zeit des Direktoriums zusammenhängt. Humboldt ist geneigt, die Revolution mehr auf die Sitten und den „Nationalcharakter“, als auf die Politik zurückzuführen („die Revolution wundert einen weniger, wenn man die Verkehrtheit und Ärmlichkeit der Moralität dieses Landes sieht“). Und doch steht er hoch über dem Doktrinarismus eines Montesquieu und Rousseau: er vertritt den deutschen Idealismus. Er tadelt Montesquieu, weil er gewissen Ländern und Klimaten immer gewisse Attribute gebe. „Als wenn die Menschheit nicht immer darüber siegte!“ Er fragt, ob Rousseau ein politischer Kopf war: „Ich glaube, nur für das Negative. Er sah nicht ein, was man mit der Freiheit machen kann. Er ging immer von den Übeln der Wirklichkeit zu entgegengesetzten Übeln der Wirklichkeit, nie ins Idealische, nur ins Chimärische über“.

Max Lenz hat in seiner Geschichte der Berliner Universität (S. 180 ff.) Humboldts Entwicklung meisterhaft gezeichnet. Der Pariser Aufenthalt in dieser Zeit war eine wichtige Station für sein Leben. „Um das Politische, wissen Sie, bekümmere ich mich nicht“ schrieb er damals an Goethe. Von der Höhe der Philosophie sah er auf das „armselige Getriebe“ der politischen Welt. Aber die Zeit mußte kommen, wo er doch die freie Persönlichkeit nicht allein in dem Gegensatz zu der eigensüchtigen Gewalt des Staates sehen konnte. Den deutschen Idealismus im Staate Preußen zu beleben, wurde seine Aufgabe.

Vieles Sprachliche wäre anzumerken. Die „Grande Nation‘ damals schon ganz gebräuchlich (S. 265). — Das Wort „Cultur‘ S. 477. — „Lesung“ immer für „Lektüre.“ —

Die Ausgabe ist mit lobenswertem Fleiß hergestellt. Vielleicht sind der Nachweise in den Noten etwas zu viel. Personen, die im Konversations-Lexikon zu finden, brauchte man nicht unten zu erklären. Was ein „Kader“, oder was Maneken-Pis ist, auch nicht. Aber viele Anmerkungen sind notwendig und dankenswert.

Berlin-Zehlendorf. Rich. Sternfeld.

57.

Berresheim, Fritz, Schiller als Herausgeber der Rheinischen Thalia, Thalia und Neuen Thalia, und seine Mitarbeiter. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, hrsg. von Max Koch u. Gregor Sarrazin. Neuere Folge. 40. Heft.) Gr. 8°. VIII u. 135 S. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, 1914. M. 4.50.

Die Geschichte der Zeitschriften im 18. Jahrhundert ist ein Gebiet, das noch recht brach liegt. Außer den moralischen Wochenschriften, den Gottschedischen Belustigungen, dem Deutschen Museum, dem Teutschen Merkur und dem Wandsbecker Bothen (vom berühmten Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen kann füglich abgesehen werden), sind sie recht stiefmütterlich behandelt worden, und es ist höchst nötig, daß hier energisch eingesetzt wird. Berresheim gibt leider nur die äußere Geschichte der Thalia und hat sich um die innere wenig bemüht; Hofstaetters vortreffliches Buch über das Deutsche Museum hätte ihm als Vorbild dienen sollen. So aber ist nichts daraus geworden als eine zum Teil recht trockene chronologische Aneinanderreihung der Thalia-Hefte, ihres Inhalts und des Briefverkehrs, den Schiller darum geführt hat. Die Schwierigkeiten, mit denen der Herausgeber zu kämpfen hatte, werden in rechtes Licht gesetzt. Einige kleine Ausstellungen, auf die näher einzugehen hier nicht der Ort ist, können nicht hindern, Berresheims Schrift immerhin als eine Vorarbeit zu dem Thema: „Schiller als Journalist" anzuerkennen.

Hannover. Wolfgang Stammler.

58.

Bleich, Erich, Der Hof des Königs Friedrich Wilhelm II. und des Königs Friedrich Wilhelm III. (Geschichte des Preußischen Hofes. hrsg. von Georg Schuster. 3. Band, 1. Teil.) Gr. 8°. XVIII u. 280 S. Berlin, Vossische Buchhandlung, 1914. M. 7.50.

Eine auf genügend wissenschaftlicher Grundlage beruhende preußische Hofgeschichte fehlt zur Zeit noch. Diesem Mangel will die von Geh. Archivrat und Kgl. Hausarchivar Dr. Georg Schuster herausgegebene „Geschichte des Preußischen Hofes" abhelfen. Zwei Teile liegen jetzt bereits vor (vgl. „Mitteilungen", Bd. 40, S. 311 ff.).

Bleich hat in seiner Bearbeitung zwei Hauptgefahren glücklich vermieden: die politische Geschichte ist von ihm nur dann herangezogen worden, wenn sie unbedingt zur Erklärung notwendig war, und von allen Legenden und allem Klatsch, der an Höfen besonders üppig wuchert, hält er seine Arbeit frei. Sie baut sich auf einer durchaus wissenschaftlichen Grundlage auf. Dem Verf. ist es darauf angekommen, ein recht anschauliches Bild des geistigen Lebens der von ihm behandelten Jahrzehnte

zu geben, um dann besonders scharf die zahlreichen Beziehungen seiner Helden zu diesem Hintergrunde hervortreten zu lassen. Seine philosophische, ästhetische und literarhistorische Bildung haben ihm hier besonders gute Dienste geleistet. Der Literarhistoriker findet von so manchem, damals vielgelesenen, jetzt fast verschollenen Buche eine treffliche Inhaltsangabe, die selbständiges Urteil zeigt. Für den Ästhetiker sind die Abschnitte, welche die Musik dieser Jahrzehnte behandeln, besonders anziehend, er wird aber bedauern, daß der Verf. auf die Beschreibung der architektonischen Werke fast ganz verzichtet. Der philosophisch Gebildete stößt allenthalben auf eine an Ranke und letzten Grundes an Hegel geschulte geschichtsphilosophische Anschauung, die es verhindert hat, daß bei aller gelegentlichen Freude am Kleinen und Unwesentlichen dem Verf. der Blick für das Wesentliche verloren gegangen ist. Er tut aus diesem Grunde mancherlei mit wenigen Worten ab, was in längerer Ausführung besonders reizvoll, für die Sache aber ungünstig war.

Wertvoll sind an dem Buche die reichen statistischen Angaben. Zahlen sprechen oft lebendiger als Worte. Die Ausgaben für Kleidung, Lebensmittel, Diener usw. einerseits, schöngeistige Erzeugnisse anderseits sind eine sehr vielsagende Charakteristik. Diese Mitteilungen in diesem Umfange und manche Einzelzüge, vor allem in der Charakteristik von Friedrich Wilhelm II., gehen auf gründliches Quellenstudium zurück und erweitern die bisherige Kenntnis wesentlich. Ganz besonders hat den Ref. B.s Urteil über das Wöllnersche Religionsedikt gefreut, dessen landläufige Beurteilung hier einer sachgemäßen weichen muß, die völlig mit der von Hintze (die Hohenzollern und ihr Werk, 1915, S. 411) übereinstimmt.

Die Gliederung des Stoffes war gegeben. Die Knaben-, Jünglings- und Regentenjahre waren nacheinander zu behandeln. Charakteriken von einflußreichen Persönlichkeiten werden stets in der erforderlichen Kürze gegeben.

Leider erschwert der schlechte Druck die Lektüre des Buches.

Charlottenburg. W. Sange.

59.

Gehrmann, Dr. Hanns, Die Städte und Freiheiten Königsberg i. Pr. im Jahre 1806. (Einwohner, Handel, Gewerbe und Repräsentation). (Veröffentlichung des Vereins für d. Geschichte von Ost- und Westpreußen). Gr. 8°. 123 S. München u. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1916. M. 3.20.

Der Titel der vorliegenden Schrift ist wohl nicht als glücklich zu bezeichnen. Die drei Städte Altstadt, Kneiphof und Löbenicht, die bis in das 18. Jahrhundert hinein selbständige Kommunalverwaltungen hatten, sowie die kleineren autonomen Bezirke,

voran die Schloßfreiheiten, sind von Friedrich Wilhelm I. bereits zur „Königlich Preußischen Haupt- und Residenzstadt Königsberg“ zusammengeschlossen worden. Freilich sind noch bis zur Steinschen Reform eine Reihe von Institutionen von dieser Verschmelzung nicht berührt worden; die Trennung der Großbürgerzünfte und der Innungen blieb zum Teil bestehen. Aber gerade G.s Arbeit zeigt, daß die Zentralisation bei weitem stärker war als die Dezentralisation. Andererseits will er auch seine Darstellung gar nicht auf das Jahr 1806 beschränken, wie der Titel besagt, sondern zieht aus dem ganzen 18. Jahrhundert sein Material heran. Und gerade in dieser ausgedehnten Aktenbenutzung liegt der Wert der Schrift. Wir erfahren, wie die Bevölkerung von Königsberg zu Ende des 18. Jahrhunderts sich zusammensetzte und welche Rechte ihre verschiedenen Schichten genossen. Ausführlich wird dann die Gewerbeverfassung geschildert, wobei G. die großbürgerlichen Gewerbe der Kaufleute und der Brauer von den kleinbürgerlichen der Häker (Detaillisten) und Handwerker unterscheidet; die Schilderung ist für die Geschichte des Absterbens der Zunftverfassung von besonderem Interesse. Ganz kurz wird dann noch über die Repräsentation der Einwohner bei der Kommunalverwaltung gehandelt, die sich bis ans Ende des 18. Jahrhunderts ein Schattendasein erhielt. Der Verf. hat sich im Titel der Schrift als Herausgeber bezeichnet und will wohl damit andeuten, daß es ihm darum zu tun ist, in Form einer Darstellung eine Edition unbekannten Materials zu geben. Da seine Angaben immer präzis und fundiert sind, kann diese Methode, den Stoff zugänglich zu machen, nur gebilligt werden.

Berlin-Lichterfelde. Eduard Wilh. Mayer.

60.

Pilder, Hans, Die Russisch-Amerikanische Handels-Kompanie bis 1825. (Osteuropäische Forschungen, hrsg. von Otto Hoetzsch, Otto Auhagen, Erich Berneker, Heft 3.) Gr. 8°. VII u. 175 S. Berlin u. Leipzig, G. J. Göschen, 1914. Brosch. M. 4.80.

Die größte Leistung auf dem Gebiete der Eroberung in Verbindung mit einer gewissen kolonisatorischen Tätigkeit haben die Russen in Sibirien vollbracht. Aber die Gründung des Russischen Amerika, das später an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde, steht ihr nicht viel nach. Mit wunderbarer Zähigkeit, Tatkraft und Umsicht hat die 1798 begründete Russisch-Amerikanische Handels-Kompanie es verstanden, jene Gebiete zu erforschen, auszubeuten, zu beherrschen. Ein paar Männer sind es gewesen, die mit Ausdauer, Geduld und unverzagtem Wagemut die eigentliche Arbeit getan haben. Ohne die schwersten Entbehrungen, aber auch ohne die größten Härten ist es auch hier, wie fast bei allen kolonialen Erwerbungen, nicht abgegangen. Die vom Zaren genehmigten Statuten fordern größtmögliche

Schonung der Eingeborenen und ihrer Rechte, größtmögliche Rücksicht auf die Angestellten und Arbeiter usw. In den rosig gefärbten Kompanie-Berichten wird auch der beste Wille kundgetan. Aber in der Wirklichkeit sah es damit wie mit vielem anderen recht traurig aus. Nachdem der Kaiser selber eine Anzahl Aktien für sich hatte zeichnen lassen, wurde es in den höchsten und allerhöchsten Kreisen Mode, Mitglied der Gesellschaft zu werden. Man tat dies um so lieber als die Aktionäre innerhalb des Verwaltungsrahmens Rechte ausüben durften, wie sie sonst nur in parlamentarisch regierten Staaten, aber nicht in Rußland, als selbstverständlich gelten. Im übrigen blühte und gedieh die Handelsgesellschaft unter den wechselvollsten Schicksalen. Natürlich drehte sich alles um Fische und vornehmlich um Pelze. Mit den letzteren liefen die Schiffe der Kompanie schon früh Japan an. Nach China fand ein regelmäßiger Handelsverkehr statt. Mit Engländern, Amerikanern, Spaniern stand man bald in freundlichen, bald in feindlichen Beziehungen. Eine Niederlassung gab es zeitweise sogar in Kalifornien, nicht weit vom heutigen San Francisco, als dieses noch aus einem einzigen kleinen Meierhofe bestand. Das Verhältnis zur Union und zu England, besonders in betreff einer definitiven Abgrenzung der Gebiete und Interessensphären, wurde schließlich bis 1825 genau geregelt, wenigstens auf dem Papier. Bei dieser Gelegenheit hat zugleich die Geburtsstunde der Monroedoktrin geschlagen.

Das vorliegende Buch schildert das alles mit großer Sorgfalt, sehr eingehend, und mit höchst interessanten Details. Vier Jahrzehnte etwa später wurde der gesamte amerikanische Kolonialbesitz von Rußland für $7^1/_5$ Mill. Goldrubel (23 Mill. Mark) an die Vereinigten Staaten verkauft. Gleich darauf zeigte die Ausbeutung der reichen Goldlager allein schon, was für ein gutes Geschäft Onkel Sam gemacht hatte.

Die wertvollen Anlagen des Buches enthalten Privilegien, Denkschriften, Statuten usw. — Papier und Druck sind gut.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

61.

Oechsli, Wilhelm, Briefwechsel J. K. Bluntschlis mit Savigny, Niebuhr, Ranke, Jacob Grimm und Ferd. Meyer. 8°. XI u. 243 S. Frauenfeld, Huber u. Co., 1915. M. 5.50.

Die Veröffentlichung dieses Briefwechsels ist recht dankenswert. Er stammt aus dem Bluntschli-Archiv in Zürich; W. Oechsli, der Verfasser der Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert, hat ihn veranstaltet und zum leichteren Verständnis mit einer Einleitung und einigen Anmerkungen versehen. Wenn letztere reichhaltiger wären, würde derjenige, der nicht gerade auf allen in den Briefen berührten Gebieten Sachverständiger ist, sicherlich

noch mehr Vorteil und Genuß von der Lektüre haben. Sehr vermißt habe ich ein Sach- und Personenregister.

Die Briefe sind interessant einmal wegen der Person Bluntschlis (geb. 1808). Sie spiegeln uns sein Heranreifen als Gelehrter und seine Anschauungen als Politiker in den Jahren 1828—1848 und bilden so eine Ergänzung zu seinen „Denkwürdigkeiten". Erstaunlich tritt auch hier wieder seine frühe Reife hervor. Schon in seinen ersten Studentenbriefen zeigen sich eine bemerkenswerte Sicherheit des Urteils, Klarheit der Ziele, große Kenntnisse, starker Wissensdrang. Sodann ziehen uns die Persönlichkeiten der Korrespondenten an. Am meisten hat mich der Briefwechsel Bl.'s mit seinem von ihm hochverehrten Lehrer Savigny gefesselt. Alle möglichen Themata werden hier erörtert, auch das Persönliche, das sonst weniger hervortritt, leuchtet hier durch. Juristische und politische Fragen bilden den Hauptinhalt dieser wie der übrigen Briefe. Der letzte an Savigny ist aus dem Jahre 1848, kurz vor Bl.'s Übersiedlung nach München. „Die Ereignisse", so begründet er diese (S. 98), „haben der Revolution die absolute Herrschaft überliefert, und von diesem Moment an war auch mein Entschluß gefaßt, die Schweiz für wenigstens einige Jahre zu verlassen. Eine politische Stellung in der Schweiz selbst ferner einzunehmen, war zur Unmöglichkeit geworden . . . . . Sogar mein bloßes Dasein — auch wenn ich mich hier aller Politik enthalte — ist gefährdet; denn, ob mit Recht oder Unrecht, ich habe den Ruf, der gefährlichste Gegner des Radikalismus in der Schweiz zu sein . . . . . Überdem konnte mich eine wissenschaftliche Stellung, wie sie die hiesige Hochschule bei der geringen Studentenzahl und der ungenügenden Vorbildung derselben darbietet, unmöglich befriedigen".

Noch mehr als im Briefwechsel mit Savigny werden die eigenen politischen Grundsätze und die anderer sowie die politischen Zustände und Vorgänge in der Schweiz, besonders in Zürich, in der Korrespondenz mit Ferdinand Meyer erörtert, dem Vater Konrad Ferdinands, ehemaligem Lehrer und späteren Amtsgenossen Bluntschlis. Diese, in die Zeit von 1829—31 fallenden Briefe geben dafür eine reiche Ausbeute.

Ferner gehören hierher die Briefe an und von Leopold Ranke (1832—33). Veranlassung bot ein von Savigny übermitteltes Anerbieten Rankes an den 24jährigen, an der historisch-politischen Zeitschrift mitzuarbeiten, was Bl. denn auch zu einigen Aufsätzen veranlaßte. Beide tauschten im Anschluß daran ihre politischen, übereinstimmenden Meinungen aus.

Schließlich enthält die Sammlung noch einen Brief Niebuhrs vom 2. Dezember 1830, in dem er seine sehr pessimistische Ansicht über die Weltlage nach der Juli-Revolution aussprach. Schön ist die Charakteristik, die Bl. in einem Briefe an Meyer (S. 155 f., vom 7./IV. 1829) von der wissenschaftlichen und menschlichen Größe Niebuhrs entwirft.

Fast ganz wissenschaftlichen Fragen ist der Briefwechsel mit Jakob Grimm gewidmet. Für ihn sammelte Bl. in der Schweiz Weistümer. Es sei noch angemerkt, daß er Grimm bei dieser Gelegenheit für die Züricher Universität zu gewinnen suchte, was dieser aber mit Rücksicht auf seinen Bruder ablehnte.

Außer den erwähnten Themata finden noch manche andere, wie z. B. Pfahlbürgerschaft, Burg- und Landrechte, Kriegsdienst der Schweizer u. a. in der Sammlung Behandlung.

Berlin-Wilmersdorf. Wilh. Steffens.

62.

Brock, Johannes, Die Vorgeschichte der Schleswig-Holsteinischen Erhebung von 1848. Gr. 8°. X u. 216 S. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1916. M. 6.—.

Max Lehmann hat dem Buche selbst den Geleitsbrief geschrieben und seine Vorzüge gebührend hervorgehoben. Wir erkennen sie an. Es ist alles da, was verlangt werden muß. Es ist auch starke innere Wärme und Anteilnahme auf Seiten des Verf. unleugbar vorhanden. Aber recht warm wird man selber nicht dabei. so günstig die Gelegenheit ist. Die Malerei ist zu sehr grau in grau. Das Ganze wirkt zu trocken. Oder, um das entgegengesetzte Bild zu gebrauchen: es wirkt wie ein Kanal, tadellos gegraben und eingefaßt, aber sehr einförmig. Das Buch verhält sich zu andern wie ein Musterknabe zu seinen Mitschülern.

Von der prachtvollen Eigenart der Schleswig-Holsteiner wird deutlich gesprochen, aber man sieht sie nicht deutlich genug. Die Personen bleiben Schatten, zwar zweifellos richtig gezeichnet und umrissen, aber doch Schatten.

Was ließe sich aus dem Material machen!

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

63.

Pastor, Ludwig von, Generaloberst Victor Dankl. Der Sieger von Krasnik und Verteidiger Tirols. Beiträge zur Kenntnis seiner Persönlichkeit. Mit Dankls Bildnis u. Schriftprobe. 8°. V u. 77 S. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung, 1916. M. 1.40.

Als Seitenstück zu dem Lebensbilde Hötzendorffs bringt uns v. Pastor jetzt auch noch den Sieger von Krasnik näher. Fehlen hier auch die persönlichen Beziehungen, die der Schrift über den Generalstabschef besonderen Reiz verliehen, so eröffnete sich dem Verf. dafür der Einblick in Feldzugsbriefe an die Gattin und damit in den unverhüllten Gedankengang des Generals. So werden uns Anschauungen unserer Verbündeten und im besonderen Dankls bekannt, die für die Entschließungen maßgebend wurden.

Dadurch gewinnt die Arbeit bedeutenden kriegsgeschichtlichen Quellenwert. Ein abschließendes Urteil über die Berechtigung jener Anschauungen muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben; doch darf schon jetzt gesagt werden, daß mancherlei über die Vorgänge im deutschen Befehlsbereich in Polen Gesagtes (z. B. S. 23, 38, 40, 41 und 44) sich nicht aufrecht erhalten lassen wird. Die weniger befriedigende Tätigkeit, die dem Feldherrn nach dem Abbrechen der ersten ruhmreichen Offensive zufiel, mag seine Stimmung beeinflußt haben. Leider war es noch nicht angängig, auf seine spätere Tätigkeit als Landesverteidigungskommandant in Tirol, für die Dankl durch seine Friedensdienststellung geradezu vorbestimmt erscheint, näher einzugehen. In seiner Gesamtheit hinterläßt das trefflich gezeichnete Lebensbild einen sympathischen Eindruck.

Berlin. A. v. Janson.

64.

Herre, Paul, Geschichtliche Schlaglichter auf den Weltkrieg. Gesammelte Aufsätze. 8°. VIII u. 148 S. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1916. M. 1.—.

Herre hatte im vergangenen Jahre in dem kleinen Buche „Weltpolitik und Weltkatastrophe“ die Ereignisse von 1890—1915 unter dem Gesichtspunkte, wie es schließlich zum Kriege gekommen, klug und geschickt für einen größeren Leserkreis dargelegt. Dasselbe gilt von dem vorliegenden Buche, einer Sammlung von Aufsätzen, die fast alle während des Krieges entstanden und ursprünglich an verschiedenen Stellen gedruckt worden sind.

Ausgehend von der nationalen Grundlage behandelt er im ersten Aufsatz „Das geschichtliche Werk der Hohenzollern“, im wesentlichen in der herkömmlichen Weise. Stark betont er, was Brandenburg-Preußen und das Deutsche Reich der hohenzollernschen Dynastie verdanken, und weist besonders auch unserm Kaiser seine originale Stellung im Gesamtwerk der Hohenzollern an. — In den übrigen Aufsätzen behandelt er einige wichtige Fragen der internationalen Politik des östlichen, südöstlichen und südlichen Europa (II. Der Dreibund und sein Ende; III. Osteuropas Schicksalsfrage; IV. Die geschichtliche Bedeutung der Dardanellenfrage; V. Der nationale Charakter der Balkanfrage; VI. Das Mittelmeergebiet als geschichtlicher Schauplatz). Alle diese Fragen erörtert er historisch in lehrreichen Längsschnitten, um dann von dem so gewonnenen Ergebnis aus die Lage der Gegenwart und Notwendigkeiten und Möglichkeiten der Zukunft zu beleuchten. Bei der Art, wie die Aufsätze zusammengekommen sind, haben sich begreiflicherweise Wiederholungen nicht vermeiden lassen; aber sie stören nicht sehr. Die Betrachtungsweise ist niemals flach, vielmehr klug und anregend. Die Darstellung ist, wie wir es bei H. gewohnt sind, gewandt und lebendig. Im

letzten Aufsatz verfolgt er die Idee des Gleichgewichts in der Politik und sucht die entartete zu einer gesunden und wertvollen Bedeutung zurückzubringen.

H. hat das empfehlenswerte Büchlein dem Andenken seines Freundes und unsers Mitgliedes Ernst Salzer gewidmet, den wir mit ihm betrauern.

Berlin-Wilmersdorf. Wilh. Steffens.

65.

Pfeilschifter, Prof. Georg, Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg. Gr. 8°. VIII u. 494 S. Freiburg i. Br., Herder, 1915. M. 5.—.

Diese Schrift hat Pfeilschifter in Verbindung mit den besten Namen des gebildeten und wissenschaftlichen katholischen Deutschlands herausgegeben und zwar mit G. Briefs, G. J. Ebers. M. v. Faulhaber, H. Finke, H. v. Grauert, K. Hoeber, F. X. Kiefl, A. Knöpfler, P. Lippert, J. Mausbach, A. Meister, K. Muth, A. Pieper. H. Platz, J. Sauer, F. Sawicki, J. Schmidlein, H. Schrörs. W. B. Switalski. Er selbst hat einen der vortrefflichsten Aufsätze beigesteuert, nämlich über „Seelsorge und religiöses Leben im Deutschen Heere“.

Mit tiefem Respekt stehen wir Protestanten vor diesem Sammelwerke, in dem so gut wie jeder einzelne Artikel sich völlig auf der Höhe wissenschaftlicher Bildung und wahrhaftigster edler Humanität bewegt. Hervorgerufen ist das Buch durch die Notwendigkeit, sich gegen die unglaublichen Angriffe zu wehren, die von französischen Katholiken, unterstützt von zwei französischen Kardinälen und neun französischen Bischöfen, gegen Deutschland im allgemeinen und gegen die deutschen Katholiken im besonderen in dem berüchtigten Buche: „La guerre allemande et le catholicisme“ aus Anlaß des Weltkrieges erhoben worden sind. Die Bedeutung und Tapferkeit der Abwehr ist um so höher zu schätzen, als der Kardinal und Erzbischof Amette von Paris in einem Einführungsschreiben ausdrücklich als kirchlicher Garant für die Personen der Mitarbeiter an „La guerre etc.“ und für den Inhalt ihrer Aufsätze eingetreten ist.

Es bereitet jedem Protestanten eine große Freude, zu sehen. mit wieviel Geist und mit welchem herzlichen innigen Vatersandsgefühle unsere katholischen Mitbürger hier nicht nur für lich und ihre Interessen, sondern zugleich für die in jenem französischen Buche erst recht schwer verunglimpften, deutschen Protestanten den Kampf aufnehmen und die Klingen kreuzen. Dabei zeigt sich im allgemeinen ein Verständnis für die Geistesart der evangelischen Kirche und eine Einsicht in ihre Lebensbedingungen, die geradezu überraschend und wie eine Offenbarung wirken. Daß dabei Ritschls Einfluß überschätzt und Schleiermachers eigentliches Wesen unrichtig und schief aufgefaßt und dargestellt

wird usw., tut nichts zur Sache und kann am Gesamturteil nichts ändern. Glanzvoll und eine wahre Perle ist der Artikel: „Das Allgemeinmenschliche in deutscher Art und Kunst“ von Prof. Karl Muth in München. Ein feineres und freieres Verständnis für unsere nationale Literatur und im besonderen für die Heroen unserer klassischen Zeit (Lessing, Kant usw. eingeschlossen) wird man auch in protestantischen Kreisen nur selten finden. Das Buch ist für uns ein Dokument von ganz köstlichem Charakter und überaus hohem Werte. Was dieser Krieg unter all seinen Greueln doch für wunderbare Schätze ans Licht bringt, Schätze von ehrlicher Liebe und landsmännischer Treue!

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

66.

Rotheit, Rudolf, Kernworte des Weltkrieges. Kl. 8⁰. 225 S. Berlin, Ullstein & Co., 1916. M. 2.—.

Als Redakteur ganz besonders war es R. öfters darum zu tun, den Ursprung eines geflügelt gewordenen Kriegsausspruches zu erfahren. Da sie oft in Reden auftauchen, die nur in irgendeiner Zeitung Abdruck gefunden haben, so ist das Suchen in der Tat schon schwierig genug, wird aber mit den Jahren nur noch zeitraubender und schwerer, sodaß die Arbeit, einen Büchmann der Weltkriegsschlagworte zu schreiben, wirklich sehr dankenswert ist. Daß R. die Aufgabe in dieser feinen Form gelöst hat, ist selbstverständlich, denn er ist ein durch und durch wissenschaftlich gebildeter Forscher. — Eine Frage, auf die ich gern Antwort hätte, betrifft den Ursprung des Wortes von der bewaffneten Neutralität und der moralischen Neutralität; das letztgenannte Wort hat nach Tanner, Frontberichte eines Neutralen (Scherl-Verlag I, 12), die Schweiz 1914 geprägt, doch wo?

Berlin-Friedenau. Hans Philipp.

67.

Spahn, Martin, Im Kampf um unsere Zukunft. 8⁰. 67 S. München-Gladbach, Volksvereins-Verlag, 1915. M. —.60.

Das Heft ist herausgegeben von dem Sekretariat sozialer Studentenarbeit, dem bekannten Institut des katholischen Sozialpolitikers Dr. Sonnenchein, und namentlich dazu bestimmmt, für Akademiker ins Feld hinausgesandt zu werden und der öffentlichen Meinung den Sinn für auswärtige Politik zu stärken. Drei Kapitel beleuchten die Schwierigkeiten der politischen Lage, in der sich die Zentralmächte befanden: Deutschland und Frankreich; Rußland und Österreich auf dem Balkan; England. Dem Charakter des französischen Volkes wird statt der Landesnatur — geschlossene Flachküste und geschlossene Steilküste ohne Buchten — zu großer

Einfluß beigemessen, daß sich Frankreichs Politik immer mehr auf dem Kontinent, d. h. gegen Deutschland, als zur See, d. h. gegen England betätigt hat.

Deutschland und Österreich-Ungarn werden doch wohl zu stark als eine politische Einheit empfunden und aufgefaßt in Anlehnung an die großdeutsche Politik vergangener Jahrzehnte. Wir müssen vom geschichtlichen Standpunkte aus daran festhalten, daß sie prinzipiell etwas anderes wollte als die deutsche Politik der Gegenwart in ihrem Verhältnis zu dem Nachbarstaate. Sätze wie „die Anhänger des kleineren Deutschland verstanden nicht, was die Großdeutschen wollten. Auswärtige Politik lag ihnen nicht am Herzen" (S. 36) lassen sich nicht aufrecht erhalten. Das großdeutsche Ideal der 40er Jahre „hat" sich nicht erfüllt, sondern es war unerfüllbar. Noch ein anderes Bedenken möchte ich nicht unterdrücken, wenn es auch nur in die Form einer Fragestellung gekleidet wird. Spahn sagt S. 46, die deutsche auswärtige Politik hätte, seitdem sie die Bahn der Weltpolitik beschritt, „kein Bündnis mit einer Seemacht erstrebt", nichts unternommen, „um aus der Kessellage herauszukommen, die Deutschland unter weltpolitischem Gesichtspunkte einnimmt". Trifft das zu, ja war dazu überhaupt eine Möglichkeit gegeben? — Eingehende Behandlung erfahren im letzten Kapitel „Von der Großmacht aufwärts zur Weltmacht" die Kriegsziele. Mit vollem Recht sieht sie der Verfasser in dem Schutz der beiden Flanken der Zentralmächte: in Flandern gegen England und an der Adria gegen einen russischen Vorstoß durch Serbien. Polen ist bereits in anderer Form erledigt, als hier gewünscht wird. Mit Recht, denn die Verbesserung der rechtlichen Lage der Polen in Rußland durch den Friedensschluß wäre doch eine Einmischung in die innere Angelegenheiten des östlichen Nachbars, die uns einer andauernden kritischen Lage aussetzte. Und ähnlich würde es mit den baltischen Provinzen stehen, wenn dort eine solche Lage begründet würde. Hier gilt es ein klares Entweder — Oder zu schaffen. Unsere Ausdehnung über Kurland bedeutet eine Stärkung germanischer Kolonisationsbestrebungen, nicht eine Schwächung, sobald nur sämtliche deutsche Ansiedler aus Rußland mit dem Friedensschlusse zurückgezogen werden.

Berlin-Schöneberg. E. Müsebeck.

68.

Kaerst, Julius, Das geschichtliche Wesen und Recht der deutschen nationalen Idee. 8°. V u. 51 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1916. M. 1.50.

Der gedankliche Inhalt der an wertvollen Anregungen reichen, vielleicht aber nicht ganz durchsichtig gegliederten Studie ist in ihrem ersten Teile etwa folgender: Die moderne geschichtliche Entwickelung beruht auf der Durchdringung von Universalismus

und Nationalismus; die nationalen Staaten und Kulturen der Neuzeit wurzeln in einem gemeinsamen universalgeschichtlichen Zusammenhang. Der Eigencharakter der Nationen zeigt sich in der besonderen Art, die universalen Aufgaben aufzufassen. Der schöpferische Anteil des deutschen Geistes an dem allgemeinen geschichtlichen Leben der Neuzeit tritt in der individuellen, eben spezifisch deutschen Ausprägung bestimmter Ideen hervor. Universale Tendenzen herrschen in der Renaissance und namentlich in der Aufklärung; auf deutschem Boden wurde diese innerlich überwunden. Der ethische Idealismus, in der Literatur die Ausgestaltung eines stärker subjektivistisch begründeten Persönlichkeitsbildes und die Neuprägung des Humanitätsgedankens schaffen ein geändertes Kulturideal. Die in dieser Kulturauffassung heranreifende deutsche nationale Idee hat aber noch bei den Romantikern und ihrer Anschauung von der schöpferischen Kraft des Volkstums einen universalen Charakter: die Nation erscheint zunächst als der zusammenfassende Ausdruck bestimmter besonderer Gestaltungen und Ausprägungen allgemein-menschlichen, geistigen Wesens, die Nation erfüllt in der besonderen Ausgestaltung ihres eigenen Wesens ihren geistig-sittlichen, allgemein-menschlichen Beruf. Beeinflußt zwar durch die von der französischen Revolution ausgehende demokratisch-revolutionär-nationale Bewegung, hat doch die deutsche nationale Idee in der Zeit der Befreiungskriege den Sinn eines freien Zusammenwirkens persönlicher geistiger und sittlicher Kräfte im nationalen Gemeinschaftsideal. Wie die Einzelpersönlichkeit nur in ihrem freien sittlichen Handeln ihr eigenes Wesen bildet, so auch die Nation; erst im sittlichen Wollen und Tun der Persönlichkeit gewinnt die Nation im wahren und tiefen Sinne Gestalt, wird sie immer von neuem geschaffen. Der einzelne lebt das Leben des Ganzen mit, bereichert und vertieft es durch die Eigenart seiner Persönlichkeit und erfüllt sein Dasein mit den Kräften und Aufgaben des nationalen Lebens. Auch der Freiheitsbegriff erfährt eine spezifisch deutsche Ausbildung als Selbsttätigkeit und Selbstverantwortlichkeit gegenüber den Aufgaben der Gemeinschaft.

K. untersucht nun im zweiten Teile, der leider nicht die Weiterbildung der deutschen nationalen Idee im späteren 19. Jahrhundert verfolgt, die Beziehungen des deutschen Wesens — das klar zu entwickeln, ein Hauptbemühen seiner Arbeit ist — zu Antike, Renaissance, Reformation und Aufklärung im einzelnen (der Geist der Renaissance stellt das Individuum auf sich selbst und geht namentlich auf Beherrschung der Welt durch die Lebenszwecke des Individuums aus, das neudeutsche Persönlichkeitsideal dagegen ist durchaus mit dem Gemeinschaftsgedanken verwachsen). Er geht dem Zusammenhang des Positivismus mit der Aufklärung und ihrem Einfluß auf die englische geistige Kultur nach, bespricht auch in manchen feinsinnigen Bemerkungen, was nicht in der geraden Linie des Thema-Aufbaues liegt. Wichtig erscheint

uns einmal die Heraushebung der engeren Verknüpfung des deutschen Wesens mit der deutschen Staatsidee, zum anderen der Hinweis darauf, daß auf dem Boden des deutschen idealistischen Kulturideals eine allgemeine historische Betrachtung des menschlichen Gesamtlebens zum Durchbruch gelangt, die wir als eine eigenartige Errungenschaft unseres modernen geschichtlichen Kulturbewußtseins ansehen können. Zum Schluß nimmt K. zu den Problemen des Weltkrieges Stellung. Wie es das natürliche und berechtigte Streben jeder Nation ist, sich in der Welt auszudehnen und zur Geltung zu bringen, so auch der deutschen; begrenzt wird dieses Streben aber vor allem doch in einer innerlichen und tiefen Gestaltung der deutschen nationalen Idee selbst; denn eine Nation, die in der eigentümlichen Ausprägung ihres besonderen Lebens die reichste und lebendigste Erfüllung ihres allgemein-menschlichen Berufes sieht, kann nicht darauf ausgehen wollen, ihren Charakter als allgemeine Regel der Welt aufzuerlegen. Im Sinne der deutschen nationalen Idee ist die Gemeinschaft moderner Kultur-Staaten und -Völker vornehmlich eine innere Kulturgemeinschaft, die sich im gegenseitigen Austausch der Kräfte zeigt und weiterbildet.

Wien. Oskar Kende.

69.

Naumann, Friedrich, Mitteleuropa. 100. Tausend. Volksausgabe 15. Gr. 8°. VIII u. 299 S. Berlin, Georg Reimer, 1915. M. 3.–.

Das hier anzuzeigende Buch ist zunächst als historisch-politische Literatur zu werten. Jede von politischem Willen erfüllte Schrift wird ferner einmal den Wert einer historischen Quelle für die politische Diskussion einer Vergangenheit besitzen. Diejenigen, durch die die Ereignisse selbst bewegt worden sind, werden im Vordergrund des historischen Interesses stehen. Nun glauben wir, daß das hier genannte Werk zur mitteleuropäischen Frage diese Wirkung bereits gehabt hat und in steigendem Maße haben wird. Das ist die beste Rechtfertigung einer Anzeige in dieser Zeitschrift.

Eine zweite liegt darin, daß die mitteleuropäische Frage selbst im Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung steht, und daß zumal dieses Buch aus geschichtlichem Verständnis der Vergangenheit und Gegenwart, aus der Beobachtung und Beurteilung bereits historisch gewordener Ereignisse und Tatsachen erwachsen ist. Es gibt überhaupt keine Politik und keine politische Arbeit, die des Zusammenhangs mit der Geschichte entraten könnte. In diesem Sinne gehört jede politische Schrift zur historisch-politischen Literatur. Die hier zur Kritik stehende Schrift aber ist programmatisch mit der Geschichte verbunden.

Das Buch von Naumann erschien im Sommer 1915, und ist heute in 115000 Exemplaren verbreitet. Überall wird zu-

gegeben, daß die s. Zt. offen daliegenden politischen Probleme von niemandem mit solcher Energie aufgegriffen, mit solcher zwingenden Beredsamkeit vorgetragen und in das politische Bewußtsein der Gegenwart als ihr Hauptinhalt eingehämmert worden sind wie durch den Verfasser von „Mitteleuropa“. Es war, wie jüngst gesagt wurde, „ein leuchtendes Fanal“, das in der Dunkelheit des Suchens angezündet wurde und allen Fragenden die Richtung gewiesen hat. Dies ist bereits eine historische Tatsache, mit der gerechnet werden muß. Ob nun die Bewegung, die Naumann eingeleitet hat, politisch zustimmend oder ablehnend beurteilt wird, jedenfalls ist sie vorhanden, und selbst ein anderer Weg der historischen Entwicklung würde mit ihr als mit einem ungeheuren Widerstande zu rechnen haben.

Es ist nicht nötig, den Inhalt des Buches wiederzuerzählen. Beschäftigen wir uns von vornherein mit der Kritik, die gegen N. laut geworden ist, sowohl mit der literarischen, wie mit der, die die Zeit selbst, der Verlauf des Krieges und die Möglichkeiten der Zukunft an sein Werk gelegt haben. Der Verf. verknüpft sein Programm einer Lebensgemeinschaft zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland mit der Geschichte. Diese Lebensgemeinschaft erscheint als die Vollendung und Verwandlung des großdeutschen Gedankens. Es ist müßig, über Worte zu streiten; doch war es mißverständlich, N. als großdeutschen Politiker anzusprechen. Der großdeutsche Gedanke formuliert sich nämlich erst, als ihm der kleindeutsche Gedanke gegenübergestellt wurde und politische Wirklichkeit gewann. Jetzt erhielt der großdeutsche Gedanke den Inhalt einer Opposition gegen die Abtrennung des deutschen Österreich von der Bismarckschen Gründung. Bis dahin war das großdeutsche Element ein Konglomerat sehr verschiedener Stimmungen und Richtungen. Es lag der ganze Dualismus zwischen Österreich und Preußen in Verbindung mit der politisch einflußreichen Stellung der oft genug den Ausschlag gebenden Mittelstaaten Deutschlands, also preußische, österreichische und mitteldeutsche Politik mit ihren verschiedenen Zielen, mit ihren Stimmungen und Gegensätzen in ihm gefangen. Naumann ist nun nicht gekommen, um den Gedanken der Wiedervereinigung der Deutschen zu predigen. Er knüpft nur insofern an die Vergangenheit an, als er den Gegensatz von Kleindeutschen und Großdeutschen, das Werk Bismarcks nur als Etappen ansieht, über die der große mitteleuropäische Lebenszusammenhang seine Form zu finden hat. Dieser ist ihm nun nicht nur in der jüngsten Geschichte gegeben, während der die inneren Gegensätze um die politische Form verwalteten, sondern er sieht ihn als das Ergebnis der ganzen europäischen Geschichte, als die Folge der mittelalterlichen Kulturgemeinschaft und der politischen Scheidung Europas in West und Ost und Mitte an. Die österreichisch-ungarische Monarchie in ihrer Gesamtheit, Polen, das Reich, Holland, Flandern und die Schweiz,

das alles ist eine große Geschichtsgemeinschaft, ein Zusammenhang gleicher Erlebnisse in Kultur und Politik. Und die engst aufeinander angewiesenen Glieder in dieser Mitte Europas sind ihm das Reich und Österreich-Ungarn, die, das ist nun das Wesentliche, zu einem politischen Ausgleich miteinander kommen müssen, zu einer Kriegs- und Friedensgemeinschaft, weil sie, unter der natürlichen Fortdauer der politischen Konstellation aus der ganzen Vergangenheit in die Zukunft und im Zeitalter der völligen Mobilisierung aller staatlichen und militärischen Kräfte, isoliert ein jedes dem Untergang entgegengehen, verbunden aber eine politische Macht ersten Ranges werden müssen.

Das nationale Moment steht also im politischen Programm N.s zurück hinter dem Gefühl der Geschichts- und Kulturgemeinschaft aller mitteleuropäischen Staaten und Völker und hinter der Erkenntnis der politischen Notwendigkeit, daß die Deutschen im Reich und in der Nachbarmonarchie mit den andern Völkern des Donaustaates in einer völligen politischen Lebensgemeinschaft auskommen müssen. Gegenüber einem solchen Standpunkt sind natürlich die nationalen Leidenschaften hüben und drüben laut geworden. Die Alldeutschen im Reich und an der Donau haben Naumann scharf angegriffen, aber auch Magyaren und Slawen wollen ihre Bedenken nicht ganz zurückstellen, daß durch eine Verbindung der beiden Staaten das deutsche Element in Mitteleuropa sowohl, wie im besonderen die Deutschen der Doppelmonarchie kraft der reichsdeutschen Rückenstärkung die Herrschaft an sich reißen würden. Beide Standpunkte sind gegenüber den tatsächlich unter den Nationalitäten vorhandenen Spannungen zu verstehen und, sofern in dieser Hinsicht alles beim alten bleiben sollte, berechtigt. Wer aber N. die Notwendigkeit einträchtigen Zusammenlebens der verschiedenen Nationalitäten in einem mitteleuropäischen Verbande zugibt, der ist sinnlos, wenn er N. vom nationalen Standpunkt angreift. Es gibt heute wenige Menschen, die — das beweist der Verf. auf jeder Seite seines Buches — ein empfindlicheres und feineres Verständnis für nationales Leben und nationale Kultur besitzen als er. Und es ist selbstverständlich, daß diese Feinfühligkeit nicht nur gegenüber fremden Nationalitäten vorhanden ist und bei der eigenen aufhört, sondern daß sie hier ihren Anfang genommen hat und im Bewußtsein des Deutschtums begründet ist. Naumanns mitunter schillernde, begrifflich nicht hart festgelegte Ausdrucksweise mag vielleicht schuld sein, wenn versucht wird, ihn in dieser Richtung durch Zitat eigener Worte anzugreifen. Mißverständlich kann z. B. auch seine Ausdrucksweise werden: Wir müßten aus Deutschen, aus Ungarn, aus Slawen „Mitteleuropäer werden“, es müsse „eine mitteleuropäische Kultur“ geben. Der Verf. denkt indes nicht daran, die bodenständige Stammeskultur, die er überall in der Welt liebt und schätzt, durch eine nüchtern gewordene, technisch abgeglättete Gesamtkultur zu er-

setzen. Was aber sollte er für Begriffe einsetzen, um den Zustand in menschlicher und sachlicher Hinsicht zu beschreiben, der innerhalb der mitteleuropäischen Lebensgemeinschaft über den nationalen und Stammeswerten liegt, der auf diesen aufgebaut sein soll. Zivilisation allein ist das nicht, wenn er fordert, daß das österreichische Wirtschaftstempo auf die Höhe des deutschen steigen soll, wenn er fordert, daß eine Annäherung und Ausgleichung vor sich gehen soll in allen Fragen der politischen und wirtschaftlichen Organisation, in der Regelung des Verhältnisses von Staat und Individuum, wenn er fordert, daß das Bewußtsein der Geschichts- und Lebensgemeinschaft wachsen solle und seinen Ausdruck finden müsse in einer Steigerung der Kenntnis voneinander, des Verkehrs miteinander in geistigen und wirtschaftlichen Dingen. Das sind doch alles Forderungen, die durch eine gemeinsame Zivilisation nicht erfüllt werden, sondern nur durch eine Kulturgemeinschaft, innerhalb deren die Besonderheiten erst recht bestehen können, um das Ganze durch die Teile farbiger und lebendiger zu gestalten. Nirgendwo will N. das bestehende Eigentümliche durch ein neues Abstraktes erschlagen; er kommt deswegen selten mit einem fertigen Vorschlag, und es ist beinahe tragisch, daß da, wo seine Anregungen zu Andeutungen sich verdichten, diese regelmäßig mißverstanden worden sind. Das geschah namentlich bei der völker- und staatsrechtlichen Seite des mitteleuropäischen Problems. Der Verf. gebraucht einmal den Ausdruck „Oberstaat". Sofort witterte man in dieser Wendung das höchst gefährliche Gebilde eines Bundesstaates, der den beiden Reichen übergebaut werden sollte und sie zu ihrer Souveränität entkleideten Unterstaaten herabdrücken würde. Das ist jedoch N.s Absicht nicht. Andererseits muß zugegeben werden, daß sein Buch wenig zur Lösung der rechtlichen Seite des mitteleuropäischen Problems beigetragen hat. Doch liegt das in der Natur der Dinge. Naumann beweist feines geschichtliches Verständnis, wenn er die vorhandenen, also geschichtlichen Formen des Staats- und Völkerrechtes nicht auf etwas anwenden will, was in geschichtlicher Bildung begriffen ist, und was, wenn es Wirklichkeit wird, als etwas inhaltlich Neues auch neue Formen verlangt. Überall im politischen Leben kommt vor dem „Wie" ein „Das", und ist erst einmal der Entschluß gefaßt, dann werden sich die neuen Formen leichter und jedenfalls nicht schwerer finden lassen, als Entsprechendes in der Vergangenheit geschehen ist. Alle Einwendungen also, die in dieser Richtung von parteipolitischer Seite erhoben worden sind, bleiben müßig.

Einige wichtige Neuerscheinungen der wirtschaftspolitischen Literatur, die sich eingehend zu dem Programm Naumanns geäußert haben, wollen wir im nächsten Hefte der „Mitteilungen" anzeigen.

Berlin. Walther Schotte.

70.

Löw, Dr. Robert, Deutsche Bauernstaaten auf russischer Steppe. 8°. 64 S. Charlottenburg, Ostlandverlag, 1916. M. 1.–.

Das Büchlein ist mit solcher herzerquickenden Liebe zur Sache und solcher Begeisterung für die fernen deutschen Brüder geschrieben, daß es fast grausam erscheint, die Feder zur Kritik anzusetzen. Aber der etwas anspruchsvolle Titel zwingt doch zu ernsterer Prüfung. Er erweckt den Anschein, als verberge sich eine sozialpolitische Studie hinter ihm, und deckt doch in Wirklichkeit nur eine kulturgeschichtliche Kleinmalerei, in der die rosenrote Farbe etwas zu viel benutzt ist. Das liegt wohl daran, daß der Verf. weder selbst in den Wolgakolonien gewesen ist — denn um diese handelt es sich in der Hauptsache — noch die einschlägige, freilich recht kümmerliche Literatur benutzt hat. Seine Kenntnis gründet sich, wie es scheint, ganz wesentlich auf die Erzählungen kriegsgefangener Wolgakolonisten, die er gründlich ausgefragt hat. Da ist es immerhin sehr erfreulich, daß er von ihnen einen so vortrefflichen Eindruck gewonnen hat. Aber nicht alles ist richtig, was er in Erfahrung gebracht hat. Von der so sehr gerühmten Sittlichkeit ist z. B. leider wenig zu merken. Es ist im Gegenteil sehr merkwürdig, wie die Art der ersten Ansiedler immer wieder einmal durchschlägt. Denn es waren nicht etwa süddeutsche Bauern, wie L. meint, sondern überwiegend allerhand wüstes Gesindel, namentlich aus Mitteldeutschland, das sich aus reiner Abenteuerlust damals zusammenfand, als Katharina II. um deutsche Ansiedler warb. Darin liegt der Hauptunterschied zwischen den Wolgakolonisten und den deutschen Ansiedlern in Südrußland, daß diese, unter Alexander I. ins Land gerufen, mit eigenem Kapital und wirklichen Kenntnissen ausgerüstet die neue Wirtschaft begannen und darum es bald zu hoher wirtschaftlicher Blüte brachten, während die Wolgakolonisten den dreifachen Kampf gegen die Unwirtlichkeit des Landes, die Torheiten der Regierung (deren angeblich so weise Maßnahmen von L. bei jeder Gelegenheit herausgestrichen werden) und die eigene völlige Hilflosigkeit gegenüber den landwirtschaftlichen Aufgaben, die ihrer harrten, nur mit größter Mühe bestehen konnten. Daß sie es schließlich doch vermochten, ist ein vortreffliches Zeugnis für den guten Kern, der trotz allem in diesen verlorenen Söhnen des deutschen Volkes steckte. Zur Blüte sind die Kolonien erst gekommen nach der Annahme des russischen Mir (etwa 1800), die nicht etwa, wie L. meint, auf pietistischen Neigungen der Kolonisten beruht, sondern nur aus wirtschaftlichen Gründen geschehen ist. Sehr erfreulich war mir die verständnisvolle Würdigung dieses „Dorfsozialismus" durch L., die sich sehr wohltuend von der Einseitigkeit abhebt, mit der diese Einrichtung sonst bei uns beurteilt wird. In der Tat ist nur dem Verfügungsrecht der Gemeinde über den gesamten Grund und Boden zu danken, daß die Kolonien sich solange von

fremden Elementen völlig freigehalten haben. Überhaupt zeichnet sich die kleine Schrift durch ein ganz überraschendes Verständnis für die Sonderart dieser abgesprengten deutschen Schar, für ihre eigentümliche Weltanschauung und daher auch für die Schwierigkeiten, die ihrer Rückführung entgegenstehen, aus. Aber auch darin wird man dem Verf. recht geben, daß diese Schwierigkeiten bei einigem guten Willen beiderseits unschwer zu überwinden sind.

Meine im einzelnen abweichenden Ansichten über diese Frage kann ich an dieser Stelle nicht auseinandersetzen. Ich deute nur das an, daß die Geistlichen dabei eine ganz andere Rolle spielen werden, als L. annimmt. Im allgemeinen aber kann man der Schrift nur recht viel Leser wünschen, ganz besonders unter denen, die an verantwortlicher Stelle als angebliche „Sachkenner“ bei einer etwaigen Ansiedlung der Wolgakolonisten auf deutschem Boden mitzureden haben werden. Sie mögen den idealistischen Überschwang L.'s nicht belächeln, sondern gleich ihm sich ehrlich um das Verständnis jenes alten deutschen Bauerntums bemühen. Dann werden jene fernen deutschen Brüder dem Deutschtum und der deutschen Volkskraft gerettet werden.

Berlin-Dahlem. Gerhard Bonwetsch.

71.

Charmatz, Richard, Zarismus, Panslavismus, Krieg! 8°. 56 S. Wien, Leipzig. Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzki, 1915. M. 1.—. Kr. 1.20.

Das Büchlein vereinigt einige vorher in Zeitungen und Zeitschriften erschienene Aufsätze: 1. Die große Stimmung; 2. Österreich-Ungarn und Rußland; 3. Die Habsburger Monarchie und die Türkei; 4. Die Balkanpolitik; 5. Der Islam gegen Rußland; 6. Rußland der Störenfried; 7. Die Zaren als „Befreier“; 8. Der Sinn des Krieges. — Es wäre vielleicht vorteilhaft gewesen, diese Aufsätze hier, wo sie zusammen auftreten, ineinander zu verarbeiten, da so die öfteren Wiederholungen gleicher oder ähnlicher Gedanken vermieden worden wären. Dem Historiker wird wohl wenig Neues gesagt, aber für die Aufklärung weiterer Kreise können die Aufsätze gute Wirkung tun. Entsprechend der politischen Gesinnung des Verf. wird der Sinn des Krieges, neben der Selbstbehauptung Österreich-Ungarns gegenüber Rußlands, vor allem in der Niederwerfung des russischen Zarismus und damit der Eröffnung nicht nur ruhiger Entwicklungsmöglichkeiten für Mitteleuropa, sondern auch in der Ermöglichung einer inneren Neugestaltung Rußlands gesehen. Über Östereich-Ungarns Wesen und Sendung wird manch gutes Wort gesagt, das namentlich zur richtigen Orientierung des reichsdeutschen Urteils beitragen mag, und so sei denn das Werkchen — trotzdem es manchmal tieferes Eingehen in die angeschnittenen Fragen vermissen läßt — zu diesem Zwecke empfohlen.

Teschen (Österr. Schlesien). Moritz v. Landwehr.

72.

Rohrbach, Paul, Rußland und wir. 8°. 94 S. 21.—25. Tausend. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf., 1915. M. 1.50.

Der Verf., einer der besten Kenner russischer Verhältnisse, der schon im Sommer 1913 das im Osten aufsteigende Unwetter ankündigte, will durch seine Schrift die Deutschen ermahnen, die durch den gegenwärtigen Krieg sich bietende Gelegenheit zur Verdrängung Rußlands aus seiner europäischen Machtstellung zu benutzen, weil nur dann, wenn der Zusammenhang des moskowitischen Staates mit der europäischen Welt zerrissen und ein starkes Bollwerk gegen ihn aufgerichtet ist, die Bedrohung Deutschlands durch das östliche Barbarentum vermindert werden kann.

Die Ursache davon, daß Rußland eine so furchtbare Gefahr für das übrige Europa geworden ist, findet R. in der Agrarreform vom 5. November 1905. Diese machte dem Gemeinbesitzsystem ein Ende und gründete die russische Bauernwirtschaft auf das Privateigentum am Lande und auf das Einzelhofwesen. Trotzdem erst etwa die Hälfte der ganzen im europäischen Rußland für Gemeinwirtschaftsland bestimmten Hofzahl bei Ausbruch des Krieges eingerichtet war, machten sich doch schon die wirtschaltlichen und politischen Folgen der Agrarreform bemerkbar. Die Erträge des Ackerbaus begannen sich zu steigern, und der eigenbesitzende Bauer verschloß sich der revolutionären Aufhetzung. Erst jetzt gewann der Bauer ein positives inneres Verhältnis zum russischen Staate und fing an, die politische Theorie des Panslawismus in ihrem praktischen, nämlich Aussicht auf Landeroberung bietenden Werte zu begreifen. Das Enteignungsgesetz vom 2. Februar 1915 räumte dem russischen Bauer die deutschen Kolonistengüter in Süd- und Westrußland ein. Eine Bauernagrarbank teilte für ihn Güter und Domänen in Kurland, Livland und Litauen auf. Ein auf diese Weise innerlich gekräftigtes Rußland mußte bei seiner starken Volksvermehrung, dem wachsenden Deutschenhaß und dem Drange nach gewaltsamer Ausdehnung für die Nachbarn äußerst gefährlich werden. Glücklicherweise kam für die volle Entwicklung der neuen Kräfte des Panslawismus der Kampf gegen die europäischen Mittelmächte zu früh.

Nun gilt es, den Krieg bis zur völligen Niederwerfung Rußlands fortzuführen. Das heutige Westrußland ist von dem Hauptkörper des russischen Staates loszutrennen, d. h. Estland, Livland, Kurland, Litauen, dazu Kongreßpolen, sowie die an Eisen und Kohle überaus reiche Ukraine, in der gleichzeitig das Schwergewicht der gesamten russischen Ackerbauproduktion liegt. Das Gebiet der Ostseeprovinzen, an deren deutscher Kultur auch die nichtslawischen Letten und Esten teilhaben, muß nach des Verf. Meinung mit Hilfe der Einwanderung der in Rußland entrechteten deutschen Ansiedler eingedeutscht werden. Damit würde unsere ackerbauwirtschaftliche Grundlage verstärkt und unsere Volks-

verpflegung gesichert werden. Die Möglichkeit einer solchen Kolonisation haben die deutschen Balten selbst bewiesen. Als die russische Bauernbank sich anschickte, in den Ostseeprovinzen deutsche Rittergüter aufzukaufen und sie an russische Bauern zu parzellieren, tat sich der baltische Grundbesitz zu einem wirksamen Gegenschlage zusammen. 1913 erkannte die russische Regierung die Bedeutung und Wirksamkeit dieses Unternehmens und beschloß die Ansiedlung von 300 000 großrussischen Bauern auf Kurländischen Domänen. Da kam der Krieg mit der Vernichtung des Deutschtums in Rußland und der Ausrottung der Fremdstämmigen von seiten russischer Horden beim siegreichen Vordringen der Mittelmächte.

Unsere Eroberungen schaffen die Möglichkeit, Deutschland um ein Drittel seines bisherigen Umfangs durch den Gewinn fruchtbaren Ackerlandes zu vergrößern, durch einen polnischen und einen ukrainischen Pufferstaat Rußland nach Osten zurückzudrängen und für unsere neue Ostgrenze einen vorzüglichen Schutz zu gewinnen. Nur die Strecke zwischen Rossitten und dem Südende des Peipussees müßte durch künstliche Verteidigungsanlagen gesichert werden, während sonst Sumpfgebiete, Binnenseen und Wasserläufe einen natürlichen Schutz abgeben. Damit wäre die günstige Grenzlinie zwischen Deutschland und Rußland geschaffen, auf die bereits Moltke hingewiesen hat.

Wer für die Zukunft menschlicher Gesittung Sorge tragen will, muß das moskowitische Staatswesen von dem kultivierten Europa trennen. Der Verf. gibt eine Reihe von Proben des russischen Geistes, der der gleiche wie im Mittelalter geblieben ist. Das Herzblut stockt beim Lesen der bestialischen Roheiten, wie sie beim Russeneinfall in Ostpreußen an der Tagesordnuog gewesen sind, und bei den Berichten von der unmenschlichen Hartherzigkeit, mit der die Gefangenen behandelt oder die Abschleppung der Bevölkerung ins Innere des Landes ausgeführt wurde. Das moskowitische Volkstum ist nicht fähig, in der Kulturgemeinschaft mit der europäischen Welt zu bleiben. Darum schließt der Verf. seine Arbeit mit der Forderung: „Kein schonender Friede mit Rußland!“

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

73.

Jacobsohn, Hermann, Rußlands Entwicklung und die Ukrainische Frage. 8°. 47 S. Cassel, Pillardy u. Augustin, 1916. M. —.75.

Jacobsohn will mit seiner Schrift den von ruthenischer Seite über die Ukraine verbreiteten Arbeiten entgegentreten. Er warnt, und zwar mit vollem Recht, vor übertriebenen Hoffnungen, die oft auf Grund der ukrainischen Propagandaschriften bei uns gefaßt werden. Eine Loslösung der Ukraine von Rußland hält

er für ziemlich aussichtslos. Andrerseits geht er doch wohl zu weit, wenn er den Ukrainern jede Berechtigung, als ein von den Großrussen verschiedenes Volk gelten zu wollen, bestreitet.

Berlin-Schmargendorf. Paul Ostwald.

74.

Chamberlain, Houston Stewart, England and Germany. Kl. 8°. 64 S. München, F. Bruckmann A.-G., 1915. M. —.60.

Aus der unübersehbaren Menge der Kriegsliteratur ragen wegen ihres inneren Wertes wie durch die Persönlichkeit des Verf. die Kriegsaufsätze H. St. Chamberlains hervor. Der Sohn reinenglischer Eltern, wuchs er in Frankreich auf und lernte erst mit 30 Jahren Deutschland kennen. Nicht blind gegen unsere Schwächen, erkannte er doch allmählich die Tiefe und den Wert des deutschen Geistes; er verwuchs mit dem deutschen Wesen, denn es ist Blut von seinem Blute, Geist von seinem Geiste. So wurde er einer der gläubigsten Verfechter der Überzeugung, daß im gegenwärtigen Kriege Deutschland das höhere Menschenideal vertritt und darum Sieger bleiben muß. Der tapfere Mann, dem ein feines und tiefes Verständnis für die in der Entwicklung der Menschheit wirkenden Kräfte eignet — man vergleiche seine Werke über Goethe, Kant, Wagner und seine Grundzüge des 19. Jahrhunderts — hat in zahlreichen Aufsätzen zum Kriege seine Überzeugung mannhaft geäußert, trotzdem ihn noch mannigfache Bande mit seinem Stammlande verknüpfen.

Den 5. und 6. seiner Kriegsaufsätze hat er ins Englische übertragen, um ihnen im Auslande eine größere Verbreitung zu verschaffen. In dem ersten Aufsatz „England" begründet er Niedergang und Entartung englischen Denkens und Handelns mit der durch die normannische Eroberung bedingte Scheidung der Nation in zwei einander fremde Bestandteile, denn durch sie ist auch in Schule, Heer und Gesetzgebung eine Zwiespältigkeit gekommen, die das Zusammenwachsen zu einer Nation verhindert hat. Die verhängnisvolle Wendung nahm dann der englische Charakter, als England sich der See zuwandte, denn seine Schiffahrt entbehrte des idealen Zweckes der Stärkung und Verteidigung der Heimat, wurde vielmehr allein der Bereicherung wegen getrieben. Daraus entwickelte sich der moderne englische Charakter, der den treffendsten Ausdruck in seinen Staatsmännern als Hehler, Heuchler, Lügner und Falschspieler findet. Von der Herrschaft eines solchen England kann nur ein weises Deutschland befreien.

Diesem Deutschland ist der zweite Aufsatz „Germany" gewidmet. Der Frage: „warum wird Deutschland so gehaßt?" tritt Ch. mit der Frage entgegen: „warum liebt man es so?" und beantwortet sie in Anknüpfung an Carlyle mit kurzen Charakter-

schilderungen Luthers, Friedrichs des Großen und Wagners, um dann das deutsche Heer als die bedeutendste sittliche Erziehungsanstalt der Welt, als die Schule der Verehrung wahren Menschenwertes zu feiern. Im Gegensatz zu England gehen deutsche Menschen und deutsche Taten aus der völligen Einheit des Volkes hervor. Jener Haß aber ist nicht geschichtlich zu begründen, sondern beruht einmal auf der Unkenntnis des deutschen Wesens, dann auf der Begründung und Entwicklung des neuen deutschen Reiches, durch das Frankreich, besonders aber England sich in ihrem bequemen Besitz und Genuß gestört und bedroht fühlen.

Merseburg. Friedr. Wilhelm Taube.

75.

Pokorny, Julius, Irland. (Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde zum Gebrauch im praktischen Leben. Bd. I.) 8°. II u. 167 S. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, A.-G., 1916. M. 3. –.

Von einem begeisterten Keltisten und „Freunde Sir Roger Casements" wird in sieben Abschnitten ein Bild von den Kulturtaten und der Leidensgeschichte des irischen Volkes gegeben, wobei auf die wirtschaftlichen Zustände ebenso eingegangen wird, wie auf die Politik.

Der Verf. beginnt mit einer sehr kurzgehaltenen (nur 4 S.) Schilderung der grünen Insel: ihrer Lage in der geringsten Entfernung vom amerikanischen Gegengestade, ihrer begünstigten Küstengliederung, ihrer einladenden Bodengestalt, ihrem feuchtmilden Klima, ihrer natürlichen Fruchtbarkeit infolge der langen Vegetationsperiode und ihren Bodenschätzen, die noch der rationellen Ausbeutung harren. Hier hätte er aus eigener Anschauung lebhaftere Eindrücke wiedergeben können, wie sie jeder empfängt, der mit der gutbespannten Irish Car durch das Land reist und sich z. B. im Frühling der unvergleichlichen Pracht der Veilchen und Schlüsselblumen an den Wegen erfreut, den saftgeschwollenen Rasenteppich bewundert und die Notwendigkeit der Abzugsröhren im Ackerland erkennt.

Um so befriedigender ist der zweite und weitaus längste Abschnitt über die alte Kultur Irlands bis 1169. Das Druidentum wird darin auf die vorarische Zeit zurückgeführt, aber als nachhaltiger Träger der literarischen und wissenschaftlichen Betriebsamkeit während des Mittelalters gepriesen. Die wegen ihrer Missionserfolge so wichtige „irische Kirche" erhält den Preis für ihre große Duldsamkeit. Den Wikingern räumt P. einen wichtigen Anteil an der Kultur des 9. und 10. Jahrhunderts ein, die von 1014 bis 1169 eine literarische Renaissance erlebte. Dann folgt die durch innere Kämpfe begünstigte anglo-normannische Eroberung und Kolonisation des „Pale", das sich durch „das berüchtigte Statut von Kilkenny" (1367) von der übrigen Insel scharf absonderte. Der oft getadelte „Poynings Act" von 1494 beraubte

Irland trotz seines Parlaments der gesetzgeberischen Unabhängigkeit; sie wurde die Handhabe zur Niederhaltung der damals blühenden wirtschaftlichen Entwicklung der grünen Insel.

Es folgen zwei Kapitel mit den vielsagenden Überschriften: „Gewaltherrschaft und Landraub" (1494—1660) und „Die Zeit der tiefsten Erniedrigung" (1660—1782). Die Verflechtung Irlands in die religiös-politischen Kämpfe des 16. und 17. Jahrhunderts wird mit ungleicher Verteilung von Licht und Schatten dargestellt; das tritt namentlich bei der etwas ausführlicheren Beurteilung des Irish Massacre von 1641 (S. 62 ff.) hervor. Daß Cromwell noch heute im irischen Volksmund „der Verfluchte" heißt, ist freilich völlig begreiflich. Nach P. (S. 71) sollen die Iren erst infolge „der schrecklichen Raubkriege" der Engländer zu stärkerem Gebrauch ihres Whisky gegriffen haben, „da der Alkohol bei der andauernden Hungersnot wenigstens einen scheinbaren Ersatz für andere Nahrungsmittel bot". Das irische Volkslied sagt aber: „St. Patrick was the very man Who taught us to drink whisky". Der Verf. spricht von dem „Hauch von Verzweiflung und Traurigkeit über der irischen Poesie" seit dem Untergang des Bardentums in Cromwells Zeit, erwähnt aber nirgends den natürlichen Witz und Humor, wofür Paddy noch heute ebenso berühmt ist wie in Cäsars Zeit die Gallier; nur spärlich wird der Tapferkeit der irischen Soldaten in vieler Herren Ländern Erwähnung getan (S. 81 f.) Der Knoten der späteren Geschichte Irlands wurde durch den Bruch des Vertrages von Limerick (3. Oktob. 1691) geschürzt; die Strafgesetze gegen die Katholiken, die schon unter Wilhelm III. begannen und erst unter Georg II. ihr Ende erreichten, führten zur geistigen und wirtschaftlichen Niederhaltung der großen Mehrheit der Inselbewohner, stärkten aber nach einem bekannten historischen Gesetze die Anhänglichkeit der „Papisten" an die ihnen treu gebliebene niedere Geistlichkeit. Die vom englischen Parlament immer wieder verschärften Benachteiligungen der Nachbarinsel hatten jedoch den Erfolg, daß auch ihre angelsächsischen und protestantischen Bewohner im 18. Jahrhundert den insularen Patriotismus hochhielten, wie u. a. der große Satiriker Jonathan Swift als Dean of St. Patrick.

Das Wiedererwachen des Interesses an der Volksliteratur im 18. Jahrhundert konnte einer so poetisch veranlagten Rasse wie der irischen das Mitgefühl der Welt nicht vorenthalten. Eine Besserung des gesetzlichen Zustandes erfolgte aber erst durch die Rückwirkung des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges und der französischen Revolution; ersterer ist der fünfte Abschnitt („Ein freies Parlament"), letzterer der sechste („Die Folgen der Union") gewidmet. Damit ging nach P. ein Aufschwung des Ackerbaues, des Handels und der Industrie der Insel von 1785 bis 1805, leider aber auch der unaufhaltsame wirtschaftliche Ruin infolge der übermächtigen englischen und

amerikanischen Konkurrenz im 19. Jahrhundert Hand in Hand. Auch die Landbevölkerung mußte am Hungertuche nagen, weil die Preise der Getreidearten fielen, die hohen Pachtraten der Napoleonischen Kriegsperiode aber der übermäßig anwachsenden Bauernschaft aufgezwungen blieben. Die fast ausschließliche Kartoffelnahrung, die Hungersnöte infolge der Kartoffelkrankheit seit 1842, die massenhafte Auswanderung nach Amerika waren die furchtbaren Wirkungen, da sich die Regierung im Zeitalter des von P. scharf verurteilten Freihandels um die Notlage nicht kümmerte. Die Iren selber ließen sich durch den großen Agitator Daniel O'Connell verleiten, ihr politisches Ziel auf die Emanzipation der Katholiken einzustellen und sich dadurch wieder zu spalten; das Jahr 1829, in dem sie ihren Erfolg erreichten, ist nach P. „eines der verhängnisvollsten der irischen Geschichte". Seit 1840 begann O'Connell seine neue Agitation für Aufhebung (Repeal) der Union mit England und Schottland, also die Home Rule-Bewegung, die 1914 fast zu ihrem Ziele gelangt war, als der Weltkrieg ausbrach. Die Phasen dieses 75jährigen Kampfes sind mit der inneren Geschichte des Vereinigten Königreichs und seines Parlaments so eng verwoben, daß ihre Veranschaulichung in dem engen Raume des Büchleins nur skizzenhaft versucht werden konnte. Parnell beansprucht weit mehr Raum, als jede andere Persönlichkeit; als Leiter der „Landliga", der „National League", als Erzwinger des Landkaufsgesetzes von 1891, als Sieger im Prozeß gegen die Times und wegen seines romantischen Niederganges ist er bis heute der interessanteste Vorkämpfer der irischen Idee geblieben. Der katholischen Kirche wirft P. vor, nicht nur den irischen „Feldzugsplan" bekämpft, sondern auch an der Zurückdrängung der irischen Sprache mitgewirkt zu haben.

Der siebente Abschnitt führt den Titel „Das zwanzigste Jahrhundert". P. sieht in der einstweilen ad acta gelegten Home Rule Bill von 1914 nur das „Zerrbild einer Selbstregierung", beklagt die Absonderung „einer kleinen protestantischen Minderheit" in Ulster und die Unterdrückung jeder Daseinsfreude durch die katholische Geistlichkeit und entwirft ein statistisches Bild der verwahrlosten Verkehrs- und ungesunden Handelsverhältnisse. Seine ganze Begeisterung gilt der 1893 gegründeten „Gaelic League", die sich die Rettung der irischen Sprache zur Aufgabe gemacht hat. In dem Gesetze George Wyndhams von 1903 erkennt er den ersten Schritt zur Rückgabe des Landes an das irische Volk an. Aber es war bereits zu spät. Die extremradikale Partei Sinn Féin („wir selbst"), die sich 1905 konstituiert hat, verlangt völlige Lostrennung von England, und das nationalistische Irland „richtete sehnsüchtige Blicke nach dem Deutschen Reich".

Für die Kenntnis des mittelalterlichen Irlands und der wirtschaftlichen Entwicklung Irlands in der Neuzeit stehen jetzt die historischen Arbeiten zweier Damen obenan: Alice Stopford

Green (besonders ihr „The Making of Ireland and its Undoing“ 1909) und Alice Effie Murray („A History of the Commercial and Financial Relations between England and Ireland from the period of the Restoration“ London 1903). Es sind die einzigen, die in den Literaturangaben zu den sieben Abschnitten lobend hervorgehoben werden.

Berlin. Ludwig Riess.

76.

Sphyris, K. D., Griechenland und Italien. Politisch-geographische Betrachtungen. (Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. hrsg. von Prof. Dr. Franz v. Mammen. Heft 27.) 8°. [VIII] u. 102 S. Dresden und Leipzig, „Globus“, Wissenschaftliche Verlagsanstalt, 1916. M. 2.—.

Die gesamte befreite und unerlöste Griechenwelt, von innerpolitischen Auseinandersetzungen unabhängig, fühlt sich schon seit mehreren Jahren in der Abneigung gegen die gegenwärtige italienische Politik einig. Abgesehen von einigen älteren Vorgängen, haben die Italiener während des türkisch-italienischen Krieges von reingriechischer Bevölkerung bewohnte Gebiete (die Inseln Rhodos, Kasos, Karpathos, Syme, Telos, Nisyros, Kos, Kalymnos, Leros, Patmos, Astypalaea und einige benachbarte Eilande) besetzt und daselbst durch mancherlei Gewalt jede griechische Stimme in nationaler Hinsicht zu unterdrücken versucht; sodann haben die Italiener, leider nicht allein, die griechischen Rechte im nördlichen Epirus abgelehnt und sich bei der Kavallafrage dem Griechentum feindselig gezeigt; dies genügt. unsere Antipathie gegen die eroberungslustige italienische Politik zu rechtfertigen; Antipathie aber gegen das italienische Volk läßt sich, soweit ich wenigstens wahrgenommen habe, bei uns kaum merken. Wir wollen und wir dürfen Santarosa, Kaballoti, Domokos und Driskos nicht vergessen.

In der oben angeführten Gelegenheitsschrift kommen weniger Fragen der griechisch-italienischen Politik, als allerhand Themata aus jedem Gebiete des menschlichen Denkens zur Sprache. Der Verf., früher Lehrer für Geographie an einer Handelsschule zu Athen, ist nach dem beigelegten buchhändlerischen „Waschzettel“ „ein griechischer theoretischer Politiker“, was uns Griechen völlig unbekannt ist. Von geographischen Betrachtungen finden wir in der Schrift nur hie und da einiges; was die politischen Thesen des Verf. anbelangt, so sind sie entweder der Widerhall gemeingültiger griechischer Pressestimmen oder verraten die Abgeschlossenheit des Verf., der nach eigener Auslassung „in der Stille des Hochgebirges, in der Todesruhe des Liegestuhles, fern vom Leben, fern von den Aufregungen und Kränkungen des Alltäglichen“ seine Schrift fabrizierte.

Sie erinnert öfters an ein Pamphlet; grobe und häßliche Beschimpfungen sind nicht selten gegen griechische ehrenhafte

Personen und beachtenswerte Institute gerichtet. Herr Sphyris, der auf Kosten der Athener Universität mehrere Jahre studiert hat, weiß ihr das für ihn aufgewendete Geld mit reichen Zinsen zurückzugeben. Wir lesen z. B. auf S. 66—67: „Die Universität [von Athen], die schon vor einigen Jahren ihr 75jähriges Gründungsjubiläum gefeiert hat, hat vollständig versagt und sogar derartigen Schaden angerichtet, wie man ihn nicht richtig schätzen kann. Sie hat die Reihen der sogenannten Intelligenz immer versorgt und das arme Land mit einer Flut von halbgebildeten Berufswissenschaftlern immer überfüllt, welche doch in jeder Beziehung der Allgemeinheit mehr Schaden als Nutzen bringen. Von einer wirklich wissenschaftlichen Ausbildung kann natürlich keine Rede sein. Das Studiumsystem, die ganze Organisation und Einteilung der Fakultäten, die Methode des Unterrichts, die Fähigkeiten des Lehrpersonals lassen viel zu wünschen übrig; Sachlichkeit, Gründlichkeit, Methode und Kritik sind der griechischen Universität fremd". Auf S. 68 lesen wir über den Athener Universitätsprofessor und gegenwärtigen Ministerpräsidenten Griechenlands, Sp. P. Lambros, Folgendes: „Typisch dafür auch ist die Leistung desselben Historikers, der in seinem jetzigen hohen Alter sich mit dem heiligen Kopfe des heiligen Andreas und den heiligen Reliquien des heiligen Antonius und der anderen Heiligen der Orthodoxie befasst!" Diese schiefen und auf Übertreibung beruhenden Urteile richtig zu stellen, halte ich für überflüssig; um so mehr, als die deutsche Gelehrtenwelt bereits häufig Gelegenheit gehabt hat, die völlige wissenschaftliche Ausrüstung, die Fähigkeit und die Arbeitsfreude von Zöglingen der Athenischen Universitäten entsprechend zu würdigen. Für die Eingeweihten ist die Feindseligkeit des Herrn Sphyris gegen die Athener Universität recht erklärlich; er ist in ihr nämlich vor zwei Jahren als Kandidat für den Lehrstuhl für Geographie glatt durchgefallen.

Es ist zu bewundern, wie leicht Broschüren der vorliegenden Art jetzt in der Kriegszeit einen Verleger finden können. Man muß vor ihnen immer warnen, da sonst die Gefahr besteht, daß so unbegründete Urteile und irreführende Darlegungen Allgemeingut werden.

Das einzige, was in der hier angezeigten Schrift angenehm berührt, ist die wiederholt zum Ausdruck kommende aufrichtige und gutbasierte Bewunderung deutscher Art und deutschen Wesens.

Athen-Berlin. Nikos A. Bees (Βέης).

77.

Strupp, Karl, Ausgewählte diplomatische Aktenstücke zur orientalischen Frage. (Perthes' Schriften zum Weltkrieg. Heft 10.) 8°. XIII u. 319 S. Gotha, F. A. Perthes, 1916. M. 5.—.

Der Verf. bietet hier in einem zweiten Ergänzungsheft zu seinen „Urkunden zur Geschichte des Völkerrechts" 87 Akten-

stücke zur orientalischen Frage, von denen die meisten eine mehr oder weniger unmittelbare Bedeutung für die Gegenwart besitzen.

Recht beziehungsreich stehen die Friedensschlüsse von Carlowitz und Passarowitz obenan, durch die das Österreich des Prinzen Eugen eine Balkanstellung errang, wie sie heute wieder in erweitertem Umfange, durch seine und seiner Verbündeten Waffen angebahnt ist. Die seitdem verflossenen zwei Jahrhunderte hindurch nimmt die Sammlung, die wichtigsten diplomatischen Akte heraushebend, ihren Weg bis zu den beiden nach Ausbruch des Weltkrieges ergangenen Orders in Council, mittels deren England die Annexion von Cypern und sein Protektorat über Ägypten proklamierte.

Tatsächliche Geltung wohnt infolge des jetzigen Kriegszustandes den hier veröffentlichten europäischen Verträgen nicht mehr bei; eine Anzahl unter ihnen geht jedoch darin über den bloßen Wert historischer Dokumente hinaus, daß sie Anknüpfungspunkte für die demnächstigen Friedensverhandlungen zu bilden vermögen. Das gilt u. a. von den Abmachungen über die freie Schiffahrt auf den Donaumündungen, von dem Recht der Türkei, die Dardanellen und den Bosporus fremden Kriegsschiffen zu sperren, von der Neutralität des Suezkanals und der internationalen Gleichberechtigung zu seiner Benutzung.

Allgemeingeschichtlich ist es nicht ohne Belang zu beachten, in welcher Sprache die Urkunden aufgesetzt sind. Für die österreichisch-türkischen Abschlüsse bis einschließlich Passarowitz ist es das Lateinische, späterhin auch in Wien, wie überall, das Französische, das jedoch dem Englischen in Großbritanniens Vereinbarungen mit der Türkei nunmehr den Platz hat räumen müssen.

Die benutzten Quellenwerke und ein chronologisches Verzeichnis der einzelnen ausgehobenen Stücke findet man hinter dem Vorwort, kurze erklärende Anmerkungen unter dem Text; Seitenüberschriften und Stichworte am Rande erleichtern den Überblick und das Nachschlagen. An Druckfehlern begegnen nur einige anstoßerregende, die Typen sind gut.

Charlottenburg. C. Rethwisch.

78.

Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von F. Burger, unter Mitwirkung von L. Curtius, H. Egger, P. Hartmann u. a. 4°. Lfg. 1—22; zu je 32 S. Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. 1913—15. Einzelpreis d. Lfg. M. 2.—, Subskriptionspreis M. 1.50.

Es sei erlaubt, an dieser Stelle empfehlend auf das obige Werk wenigstens hinzuweisen; zuerst insbesondere auf seine vortreffliche Ausstattung. Die 22 Lieferungen, die dem Ref. vorliegen, zeichnen sich unterschiedslos durch wohlgeratene Abbildungen aus. Im Anschauen dieses reichen und schönen Bild-

schmuckes gelangt man wie von selbst in den geweihten Bereich der Kunst; und das ist bei jeder Beschäftigung mit künstlerischen Dingen die Hauptsache, auch wenn es kunst g e s c h i c h t l i c h e sind. Dazu kommt, daß die wiedergegebenen Gemälde, Bild- und Bauwerke mit recht glücklicher Hand ausgewählt sind; es werden nicht bloß viele und schöne, sondern zugleich geschichtlich kennzeichnende Werke vorgeführt.

Mit dieser Feststellung berühren wir bereits die andere, die eigentlich wissenschaftliche Seite des Werkes, in dem es sich allerdings um Geschichte und geschichtliche Würdigung handelt (und dies allein gibt uns die Berechtigung zu unserem Hinweis auf das Burgersche Handbuch), in dem es aber noch viel mehr um klare gedankliche Ausprägung des innersten Wesens der künstlerischen Gebilde aller Zeiten geht. Beide Gesichtspunkte gehören zusammen. Denn es ist zweifellos richtig: sofern die Kunstwissenschaft (ihrer echt menschlichen Natur gemäß) nur ein wenig tiefer aufgefaßt und begründet wird, erscheint sie ohne geschichtliche Grundlegung und ohne Herausstellung geschichtlicher Beziehungen nicht denkbar; die Kunst lebt, wie alle anderen menschlichen Daseinsäußerungen, in der Überlieferung, und Überlieferung bedeutet des Geschehens besten Teil. Andererseits ist die Kunstwissenschaft in erster Linie unstreitig ästhetischer Natur, und da sie bei der heute erreichten Vollkommenheit der Reproduktionstechnik in erfreulicher Weise die besten Mittel an der Hand hat, alle Arten von Kunstwerken wiederzugeben, so wird sie erst einmal die Kunst selbst in ihren schönsten und kennzeichnendsten Gebilden zu dem verständnisvollen Beschauer sprechen lassen. Alsdann vermag sie auf Grund solcher wohl ausgewählten Beispiele mit um so sichrerer Wirkung die Entwicklung der Kunst geschichtlich zu erörtern und mehr als eine bloße G e s c h i c h t e, nämlich ein geschichtlich ausgebautes System der Kunst zu errichten. Sie macht damit die ruhende Überlieferung dem fließenden Leben dienstbar und verwendet die Geschichte der Vergangenheit als Erkenntnisgrund der Gegenwart.

Dies wird in Burgers Handbuch erfolgreich angestrebt. Von den bisher erschienenen Lieferungen, nach der Zeitfolge der behandelten Gegenstände geordnet, liegen folgende vor: L. C u r t i u s, Die antike Kunst (Lfg. 13 u. 22); O. W u l f f, Die altchristliche Kunst bis zur Mitte des 1. Jahrtausends (Lfg. 3, 4, 7—9, 12, 15, 19); G. Graf V i t z t h u m, Malerei und Plastik des Mittelalters (Lfg. 16 u. 21), H. W i l l i c h, Die Baukunst der Renaissance in Italien (Lfg. 18); Fr. B u r g e r, Die deutsche Malerei vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance (Lfg. 1, 2, 5, 6, 10, 11, 14, 20); W. P i n d e r, Die deutsche Plastik (Lfg. 17).

Ref. muß sich leider versagen, auf diese einzelnen Teile des Gesamtwerkes näher einzugehen, da sie zumeist erst durch ein

bis zwei Lieferungen vertreten sind. Abgeschlossen liegt noch kein Teil vor. Unter diesen Umständen sei mir vergönnt, auf die je acht Lieferungen der durch Wulff und Burger bearbeiteten Teile in Kürze hinzudeuten und Curtius aus allgemeinen Rücksichten hinzuzunehmen.

Curtius ist die antike Kunst zugefallen (ein Name übrigens und eine Sache, die seit Ernst Curtius' Zeiten unbedingt zueinander gehören). Wie Curtius in lebhafter, frischer und angenehm persönlich gearteter Vorrede eine antike Kunstgeschichte als „Geschichte der formalen Ideen der antiken Kunst“ verspricht, so bringt er sein Vorhaben auch sogleich aufs ansprechendste in einer Darstellung der ägyptischen Kunst zur Ausführung, deren zeichnerische und malerische Anfänge er recht lehrreich mit den bekannten paläolithischen sowie mit Buschmanns- und mit Kinderzeichnungen vergleicht.

Von ganz besonderer Bedeutung ist jedoch sein schöner, das Gesamtwerk vortrefflich einleitender Aufsatz, der höchst ergiebige Gedanken über antike und moderne Kunst in der schlichten vergleichenden Betrachtung einiger weniger Kunstwerke zu gewinnen scheint, in Wahrheit jedoch aus einer Fülle lebendigster Anschauungen erwachsen sein und auf eindringendstem Denken beruhen muß. Die antike Kunst erscheint danach mit Recht in der ganzen Pracht ihrer verklärten Sinnlichkeit, in ihrem vollbefriedigten Schönheitsstreben, in ihrer wahrhaft künstlerischen Gehaltenheit. Sie ist in der Tat „ewig, nicht als absolutes Ideal, sondern als größtes Beispiel der reinen Erfüllung künstlerischer Gesetze“. „Die neue Kunst ist von der alten geschieden durch den neuen religiösen Geist, den neuen Willen und die neue Rolle, deren Träger der Körper ist“; und in ihr tritt „der neue Wille der Seele“ hervor. Da es aber der Kunst unmöglich ist, die Seele vollkommen in den Körper hinein- oder aus ihm herauszubilden, da demnach die Aufgabe der neuen Kunst unlösbar ist, so bleibt die „Kunst der Griechen eine höchste, niemals ähnlich wiederkehrende Leistung des menschlichen Geistes“.

Wulff überblickt in lehrreicher Einführung Wesen und Werden der altchristlichen Kunst, um dann des genaueren die Kunst der altchristlichen Grabstätten (S. 17—99), die altchristliche Plastik (S. 100—201) und die altchristliche Baukunst zu behandeln.

Burger, zugleich Herausgeber, bekennt in der Vorrede zu seiner Bearbeitung der deutschen Malerei, daß der „übliche Aufbau der kunstgeschichtlichen Handbücher hier nicht beibehalten, daß in erster Linie eine systematische Gliederung des historischen wie künstlerischen Materials erstrebt worden“. Er sucht den Leser in die Gedankenwelt dieser deutschen Maler zu versetzen und über die von ihnen verwendeten künstlerischen Mittel zu unterrichten (so unter I: Über Wert und Wesen der deutschen Kunst der Renaissance; unter II: Vom Mittelalter

zur Renaissance; auch unter III: Kunst und Künstler). Er möchte zum Ausdruck bringen, was ihm bei eingehender Betrachtung als künstlerische Wesenheit jenes Zeitabschnittes erschienen ist. Dann erst wendet er sich der Folge der Begebenheiten und den Lokalschulen zu.

Hoffentlich tun die kriegerischen Zeitläufte und der Umstand, daß der verdiente Herausgeber auf dem Felde der Ehre gefallen ist, dem weiteren Erscheinen des schönen Werkes keinen Abbruch.

Charlottenburg, z. Zt. Liegnitz. Erich Bleich.

79.

Sombart, Werner, Der moderne Kapitalismus. Zweite, umgearbeitete Auflage. Bd. I. Gr. 8°. XXXVI u. 919 S. München u. Leipzig. Duncker u. Humblot, 1916. M. 20.—.

Selten hat eine nationalökonomische Schrift unter Historikern so großes Aufsehen erregt wie das im Jahre 1902 veröffentlichte Werk Sombarts „Der moderne Kapitalismus". Die VII. Versammlung Deutscher Historiker zu Heidelberg widmete der Diskussion über den Grundgedanken jenes Buches am 15. August 1903 mehrere Stunden. Zwei vorzügliche, in Methode und Auffassung so verschiedene Forscher wie v. Below und Lamprecht erkannten ausdrücklich und durch eingehende Begründung ihrer abweichenden Anschauungen die Bedeutung der Sombartschen Publikation an. Freilich fehlte es jener Arbeit auch nicht an Rezensenten, die sie trotz Würdigung der sich in ihr findenden interessanten Einzelheiten als unwissenschaftlich ablehnten [1]).

Indessen kann heute von Niemand dem genannten Werke das Verdienst bestritten werden, daß es außerordentlich anregend gewirkt hat. Es rief eine große Anzahl sehr wertvoller Einzeluntersuchungen hervor, welche von ihm aufgeworfene Probleme streng methodisch unter örtlicher und zeitlicher Beschränkung des Forschungsgebiets klarstellten. Auch Sombart selbst hat einzelne, für die Entwicklung des Kapitalismus wichtige Fragen in den beiden Jahrzehnten, die dem Erscheinen seines Werkes folgten, näher untersucht, namentlich die Bedeutung der Juden für das Wirtschaftsleben [2]), die Einwirkung des Krieges und des Luxus auf die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung und „die Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen", des „Bourgeois".

Jetzt ist der 1. Band eines neuen Werkes Sombarts erschienen, das sich selbst wieder mit dem Titel „Der moderne Kapitalismus" bezeichnet, aber begleitet von dem Zusatze „Zweite

[1]) Siehe besonders H. Delbrück in Preuß. Jahrb., 1903, S. 333—338.

[2]) Vgl. aber über diese Arbeit die Besprechungen v. Belows (Hist. Zeitschrift, 108, S. 614—24) u. Rachfahls (Preuß. Jahrb., 147, S. 13—86) u. neuerdings Brentano, Anfänge des modernen Kapitalismus (München 1916) S. 158—199.

neugearbeitete Auflage". In der Tat bildet es eine ganz neue Arbeit, wenn auch, wie der Verf. im „Geleitwort" sagt, „das Grundproblem dasselbe geblieben ist und mit ihm eine Reihe grundlegender Gedanken". Wenn wir von ihnen, die vielfach auch in neuer Form gegeben werden, absehen, finden wir hier vorwiegend anderes als in der 1. Auflage, auf deren Ausführungen der Verf. auch mitunter (z. B. S. 188 Note 1, S. 191 Note 2) ausdrücklich verweist. Fortgefallen ist ferner „die Vermischung der theoretischen und der empirisch-realistischen Betrachtungsweise", die, jetzt von S. selbst (S. XV) als „unzulässig" bezeichnet, für viele Historiker ganz besonders störend war. Vor allem ist aber auch der Zweck der vorliegenden ein ganz anderer als der der früheren „Auflage". In ihr handelte es sich darum, „das kapitalistische Wirtschaftssystem von seinen Anfängen bis zur Gegenwart zu verfolgen, seine eigenen Bewegungsgesetze aufzudecken und die Gesetzmäßigkeit seines Übergangs in eine zukünftige Wirtschaftsepoche darzustellen, um auf dieser Grundlage ein wissenschaftliches System praktischen Handelns aufzubauen" (Aufl. I, S. XXXII). Dagegen „versucht diese neue Auflage, ein Bild von der wirtschaftlichen Gesamtentwicklung der europäischen Völker zu geben". Der vorliegende 1. Band „enthält neben einer begrifflich grundlegenden Einleitung die Darstellung der vorkapitalistischen Wirtschaft und der historischen Grundlagen des modernen Kapitalismus". Der 2. Band wird „das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus", der 3. dasjenige „im Zeitalter des Hochkapitalismus" schildern (S. XIV). So erhalten wir jetzt ein wirtschaftshistorisches Buch, während die 1. Auflage trotz zahlreicher wirtschaftshistorischer Ausführungen als ein der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre angehörendes Werk betrachtet werden muß.

Sombart will jetzt „das Wirtschaftsleben der südwest- und mitteleuropäischen Völker unter Berücksichtigung auch ihrer Kolonien" insoweit darstellen, „wie es sich einheitlich gestaltet und einheitlich verläuft". Daher bespricht er nur das Allgemeine, nicht die Besonderheiten der Entwicklung in den einzelnen Ländern. In Folge dessen bedeutet das Werk etwas ganz Neues, nicht nur der 1. Auflage, sondern der gesamten Literatur gegenüber. Es bildet „den ersten Versuch einer gesamteuropäischen Wirtschaftsgeschichte", an der es bisher neben den zahllosen Arbeiten über Wirtschaftsgeschichte einzelner größerer oder kleinerer Gebiete völlig fehlte. Denn Sievekings vorzügliche, in dieser Zeitschrift Bd. 44 S. 309—312 besprochene Arbeit behandelt nur die neuere Wirtschaftsgeschichte vom 17. Jahrhundert an und gibt auch von ihr nur die Grundzüge. Das sehr anerkennenswerte russische Werk von Kowalewsky (Die ökonomische Entwicklung Europas bis zum Beginn der kapitalistischen Wirtschaftsform, deutsch 7 Bde. Berlin 1901—1914) aber schildert lediglich die Organisation der Wirtschaft, von dieser auch im

wesentlichen nur die der agrarischen Verhältnisse, und zwar gesondert nach den einzelnen Ländern. Lediglich mit den Rechtsordnungen des Wirtschaftslebens beschäftigen sich aber auch die wichtigsten zusammenfassenden Arbeiten über die Wirtschaftsgeschichte der bedeutendsten Europäischen Kulturvölker, die Arbeiten von v. Inama-Sternegg, Cunningham und Levasseur. Immerhin sind sie nicht lediglich „Rechtsgeschichten", wie Sombart S. 23 sagt. Denn sie behandeln nicht nur Wesen und Entwicklung der Institute, die der Geschichte des Rechts und der Ökonomie gemeinsam sind, sondern auch ihre Ausdehnung und Verbreitung unter Anwendung der statistischen Methode. Indessen spielen in jenen Werken immer noch die für die Wirtschaft maßgebenden Einrichtungen die Hauptrolle, was sich aus der Herkunft der methodischen wirtschaftsgeschichtlichen Forschung aus der rechtsgeschichtlichen und ihrem Zusammenhange unter dem Gesichtspunkte der Aufklärung der Entwicklung der materiellen Kultur erklärt[1]). Dagegen will der Verf. „zeigen, wie sich die Unterhaltsfürsorge in Wirklichkeit gestaltet", „was der Bauer und der Grundherr, der Handwerker und der Kaufmann gedacht, gewollt, getan haben" und „wie ihre Einzelhandlungen sich zu dem wundersamen Gebilde der allgemeinen gesellschaftlichen Wirtschaft zusammengefügt haben".

Der Grundgedanke des ganzen Werkes besteht, wie bei der früheren Auflage, in der scharfen Scheidung der „Wirtschaftsgesinnung" innerhalb der vorkapitalistischen und der kapitalistischen Zeit. Die der ersteren werde von der Idee des „standesgemäßen Unterhalts", die der letzteren von der des möglichst hohen Gewinnes geleitet. Das „Bedarfsdeckungsprinzip" herrscht nach S. während des eigenwirtschaftlichen Zeitalters sowohl in der „Dorfwirtschaft" wie in der „Fronhofswirtschaft", die beide eingehend dargestellt werden. Derselbe Grundsatz sei aber auch für das etwa am Ende der Karolingerzeit beginnende „Übergangszeitalter" und das „Zeitalter der handwerksmäßigen Produktion", das mit der Entstehung von Städten im ökonomischen Sinn anhebt, bei allen wirtschaftlich tätigen Personengruppen maßgebend.

Denn auch den Handel jener Zeit hält S., soweit es sich um als Lebensberuf geübte Tätigkeit handelt, für „rein handwerksmäßig". Der Geschäftsumfang sei gering gewesen, „das Denken und Fühlen, die soziale Stellung und die Art der Tätigkeit" der Kaufleute lasse sie „als den kleineren und mittleren Gewerbetreibenden ihrer Zeit verwandt erscheinen". „Im Grunde seines Herzens" habe auch dem Händler jener Zeit „nichts ferner" gelegen „als ein Gewinnstreben im Sinne modernen Unternehmertums"; auch er habe „nichts anderes, nicht weniger, aber auch nicht mehr" gewollt, „als durch seiner Hände Arbeit den standes-

---

[1]) Vgl. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter, II (1885) S. 4.

gemäßen Unterhalt verdienen". (S. 291, 292.) Der weitaus größte Teil des Werkes ist dann den „historischen Grundlagen des modernen Kapitalismus" gewidmet. Als „Kapitalismus" betrachtet S. diejenige „verkehrswirtschaftliche Organisation, bei der regelmäßig zwei verschiedene Bevölkerungsgruppen", nämlich die „Inhaber der Produktionsmittel, die gleichzeitig die Leitung haben, und besitzlose Nurarbeiter (als Wirtschaftsobjekte), durch den Markt verbunden, zusammenwirken, und die von dem Erwerbsprinzip und dem ökonomischen Rationalismus beherrscht wird". (S. 319.) Dies Wirtschaftssystem habe der dem Mittelalter fremde „neue Geist der Unruhe" geschaffen, den man sowohl als „Unendlichkeitsstreben", wie als „Machtstreben" und auch als „Unabhängigkeitsdrang" bezeichnen könne. (S. 327.) Wie er „in der Religion befreien", „in der Wissenschaft enträtseln", „in der Technik erfinden", „auf der Erdoberfläche entdecken" will, so beginne er auch seit dem 16. Jahrhundert „das Wirtschaftsleben zu beherrschen". „Mit diesem Unternehmungsgeist aber hat sich ein anderer Geist gepaart, der dem Wirtschaftsleben der neuen Zeit die sichere Ordnung, die rechnerische Exaktheit, die kalte Zweckbestimmung gebracht hat" und „sich in Fleiß, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Vertragstreue ausdrückt": der „Bürgergeist". Die aus Unternehmungsgeist und Bürgergeist zu einem einheitlichen Ganzen verwobene Seelenstimmung nennt S. den „kapitalistischen Geist". Das erste und wichtigste Werkzeug des geschilderten „neuen Geistes" und zugleich den Hauptförderer des Kapitalismus sieht S. jetzt in dem modernen Heerwesen und dem von ihm geschaffenen modernen Staate, „in dem und durch den jener Geist sich vor allem auswirkt". Um der Naturgewalten Herr zu werden, trachtet der Staat die Technik umzugestalten, und sein ihm innewohnender Drang nach Geld und Macht führt ihn zu den Edelmetallagern, die er ausbeutet. Durch ihr Zusammenwirken ermöglichen Staat, Technik und Edelmetalle „die Entstehung des bürgerlichen Reichtums", „die Neugestaltung des Güterbedarfs", die durch den Absatz im großen stattfinden konnte, die „Beschaffung der für das neue Wirtschaftsleben erforderlichen Arbeitskräfte", die „unter der Einwirkung der Technik größtenteils durch Vermittlung des Staates auf direktem oder indirektem Wege" erfolgt, und die Entwicklung der Unternehmerschaft. Alle diese Erscheinungen bespricht S. eingehend auf Grund vorzüglicher Kenntnis der Literatur und der Quellen. Aus dem reichen Inhalt seiner Ausführungen sei hier nur auf diejenigen über den „feudalen Reichtum", über den „Mangel an Arbeitskräften" und „die Maßnahmen der städtischen Arbeiterpolitik" (S. 798—835), sowie auf die Untersuchungen über den „Anteil der Fremden am Aufbau der kapitalistischen Wirtschaft" (S. 889—895) verwiesen. Von den früheren Abschnitten scheinen mir die über den „Begriff der Stadt" (S. 124—129)

und die über die „Entstehung der mittelalterlichen Stadt“ (S. 135 bis 142), die dies vielbehandelte Problem unter ganz neuen Gesichtspunkten behandeln, am meisten bemerkenswert.

Erfreulich ist, daß S. viele irrtümlichen Behauptungen, die wir in der 1. Auflage des „Kapitalismus“ und den auf sie folgenden Schriften finden, offenbar unter dem Einflusse der einschlägigen Polemik nicht mehr vertritt. So hat er z. B. die nach den Ausführungen Strieders[1]) unhaltbare Ansicht aufgegeben, daß die Mehrzahl der Großkapitalisten Augsburgs in dessen Blütezeit von Adelsfamilien abstamme, die ihre aus ländlichem oder städtischem Grundbesitz herrührenden Renten im Handel gewinnreich angelegt hätten. Auch die Rolle, welche die Juden bei der Entwicklung des Kapitalismus spielen, wird von S. nicht mehr auf Eigenschaften zurückgeführt, die durch den „Übergang aus der Wüste in die naßkalten Regionen des Nordens“ entstanden seien. Sehr wichtig ist endlich, um nur noch dies hervorzuheben, das Zugeständnis, daß bereits für das Mittelalter „die Vorstellung von einer Masse ökonomisch gleichgestellter Gewerbetreibender nicht Anspruch auf Richtigkeit machen kann“ (S. 259), daß es bereits damals „Formen gewerblicher Produktionswirtschaften gegeben“ hat, „die kaum noch den Namen Handwerk“ (im Sinne S.s) „verdienen“ (S. 261). So räumt der Verf. selbst diese auch meines Erachtens zweifellose Tatsache ein, daß schon vor dem Entstehen dessen, was er Kapitalismus nennt, viele Handwerker und besonders Kaufleute[2]) höhere Einnahmen erstrebten und erlangten, als für ein Leben erforderlich war, das dem ihrer Berufsgenossen entsprach.

Damit erfährt selbstverständlich die Grundidee des gesamten Werkes, wenn es auch sein Autor bestreitet, eine bedeutende Einschränkung. Jedenfalls kann auch die Tatsache, daß den Handwerkern Gewinnstreben über den Lebensunterhalt hinaus ferngelegen, nicht, wie S. 191 versucht wird, durch Berufung auf „Zunftstatuten“ erwiesen werden, die jenes Gewinnstreben im Interesse der Mehrheit der Mitglieder des Verbandes, soweit es sich gegen diese richtet, einzudämmen suchen. Auch der Ausspruch der sogenannten Reformation K. Sigmunds, „die Handwerke seien deshalb erdacht, damit jeder sein tägliches Brot gewinne“ (vgl. darüber Sombart a. a. O.), gibt in Wahrheit nur die subjektiven Anschauungen eines Demagogen wieder, der einen Aufstand der unteren Klassen gegen die vermögend gewordenen Zunftmeister hervorrufen wollte. Jenem Ausspruche kommt ebensowenig historische Richtigkeit oder auch nur die Bedeutung eines Zeugnisses für allgemeine Verbreitung jener Ansicht im 15. Jahrhundert zu wie den Ausführungen derselben Schrift, daß die

---

[1]) Siehe diese Zeitschrift, Bd. 33 (1905), S. 178—182.

[2]) Vgl. über sie namentlich die von S. nicht berücksichtigten Ausführungen H. Pirennes in Sitzungsber. der Akad. zu Brüssel vom 5. Mai 1914.

Ritter von Kaiser Mimus und Kaiser Konstantin eingesetzt (Ref. Sig., hrsg. von Böhm, S. 223, 224) und daß sie und die Reichsstädte zu „Schirmern und rechten Vögten des heiligen Glaubens“ bestellt seien (S. 168). Wenn S. aber fragt: „gibt es“ im Mittelalter „eine einzige maßgebende Auslassung, die das unbeschränkte Gewinnstreben zu verteidigen gewagt hätte?“, so sei hier auf eine Erzählung Johanns von Winterthur[1]) verwiesen, in der unter dessen Beifall ein Töpfer seine Arbeit als Quelle recht bedeutenden Reichtums bezeichnet, der jedenfalls den seiner Standesgenossen in hohem Maße übertraf.

Infolge des leitenden Gedankens erscheint die gesamte vorkapitalistische Zeit, „deren Grundzug der der sicheren Ruhe“ bilde, „wie er allem organischen Leben eigentümlich ist“, bei S. in idealem Licht, so daß man mitunter an die Darstellung von Janssen und ähnlichen Geschichtschreibern denken muß. Von den zahllosen Gewalttaten und Friedensstörungen, die der Erwerbstrieb das ganze Mittelalter hindurch bei den Großen hervorrief[2]), ist kaum, von den Betrügereien und Fälschungen, zu denen er schon damals nicht wenige Handwerker und Kaufleute verführte[3]), wenigstens bei jenen Lobreden auf die Vergangenheit nirgends die Rede.

Im übrigen kann ich an dieser Stelle weder auf die zahlreichen Einwendungen, die sich gegen die Grundideen des Werkes erheben lassen, noch auf einzelne Irrtümer[4]) eingehen und noch weniger Ergänzungen zu einzelnen Ausführungen geben[5]). So sei denn nur noch hervorgehoben, daß das Studium des Sombartschen Werkes nicht nur für jeden Wirtschaftshistoriker notwendig ist, sondern auch dem, der sich mit anderen Zweigen der geschichtlichen Entwicklung beschäftigt, mannigfache Anregung und Belehrung gewähren wird. Das Auffinden der den einzelnen interessierenden Partien wird durch ein gutes Inhaltsverzeichnis erleichtert. Ein alphabetisches Sachregister, das noch wünschenswerter wäre, wird wohl am Schlusse des ganzen Werkes veröffentlicht werden.

---

[1]) Arch. f. schweiz. Gesch. XI, 1856, S. 22, 23.

[2]) Vgl. Brentano, S. 24—28.

[3]) Vgl. über sie z. B. Leonhard Freund, Lug und Trug unter den Germanen (1863), besonders S. 154—156, 196—199, 229—231, Elben, Zur Lehre von der Warenfälschung (1881), bes. S. 32—41.

[4]) Auffallend ist, daß nach S. 79 mit Note 1 die Walkmühlen schon zur Karolingerzeit „sich jedenfalls auf den größeren Fronhöfen vorfanden“, während sie nach S. 487 erst „seit dem 14. Jahrhundert“ bezeugt seien.

[5]) Erwähnt sei nur, daß S. zwar die Bedeutung der durch die Gegenreformation aus ihrer Heimat vertriebenen Protestanten für die Entstehung der Unternehmerschaft, aber nicht ihre Einwirkung auf die des industriellen Proletariats (siehe S. 792—798) erwähnt, auf die schon Geering, Handel u. Industrie der Stadt Basel (1886), bes. S. 592 f. hingewiesen hat.

Berlin. Carl Koehne.



Zeitschriftenschau.

Hermes. Zeitschrift für klassische Philologie. Hrsg. v. C. **Robert** u. G. **Wissowa.** Bd. 51. 4 Hefte. Berlin, Weidmann, 1916. M. 16.—.

1. Heft. S. 65—72: H. **Dessau,** Pontius, der Biograph Cyprians. Hieronymus nennt de vir. ill. c. 68 das egregium volumen vitae et passionis Cypriani eines gewissen „Pontius", der dann, zumal er Zeuge des Martyriums ist, zuletzt von Harnack (Das Leben Cyprians von Pontius) mit dem anonymen Verf. der erhaltenen Cyprian-Vita identifiziert wird, deren Verf. die Verbannung in Curubis teilte und Zeuge des Todes war. Dessau bringt damit eine der wenigen Curubitanerinschriften C. J. L. VIII 980 in Zusammenhang, die ebenfalls einen „Pontius" in hervorragender Stellung nennt und dem 3. Jahrh. n. Chr. angehört, also sehr wohl den von Hieronymus genannten Freund des hlg. Cyprian meinen kann.

S. 73—88: W. **Otto,** Die Nobilität der Kaiserzeit. Otto wendet sich gegen Gelzer (Hermes, 1915, S. 395 ff.), der für die Nobilität der Kaiserzeit Geschlossenheit im Gegensatz zu den Verhältnissen der Republik behauptet hatte. Otto beanstandet zunächst G.s Zeugnisse, erkennt dessen These einer nobilitas materna nicht an und weist m. E. nach, daß die Nobilität der Kaiserzeit eine Vermehrung durch die Inhaber der höheren Ämter, wie in der Republik, erfuhr. Die Bekleidung eines kurulischen Amtes ist als Bedingung aus Plin. Panegyricus c. 70, 1—2 erwiesen. Demnach fällt auch G.s Ansicht, daß schon in der Republik nur die Inhaber des höchsten Gemeindeamtes für die Familie die Nobilität erlangten, und daß das ius imaginum nicht als Anzeichen der Zugehörigkeit zur Nobilität zu gelten habe. (Gelzer, Die Nobilität der röm. Republik, S. 21 ff.)

S. 89—96: G. **Wissowa,** Die Abfassungszeit der Chorographie des Pomponius Mela. W. benutzt zur Datierung die versteckte Hindeutung auf den Triumph des Claudius über Britannien a. 44 (III, 49) und die Erwähnung des Erdbebens vom Jahre 46, dem Thia zum Opfer fiel. Ich habe in der Tat in meiner Mela-Ausgabe (Voigtländers Quellenbücher, Bd. 11 u. 31) I, 5 keinen Widerspruch zwischen den beiden Daten bemerkt, bin aber durch W. überzeugt worden, denn dem Wortlaut zufolge ist das Triumphjahr 44 terminus ante quem. W. zeigt, daß das zweite Datum (a. 46) falsch ist, d. h. es liegt bei Plin. n. h. II 202 eine Verwechslung vor. Es freut mich, daß W. meinen Hinweis auf eine, wenn auch verworrene Kenntnis Melas von der Neuordnung der Provinzen Mauretania (a. 42) für richtig hält, die ich a. a. O. I, 70 ff. aus der Erwähnung des Grenzflusses Mulucha erschlossen hatte. W. setzt die Edition des Werkes ganz zu Anfang des Jahres 44 v. Chr.

S. 120—144: A. **Viedebantt,** Der Athenische Volksbeschluß über Maß und Gewicht. Interpretation des Volksbeschlusses C. J. G. 123. Bemerkenswert ist der römische Einfluß, obwohl Athen um die Wende des 2. Jahrh. v. Chr. formell noch freier Bundesgenosse ist, trotzdem aber durch die Einführung eines neuen Maßes und Gewichtes auch im Großhandel die Norm des römischen Gewichtes und Maßes erreicht.

2. Heft. S. 189—210: A. **Mentz,** Beiträge zur Geschichte der römischen Stenographie.

S. 211—232: E. **Täubler,** Die nicht-bestimmbaren Hinweise bei Josephus und die Anonymushypothese. T. wendet sich besonders gegen W. Otto, der einen Anonymus für Josephus bell. Jud. und Archaeol. I—XIV als grundlegende Quelle annahm, einen zweiten für die Königszeit des Herodes (Bch. XV f.). Aus der Arbeitsweise des Josephus will T. die Beobachtungen Ottos erklären und entkräften, für mich nicht überzeugend.

S. 303—307: F. **Hiller v. Gaertringen,** Das athenische Psephisma über Salamis. Zu den Herstellungsversuchen von Judeich-Nachmanson und von Kirchner wird hier ein dritter veröffentlicht. Hinsichtlich des Alters dieses ältesten athenischen Volksbeschlusses neigt sich Hiller dem Urteil Wilhelms zu: Ende des 6. Jahrhunderts.

3. Heft. S. 355—385: H. **Dessau**, Über die Quellen unsres Wissens vom zweiten punischen Kriege. Der Einschub der spanischen Ereignisse in die Erzählung der Vorgänge des Jahres 217 bei Polybius und Livius ist auffallend und unberechtigt; erklärt wird sie durch die Annahme einer gemeinsamen Benutzung des Fabius Pictor, der durch das Hinausschieben der weiteren Entwicklung des Gegensatzes zwischen Minucius und Fabius die Spannung steigern will; ebenso soll es sich bei der Schilderung des Eindruckes, den die Trasimener-Niederlage in Rom hervorruft, um „weitgehende Abhängigkeit des Polybius" (und Livius) von der gemeinsamen römischen Vorlage handeln. Auch sonst scheint mir D. sehr beachtenswerte und neue Belege für gemeinsame Benutzung einer römischen Vorlage (vgl. oben) durch Polybius und Livius zu erbringen, insbesondere scheint mir in der Tat die Abweichung des Polyb. IX, 6, 3 [πλύνουσαι ταῖς κόμαις τὰ τῶν ἱερῶν ἐδάφη] von Livius XXVI, 9,7 [crinibus passis aras verrentes, nixae genibus] auf einem Irrtum des Polybius zu beruhen, zumal nur dieser die ganz unbewiesene Behauptung aufstellt, „das ist ihnen Sitte zu tun", nämlich in Zeiten der Gefahr mit ihren Haaren die Fußböden der Heiligtümer zu scheuern; auch liegt wohl ein Lesefehler vor: areas und aras. — Im 2. Teil seiner Arbeit behandelt Dessau Silenos und Sosylos; Benutzung karthagischer Quellen will D. leugnen: „Die Überlieferung über Hannibals Züge ist durchaus römischen Ursprungs."

S. 475—476: G. **Klaffenbach**, Sisennas Statthalterschaft von Makedonien. Der Verf. weist 117 als Statthalterjahr nach.

S. 477—478: F. **Jacoby**, Herodotinterpolation aus Lydiaka. Herod. I, 71 stammt οὔνομά οἱ ἦν Σάνδανις aus Xanthos.

4. Heft. S. 499—509: A. **Rosenberg**, Amyntas, der Vater Philipps II. Historische Ausnutzung der 1911 in Thessalien (nördlich von Elassona) gefundenen lateinischen Inschrift (vgl. Annual of the British School at Athens XVII, 193 ff. A Latin Inscription from Perrhaebia), die eine Grenzstreitigkeit zwischen Doliche und Ellimiotis behandelt, die durch einen von Trojan bestellten iudex geschlichtet wird. In sehr geschickter Weise entwickelt R. aus dieser noch im Jahre 101 n. Chr. angezogenen Rechtsentscheidung ein Bild von der Machtbefugnis des makedonischen Fürsten über die Perrhäber und im Anschluß daran von den Schicksalen dieser thessalischen Periöken im 5. und 4. Jahrh. v. Chr. Es ergibt sich, daß schon Amyntas großmakedonische Politik betreibt.

S. 530—553: W. **Kolbe**, Die griechische Politik der ersten Ptolemäer. Der Verf. gibt ein sehr anschauliches Bild von der Selbstsucht der Ptolemäer, die sich hinter ihrer Protektion der Hellenen verbarg. Sie wollten nur einen Bundesgenossen gegen Makedonien; so unterstützen sie selbst den Kleomenes. Da ihnen Ägypten nicht genügend den Rücken zu decken vermochte, erlagen die Stadtrepubliken Griechenlands den Antigoniden im Kampfe für ein überwundenes Ideal.

S. 630—632: E. **v. Stern**, Zum athenischen Volksbeschluß über Chalkis. Die im Besteuerungsdekret der in Chalkis wohnenden Fremden (J. G. I Suppl. p. 10 Nr. 27a = Ditt. Syll I³ 64) genannten ξένοι ἐν Χαλκίδι, ὅσοι οἰκοῦντες sind nicht athenische [so Kolbe, Hermes, 1916, 479 f.], sondern chalkidische Metoiken [so auch Ed. Meyer, Forschg. II, 146 ff.]. Diese Fremden haben, wie die Chalkidier selbst, nach Chalkis zu steuern, sofern sie nicht nach Athen zu steuern haben oder im Besitze eines Steuerprivilegs seitens Athens sind.

Berlin-Friedenau. Hans Philipp.

Historische Vierteljahrsschrift. Hrsg. von Gerh. **Seeliger.** 17. Jahrgang. 4 Hefte. Leipzig, B. G. Teubner, 1914—16.

1. Heft. S. 1—33: Hermann **Barge**, Zur Genesis der frühreformatorischen Vorgänge in Wittenberg. Der Verf. verteidigt gegen Walter Köhler seine Auffassung des Verhältnisses, das zwischen Luther und Karlstadt um die Zeit des Wittenberger Bildersturms bestanden hat.

S. 34—53: Manfred **Laubert**, Metternich und die Kritik der deutschen Presse an der Revolution in Krakau und Galizien 1846. Schwächlicher Rückzug der preußischen Regierung vor M., als in der Breslauer Zeitung ein kecker Artikel erschienen war, der freimütig das Verhalten tadelte, das die Österreicher beim Krakauer Aufstand eingeschlagen hatten.

S. 54—85: Ludwig **Bergsträsser**, Neue Beiträge zur Geschichte der Berliner Märztage. Die Ereignisse, die sich am 18. u. 19. März 1848, vor allem aber in der Nacht vom 18. zum 19. auf dem Berliner Schlosse abspielten, sind noch immer nicht genügend aufgeklärt. Vielleicht gerade deshalb, weil zu viel Material vorliegt, das von zu verschiedenen Standpunkten aus gewonnen ist. Wichtige Momente wie u. a. die ersten Schüsse, die Abfassung der Proklamation, der Befehl zum Zurückziehen der Truppen, Fluchtgedanken des Königs und Versuche dazu, usw. werden neu zu beleuchten gesucht. Eine wesentliche Rolle spielen, dabei die Aufzeichnungen des Oberstleutnants a. D. Freiherrn v. d. Goltz.

2. Heft. S. 161—186: Adolf **Stölzel**, Zur ältesten Anlage Cassels. Der Verf. bemüht sich, einige Angaben in H. Brunners Geschichte der Residenzstadt Cassel (1913) richtig zu stellen.

S. 187—228 (vgl. S. 361—400): Otto **Winckelmann**, Über die ältesten Armenordnungen der Reformationszeit (1522—25). Der Aufsatz enthält viel wertvolles Material.

S. 229—241: **Hesselbarth**-Lippstadt, Die Urheberschaft der Zusammenkunft von Gastein. Nicht Blome, wie v. Sybel annimmt, sondern Bismarck selber sei die Urheberschaft in der Hauptsache zuzusprechen.

S. 280—288: Gerhard **Seeliger**, Das historische und besonders das hilfswissenschaftliche Studium an deutschen Universitäten. Kehrs und Dietrich Schäfers abweichende Ansichten über diesen Punkt bilden den Hauptgegenstand der kleinen Abhandlung.

3. Heft. S. 321—342: Wilhelm **Soltau**, Das pontifikale Jahrbuch und seine Rekonstruktion. Selbst Berichte über die Hauptepochen der Geschichte des 5. Jahrh. gehen inhaltlich auf die Tätigkeit des Pontifikalkollegiums zurück, das seit Beginn des 3. Jahrh. v. Chr. den Kodex in der Regia geführt und schon bald in seinen älteren Partien sachgemäß ergänzt hat.

S. 343—360: Johannes **Haller**, Zu den Marbacher Annalen. Der Verf. setzt sich mit Oppermann und Bloch über Person, Charakter usw. des Chronisten auseinander.

S. 401—416: Paul **Oßwald**, Kritische Bemerkungen über die Herausgabe von Landtagsakten.

4. Heft. S. 465—488: Paul **Hagenbring**, Yselins Geschichtsphilosophie. Eine eingehende und anschauliche Schilderung.

S. 489—507: Julius **v. Pflugk-Harttung**, Warschau zur preußischen Zeit 1795—1806. (Ein Kulturbild.) Was der Verf. in seinem Buche „Der Stadt- und Polizeipräsident v. Tilly und die Zustände in Warschau zur preußischen Zeit 1799—1806“ (vgl. meine Anzeige in den „Mitteilungen“, Bd. 44, S. 110 f.) vorgetragen, wird hier in etwas anderer Beleuchtung und mit einigen dankenswerten Zutaten wiederholt. Traurige Zustände! Polnische Eigenart und preußisches Beamtentum konnten sich bei ihrem ersten Zusammentreffen größeren Stiles unmöglich gut vertragen, zumal letzteres noch in sich zwiespältig war und vielfach miteinander haderte.

S. 508—512: Walter **Gerlach**, Zur Frage der Grundrißbildung der deutschen Stadt. Zum Begriffe der civitas (urbs) gehört nicht notwendig Ummauerung. Es tat auch Plankenzaun und Palissadenwerk. Ja, auch eine Ortschaft ohne Befestigung konnte eine Stadt sein, wenn sie gewisse wirtschaftliche, rechtliche und topographische Merkmale besaß.

S. 512—517: Johannes **Lechner**, Die Reichsacht. Sie wird dem inneren Wesen und der historischen Bedeutung nach deutlich umschrieben.

S. 518—521: **Adam**-Stuttgart: Über die Herausgabe von Landtagsakten. Einige instruktive Winke (vgl. die Bemerkungen von Oßwald, S. 401 ff.).

S. 595—600: Nekrologe von Ernst Salzer (†) über Reinhold Koser und von K. J. Neumann über Wilhelm Wiegand.

S. 1*—156*: Oskar Maßlow, Bibliographie zur deutschen Geschichte. Eine sehr wertvolle Beilage. Sie umfaßt die Jahre 1913/14, enthält 4558 Nummern und bringt zum Schlusse auch ein alphabetisches Register.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

Überall. 18. Jahrgang. 4. u. 5. Heft. Berlin, Boll & Pickardt, 1916.

S. 203/7 u. 252/7: Willy Cohn, Der Kampf der Flotte Kaiser Friedrichs II. gegen Genua. Der Verf. schildert den Kampf Kaiser Friedrichs II. gegen Genua zur See in den Jahren 1241 und 1242 bzw. bis 1250. Der Aufsatz hat durchaus selbständigen Wert und beruht auf eingehender Quellenkenntnis. C. bringt nichts über die Organisation der Flotte — man darf aus einer Andeutung auf ein Nachholen an anderer Stelle hoffen —, sondern schildert die Tätigkeit der durch Nicolinus Spinola geschulten Flotte, deren Kommando nach Spinolas Tod an Ansald de Mari übertragen wurde. Nach dem bekannten kaiserlichen Siege 1241 südlich Elba über die Genuesen, dessen Ergebnis die Flucht der genuesischen Flotte unter erheblichen Verlusten und die Gefangennahme zahlreicher zum Konzil nach Rom fahrender Prälaten war, rüstete Genua eine neue starke Flotte aus, konnte aber nichts erreichen. Vielmehr beunruhigte Ansald ständig die Genuesen, drang sogar einmal in den Hafen von Genua ein, stellte sich aber nie zum Kampf, sondern entzog sich, stets gut über die Absichten und Bewegungen der Feinde unterrichtet, allen ihren Angriffsversuchen. Trotzdem Friedrich II. im Winter gewaltig rüstete, so daß seine Flotte der der Genuesen an Zahl überlegen war, setzte Ansald seine Beunruhigungstaktik auch 1242 fort, gab z. B. die Belagerung von Levanto beim Herannahen der feindlichen Flotte auf und wich auch sonst, trotz zahlenmäßiger Überlegenheit, stets aus. Bis auf einen größeren Schlag (um den 1. Sept. 1250) ist diese Taktik beibehalten worden, über deren Gründe und Zweck C. verschiedene Ansichten darlegt. Mit Friedrichs II. Tode endeten diese Kämpfe zunächst. Sie zeigen, daß der geniale Herrscher auch die große Bedeutung einer starken Flotte erkannt und diese Erkenntnis in die Tat umgesetzt hatte.

Merseburg. Fr. Wilhelm Taube.

Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend. 13. Heft. Gr. 8°. 288 S. Saarbrücken, Selbstverlag des Vereins, 1914.

S. 1—288: A. H. Jungk, Regesten zur Geschichte der ehemaligen Nassau-Zweibrückischen Lande. I. Teil, bis 1817. Die Regesten enthalten Chronikauszüge und Inhaltsangaben von Urkunden, die in Urkundenbüchern und Veröffentlichungen von Geschichtsvereinen bereits gedruckt worden sind, hier aber z. T. verbessert wiedergegeben werden. Dazu kommen in kleinerer Zahl Stücke, die nach Abschriften aus Archiven (in Coblenz, Trier, Metz) und der Pariser Nationalbibliothek bearbeitet sind. Ein abschließendes Urteil wird erst möglich sein, wenn der 2. Teil erschienen ist, der auch die Vorrede und das Register enthalten soll.

Oberhausen (Rheinland). Artur Koernicke.

Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Neue Folge, 22. Bd. Gießen, Alfred Töpelmann (vorm. J. Ricker), 1915.

S. 1—128: Fritz Beyhoff, Stadt und Festung Gießen im Zeitalter des 30jährigen Krieges. I. Die Stadt Gießen. Der Verf. will hier hauptsächlich ein anschauliches Bild von der Wirtschaftsgeschichte der Stadt Gießen im Zeitalter des 30jährigen Krieges entwerfen. Die Einleitung geht zunächst ein auf die Streitfrage der letzten Jahrzehnte, ob der 30jährige Krieg jedwedes Leben in Deutschland zerstört habe, und ob der wirtschaft-

liche Niedergang Deutschlands schon vor dem Kriege begonnen habe. B. hält die Frage noch nicht für spruchreif. Dann wird eine weitere Streitfrage der letzten Jahrzehnte erwähnt, d. i. die Frage, welcher Wert den zeitgenössischen Berichten über die Wirkungen des Krieges beizumessen sei. Zum Schluß der Einleitung berichtet der Verf. über das von ihm angezogene Quellenmaterial. Das 1. Kapitel gibt darauf eine Schilderung des Wirtschaftslebens Gießens vor dem Kriege. Dieser Teil, der eigentlich doch einen einleitenden Charakter hat, umfaßt beinahe drei Zehntel der ganzen Arbeit. Erst auf S. 45 treten wir mit Kapitel 2 in das eigentliche Thema ein. Der Verf. zerlegt die innere Geschichte der Stadt während des 30jährigen Krieges in 3 Abschnitte: 1. 1618—1630, eine Periode, die hauptsächlich durch die Kipper- und Wipperzeit und die Verlegung der Universität nach Marburg charakterisiert wird; 2. 1630—1640, das Jahrzehnt, das sich durch die Pest kennzeichnet; 3. 1640—1648, die Jahre des Hessenkrieges. Auch die Ereignisse des 1. Abschnittes haben mit dem Kriege eigentlich weiter nichts zu tun, als daß sie zeitlich in seine erste Hälfte fallen. Und doch umfaßt dieser mit besonders behaglicher Breite geschriebene Teil noch wieder 17 Seiten, so daß also fast die Hälfte der Arbeit außerhalb des Rahmens der Arbeit fällt. Der 2. Abschnitt beschäftigt sich zunächst noch nicht mit der Pest, sondern mit den mißlichen Steuerverhältnissen, von denen der Verf. selbst sagt, daß sie wenig durch den Krieg, sondern zumeist durch die Schuldenlast veranlaßt seien, die das ungeordnete und verschwenderische Hauswesen des verstorbenen Landgrafen dem Lande auferlegt hatte. Erst auf S. 70 spricht B. von der Pest und tritt nun endlich in sein eigentliches Thema. Bei ihm bleiben wir nur bis S. 101. Denn nun setzt das 3. Kapitel ein, mit der Überschrift „Die Stadt Gießen nach dem Kriege“. Nur ein Viertel der Arbeit ist also dem eigentlichen Thema gewidmet; das ist doch wohl ein Mißverhältnis!

S. 129—142: Karl **Ebel**, Der Reichskrieg gegen Philipp d. Ä. von Falkenstein 1364—1368.

Einleitend berichtet der Verf. über die bisherigen Darstellungen dieses Reichskrieges. Auf Grund neuer Archivstudien glaubt er diese wesentlich ergänzen zu können. Für seine neue Darstellung benutzt er hauptsächlich den 3. Bd. von Heinrich Reimers Urkundenbuch zur Geschichte der Herren von Hanau (1894). Daneben wird vielfach noch das von Freiherrn von der Ropp (1904) herausgegebene Urkundenbuch der Stadt Friedberg herangezogen. Auf Grund dieser beiden Quellensammlungen kann der Verf. von dem Reichskrieg eine Darstellung geben, die nicht unwesentlich von der seiner Vorgänger abweicht.

Der Schluß des Bandes enthält den Museums- und den Vereinsbericht.

Berlin-Schöneberg. Eugen Fridrichowicz.

Hegel-Archiv. Hrsg. von G. **Lasson.** 3. Band. Leipzig, Meiner, 1916.

Die 1911 von G. Lasson herausgegebenen „Grundlinien der Philosophie des Rechts von G. Hegel“ werden hier durch die Wiedergabe von „Hegels handschriftlichen Zusätzen zu seiner Rechtsphilosophie“ ergänzt. Sie gewähren einen tiefen Einblick in die Denkwerkstatt dieses großen Philosophen.

Charlottenburg. W. Sange.

Fünftes Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft. Hrsg. von Paul **Deussen.** Kiel, Verlag der Schopenhauer-Gesellschaft, 1916.

S. 193—195: Fritz **Schwarzenberger**, Zur Metaphysik des Krieges. Der Verf. zeigt, ohne tiefer auf Schopenhauer einzugehen, daß das Hinausgehen über das engbegrenzte individuelle Leben, wie es der Krieg täglich zeige, das Mysterium jedes großen ethischen Gefühls sei, und daß der Krieg folglich moralische Werte schaffe.

Charlottenburg. W. Sange.



Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Hrsg. von St. **Bauer**, G. **v. Below**, L. M. **Hartmann** u. K. **Kaser**. 14. Band. 1. Heft. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1916. 8°. 163 S. Geh. M. 5.—.

S. 1—87: W. **Schwinkowski**, Die Reichsmünzreformbestrebungen in den Jahren 1665—1670 und der Vertrag zu Zinna. Die sehr eingehende Untersuchung berichtet von einem der unzähligen Versuche, die nach dem Ende des 30jährigen Krieges immer wieder gemacht wurden, um zu einem einheitlichen Münzsystem für das Reich und aus dem Elend der Kipper- und Wipperzeit herauszukommen.

S. 88—129: Adolf **Zycha**, Zur neuesten Literatur über die Wirtschafts- und Rechtsgeschichte der deutschen Salinen. Die sehr fleißige und gründliche Arbeit des um die Wirtschaftsgeschichte Böhmens und um die Geschichte des Bergbaus hochverdienten Prager Professors bietet weit mehr, als ihr bescheidener Titel verspricht; sie stellt das Ergebnis der letzten Forschungen über die Wirtschafts- und Rechtsgeschichte der deutschen Salinen in systematischer Weise dar.

S. 131—146: Peter **Miljukoff**, Die Entwicklung des russischen Städtewesens. Die russischen Städte sind, ähnlich wie die sächsischen Burgen, aus dem Bedürfnis entstanden, für größere landwirtschaftliche Bezirke einen befestigten Mittelpunkt zu haben, wohin die Bevölkerung sich in Kriegszeiten flüchten könnte. Während aber die deutschen Städte ihren ursprünglichen rein militärischen Charakter schnell abgestreift haben und zu Mittelpunkten bürgerlichen Erwerbslebens wurden, tritt der rein militärische Charakter der Städte in den eigentlichen russischen Gebieten und selbst in den meisten andern slawischen Gebieten Rußlands noch heute stark in den Vordergrund. Der Verf. legt dar, weshalb in den slawischen Städten ein gewerbliches Leben sich sehr wenig habe entwickeln können. Er begründet es mit dem wirtschaftlichen Charakter aller slawischen Volksteile, die nicht nur unfähig waren, städtische Gewerbe zu entwickeln, sondern auch unfähig, fremde Versuche derart unter sich aufkommen zu lassen.

Berlin-Schöneberg. Eugen Fridrichowicz.

Der Belfried. Eine Monatsschrift für Gegenwart und Geschichte der belgischen Lande. 1. Jahrgang, 1. Heft. Leipzig, Inselverlag. 1916. M. 1.—, jährlich M. 10.—.

Im Juli 1916 ist das vornehm ausgestattete und mit mehreren guten Abbildungen geschmückte 1. Heft einer neuen Zeitschrift erschienen, die sich die Aufgabe stellt, die deutsche Allgemeinheit mit den politischen, wirtschaftlichen, geistigen und sozialen Problemen der belgischen Lande in Vergangenheit und Gegenwart näher bekannt zu machen. Angesichts des 1. Heftes, dessen Inhalt dem Geschichtsforscher manches Wertvolle bietet, kann man nur hoffen, daß die neue Zeitschrift einen großen Leserkreis finden wird. Weitere Hefte sind der Schriftleitung bisher nicht übersandt worden. Sollte dies nachträglich geschehen, so wird künftig in der „Zeitschriftenschau" regelmäßig über die wichtigsten Aufsätze usw. berichtet werden. Aus dem 1. Heft sind hervorzuheben:

S. 1—8: Karl **Hampe**, Die Schelde, Belgiens Schicksalsstrom. Der durch seine Arbeiten auf dem Gebiet der mittelalterlichen Geschichte bekannte Verf. hat seit Ausbruch des Weltkrieges auch mehrere gute, gelegentlich noch zu würdigende Schriften zur Geschichte Belgiens veröffentlicht. Hier gibt er nun einen vorzüglichen historischen Überblick über die politische Bedeutung der Schelde im Wandel der Zeiten. Besonders berücksichtigt wird das Scheldemündungs-Problem in neuerer und neuester Zeit, was mir durchaus gerechtfertigt erscheint, da ja für die Epoche bis 1648 bereits die 4bändige „Geschichte Belgiens" von Henri Pirenne in meiner Übersetzung als bequemes deutsches Nachschlagewerk vorliegt.

S. 9—18: Heinr. **Waentig**, Die Zukunftspläne des Herrn Billiard. Der Belgier Robert B. hat kurz nach Ausbruch des Krieges in dem Buche „La Belgique industrielle et commerciale de demain" seinen Landsleuten nach

der unausbleiblichen (?!) Niederlage der Mittelmächte eine enge wirtschaftliche Angliederung an Frankreich warm empfohlen. Er schreibt wörtlich: „C'est de la France que doit nous venir le salut!" Demgegenüber weist W. in einer durch reiches statistisches Material belegten Untersuchung nach, daß eine handelspolitische Loslösung Belgiens von Deutschland und seine Rückkehr unter die wirtschaftliche Vormundschaft Frankreichs unmöglich seien. Vielmehr weise die tatsächliche Entwicklung während der letzten Jahrzehnte in entgegengesetzte Richtung. Im übrigen aber seien die Handelsbeziehungen eines Volkes nichts Willkürliches und ließen sich deshalb nicht nach Belieben ändern, etwa wie ein braver Bürger aus Ärger plötzlich seine Lieferanten wechsle. Die lichtvollen Ausführungen W.s verdienen allgemeine Beachtung.

S. 18—24: Pius **Dirr**, Die Flamen und der Weltkrieg. I. Der meines Wissens kürzlich zum Archivar der Stadt München ernannte bayrische Historiker und Landtagsabgeordnete gibt hier eine knappe, aber vortreffliche Übersicht über die heftigen Streitigkeiten, die sich in den letzten Jahren vor Ausbruch des Weltkrieges auf belgischem Boden zwischen Flamen und Wallonen abspielten. Den „gesamtbelgischen Volks- und Staatsgedanken", den H. Pirenne „geschichtlich aufzubauen unternahm" und dem „seine Jünger und literarischen Ausdeuter unter dem Schlagwort der belgischen Volksseele allgemeine Geltung zu verschaffen suchten", hält er für kaum lebensfähig. Ob dies zutrifft, kann nur die Zukunft lehren. Daß ein solcher Volks- und Staatsgedanke auch zwischen verschiedenartigen Rassen- und Sprachgruppen sehr wohl bestehen kann, zeigt u. a. die Geschichte der Schweiz und des Großfürstentums Finnland.

S 24—32: Rudolf Alex. **Schröder**, Flämische Lyrik. I. Nach einigen Bemerkungen über die bedauerlich gleichgültige Haltung vieler deutschen Volkskreise gegenüber dem niederländisch-flämischen Schrifttum skizziert Sch. die Hauptzweige der flämischen Lyrik, wobei er namentlich auch auf die geistlichen Lieder hinweist. Hierauf beschäftigt er sich ausführlicher mit der Lyrik des bekannten flandrischen Dichters Prudens van Duyse (1804—59). Die mit Geschick ausgewählten Textproben (Übersetzungen, bisweilen auch mit flämischem Urwortlaut) geben einen guten Überblick über die Vorzüge und Schwächen der D.schen Dichtkunst. Vielleicht hätte noch erwähnt werden können, daß sein Sohn Florimond (gest. 1910) seine Schriften herausgegeben und sich außerdem durch Veröffentlichung des Werkes „Het oude Nederlandsche lied" große Verdienste um die musikgeschichtliche Forschung erworben hat. Recht befremdlich wirkt der mit dem Stoff kaum im Zusammenhang stehende scharfe Ausfall Sch.s gegen Hermann Sudermann (S. 25).

S. 33—36: Aug. **Grisebach**, Der Belfried. Eine durch 7 Bildtafeln erläuterte historische Beschreibung der berühmten altflandrischen Wahrzeichen städtischer Macht und Freiheit, denen die vorliegende Zeitschrift ihren Namen verdankt.

S. 36—44: Glossen. Eine gute Charakteristik des bekannten Kardinal-Erzbischofs Mercier in Mecheln; Angaben über die Neuordnung des belgischen Schulwesens unter deutscher Verwaltung zum Schutze des flämischen Volkstums; Abdruck von Äußerungen des belgischen Sozialistenführers Camille Huysmans über die Entwicklungsgeschichte der flämischen Bewegung, die mit dessen Verurteilung der deutschen Flamenpolitik in einem unlöslichen, öfters geradezu erheiternd wirkenden Widerspruch stehen; ziemlich optimistische, m. E. allzu optimistische Randbemerkungen zu einer neueren Rede des belgischen Sozialistenführers und Staatsministers Emil Vandervelde; eine kurze Würdigung des Buches „Vlaanderens Weezang" (1916), dessen ergreifende Klage über das sittliche und soziale Elend des flämischen Volkes leider, wie ich auf meinen wiederholten flandrischen Streifzügen (1900—13) feststellen mußte, durchaus den Tatsachen entspricht.

S. 44—48: **Chronik der Zeitschriften. Bücher über Belgien.** Eine dankenswerte Hilfsquelle für alle, die sich über neuere Veröffentlichungen

zur belgischen Frage unterrichten wollen. Die Beurteilung der einzelnen Schriften usw. deckt sich im allgemeinen mit meiner eigenen Auffassung.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

Aï jildis. Halbmond und Stern. Organ der Deutsch-Türkischen Sprach-Vereinigung. Sitz Breslau. Hrsg. von C. P. **Franz.** 1. Jahrgang. 1. Heft. Breslau 5, Tauentzienstr. 13, 1916. Vierteljährlich M. 4.50.

Der Waffenbund mit der Türkei und der Wunsch, für manch verlorenes Handels- und Absatzgebiet nach dem Frieden in Anatolien Ersatz zu schaffen, führt den deutschen Kaufmann dazu, auch diese Sprache zu lernen, um so den griechischen Zwischenhandel zu umgehen. Freilich, an sich wäre bei der heutigen Sachlage Kenntnis des Neugriechischen fast nötiger, denn ohne diesen Zwischenhandel ist zur Zeit an den eigentlichen Produzenten und Abnehmer nicht heranzukommen. Kenntnis des Türkischen wird hier, im Verein mit dem neuen Geist in der Türkei selbst, noch Wandel schaffen. Die Sprache dient auch dazu, das Wesen türkischer Denkungsart kennen zu lernen; auch verdienen Kunst und Literatur der Türken durchaus unser Studium.

Wesentlich der Förderung der Sprachkenntnis zu kaufmännischen Zwecken dient die vorliegende Zeitschrift; doch kann ich sie aus eigener Erfahrung auch allen denen warm empfehlen, die gleich mir ihre maßvollen türkischen Sprachkenntnisse durch gelegentliche Lektüre festigen und fördern wollen. Sie bringt, von den Aufsätzen über die Türkei abgesehen, in türkischer Sprache und zugleich in Umschrift Proben aus türkisch-klassischer Literatur, Sprichwörter, Berichte über Sitten und Gebräuche sowie kaufmännische Briefe und Schreibübungen in Ryqqa. Der Preis der Zeitschrift ist etwas hoch. Es wäre zu wünschen, daß sie auch unter den Türken Abnehmer fände und durch Aufnahme von Annoncen beider Völker den Preis herabsetzen könnte, der durch die fremden Schrifttypen bedingt ist.

Berlin-Friedenau. Hans Philipp.

United empire. The royal colonial institute Journal. Hrsg. von Sir Harry **Wilson** u. H. T. Montague **Bell.** Vol. VIII. (New Series) Nr. 1. Januar 1917. London, Isaak Pitman, 1917.

S. 1—12: Editorial notes and comments. Ein Regierungswechsel war in England notwendig. Es wurde vor allem über Mangel an Initiative bei den Alliierten geklagt. Allmählich fing man an, in Großbritannien die Geduld zu verlieren, und das fehlende Einverständnis zwischen Regierung und Volk drohte den glücklichen Fortgang des Krieges zu gefährden. Da griff Lloyd George rettend und helfend ein, indem er durchsetzte, daß die Leitung der Kriegsangelegenheiten in die Hände eines kleinen Ausschusses von 4 oder 5 Personen gelegt wurde. Sehr zu begrüßen sei der Entschluß der Regierung, die Vertreter der Dominions und Kolonien zu den Kriegsberatungen heranzuziehen. Es sei das wieder ein Schritt weiter zur Konsolidation des Gesamtreiches. Der Kleinglaube mache sich viel zu sehr fühlbar. Wenn England Mißerfolge gehabt habe, so liege das nicht so sehr an der Stärke der Deutschen wie an der englischen Schwäche. Im übrigen gehe offenbar die Fahrt immer mehr dem geschlossenen Handelsstaate zu. Fremde Märkte müsse England in immer steigendem Maße mit fremden Konkurrenten teilen. Die Alliierten hätten recht getan, sich gegen die deutschen Friedensanerbietungen und ebenso gegen Präsident Wilsons unglücklich stilisierte Note hinsichtlich der Friedensbedingungen ohne weiteres ablehnend zu verhalten. Abgesehen von allem andern könne man mit einem Volk nicht verhandeln, das, wie die Deutschen, weder sein verpfändetes Wort noch irgendein göttliches oder menschliches Recht respektiere. Unter dem neuen Regime werde auch die Versorgung mit Nahrungsmitteln besser funktionieren. Aber die Hauptsache sei die Hebung der heimischen Landwirtschaft. Mehr als alle großen Reden hätten dafür die deutschen U-Boote gewirkt, und v. Tirpitz sei der nicht genügend gewürdigte (unacknowledged) Wohltäter der englischen Landwirte. Die Leistungen der Flotte seien über

allen Zweifel erhaben. Die englischen Kolonien seien imstande, eine gesunde Finanzwirtschaft zu betreiben, während die deutschen — außer Togoland — bisher bedeutende Zuschüsse erforderten. Das griechische Problem müsse viel fester angefaßt werden. Am besten wäre es, wenn man König Konstantin beseitigte. Die rumänische Unternehmung sei in Anlage und in Durchführung durchaus verfehlt gewesen. Der Luftdienst sei auf eine achtungswerte Höhe gebracht. Wenn er vorher nicht so gute Erfolge zeitigte, so habe der Fehler vielleicht wesentlich auf der administrativen Seite gelegen, der man allerlei schlechte Wirtschaft, Verschleuderung der Gelder, Unfähigkiet, bureaukratische Engherzigkeit usw., verbunden mit kläglicher Ignoranz, nachsage.

S. 13—23: Sir Walter **Raleigh**, The war of ideas. Ein Vortrag, den der Verf., ein hervorragendes Mitglied der Oxforder Universität, am 12. Dez. 1916 im Kgl. Kolonialinstitut gehalten hat. Es ist bemerkenswert, daß selbst geistig so hochstehende Männer das Gleichgewicht verlieren, sobald das Thema des Krieges berührt wird. Haltlose Albernheiten entströmen der Feder, und in eigenartiger Mischung von bewußter Heuchelei und unbewußter Selbsttäuschung versucht der Verf. der Welt einzureden, daß der Engländer diesen Krieg um Ideen willen führe. Vgl. die Diskussion über den Vortrag (S. 31—36).

S. 23—30: Evans **Lewis**, African rail-ways. Höchst wertvolle, großzügige Untersuchungen über die bereits vorhandenen und noch geplanten Schienenwege im schwarzen Erdteil und über ihre Bedeutung für den Welthandel. Ein zweiter Artikel soll folgen.

S. 50—78: Eine Beilage enthält sehr lehrreiche Bemerkungen und Verhandlungen über die nach dem Kriege notwendigerweise vorzunehmende Neuordnung des englischen Schulwesens sowie über den Ausgleich zwischen diesem und der kolonialen Schul-Entwicklung.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

Neue Büchererscheinungen.

(Zur Besprechung eingeliefert.)

Arnheim, Fritz. Schweden. (Perthes' Kleine Völker- u. Länderkunde z. Gebr. i. prakt. Leben, 3. Band.) Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1917. Geb. M. 4.—.

Bächtold, Herm. Die geschichtl. Grundlagen d. Weltkrieges. Zürich, Rascher & Co., 1915. M. 1.—.

v. Below, Georg. Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen. Leipzig, Quelle & Meyer, 1916. M. 3.50.

Bibl, Viktor. Die Korrespondenz Maximilians II. Band 1: Vom 26. Juli 1564 bis 11. Aug. 1566. (Veröffentlichungen d. Kommission f. neuere Gesch. Österreichs. Korrespondenzen österr. Herrscher.) Wien, Adolf Holzhausen, 1916. M. 25.—.

Blätter für deutsche Art u. Kunst, hrsg. v. Rich. Benz. 2.—4. Heft. Jena, Diederichs, 1915/16.

Brieger, Theodor. Martin Luther u. wir. Gotha, F. A. Perthes, 1916. Geb. M. 2.—.

Cartellieri, Alex. Frankreichs polit. Beziehungen zu Deutschland vom Frankfurter Frieden b. z. Ausbruch d. Weltkrieges. Jena, Gust. Fischer, 1916. M. 0.60.

Cohen (Reuß), Max. Das Volk u. der Krieg. (Um Deutschlands Zukunft. Hrsg. vom Bund Deutscher Gelehrter u. Künstler. 1. Heft.) Berlin, Hobbing, 1916. M. 0.40.

Frhr. v. Egloffstein, Hermann. Karl Bertuchs Tagebuch vom Wiener Kongreß. Berlin, Gebr. Paetel (Dr. G. Paetel), 1916. M. 6.—, gebd. M. 7.50.

Finger, Aug. Die Stellung der Person u. des Privatrechts im Kriegsrecht. (Hallische Universitätsreden. Nr. 2.) Halle, M. Niemeyer, 1916. M. 1.—.

Goldscheider. Wege u. Ziele d. polnischen Kultur. Wien, Perles, 1916. ca. M. 4.—.

Goetz, Leop. Karl. Deutsch-russische Verträge d. Mittelalters. (Abhandlungen d. Hamburg. Kolonialinstituts. 37. Band.) Hamburg, Friederichsen & Co., 1916. M. 8.—.

Hashagen, Justus. Weltpolitische Entwicklungsstufen 1895—1914. Bonn. Röhrscheid, 1916. M. 1.80.
Hoetzsch, Otto. Politik im Weltkrieg. Histor.-polit. Aufsätze. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1916. M. 1.50.
Huart, Clément. Geschichte d. Araber. Autoris. Übersetzung von Seb. Beck u. Mor. Färber. 2 Bde. u. Registerheft. Leipz., K. F. Koehler, 1914—16. M. 5.—.
Ischer, Th. Die Gesandtschaft d. protestant. Schweiz bei Cromwell u. den Generalstaaten d. Niederlande 1652—54. Bern, Gust. Grunau (Kommissionsverlag A. Francke), 1916. M. 2.80.
Japikse, N. Johann de Witt, der Hüter d. freien Meeres. Deutsch von W. Heggen. Leipzig, Meulenhoff, 1917. M. 10.—
Kittel, Rudolf. Geschichte d. Volkes Israel. 1. Band. 3. Aufl., Gotha, F. A. Perthes, 1916. M. 18.—.
Köhler, W. Martin Luther u. die deutsche Reformation. (Aus Natur u. Geisteswelt. 515. Bdchen.) Leipzig, Teubner, 1916. M. 1.50.
Lindner, Theod. Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. 9. (Schluß-) Band. Stuttgart, Cotta, 1916. M. 6.50.
Mayer, Ernst. Hundertschaft u. Zehntschaft nach niederdeutsch. Rechten. (Deutschrechtl. Beiträge. 11. Bd., Heft 1.) Heidelberg, Winter, 1916, M. 6.60
Meyer, August. Der polit. Einfluß Deutschlands u. Frankreichs auf die Metzer Bischofswahlen im M.-A. Metz, P. Müller, 1916. M. 3.—, gebd. M. 4.—.
Nathusius, Elsbeth v. Johann Gottlob Nathusius, ein Pionier deutsch. Industrie von d. Wende d. 18. zum 19. Jahrh. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1915. M. 5.—, Lwbd. M. 6.50.
Neumeyer, Karl. Die gemeinrechtl. Entwicklung b. z. Mitte d. 13. Jahrh. (Die gemeinrechtl. Entwicklung d. internat. Privat- u. Strafrechts bis Bartolus. 2. Stück.). München, J. Schweitzer, 1916. M. 6.50.
Norden, Fritz. Das neutrale Belgien u. Deutschland im Urteil belg. Staatsmänner u. Juristen. München, F. Bruckmann, 1916. M. 2.—.
v. Rauch, Moritz. Urkundenbuch der Stadt Heilbronn. 3. Band. 1501—24. (Württemb. Geschichtsquellen, hrsg. v. d. Württemb. Kommission f. Landesgeschichte. Bd. 19.) Stuttgart, Kohlhammer, 1916. M. 10.—.
Reinhardt, Paul. Die sächs. Unruhen 1830/31 u. Sachsens Übergang zum Verfassungsstaat. (Hist. Studien, hrsg. v. Rich. Fester. Heft 8.) Halle, M. Niemeyer, 1916. M. 10.—.
Repertorium Germanicum. Hrsg. vom Kgl. Preuß. Hist. Institut in Rom. Bd. 1. Clemens VII. von Avignon 1378—94. Bearbeitet v. Emil Göller. Berlin, Weidmann, 1916. M. 18.—.
Schäfer, Dietrich. Die Vereinigten Staaten als Weltmacht. (Schriften z. Zeit u. Geschichte, 3. Bdchen.) Berlin, Grote, 1917. Kart. M. 0.50.
Schöpp, Natalie. Papst Hadrian V. (Kardinal Ottobuono Fieschi) [Heidelberger Abhandlungen z. mittl. u. neuer. Geschichte, Heft 49.] Heidelberg, Winter, 1916. M. 11.60.
Spengler, Wilhelm. Wir waren 3 Kameraden. Kriegserlebnisse. Freiburg i. B., Herder, 1916. Kart. M. 2.20.
Uhlirz, Mathilde. Schloß Plankenwarth u. seine Besitzer. Ein Beitrag z. Gesch. steirischer Adelsgeschlechter. Graz, Deutsche Vereinsdruckerei u. Verlagsanstalt, 1916. Kart. M. 6.50, geb. M. 8.50.
Vierkandt, A. Machtverhältnis u. Machtmoral. Berlin, Reuther & Reichard, 1916. M. 1.60.
v. Wecus, Edmund. Zur Erkenntnis der Vorzeit. Das Rätsel des Hunsrücks. Düsseldorf, Berg-Verlag, 1916. M. 2.50.
Weitzel, Karl. Der deutsche Staatsgedanke, der Bürge unserer Zukunft. Berlin, Weidmann, 1916. M. 1.50.
Werminghoff, Albert. Die deutschen Reichskriegssteuergesetze von 1422—27 u. die deutsche Kirche. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf., 1916. M. 6.—.
Ein Wort an die unten u. die oben. Von einem deutschen Sozialdemokraten. Stuttgart, Franck, o. J. M. 0.30.
Zimmermann, Alfred. Die Kolonialreiche der Großmächte. Berlin, Ullstein & Co., 1916. M. 1.—.

80.

Weltgeschichte der Neuzeit.

Von Ludwig Rieß.

I.

Auf 10 Seiten der Einleitung verbreitet sich Dietrich Schäfer über die Aufgabe, die er sich in seiner zweibändigen „Weltgeschichte der Neuzeit“ gestellt hat [1]). Er will darin von einem Standpunkt aus, der es gestattet, den Schauplatz der wichtigsten Veränderungen auf dem ganzen Erdenrund zu überschauen, den Wettbewerb der Nationen um Weltgeltung seit den großen geographischen Entdeckungen so darstellen, wie er am Anfang des 20. Jahrhunderts vor Augen liegt. Es ist also keine vollständige „Mär der Weltgeschichte“, die der Verf. darbietet, sondern eine Durchleuchtung der in weitem Umfange als bekannt vorausgesetzten Ereignisse im Hinblick auf die Stellung, die Deutschland als weltpolitischer Faktor „behaupten und ausbauen muß, wenn es Schritt halten will mit anderen führenden Mächten“ (S. 9). Dabei wird von selbst die universale Betrachtungsweise ausschlaggebend und jedes Volk nach dem Maße seiner historischen Betätigung auf die Abwandlungen der Weltverhältnisse gewürdigt. Es sind zum guten Teil Reflexionen historisch-politischer, wirtschaftsgeographischer und ethnologischer Art, die der Darstellung ihren Zusammenhalt geben; dabei bewährt Sch. aber auch seine große Geschicklichkeit in Hervorhebung charakteristischer Einzelheiten und repräsentativer Ereignisse aus dem Schatze unserer historischen Erinnerungen. Eine bewundernswerte Klarheit des Ausdrucks und Schlichtheit des Stils geben dieser kurzgefaßten Weltgeschichte einen besonderen Reiz.

Im zweiten Teil der Einleitung (S. 10—26) wird die Abgrenzung der Neuzeit vom Mittelalter gegenüber den landläufigen Vorstellungen in helleres Licht gerückt. Einen Rückschritt der Weltbewegung gegenüber dem Altertum durch geographische Einengung des Schauplatzes und mangelhafte Zusammenfassung der Kräfte läßt der Verf. nur bis zur Schlacht von Poitiers gelten. Von da ab fanden sich die europäischen Teile des weströmischen Reichs wieder zusammen und gewannen die Sitze der Germanen und der ihnen im Osten benachbarten Völkerschaften zu einem neuen staatlichen Leben, aus dem die Neuzeit erwachsen ist, während die römische Welt aus ihren Trümmern nicht wiedererstehen konnte. Schäfer warnt davor, die Auffassung Jakob

---

1) Dietrich Schäfer, Weltgeschichte der Neuzeit. 7. Aufl. Gr. 8°. Bd. 1: VIII u. 381 S.; Bd. 2: VII u. 465 S. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1917. M. 14.—, geb. Lwd. M. 18.—.

Burckhardts über die „Geburtsstunde der Individualität“ in anderer als künstlerischer Betätigung zum Nachteil des Mittelalters gelten zu lassen. Vielmehr sieht er gerade in den der Renaissance vorangehenden Jahrhunderten die Zeit der Einzelpersönlichkeiten und in der Renaissance den Beginn der Einschränkung der Individualität. Gegenüber der Auffassung, die mit dem Schlagwort „mittelalterliche Zustände“ die Vorstellung „des Starren, Rückständigen, Verknöcherten“ verbindet, weist er auf die damals besonders zahlreichen und fruchtbaren Neubildungen in Staat und Kirche, in Recht und Wirtschaft, in ständischer Gliederung und geistigem Leben hin. Ob die Buntheit der Typen und die Unbotmäßigkeit des Sonderlebens in der Höhezeit der Gotik dieses allgemeine Urteil rechtfertigen, läßt sich freilich kurzerhand nicht entscheiden, so sehr auch das germanische Freiheitsprinzip auf diesem Boden wurzelte. Denn dagegen steht der hierarchische „Geist des Mittelalters“, den Sch. bei seiner Wiedererstehung durch den Jesuitenorden und das Spanien Philipps II. als schweren Rückschlag und politische Fesselung bewertet (S. 124. 127). Die Erhebung der romanisch-germanischen Völkergemeinschaft aus der Enge der Staatenbildungen erfolgte doch erst, als seit den Kreuzzügen der Tatendrang des Adels auf auswärtige Unternehmungen abgelenkt wurde und der mittelalterliche Seeverkehr „durch seine hochbordigen, segeltüchtigen Schiffe, durch Kompaß, Jakobsstab und verbesserte Zeitmessung dem Altertum überlegen“ wurde. Weltverkehr und Seegeltung stehen daher in dieser „Weltgeschichte der Neuzeit“ mehr als in den bisherigen Darstellungen im Vordergrund des Interesses.

Um zu der erstrebten Kürze der Darbietung zu gelangen, bedient sich der Verf. des Kunstgriffes, durch Fragestellung aus der Diskussion innerhalb der geschichtlichen Literatur bündige Formulierungen der wichtigsten Thesen herauszuholen und die dabei hervortretenden Unstimmigkeiten durch sorgsames Abwägen zu beseitigen oder auf ihre unlöslichen Voraussetzungen zurückzuführen. Indem er das Resultat seiner eigenen Überzeugung zieht, kommen dabei naturgemäß gewisse Grundsätze seiner Weltanschauung und unumstößliche Beobachtungen allgemeiner Natur zum Ausdruck. Dadurch bekommen die oft skizzenhaft hingeworfenen Bilder der Vergangenheit den idealen Gehalt, der bei der unumgänglichen Hervorhebung unzähliger Einzelheiten leicht verlorengehen würde. Am deutlichsten zeigt sich der Vorzug dieser historiographischen Methode in dem ersten der 5 Bücher, auf die der Stoff verteilt wird. Es ist zugleich das umfangreichste (203 S.) und umfaßt die 108 Jahre von der Abgrenzung der überseeischen Interessensphären Portugals und Spaniens durch die Bulle des Papstes Alexander VI. (4. Mai 1493) bis zur Gründung der ostindischen Kompagnien in England und in Holland. Da die Überlegenheit der europäischen Kriegsrüstung und Seetüchtigkeit gegenüber den Völkern der

Neuen Welt und des fernen Ostens den iberischen Kolonialmächten keineswegs in höherem Maße zukam, als irgendeinem anderen Gliede der abendländischen Kulturwelt, so ergibt sich schon daraus die Frage nach der Lage Europas in dem Jahrhundert, in dem „Spanier und Portugiesen den Weg über die Meere wiesen" (S. 38). Denn nach Sch. waren es nicht die transozeanischen Beziehungen, sondern die starken staatlichen Gewalten in Europa, die sich vor allem die Entwicklung des Wirtschaftslebens zum Ziele setzten und von denen der Gang der „Bewegung" abhing, „in der wir noch heute mitten in stehen" (S. 228). Daher wird nach dem kurzen Überblick über die maritimen Entdeckungen in 6 Kapiteln ein Abriß der europäischen Geschichte im Zeitalter der staatlichen Neugestaltungen Europas infolge des Zuges des französischen Königs Karl VIII. nach Italien, der Reformation und der Gegenreformation gegeben. Sch. wendet sich gegen die Auffassung, die den Lehren des Macchiavell über Staatskunst „nationale Ziele angedichtet hat"; er behauptet, daß Macchiavelli freilich mit zu den Theoretikern gehört, die den Staat auf sich selbst gestellt haben, daß aber an der vollendeten Mißachtung ethischer Pflichten in der Macchiavellistischen Staatskunst die Freiheit Jtaliens zugrunde gegangen ist. Auch die Erfolge Ferdinands des Katholischen als Begründers der europäischen Größe Spaniens machen ihn an dieser Ablehnung der Verdienste des Macchiavellismus nicht irre. Die politische Neugestaltung Europas hatte ihre dauernde Grundlage vielmehr in der Schwäche Italiens und der glücklichen Heiratspolitik des Hauses Habsburg, die den Zusammenschluß von Spanien, Österreich und Burgund herbeiführte. „Den Dynastien, nicht den Völkern verdanken die europäischen Staatswesen zumeist ihre Entstehung" (S. 50). Nur quantitativ, nicht qualitativ unterscheiden sich die politischen Aufgaben der Neuzeit von denen des Mittelalters. Daß eine neue grundsätzliche Trennung der Zeiten dazukam, beruhte auf dem Emporsteigen des Staates über die Kirche und auf dem Erfolge Luthers, das Recht der Persönlichkeit im religiösen Leben zu erkämpfen. Darin sieht Sch. den „Angelpunkt moderner Kultur, die rechte, nie versiegende Quelle der Individualität des Geistes" (S. 89). Daß für Deutschland die nationalen Gesichtspunkte in den entscheidenden Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts sich nicht ausschließlich durchsetzen konnten, führt Sch. auf den „Zufall der Persönlichkeit" des Kaisers Karl V. zurück, aber er setzt der landläufigen Auffassung über Habsburgs engherzige und eigennützige Hausmachts- und Familienpolitik die Behauptung entgegen, daß es nur dem spanischen König und burgundischen Herzog, der 1519 zum Kaiser gewählt wurde, zu danken ist, daß Deutschlamd seinen äußeren Bestand und losen Zusammenhalt bewahrte und nicht aufhörte, als Reich zu existieren

(S. 64 f.). Die Ursachen der „unrettbaren" politischen Zersplitterung Deutschlands findet Sch. in den Kämpfen zwischen Kaisern und Päpsten in salischer und staufischer Zeit (S. 73). Durch die bereits jahrhundertelange Unterbindung des staatlichen Lebens, der nächsten und natürlichen Äußerung gesunder Volkskraft, wurden Deutschland und die Schweiz „auf die einseitige Entwicklung" hingeführt, mit der sich „die ganze Energie starken und selbständigen Geisteslebens auf den Glauben und die Vorbereitung für das Jenseits richtete". Weltpolitisch haben bis 1560 die konfessionellen Verhältnisse keine Bedeutung gewonnen, da der Gegensatz der Häuser Valois und Bourbon die Beziehungen aller Territorien und Fürsten beherrschte und es sich nicht nachweisen läßt, „daß die konfessionelle Spaltung Deutschlands schon im 16. Jahrhundert irgendwelchen bestimmenden Einfluß geäußert hätte auf die Stellung unseres Volkes zu den Fragen, die durch die Entdeckungen aufgeworfen waren" (S. 233). Dabei bestreitet Sch. nicht, „daß politische Unfähigkeit eine charakteristische Schwäche des Luthertums war, vielleicht noch ist" (S. 139). Als eine „verhängnisvolle Unterlassung" rechnet er es dem Schmalkaldischen Bunde an, im Klevischen Kriege nicht eingegriffen zu haben; „der Protestantismus hätte dann auch am Niederrhein die Vorherrschaft errungen" (S. 83). Er gibt als Erklärung den Ehehandel Philipps von Hessen an. Dem kriegerischen Calvinismus bringt Sch. nicht die Sympathien entgegen, die man bei seiner sonstigen Wertschätzung energischer Machtbetätigung erwarten sollte. Aus der Tatsache, daß die geistigen Führer Deutschlands im 18. Jahrhundert „ausnahmslos dem lutherischen Bekenntnis" entstammten, folgert er, daß der politischen Schwäche doch auch „eine Vertiefung der Bildung, eine Hinwendung des Menschen auf sein Selbst, auf die Entwicklung des Besten, das in ihm ist", gegenübergestanden haben mag (S. 139 f.). Ob damit dem schweizerischen, französischen und holländischen Calvinismus nicht unrecht getan wird? Erst in Schottland und England verlegte sich der calvinistische Eifer auf das Mißtrauen gegen feinere Kultur und tiefere Bildung. Über den schlauesten Politiker unter den deutschen Lutheranern, Kurfürst Moritz von Sachsen, lautet Sch.s Urteil sehr zurückhaltend: „Sein Verrat am Reiche" wird „Freude an seiner Begabung und Tatkraft nicht aufkommen lassen" (S. 87). Für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, die Sch. als eine friedliche preist, wird nur der Mangel an Männern vom Schlage und der Begabung des Kurfürsten Moritz „auf beiden Seiten" hervorgehoben (S. 133); erst beim Eingreifen Gustav Adolfs in den 30jährigen Krieg findet sich eine Verurteilung der „Angstmeierei, der Beschränktheit", „der öden Prunksucht", „der gewohnheitsmäßigen Völlerei und Schlemmerei" der protestantischen Machthaber, mit denen es Kaiser Ferdinand II. zu tun hatte. Das führt Sch. auf die

Frage, ob nicht die auf Entwicklung der Willenskraft gerichtete Erziehungsweise der Jesuiten der des politisch-indifferenten Luthertums vorzuziehen sei; aber er macht dagegen die Tatkraft einiger Fürsten des streng lutherischen Ernestinischen Hauses geltend und sieht auch hier nur wieder „die unseligen Folgen der Kleinstaaterei“ (S. 248).

Den Umschwung zur Gegenreformation findet Sch. in der Selbstbesinnung der Kurie auf ihre Pflichten unter Paul IV. (entsprechend der älteren, von der neueren Forschung aufgegebenen Anschauung) und in dem Wechsel der Generationen, der 1558–1560 durch die Thronwechsel in allen großen christlichen Staaten Europas außer Polen eingetreten ist (S. 115). So gewannen seit dem Tridentiner Konzil „die konfessionellen Gegensätze eine politische Bedeutung, die sie nach Lage der Verhältnisse um 1560 nicht zu erlangen brauchten“ (S. 118). Durch das Emporkommen des Jesuitismus erfolgte „das Aufeinanderstoßen zweier Weltanschauungen, die, wie nun einmal menschliche Dinge sind, nicht wohl dahin kommen konnten, sich zu dulden, ohne ihre Kräfte gemessen zu haben“ (S. 125). In dem Kampf, den Philipp II. von Spanien für die Wiederherstellung des Katholizismus aufnahm, haben die Edelmetalle von jenseits des Ozeans nach der üblichen Auffassung eine entscheidende Rolle gespielt (S. 130). Daß die Jesuiten bald nach ihrer Begründung ihre Missionstätigkeit in die entferntesten Weltgegenden, schon 1549 bis nach Japan, trugen und dadurch der römischen Kirche „in weltpolitischer Tätigkeit die Palme“ sicherten, wird nur im Vorbeigehen gestreift (S. 229). Dagegen fällt das Hauptinteresse seit Ausgang des 16. Jahrhunderts den überseeischen Unternehmungen der Engländer und Niederländer zu, die im Kampfe mit Spaniern und Portugiesen in den atlantischen und asiatischen Gewässern emporkamen. Sch. hält es für nötig, die „ebenso unrichtige wie allgemein verbreitete Vorstellung“ zurückzuweisen, als sei „England die prädestinierte Herrscherin der Meere und seine Einwohnerschaft das von der Natur auf die See gewiesene Volk“ (S. 194). Er läßt nur gelten, daß „der angelsächsische Grundstock der Engländer besonders arbeitsam und auf bürgerliche Nahrung gerichtet“ (S. 195) und daß „für ein gesundes, tatkräftiges England Streben nach Seemacht das Unvermeidliche war“ (S. 207). Den außergewöhnlichen Erfolg der Engländer sucht er in ihrer gesunden ständischen Gliederung (S. 197) und in dem „Hervortreten des privaten Unternehmungsgeistes weit hinaus über das Maß dessen, was bei anderen Völkern, und zumal bei Spaniern und Portugiesen beobachtet werden kann“ (S. 199). Der Geist des „navigare necesse est“ lebte in den Männern, die zur Zeit der Königin Elisabeth zwar noch keine Heimstätte jenseits des Weltmeeres für einen ihrer Landsleute erwarben, aber „Manneskraft und Mannesmut bewährt und ihrem Volke bewahrt und so den

Grund für zukünftige Größe gelegt haben“ (S. 203). Königin Elisabeth, Cromwell und der ältere Pitt sind die gefeiertsten Helden im 1. Bande dieser Weltgeschichte. Für die noch überraschenderen Erfolge des in der Reformationszeit neuerstandenen Volkes der Niederländer findet Sch. die Erklärung „in den eigenartigen Verhältnissen, unter denen sie in ihre maritime Stellung hineingewachsen waren“ (S. 211). Dabei wird dem Niederländer de Ruyter der Ruhm nicht vorenthalten, „doch der erste Seeheld von allen, die je die Meere befuhren,“ gewesen zu sein (S. 308). Der Mangel an nationaler Einheit und politischem Zusammenschluß nimmt der niederländischen Entwicklung den Ruhm des Vorbildlichen, der den Engländern zukommt, die durch ihre parlamentarische Verfassung die gesamten Volkskräfte für die historische Idee des „rule Britannia“ eingespannt haben. Aber gerade den Niederländern, den Hauptfeinden der Hanse, widmet Sch. eine anziehende geographisch-politische Schilderung (S. 150 ff.).

Im zweiten Buch werden die 160 Jahre vom Tode Elisabeths bis zum Hubertusburger Frieden in 3 Kapiteln behandelt, deren erstes und kürzestes dem 30jährigen Kriege gewidmet ist. In dem Unternehmen des Winterkönigs sieht Sch. eine Sache, die im Falle des Sieges hohen Preis verdient und vielleicht der europäischen Geschichte eine Wendung gegeben hätte; durch den Fehlschlag wurde Friedrich von der Pfalz statt eines protestantischen Helden „der Schuldige, der aus dem innerhabsburgischen Kriege einen deutschen gemacht hat“ (S. 240). Sehr tief wird Wallenstein herabgesetzt. Bei Gustav Adolf lehnt der Verf. die oft behandelte Frage ab, ob er für die Religion ins Feld gezogen sei oder um zu erobern; „denn die Beweggründe, die wirksam wurden, lassen sich schlechterdings nicht auseinanderhalten“ (S. 253). Auch von denen, die seine Rettung des Protestantismus nicht als segensreich ansehen, verlangt die Gerechtigkeit, „ihm den Namen eines Mannes und Helden nicht zu versagen“ (S. 255). Der Kontroverse über das Ausmaß der Verödung und Entvölkerung durch den 30jährigen Krieg schneidet Sch. die Berechtigung ab, indem er sich für die alte landläufige Auffassung mit der Behauptung erklärt: „Die Belege sind einfach erdrückend“ (S. 261). Für den Gang der englischen Revolution macht er darauf aufmerksam, daß sich in den Kavalieren und Rundköpfen doch auch die angelsächsischen und die britisch-normannischen Teile des Königreichs gegeneinander erhoben und daß die Nichteinmischung der festländischen Mächte ein Glück war, das Großbritannien der Abwicklung des 30jährigen Krieges verdankt. Auch die Niederlande hatten 1618—1653 ihre merkantile, industrielle und maritime Blütezeit nur infolge der Ablenkung Deutschlands durch den 30jährigen Krieg, Englands durch den Kampf zwischen König und Parlament und Frankreichs durch die Beschäftigung mit Hugenotten,

Fronde und antihabsburgischer Politik. Der Umfang der niederländischen Kolonialherrschaft und Seehandelstätigkeit wird rühmend hervorgehoben, aber ihr rücksichtsloses Prozentmachen nicht verschwiegen (S. 276—285). Beim Ausbruch des Krieges gegen die englische Republik wird ihnen von vornherein eine ungünstige Prognose gestellt: „Reine Handelsstaaten haben sich nie ausgezeichnet durch Neigung oder besondere Befähigung zu ernstem Kriege" (S. 290). Bei der englischen Restauration fällt auf, daß General Monk als Vertreter von „Schottlands Meinung" ausgegeben wird (S. 294).

Das längste Kapitel des 1. Bandes (S. 297—357) ist dem „Zeitalter Ludwigs XIV." gewidmet. Es ist aber keine Geschichtsdarstellung, sondern eine scharfe Verurteilung der Politik des Königs vom Standpunkt der späteren Entwicklung aus. Obwohl damals die „Überlegenheit englischer Kriegstüchtigkeit über französische auch zur See nicht hervorgetreten" ist (S. 336), lautet das Gesamturteil über die Politik Ludwigs XIV. doch sehr ungünstig: „Indem sie nur den Rhein sah, vergaß sie das Meer, das Frankreich von drei Seiten umspült. Sie hat Frankreich nicht nur die Erbfeindschaft des deutschen Volkes zugezogen, sie hat es um eine leitende Stellung in der Welt gebracht. Denn eine solche war nur auf dem Meere, nicht in karolingischen Träumen zu erwerben" (S. 321). Der Kern von Sch.s Geschichtsauffassung tritt hier deutlich hervor. „Für Deutschland bedeutet das 17. Jahrhundert den Tiefstand seiner See- und Handelsgeltung" (S. 355). „Die Ozeane sahen selten deutsche und noch seltener italienische Schiffe, und auch an den eigenen Küsten und in den eigenen Häfen dominierten die Fremden" (S. 357). Gegenüber der Idee des europäischen Gleichgewichts macht Sch. geltend, daß von einer solchen nur in Englands Politik, soweit die Stimmung des Volkes in Betracht kommt, die Rede sein kann, und daß ihr eigentlicher Sinn war, jede überragende kontinentale Macht niederzukämpfen, um desto sicherer in maritimen und Kolonialangelegenheiten die Entscheidung allein in der Hand zu behalten (S. 359). Die 50 Jahre vom Utrechter bis zum Hubertusburger Frieden werden auf 23 Seiten abgemacht. Die Anschauung Rankes, daß der 7jährige Krieg eigentlich nur in den großen Kolonialkampf zwischen England und Frankreich eingeschaltet ist, hat Sch. gar nicht beachtet. In der Lehmannn-Naudéschen Kontroverse über den Ursprung des 7jährigen Krieges stellt er sich auf den Standpunkt, daß Friedrich der Große sich nach den ersten Erfolgen in den Schlesischen Kriegen nur die Sicherung und innere Befestigung seines Besitzes angelegen sein ließ, und daß Maria Theresia, die den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen wollte, in Kaunitz den Diplomaten fand, der ihr Wünschen zur Tat gestaltete (S. 368). Nach Sch. war der 7jährige Krieg der heftigste, in dem um nichts gekämpft worden ist. Auch als

Versuch, die Frage der Vorherrschaft in Deutschland zu entscheiden, war er „völlig ergebnislos". Dennoch ist „das Blut der Gebliebenen nicht umsonst vergossen worden", weil die Entscheidung wenigstens nicht im österreichischen Sinne fiel (S. 371). Von der oft geäußerten Ansicht, daß England Kanada auf den deutschen Schlachtfeldern des 7jährigen Krieges erobert habe, nimmt Sch. gar keine Notiz. Bei der summarischen Aufzählung der überseeischen Gewinne, die England aus dem 7jährigen Kriege davontrug, widerspricht er aber der „allgemein verbreiteten Auffassung", daß „Franzosen in der Kolonisation weniger begabt seien als Engländer" (S. 376).

Im 2. Bande überwiegt das politische Räsonnement vom Standpunkt der Gegenwart die Darlegung des Kausalnexus der Ereignisse so sehr, daß von einer streng geschichtlichen Darstellung, die der chronologischen Anordnung folgt, um den Kausalnexus der Ereignisse kenntlich zu machen, nur gelegentliche Übersichten übrigbleiben. Die Darstellung springt über die 26 Jahre von 1763—1789, das Zeitalter des Reformkönigtums, des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges und der Vollendung des englischen Manufaktur-Agrarstaates (nach Lists Bezeichnung) sofort hinweg, um den Ursprung der französischen Revolution und die Revolutionskriege bis zum Baseler Frieden zu beurteilen. Über die Forschungsergebnisse der auf die Ursachen der französischen Revolution gerichteten Literatur drückt sich Sch. sehr skeptisch aus (S. 5). Daß die Geistesströmungen und Zeitanschauungen, die eine Abstellung der vorhandenen Mißstände forderten, auch die herrschenden und bevorrechteten Kreise durchdrungen hatten, wird als communis opinio hingestellt. Erst hinterher findet der Gedanke Einlaß, daß „die Krone die Zügel in der Hand behalten haben möchte", wenn sie der finanziellen Schwierigkeiten Herr geworden wäre (S. 14). Den Ursprung der Ideen, durch deren Verbreitung das französische „Literatentum" so gefährlich wurde, führt der Verf., wie schon Friedrich der Große, auf England, speziell Newton († 1727) und Locke († 1704) zurück. An Rousseau († 1778), der „in allem und jedem ein Gegensatz englischen Wesens" war, wird die Schädlichkeit dieses Doktrinarismus mit scharfer Polemik gegen französischen „Esprit" und gegen die „Phrase" des Salons ziemlich ausführlich dargelegt. Von einer Einwirkung der amerikanischen Freiheitsbewegung, die doch in der Fassung der Menschenrechtserklärung handgreiflich ist, will Sch. nichts Wesentliches gelten lassen (S. 59). Daß die Ideen von 1789 nicht mit einer freiwilligen Zurückberufung der Königsfamilie zu einem ruhigen Abschluß kamen, führt er auf die nach seiner Meinung ungerechtfertigte Einmischung der Fremden zurück. „Die Männer der Revolution konnten zugleich die nationalen und die demokratischen Leidenschaften aufrufen und beide ins Feld führen zum Kampfe ihrer Prinzipien" (S. 23). Der zweiten und

dritten Teilung Polens läßt Sch., ohne näher auf die sonst von ihm so stark betonte Nationalitätsfrage einzugehen, die Rechtfertigung zuteil werden, daß sie „unvermeidlich" waren (S. 43). Auch die Zurückdrängung der Indianer in Amerika verteidigt er mit dem „gesunden Rassenstolz des Angelsachsen" (S. 48). Daß die Kanadier sich während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges ihren neuen Herren ergeben zeigten, wird nicht auf die entgegenkommende Verwaltungspraxis der Engländer, sondern auf den alten Nationalhaß zwischen den französischen Siedlern und den Neu-Engländern zurückgeführt (S. 51), wie auch in Europa die Feindschaft zwischen Dänen und Schweden als eine stehend gewordene Tatsache hingestellt wird. Das Kapitel „Napoleon und Europa" weist mehr die Fehler der auf die Niederwerfung Englands gerichteten Politik als den Zusammenhang der Ereignisse nach. Das Hauptverdienst des titanenhaften Eroberers sieht Sch. darin, daß er „durch seine Mißachtuug und Mißhandlung der Nationalitäten das Volkstum wieder zum Bewußtsein brachte". „Er war unfähig zum Aufbauen, aber gewaltig, wie das Schicksal selbst, im Einreißen" (S. 109). Als den Bändiger der Revolution läßt Sch. ihn nicht gelten, und seine Verdienste um Frankreich werden auf „kein allzu weites Gebiet" eingeschränkt (S. 68). Nach Sch.s Darstellung teilt Napoleon das Verdienst, fremde Völker „durch Fußtritte" zur Selbstbesinnung gebracht zu haben, mit Ludwig XIV. Dennoch muß er am Schlusse dieses Kapitels zugestehen: „Ohne Napoleon ist die Gegenwart nicht denkbar" (S. 109). In bezug auf Friedrich Wilhelm III. schließt er sich dem wohlwollenden Urteil Rankes und Treitschkes an (S. 104 f).

Das 4. Buch behandelt auf 125 Seiten die 46 Jahre vom Sturze Napoleons bis zur Thronbesteigung Wilhelms I. Über den Wiener Kongreß, die heilige Allianz und die Glanzperiode Metternichs, über die Unruhen in Spanien, Portugal und Italien, den Freiheitskampf der Griechen, das restaurierte Frankreich und die Julirevolution, sowie über den belgischen Aufstand erhalten wir auf 22 Seiten fast durchgehends nur abgekürzte Formulierungen der landläufigen Auffassung. Nur in bezug auf Polen wird eine politisch interessante Frage aufgeworfen: „Wie könnte das polnische Volk heute dastehen, wenn es seinerzeit in Kongreßpolen mit den Einrichtungen hätte zufrieden sein wollen, die Kaiser Alexanders Politik für gut befunden hatte, ihm zu gewähren?" (S. 132). Die Antwort lautet, daß der polnische Hochadel und die polnische Intelligenz die Lage verkannten, und daß die polnischen Freiheitskämpfer nur für die Rechte des Adels kämpften. Die damals in Deutschland hochgehende Polenschwärmerei gibt Gelegenheit zu einem scharfen Urteil über die politische Unreife, „die nur in der langen Entfremdung vom öffentlichen Leben ihre Erklärung finden kann" (S. 135). Dagegen erhält England das Lob, daß nie eine Par-

lamentsmajorität sich seinen Weltinteressen verständnislos gezeigt hätte (S. 141), und daß „die Grundlehren über Englands Lebensbedingungen in Gesinnung und Urteil seines Volkes verankert sind“ (S. 144). Ebenso wird der Behandlung Irlands das Lob zuteil, daß die wechselnden englischen Regierungen immer noch imstande gewesen sind, den richtigen Zeitpunkt zu finden, wo durch teilweises Entgegenkommen das Äußerste abgewendet werden konnte, und daß Irland heute mit dem britischen Reiche fester verknüpft ist als vor 100 oder 200 Jahren (S. 138 f.). Auch „kann England sich kaum weniger rühmen, dieses Ziel (das politische und wirtschaftliche Leben den Forderungen und Aufgaben der Neuzeit anzupassen) auf dem Gebiete der sozialen Frage bis jetzt wenigstens mit Glück verfolgt zu haben“ (S. 144). Dabei fielen England durch die Befreiung der spanischen Kolonien in Mittel- und Südamerika neue Absatzmärkte zu, glückte die Besiedlung Australiens ohne Kampf und die Verschiebung der afrikanischen Küstenkolonien ins Innere. Gleichzeitig erfolgten die Annexionen in Indien und die den englischen Welthandel begünstigenden Erweiterungen des Fernverkehrs. Von 1815—1853 blieb England in der Ausdehnung seiner Interessensphären ohne Konkurrenz. Nach Sch. gewann es den großen Vorsprung auf Grund seiner Erfolge gegen Napoleon, und das führt ihn auf die historisch-politische Frage: „Wäre es anders und besser geworden, wäre den Völkern Europas mehr Spielraum geblieben, wenn Napoleon gesiegt hätte?“ (S. 155). Er glaubt diese Frage verneinen zu müssen, obgleich er „die Verschiebung des Gleichgewichtes in der Weltstellung, die sich infolge des englischen Sieges über Napoleon vollzogen hat, bedauernswert“ findet. Daran schließt er eine kurze Darlegung über das Wachstum der Vereinigten Staaten und über die „Völkerwanderung“, die im 19. Jahrhundert fünf Sechstel der Europamüden in die Union geführt hat. Die Hindeutung auf die großräumige Gebietserweiterung, die im 19. Jahrhundert aus England, Rußland und Amerika wahrhafte Weltreiche machte, leitet dann über zu der inneren Entwicklung der Völker, die 1812 Napoleons Gebot hatten folgen müssen und nunmehr zur vollen Teilnahmslosigkeit verdammt waren. Frankreichs auswärtige Politik unter Louis Philipp, der preußische Zollverein und der nationale Gedanke von 1848 werden nach ihren Motiven und den in ihnen enthaltenen politischen Erfahrungen mehr beurteilt als vorgeführt. Im 4. Kapitel des 4. Buches bildet „Napoleon III. und die Zeit seines Aufsteigens“ doch nur den Rahmen, um die im Krimkrieg und in Österreichs italienischen Niederlagen auf den Einheitsgedanken nördlich und südlich der Alpen einwirkenden politischen Abwandlungen vom Standpunkte Cavours und Bismarcks aus zu beleuchten. Die französischen Machterweiterungen über See erweckten unter Napoleon III. bereits die Eifersucht Englands.

Die „Sechziger Jahre“ sieht Sch. für „die bedeutungsvollsten des Jahrhunderts seit Napoleons Sturz“ an (S. 229). Er behandelt nebeneinander die schleswig-holsteinische Frage und den gleichzeitigen amerikanischen Sezessionskrieg im 1. Kapitel des 5. Buches. Für das mexikanische Abenteuer Napoleons III., das dem Erfolg der deutschen Einigung in seinen ersten Stadien unter Bismarck so günstig war, findet Sch. keine genügende Erklärung. Die Rettung der lateinischen Rasse in Amerika und das Interesse Europas an der Selbständigkeit der Baumwollstaaten sind aber doch von Napoleon selber genügend hervorgehoben worden. Daß sein Unternehmen in Mexiko von weitschauender Weltpolitik eingegeben war und mit der erwarteten englischen Unterstützung zum Ziele geführt hätte, läßt sich aus der richtigen Beobachtung folgern, „daß England damit die letzte Gelegenheit, seine Stellung als Weltmacht in Amerika neben den Vereinigten Staaten dauernd zu sichern, verpaßt hat“ (S. 254). Gegenüber der Milde, die Sch. sonst bei überseeischen Unternehmungen europäischer Völker gelten läßt, erscheint das Urteil über Napoleons III. mexikanische Expedition besonders hart: „Das Unternehmen war unbesonnen und verfehlt in seiner Anlage, skrupellos, ja verrucht in den Einzelheiten seiner Durchführung“ (S. 258)[1]. Mit warmherziger Vaterlandsliebe ist in dem Kapitel „Deutschlands Einigung“ der Anfang des Deutsch-Französischen Krieges verhältnismäßig eingehend behandelt. Sch. nimmt es als „das überwältigende Verdienst“ Bismarcks in Anspruch, daß er die Entscheidung des Waffenganges beschleunigt habe (S. 278—280). Bei der Betonung der mannigfaltigen Zusammensetzung des kronprinzlichen Heeres sind zwar die Schlesier, aber nicht das 5. Korps erwähnt, das in der Schlacht von Wörth eine so wichtige Rolle spielte (S. 288). Fast ausschließlich mit Deutschland befaßt sich dann das 3. Kapitel, das namentlich die moderne Technik, die Vermehrung der Produktion, das Bildungswesen und Wirtschaftswesen, das Emporblühen der deutschen Seefahrt und die deutsche Handelsblüte durch statistische Notizen ins Licht stellt.

Als längstes Kapitel des ganzen Werkes folgt „die Aufteilung der Erde im letzten Menschenalter“ unter der „Losung zu einer Jagd nach Landerwerb, wie sie gleich wild selbst das Zeitalter der Entdeckungen nicht gesehen hat“ (S. 337). Es wird hervorgehoben, daß Großbritannien von seinem gegenwärtigen Kolonialbesitz dem Flächeninhalt nach mehr als ein Drittel erst im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts zusammengebracht hat, daß Frankreich 1870—1902 von 800000 qkm überseeischer Besitzungen auf 10 Millionen emporgestiegen ist, und daß die Vereinigten Staaten mit größtem Erfolge den

[1]) Aus früheren Auflagen ist an dieser Stelle Porfirio Diaz noch als „jetziger Präsident“ von Mexiko stehengeblieben, obgleich seine S. 355 erwähnte Abdankung bereits am 25. Mai 1911 erfolgte.

Grundsatz befolgt haben: „Je mehr Längen- und Breitengrade unter unserer Verfassung stehen, um so besser" (S. 350). Das britische Reich, die Vereinigten Staaten von Amerika und Rußland hoben sich nach Umfang und Bewohnerzahl immer mehr aus der Reihe der Großstaaten ab. Durch den Verfall Chinas trat dann auch der Stille Ozean in den Kreis der wichtigsten Weltbeziehungen. Dort errangen sich Japan und Amerika die Vorhand, „Völker, die wissen, was sie wollen, und die auch die Kraft besitzen, ihrem Willen Nachdruck zu geben" (S. 382). Frankreich, das am oberen Nil vor England zurückweichen mußte, hat wenigstens in Marokko und zum Teil auch in Hinterindien einen Ersatz dafür gefunden, indem es sich mit England verständigte. Italien hat der Türkei Tripolis und die Cyrenaika entrissen. Deutschland ist seit 1897 leer ausgegangen. Damit ist die Überleitung gewonnen zu einer Philippika gegen die deutsche Politik (S. 388—407), mit der die Anfang November 1911 erschienene Auflage der Weltgeschichte abschloß. Sch. hält es für selbstverständlich, daß Deutschland das südliche Marokko als das einzige Gebiet, das noch zu einer deutschen Siedlungskolonie frei war, hätte erwerben müssen. Daß es nicht geschah, führt er auf Fehler unserer Diplomatie und auf die Schwäche der Staatsleitung zurück. Dagegen drängen sich manche Einwände auf, weil die gleichzeitige Balkankrisis größere Gefahren in sich barg als „das bißchen Marokko"; war es doch klar, daß wir Österreich Marokkos wegen niemals zur Erwiderung der „Nibelungentreue" bewegen konnten, die wir ihm 1908 bewiesen haben. So ist das kurze 5. Kapitel „In den Weltkrieg" (S. 408—422) in gewissem Sinne eine Korrektur der überstarken Betonung überseeischer Machtverschiebungen, von der Sch. sich in seiner Darstellung, namentlich im 2. Bande, leiten läßt. Von der politischen Bedeutung der Bagdadbahn wird ziemlich abschätzig gesprochen (S. 399). Schließlich muß aber doch Sch. zugestehen: „Für Osterreich-Ungarn und Deutschland bedeutete die Schwächung und gar die Vernichtung der Türkei nicht nur eine schwere Schädigung, sondern geradezu Bedrohung des eigenen Bestehens" (S. 413). Auch zweifelt er nicht, daß „ein weiterer glücklicher Verlauf des Krieges an unseren Grenzen uns unsere Kolonien zurückbringen wird" (S. 422). Wäre es von so großer Bedeutung gewesen, wenn auch Südmarokko dazu gehört hätte, und war nicht die Ausschaltung der Marokkofrage für die Abwicklung der Balkankrisis ein erheblicher Vorteil? Auf die Frage, wie der Ausbau unserer Flotte, der programmäßig 1914 abgeschlossen sein sollte, auf die auswärtige Politik des Deutschen Reiches eingewirkt hat, geht Sch. in seiner Anklage „einer Politik, die auch gegen das Volk geführt werden kann", gar nicht ein.

Die abgeklärte Unparteilichkeit des Geschichtschreibers ist somit in dem 2. Bande dieser „Weltgeschichte der Neuzeit"

naturgemäß noch nicht vollständig erreicht worden. Gerade nach dieser Seite hin bietet der Vortrag, den Prof. Karl Stählin im November und Dezember 1916 an der Front über die „Weltgeschichte des letzten Menschenalters“ gehalten hat, eine erfreuliche Ergänzung [1]). Auch hier wird nicht geleugnet, daß „manche Fehler gemacht worden sind“. Aber das Zurücktreten Deutschlands aus seiner europäischen Vorherrschaft wird „im ganzen dem Ergebnis der allgemein veränderten Weltlage“ zugeschrieben. Die uns günstige Feindschaft zwischen Rußland und England dauerte von 1878—1907. Sie ermöglichte Deutschland koloniale Erwerbungen ohne eine nennenswerte Kriegsflotte. Die Palästinafahrt des Kaisers Wilhelm im Jahre 1898 trug die Frucht einer deutsch-türkischen Freundschaft und der Konzession der Bagdadbahn. Von englischer Seite machte man sich durch den „Meisterstreich“ des Bündnisses mit Japan von dem Bedürfnis guter Beziehungen mit Deutschland frei. Die Einkreisungspolitik Eduards VII. war allerdings nicht so vollkommen festgelegt, daß man von London aus nicht wieder Fühler nach Berlin ausstreckte; noch im Juni 1914 waren Verhandlungen über die Zukunft der portugiesischen Kolonien in Afrika dem Abschluß nahe. Freilich hält Sch. diese 1898 begonnenen Verhandlungen für besonders entehrend für Deutschland. Ob die tödliche Feindschaft zwischen Österreich und Rußland und der Weg zum englisch-deutschen Existenzkampf „durch Bismarckische Staatskunst“ vermieden werden konnten, läßt Stählin dahingestellt sein. Mit solcher Vorsicht kommt man der Pflicht der Gerechtigkeit gegenüber Ereignissen, die man in ihrem Werdegang noch nicht genau übersehen kann, vielleicht näher als durch temperamentvolle Vorwürfe über das, was geschehen ist.

II.

Nach 20jähriger Arbeit hat Theodor Lindner seine 9bändige Weltgeschichte von „der Völkerwandung, die das römische Weltreich auflöste“, bis zu den jetzigen „ungeheuren Kämpfen, die die ganze Erde umfassen“, fortgeführt. Die letzten beiden Bände, die mit 1815 beginnen, sind auch als selbständige Einheit unter dem Titel „Weltgeschichte der letzten 100 Jahre“ erschienen [2]). Sie können daher, losgelöst von dem Gesamtwerk, zu dem auch eine „Geschichtsphilosophie“ als Einleitung gegeben wurde, einer Würdigung unterzogen werden.

Nach seiner ursprünglichen Anlage bietet diese Darstellung in den 4 Büchern des 1. Bandes und dem sehr langen 1. Buche

---

[1]) Karl Stählin, Weltgeschichte des letzten Menschenalters. 1.—10. Tausend. 8°. 53 S. Heidelberg, Carl Winter, 1917. M. 0.50.

[2]) Theodor Lindner, Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. Gr. 8°. Bd. 8: XII u. 461 S.; Bd. 9: XIV u. 524 S. Stuttgart-Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., 1914 u. 1916. M. 5.50 u. M. 7.50.

des 2. Bandes nur geschichtliche Ausführungen über Europa. Wenn sich das Werk dennoch nicht „Europäische Geschichte", sondern „Weltgeschichte" nannte, so erklärt sich das nach der Auffassung L.s daher, daß „dieser kleinste Erdteil seine Zweige in die anderen hinüberstreckte" (S. 205), und daß es in der Absicht lag, zu zeigen, „wie sich die Völker der Erde allmählich zusammengefunden haben" (S. 209). Nun müssen wir aber hören, daß diese Gesamtauffassung ein „Phantom" war, das „bereits geschwunden ist". „Die Einheit der Welt ist noch gegenwärtig erhalten, aber sie ist ausgelöst in wilden Streit... Daher ist es nötig, die Entwicklung der anderen Erdteile zu schildern" (S. 209). Wir erhalten demgemäß im 2. Buch des 2. Bandes 5 gesonderte Abschnitte über die Vereinigten Staaten, China und Japan, Indien und Ostasien, Australien und Afrika (S. 210 bis 339). Erst dann geht der Verf. wieder auf europäische Zusammenhänge wie den Imperialismus, die internationalen Vereinigungen, die Veränderungen in den europäischen Einzelstaaten, die allgemeine Politik bis 1914 und die Kriegserklärungen ein (S. 339—491). Man versteht unter solchen Umständen die Enttäuschung, die sich in dem kurzen Schlußwort äußert: „Das Wort ist mir nun abgeschnitten durch die Greuel des Krieges, durch die Zerstörung des völkerrechtlichen Zusammenwirkens, durch den Gegenschlag gegen alle Ideale des verflossenen Jahrhunderts" (S. 491). In diesem Bekenntnis ist zugleich die Kritik enthalten, daß der Rahmen der Gesamtdarstellung dieser „Weltgeschichte" zu eng gefaßt war. Er war schon vor 20 Jahren nicht mehr zeitgemäß und durch die damals tonangebenden Werke von Georg Weber und Leopold von Ranke in den Schatten gestellt. Ja, man muß sagen, daß seit der Mitte des 18. Jahrhunderts der Grundsatz, daß die Geschichtswissenschaft ihrem Wesen nach universell ist, bereits so allgemein angenommen war, daß man die ganze Anlage dieses Werkes nicht anders als einen Rückschritt benennen kann. Die Durchführung des Versuches dient aber vielleicht zur Zurückweisung des neuerdings von Tröltzsch geltend gemachten Verlangens, daß sich geschichtliche Darstellungen auf unseren eigenen Völkerkreis beschränken sollen, weil er uns am besten bekannt und allein genügend wichtig ist.

Der Herauslösung dieses Jahrhunderts aus dem Ganzen der „Weltgeschichte" wird es laut der Vorrede verdankt, daß im 1. Buch auf 100 Seiten „das europäische Geistesleben" bis nach Goethes und Hegels Tod, genauer bis zur Ausbreitung der Eisenbahn und zum Erscheinen von Comtes „Cours de philosophie positive", zusammenhängend dargelegt wird. Spätere Kulturerrungenschaften werden nur noch ganz beiläufig erwähnt, wenn politische Persönlichkeiten oder Parteien mit ihnen in zufällige Verbindung traten, wie König Ludwig II. mit Richard Wagner oder Graf Leo Thun-Hohenstein mit Musik und Theater oder

die Liberalen Englands mit Macaulay. Wir erhalten also im wesentlichen eine nach Ländern geordnete Geschichte Europas in den vier aufeinanderfolgenden Perioden vom Wiener Kongreß bis zur Julirevolution, von 1830 bis zur Februarrevolution, von 1848—1859 und die Zeit Bismarcks. Nur selten werden die geographischen Absonderungen durch überragende Ereignisse, wie den Krimkrieg, den italienischen Krieg und den Deutsch-Französischen Krieg unterbrochen. Es wird also im wesentlichen derselbe Einteilungsplan befolgt, den Alfred Sterns „Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871" aufweist. Die Erzählung ist leichtflüssiger und weniger mit Tatsachen und Daten beladen als bei Stern oder Weber-Baldamus. Namentlich ist der Widerhall der Ereignisse in der öffentlichen Meinung, wie er in der liberalen Presse zum Ausdruck kam, regelmäßiger beachtet als in den genannten Darstellungen. Rück- und Vorverweisungen, wie sie bei Büchern dieser Anlage gewöhnlich sind, fehlen vollständig. Das Buch ist mehr unterhaltend als lehrhaft, zeichnet sich durch kurze und klare Sätze aus, bringt aber wegen des gleichmäßigen Flusses der Diktion und des Mangels an stark betontem Kausalzusammenhang nicht die Wirkung hervor, die bei einem so großen Gegenstand erwartet werden könnte. Die sehr zahlreichen literarischen Porträtierungen kurzen Stils können sich an künstlerischer Kraft mit denen Treitschkes nicht vergleichen. Das gilt auch von den 5 Seiten, die der Charakteristik Bismarcks gewidmet sind (Band 2, 39—40, 147, 204—205). Bei der Schilderung der Begeisterung von 1870 begegnen wir der liebenswürdigen Bemerkung: „Aber wir Alten, die wir damals zu den Waffen griffen, gestehen gern, daß die heutige Jugend uns an heiliger Begeisterung noch übertrifft" (S. 98). Sehr unbefriedigend ist die Darstellung des Umschwungs, der 1878 in der inneren Politik des Deutschen Reiches erfolgte und in der ganzen Welt eine neue Periode der schutzzöllnerischen Bewegung heraufführte. Ebenso ist der Berliner Kongreß in seiner weltpolitischen Wirkung nicht gewürdigt (S. 156, 197). Es wirkt überraschend, daß aus Bismarcks Mitarbeit auf dem Berliner Kongreß für Deutschland die Pflicht abgeleitet wird, die „Neuordnung des Balkans zu verbürgen (S. 201). Die Trennung der Darstellung in einen Katalog der inneren Ereignisse in 16 europäischen Staaten (S. 130—192) und eine kurze Darlegung der internationalen Beziehungen Europas unter dem Gesichtspunkte von Bismarcks Friedenspolitik (S. 192—205) trägt nicht dazu bei, die markante Überleitung zur Aufteilung Afrikas seit 1884 und zur Weltpolitik seit 1895 ins Licht zu stellen. Bismarcks Übergang zur Kolonialpolitik wird auf die unrichtige Angabe zurückgeführt, daß „England in den fremden Erdteilen rücksichtslos den deutschen Handel wie auch den anderer Völker hemmte" (S. 199); in Wahrheit kann doch nicht geleugnet

werden, daß Deutschlands Außenhandel damals durch die Gleichstellung, die er mit dem englischen sogar in dessen Kolonialgebiet hatte, mächtig emporgediehen ist. · Ausführlicher und lebendiger sind die beiden Abschnitte, die der Geschichte der Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert gewidmet sind (S. 209 bis 263). Da treten Gedanken in den Vordergrund, die durch den jetzigen Weltkrieg angeregt worden sind. Mit großem Freimut und im Stil eines flotten Zeitungsartikels verbreitet sich der 10. Abschnitt (S. 264—291) über die Hauptveränderungen in Ostasien, namentlich, seitdem 1897 mit der Besitzergreifung von Kiautschou das „Raubsystem" einsetzte. Im Boxerkrieg sieht der Verf. „den ersten volluniversalen Vorgang in der Geschichte" (S. 281). Natürlich lehnt er es ab, „den Ausgang anzudeuten, den die ungeheuren Veränderungen in Ostasien nehmen werden" (S. 291). Der 11. Abschnitt ist wohl nur aus Versehen „Indien und Ostasien" überschrieben worden. Denn er handelt — außer einer kurzen Würdigung der englischen Herrschaft in Indien — vom Suezkanal, von Siam, Afghanistan, Persien, der Bagdadbahn, der Kap-Kairo-Bahn und den großen russischen Einbahnbauten in Transkaspien und Sibirien. Reine Kolonialgeschichte erhalten wir dann in dem Kapitel „Australien und Afrika" (S. 311—339). Der Verf. betrachtet Australien als „ein Gebiet für sich und als Mittelpunkt der pazifischen Welt; eine besondere Nation ist im Entstehen begriffen, doch sagt man ihr größere Leidenschaftlichkeit zu" (S. 315). Diese Umschau über die außereuropäische Welt leitet zu einer eingehenden Würdigung des „Imperialismus" in seiner politischen und wirtschaftlichen Betätigung über, wobei der englisch-deutsche Gegensatz klar herausgearbeitet wird (S. 339—350). Mit einem Ausblick auf die internationalen Vereinigungen wie die Genfer Konvention von 1864, die Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 (Band I. S. 338 ist statt „Kaperei" von „Sklaverei" die Rede), den Weltpostverein von 1874 und die Haager Konferenzen von 1899 bis 1907 nebst der nichtratifizierten „Seekriegsrechtsdeklaration" vom Februar 1909 schließt das 2. Buch.

Als Vorgeschichte des Weltkrieges wird im 3. Buch ein auf den Moment der europäischen Spannung eingestellter Überblick über die Entwicklung der europäischen Staaten geboten (S. 355 bis 412). Dabei muß vieles wiederholt werden, was früher bereits weniger ausführlich behandelt ist. Dann folgt eine Darlegung der auswärtigen Politik als Lösungsversuch der beiden Fragen, wie sich das Verhältnis zwischen Deutschland und England zur Todfeindschaft entfalten und andererseits wie sich die bisherigen Todfeinde England und Rußland zum Kampfe gegen Deutschland verbünden konnten. Mit Benutzung der in Belgien gefundenen Gesandtschaftsberichte wird die englische Einkreisungspolitik grell beleuchtet, dabei aber das Marokkoabkommen von 1911 als ein deutscher „Erfolg" gebucht. Das Abkommen vom

22. November 1912, das Sir Eduard Grey und der französische Botschafter Cambon durch Briefwechsel geschlossen haben, wird als ein „Meisterstück" englischer Politik bezeichnet (S. 449). Dann folgt die Reihe der Kriegserklärungen bis zum Sommer 1916. Durch das große Weltereignis ist also die Darstellung immer mehr von dem europäischen auf den universalen Standpunkt hinübergezogen worden. Sie hat dadurch an Lebhaftigkeit und Farbe gegenüber dem 1. Bande außerordentlich gewonnen. Zusammenfassungen der ganzen anderthalbtausendjährigen Entwicklung, die L. mit diesen beiden Bänden zum Abschluß gebracht hat, lehnt er, als unlösbare Aufgabe, im jetzigen Augenblick ab; nur an moralischen Betrachtungen läßt er es nicht fehlen.

Berlin. Ludwig Rieß.

81.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft. Im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin hrsg. v. Georg Schuster. XXXVI. Jahrgang, 1913. Lex. 8°. Erste Hälfte: Altertum. Deutschland. XI u. 727 S. Zweite Hälfte: Ausland. Allgemeines. Register. VIII u. 586 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1916. M. 50.—.

Der letzte Jahrgang der JBG. liegt hier vor, der über die auf dem Felde der Geschichtswissenschaft vor dem Weltkriege geleistete Arbeit berichtet. Die Berichterstattung selbst stand jedoch bereits stark unter seinem Einfluß. Unmittelbar raubte er uns von den deutschen Mitarbeitern Dr. Hanns Stäbler, der nur in aller Kürze die Stauferzeit behandeln konnte; mittelbar sind durch den Krieg verschiedene andere Herren ihrer bisherigen Mittätigkeit entzogen worden. Hochbetagt schied von uns Johannes Hermann, einer der drei Begründer der JBG.; noch ein letztes Mal spricht er hier zu uns: über den Deutschen Bund und das Neue Reich. Aus dem feindlichen Ausland erscheinen diesmal noch die Berichterstatter über Italien, Frankreich, Belgien, aus dem neutralen sind vertreten die über die Schweiz, über Spanien und Schweden. Werden wir in Zukunft von der Anteilnahme der ersteren abzusehen haben, so wird dagegen diejenige von Gelehrten aus den neutral gebliebenen Ländern im Anschluß an die von reichsdeutschen und deutschösterreichischen Kräften zu leistende Hauptarbeit nach wie vor sehr erwünscht bleiben.

Trotz der von alters her durch die Schriftleitung gezogenen allgemeinen Richtlinien unterscheidet sich die Art, in der die Berichte behandelt sind, doch recht erheblich voneinander. Eine Anzahl von ihnen ist als geradezu mustergültig zu bezeichnen. Ihren Verfassern ist es gelungen, aus der Fülle des Stoffes die wichtigeren Erscheinungen bestimmt hervorzuheben, in deren Besprechung eine klare Vorstellung von ihrem Eigenwert zu geben

und die Lust im Leser zu erwecken, das Buch selbst zur Hand zu nehmen; durch abschnittweis zusammenfassende Kennzeichnungen erleichtert sich noch mehrfach der Überblick. Alles für den Zweck der JBG. Unerheblichere findet sich in die Anmerkungen verwiesen, mit oder ohne Zusätze, und außerdem wird ein ausgiebiger Gebrauch von der Verweisung auf vorhandene Literaturberichte in Spezialzeitschriften und Verzeichnissen gemacht. Eine andere Gruppe von Berichten teilt mit der vorstehenden die schätzenswerte Verdeutlichung des in den Schriftwerken Geleisteten, sie gehen aber all und jeder Einzelnummer gar zu gewissenhaft nach, verschleiern damit dem Blick das Wichtigere und dehnen den Umfang ihres Referats über die Maßen aus. Ganz unvollkommen wird da in den Berichten verfahren, wo der Text länger hindurch nichts weiter als katalogisierende Schriftentitel bringt, die dann in den Fußnoten noch einmal wiederkehren. Eine hinderliche Gewöhnung hat sich verschiedenerorten darin eingeschlichen, daß das Thema der besprochenen Arbeiten nicht aus dem Text, sondern erst mit Hilfe der Titelangaben in der Anmerkung zu ersehen ist.

Sehr angenehm berührt die streng wissenschaftliche Objektivität, die, mit Ausnahme des stark feuilletonistisch veranlagten Referenten über das moderne Frankreich, in sämtlichen Berichten obwaltet und bei der Werteinschätzung des Gebotenen jede nationale Parteilichkeit verschmäht.

Was der vorliegende Jahrgang des JBG. bietet, ist nur ein Ausschnitt von dem, was im Jahre 1913 in der Welt an historischem Schaffen vollbracht worden ist; weist doch schon das Inhalts-Verzeichnis auf sehr viele Paragraphen als auf Lücken hin. Dennoch steht man vor einer schier überwältigenden Masse der aufgewandten geschichtsforschenden und -darstellenden Arbeit. Dem Umfang nach fällt der Löwenanteil daran der lokalen Betriebsamkeit zu. Die lebendige Regsamkeit hierin bildet aber nur den fruchtbaren Untergrund, auf dem sich in größter Ausgiebigkeit die ausgedehnteren Zielen zustrebende geschichtswissenschaftliche Tätigkeit wiederum aufgebaut hat. Quellenforschung und Darstellung teilen sich hierbei in sachgemäßem Verhältnis in das Verdienst. Es fehlt weder an zeitlich umfassenden Werken noch an einheitlich durch den Wandel der Dinge durchgeführter Behandlung der verschiedenen einzelnen Seiten geschichtlichen Menschheits- und Völkerlebens. Mit noch immer zunehmender Schätzung richtet sich die Aufmerksamkeit auf die völkische Lebenshaltung bis in deren innerste Psyche hinein, ihrer Betätigung im wirtschaftlichen und geistigen Bereich eifrig nachspürend.

Unter den Historikern von angesehenstem Namen erfreuen uns nicht nur viele durch Zuwachs, Fortführung oder Neuausgabe ihrer großen Werke, sondern bekunden zugleich das Bestreben, weiteren Kreisen ihren Arbeitsertrag leichter zugänglich

zu machen. Von mehreren unter ihnen sind Sammlungen ihrer kleinen Schriften oder Vorträge erschienen. Fachmänner berufenster Art haben wieder in dankenswerter Weise Hefte zu den allgemein belehrenden Sammlungen führender Verlagsfirmen zahlreich beigesteuert. Eine Überschau über die dem Jugendunterricht gewidmete Literatur bekundet das eifrig fortschreitende Bestreben, unsere Schüler nach Möglichkeit an die Quellen geschichtlicher Erkenntnis heranzuführen.

Überall drängt es die Wissenschaft, ins Leben hinauszutreten und ihre Schätze freigebig zur Bereicherung der Volksbildung zu spenden.

Ein am Vorabend des Krieges entstandener Geschichtsbericht legt die Frage nahe, welche Stimmung des Auslandes sich in ihm kundtut. Für die vorliegenden Berichte läßt sich das insoweit feststellen, daß Frankreich sich chauvinistisch erregt zeigt, in Belgien ein starkes Staatsbewußtsein lebt, in Schweden eine antirussische Strömung herrscht, die Baltischen Provinzen in Resignation über die Gegenwart an ihre Zukunft glauben.

Charlottenburg. C. Rethwisch.

82.

Bauch, Bruno, Vom Begriff der Nation. Ein Kapitel zur Geschichtsphilosophie. Vortrag, gehalten in der Staatswissenschaftlichen Gesellschaft zu Jena. Gr. 8°. 32 S. Berlin, Reuther & Reichard, 1916. M. —.80.

In den „Mitteilungen“, Bd. XLIV, S. 285 ff. habe ich Joachimsens hübsches Buch angezeigt, in dem er das deutsche Volk auf dem Wege zum heutigen Nationalstaat begleitet. Zeigt er dieses Werden an einem konkreten Beispiel, so will Bauch den Begriff der Nation analysieren und daraus seine Schlüsse ziehen, gerade wie Joachimsen sie aus der geschichtlichen Entwicklung des einzelnen Volkes gezogen hat. Auch B. ist zu seinem Thema durch den Charakter unserer Zeit geführt worden. „In uns und in den Dingen und Verhältnissen um uns“, sagt er, „sind die lebendigsten und treibendsten aller Kräfte die nationalen .... Unsere Zeit selber ruft uns dazu auf, uns auf den vom Worte bezeichneten Begriff zu besinnen. Und die Besinnung auf den vom Begriff umfaßten Sachverhalt wird uns auch ein Stück Selbstbesinnung sein können.“

Meinecke hat auf die Schwierigkeit hingewiesen, die Merkmale der Nation und des Nationalstaates begrifflich zu fassen, und hat sich darauf beschränkt, das Problem historisch und individuell zu behandeln. Den Philosophen wird es aber immer reizen, doch zu den konstitutiven Merkmalen vorzudringen. B. geht bei seiner Untersuchung natürlich von der Wortbedeutung aus. Er findet als erste Fundamentaleigenschaft im Charakter der Nation die natürlichen Gegebenheiten. Und zwar

ist die eine der hierunter zu subsumierenden Grundlagen der völkischen Einheit die leibhaftige Gemeinschaftlichkeit, die natürliche Abstammungsgemeinschaft, die des Blutes. Die andere ist die seelenhafte, die Gemeinschaftlichkeit des seelischen Erlebens im Denken, Fühlen, Wollen und Handeln. Jede Nation hat einen individuellen Wesenskern des seelischen Erlebens. Daraus ergibt sich die Verschiedenheit der Nationen untereinander und damit zugleich die Beschränkung ihres gegenseitigen Verstehens. Beide natürlichen Faktoren finden ihren Ausdruck in der Sprache, der „Leib gewordenen Seele". Sie hat gewissermaßen eine Doppelfunktion: sie ist einmal auch natürliche Gegebenheit, entscheidender Ausdruck des Ursprungzusammenhanges der Nation; sie ist andrerseits aber auch das wichtigste Band, das die in leiblicher und seelischer Gemeinschaftlichkeit „Mitgeborenen" zusammenhält. Damit kommt B. auf die geschichtliche Entwicklung der Nation, auf die zweite Fundamentaleigenschaft, die Kulturgegebenheiten. Die Bedeutung von Land und Staat ist es, die er nun untersucht. Scharf will er unterschieden wissen — er weist zur Erläuterung auf die Wander- und Gastvölker hin — zwischen der Nation als der natürlichen Grundlage völkischer Einheit und der Nation als geschichtlicher Volkseinheit. Jede natürliche Abstammungseinheit, sagt er, ist zwar völkische Ganzheit, als solche aber ungeschlossen und noch nicht geschichtliche Einheit des Volkes. Hier setzt die Bedeutung des Landes ein, als der Stätte der Auswirkung der geschichtlichen Bestimmung der Nation. Durch das Zusammenwirken beider nationalen Momente wird das Land zum Vaterland. Auf die Einzelheiten soll hier nicht eingegangen werden.

Ein weiterer wichtiger, von B. gut und scharf herausgearbeiteter Gedanke ist dann der, daß die Idee des Vaterlandes eine historische „Aufgegebenheit" enthält (der Ausdruck ist für mein Empfinden scheußlich; aber „Aufgabe" trifft den Sinn nicht genau). „Die Nation ist Voraussetzung und Ziel zugleich." Und daraus erwächst „die subjektive zeitliche Hingabe (des Individuums) an die übersubjektive zeitlose Bestimmung (der Nation) als nationale Pflicht". Wohl gemerkt als Pflicht, als „gebotene Hingabe" im Sinne Luthers, wenn wir mit Fichte in der Vaterlandsliebe „die Nation als die Hülle des Ewigen" umfassen.

B. erörtert sodann den Zusammenhang von Nation und Staat (Bedeutung des Staates für die geschichtliche Gegebenheit der Nation: „Der Zweck des Staates ist es, die Nation zur Nation zu bilden!") und geht zu einer Analyse der Staatsauffassung Kants und Fichtes über.

Den 3. Hauptteil der Arbeit bildet die Synthese der natürlichen Gegebenheit und der historischen Gegebenheit als der beiden Grundzüge im Wesen der Nation. Hier ergibt sich ihm der Begriff der Nation als „natürlicher Abstammungsgemeinschaft, die in der Verbundenheit durch gemeinsame Ge-

schichte eine kulturliche Einheit sich stetig erarbeitet". Die Erkenntnis der besonderen Anlage und Befähigung der einzelnen Nation kann nur aus der Geschichte gewonnen werden.

Der Untersuchung des Verhältnisses der besonderen nationalen Zwecke zu denen der Menschheit ist der letzte Teil gewidmet, der im wesentlichen auf dem Boden Fichtes steht. Beide haben sich zu durchdringen, und Schillers „Gesetz der schönen Geselligkeit": „Schone fremde Freiheit und zeige selbst Freiheit" muß als oberster Grundsatz auch über dem Verkehr der Nationen leuchten, im wirtschaftlichen wie im kulturellen Leben. Und wie arbeitet jedes Volk am besten mit am Bau der Menschheit? B. antwortet: „Je stärker eine Nation in ihrem eigenen nationalen Kulturkreise wirkt, um so tiefer wird sie ungewollt und ungekünstelt und schließlich auch ohne alle kosmopolitische Verschwommenheit auf die ganze Kulturarbeit der Menschheit wirken."

Der Vortrag ist sehr lesenswert. Er ist klar und gut geschrieben und regt stark zum Nachdenken an. Freilich — daß er alle Probleme des schwierigen Themas löste — wer wollte es erwarten? Wenn z. B. der Verf. von den natürlichen Gegebenheiten redet — woher stammen sie? Wie sind sie entstanden? Sind nicht auch sie wieder — die leibliche wie die seelische — in gewisser Weise historische Gegebenheiten oder, um mich vorsichtiger auszudrücken, sind diese natürlichen Gegebenheiten nicht auch bis zu einem gewissen Grade historisch bedingt, z. B. durch das Land u. a.? Wir vermögen die Elemente, die integrierenden Faktoren, schließlich bis zu einem Grade herauszuanalysieren. Aber wie sie sich am Ende und gerade so zusammenschlossen — wer vermöchte das zu sagen.

Berlin-Halensee. Wilh. Steffens.

83.

Shorey, Paul, Nationale Kultur und klassische Bildung. Vortrag gehalten im Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums am 11. Mai 1914. Gr. 8°. 22 S. Leipzig-Wien, Fromme, 1915. M. —.80.

Der Verf. handelt von der Pflege der klassischen Bildung in Amerika. Wenn auch die öffentliche, oberflächliche Meinung dort dahin geht, die humanistischen Studien seien überflüssig, so lasse die sich immer weiter ausbreitende Erlernung des Lateinischen und diesem langsam folgend des Griechischen auf die gegenteilige Einschätzung des Humanismus bei den Gebildeten schließen. „Ich möchte" — so schließt der Verf. seinen Vortrag, in dem er die Bedeutung der alten Sprachen für unsere Kultur wiederholt hervorhebt — „daß Amerika mit seinen riesenhaften Hilfsmitteln und seinem freien demokratischen Leben in wetteifernde und ebenbürtige Gemeinschaft mit den früheren Kulturvölkern

Europas eintrete. — Wir können sie bei unserer Arbeit nicht entbehren. Sie aber können uns entbehren, wenn sie wollen" (S. 21. 19).

Charlottenburg. W. Sange.

84.

Kittel, Rudolf, Geschichte des Volkes Israel. 1. Band: Palästina in der Urzeit. Das Werden des Volkes. Quellenkunde und Geschichte der Zeit bis zum Tode Josuas. 3., aufs neue durchgearbeitete Auflage. (Handbücher der alten Geschichte, 1. Serie, 3. Abteilung.) Gr. 8°. XVI u. 696 S. Gotha, Friedr. Andr. Perthes A.-G., 1916. M. 18.—, geb. in Leinen M. 19.50, in Hfrz. M. 21.—.

Auch die 3. Auflage des mit größter Anerkennung zu beurteilenden Werkes hat wohl Anspruch auf besondere Erwähnung. Wenn ein Handbuch, das durch großzügige Anlage und Umfang ausgezeichnet ist, an sich schon keine Alltagserscheinung darstellt, so kann die innerhalb vier Jahren notwendig gewordene Neuauflage nur um so mehr auf seinen Wert schließen lassen. In der Tat bietet der Verf., der in seinem Fache unbedingt als Autorität zu gelten hat, wohl das Beste, was in Darstellungen der Geschichte des Volkes Israel bis jetzt erschienen ist. Der Ruhm der Bahnbrecher auf diesem Gebiete soll damit keineswegs geschmälert werden. K. hat den Vorzug vor ihnen voraus, daß seit ihrer Zeit die wissenschaftliche Forschung durch Auffinden neuer Quellen mit umfassenderem Rüstzeug versehen worden ist und sich der Einblick in manches bisher noch Dunkle erschlossen hat. K. hat das alles mit Sorgfalt und Scharfsinn verarbeitet, und so steht sein Werk auf der Höhe der Zeit und Wissenschaft. Daß auch er nicht alles enträtseln konnte und immer noch bis zu einem gewissen Grade der Hypothese Raum geben mußte, liegt in der Natur der Sache. Aber unzweifelhaft zeigt er uns das Werden und die Geschichte des israelitischen Volkes in einem Lichte, das uns jene alte, durch biblische Kunde mit unserm religiösen Leben eng verschmolzene Zeit wirklich verstehen läßt, wenn dabei auch manche alte Anschauung abgetan werden muß. Einzelheiten erübrigen sich, da die 2. Aufl. in dieser Zeitschrift ihre eingehende Würdigung gefunden hat (Bd. 40, S. 391 ff. und Bd. 38, S. 265 ff.). Vom vorliegenden 1. Bande wollen wir nur besonders hervorheben, daß die kulturgeschichtlichen und quellenkritischen Abschnitte, sowie die Zusammenhänge mit der Völkergeschichte des alten Orients weit über die eigentliche israelitische Geschichte hinaus Bedeutung haben.

Mülhausen (Elsaß). Emil Herr.

85.

Sylloge inscriptionum graecarum, a Guilelmo **Dittenbergero** condita et aucta, nunc tertium edita. Volumen primum. Lex. 8⁰. XX u. 780 S. Leipzig, S. Hirzel, 1915. M. 30.—.

Die griechische Epigraphik, die von so großer Bedeutung für die Kenntnis der alten Geschichte ist, hat gerade in den letzten Jahrzehnten einen ungeahnten Aufschwung genommen. An vielen historisch bedeutungsvollen Stätten Griechenlands und der Kolonialgebiete, besonders Kleinasiens, haben methodisch betriebene Ausgrabungen, an denen sich fast alle Kulturvölker beteiligten, große Mengen von Urkunden zutage gefördert, die auf alle Gebiete griechischen Lebens ein helles Licht werfen [1]). Mustergültige Veröffentlichungen haben diese Schätze dem Altertumsforscher zugänglich gemacht; vor allem ist das große Werk der Berliner Akademie, das Corpus inscriptionum graecarum (Inscriptiones graecae), unter der umsichtigen Leitung Ulrichs v. Wilamowitz-Moellendorff seinem Ziele, der Herausgabe aller griechischen Inschriften, um ein gutes Stück näher gerückt. Da lag es nahe, auch die beste Auswahlsammlung auf dem Gebiete der griechischen Epigraphik im Hinblick auf die reiche Ausbeute der letzten Jahre in verjüngter und erweiterter Form erscheinen zu lassen.

Schon lange war Dittenbergers Sylloge vergriffen. So entschloß sich die Verlagsbuchhandlung 1911 zu einer 3. Auflage. Die Frage war nur, wer die so unendlich schwierige und dazu entsagungsreiche Arbeit auf sich nehmen sollte. Handelte es sich doch darum, ein überall anerkanntes Werk eines höchst verdienten Mannes mit den neuesten Ergebnissen in Einklang zu bringen, ohne die Eigenart des Buches zu zerstören. Diese Aufgabe übernahm Friedrich Hiller von Gärtringen, der als einer der bedeutendsten Mitarbeiter am Corpus besonders dazu berufen war. Doch glaubte er, bei seiner eigenen Arbeitslast und der unübersehbaren Fülle der Inschriften Mitarbeiter heranziehen zu müssen: Joh. Kirchner, den Verfasser der Prosopographia attica, für die attischen, Joh. Pomtow, den unermüdlichen Erforscher Delphis, für die delphischen, Erich Ziebarth für die euböischen Inschriften, die er auch im Corpus bearbeitet hat. Hiller selbst bearbeitete, neben der Redaktion des Ganzen, den Rest der Urkunden. Vorangeschickt ist eine Würdigung Dittenbergers aus der Feder G. Wissowas.

D.s Absicht war gewesen, eine Sammlung von Inschriften „ad nationis Graecae res cognoscendas“ zu schaffen. Deshalb hat er nur die Gebiete berücksichtigt, die schon vor der Zeit Alexanders d. Gr. von Griechen bewohnt waren, dagegen aus diesen Gebieten auch solche Urkunden aufgenommen, die aus

---

[1]) Vgl. die Zusammenfassung bei Larfeld, Epigraphik, 1914 (Iw. v. Müllers Handbuch).

der makedonischen und römischen Zeit stammen, weil er „non modo florentes, sed etiam labantes et pressas Graecorum res" veranschaulichen wollte. Ausgeschlossen hat er alle metrischen Inschriften, von den Dialektinschriften die, die nur philologischen Wert besitzen. — Bei der 2. Auflage hat D. Raum für Neuaufnahmen dadurch geschaffen, daß er minder wichtige fortließ und fast alle Inschriften entfernte, die in den Gebieten der Diadochenreiche gefunden waren. Diese Urkunden hat er dann in den „Orientis graeci inscriptiones selectae" besonders gesammelt; hoffentlich wird uns auch von diesem Supplement bald eine neue Auflage beschert. Die Neubearbeitung ist diesen Grundsätzen gefolgt. Nach dem Vorgange D.s sind auch die neuaufgenommenen Stücke mit einem sorgfältigen Kommentar versehen worden, den die einzelnen Bearbeiter mit ihrem Namen vertreten. Die äußere Einteilung verweist die historischen Inschriften bis zum Naupaktischen Frieden 217/16 in den 1. Band, die aus der römischen Zeit bis auf Justinian in die 1. Hälfte des 2. Bandes, während die 2. Hälfte öffentliche, kultische und private Denkmäler enthält. Der 3. Band endlich wird die Indices bringen.

Wenn wir die Masse der neu aufgenommenen Urkunden überschauen, so müssen wir zu unserer Freude feststellen, daß der Historiker vieles Wertvolle darunter findet. Auf eine ganze Reihe solcher neuen Stücke der Sammlung will ich hier hinweisen, damit jeder aus dem Reichtum des Gebotenen die Bedeutung der „Sylloge" gerade für die griechische Geschichte erkennt.

Schon die erste Inschrift fesselt unsere Aufmerksamkeit: sie handelt von griechischen Söldnern Psammetichs II. von Ägypten um 589. An die Machtstellung Gelons von Syrakus erinnern uns seine Weihgeschenke nach Olympia und Delphi (Nr. 33. 34). Interessant ist das Dekret der epiknemidischen Lokrer über die Kolonie in Naupaktos (Nr. 47), vor 456 v. Chr. — Die Politik der neutralen Staaten in Griechenland beleuchtet Nr. 56, die von den Beziehungen der Argiver, dieser alten Gegner und Rivalen der Spartaner, zu kretischen Gemeinden, den Gnosiern und Tylisiern, uns berichtet. Eine wertvolle Urkunde (Nr. 57) bringt eingehenden Aufschluß über die *μολποί* in Milet, während das Gesetz der Milesier gegen die Tyrannen (450 v. Chr.) in Nr. 58 folgt. Von Bedeutung ist auch ein Münzgesetz der Athener vor 420 v. Chr. (Nr. 87). Viele Inschriften sind den delphischen Funden entnommen. So erfahren wir in einer sehr umfangreichen Urkunde Näheres über die Güter der delphischen Verbannten aus den Jahren 346—24 v. Chr. (Nr. 178). Mustergültig ist die scharfsinnige Edition der großen, auf den Aufbau und die Verwaltung des neuen delphischen Tempels bezüglichen Inschriften (Nr. 236—253); darunter von besonderem Wert die Listen der Tempelbauer (*ναοποιοί*), eines Kollegiums, dessen

Aufgabe „in templo aedificando et conservando“ bestand, und der Schatzmeister (ταμίαι) (Nr. 249—53), aus den Jahren 346 und ff. Interessante Aufschlüsse über das Verhältnis der Phoker zu Delphi aus der Zeit des heiligen Krieges geben Nr. 230 und 234. Allerdings wären wohl andererseits manche delphischen Inschriften im Hinblick auf den oben zitierten Zweck der Sammlung überflüssig. — Die Namen der Eponymen von Milet, der Aisymneten, für die Jahre 335—259 enthalten zwei Inschriften (Nr. 272 und 322). Aus der Zeit Alexanders stammt auch das Lob der Priener an Antigonos aus dem Jahre 334 (Nr. 278). In die Zeit der Diadochenkämpfe führt uns das Dekret der Lindier auf Rhodos (Nr. 340), das ergänzend zu den Gesetzen der Ialysier und Camirenser (Nr. 338 und 339) tritt und die Zustände auf Rhodos um 300 veranschaulicht. Auch das Bündnis zwischen den Ätolern und Phokern auf der einen und den Böotern auf der anderen Seite (c. 292 v. Chr.) stammt aus dieser Zeit (Nr. 366). — Das furchtbarste Ereignis für Nord- und Mittelgriechenland aus dem Anfange der Epigonen war der Einfall der Gallier; das älteste Zeugnis für diese Katastrophe ist ein Dankerlaß der Koër über den Sieg bei Delphi 278 v. Chr. (Nr. 398). — Mehr und mehr gewannen damals die Ätoler Macht und Einfluß; davon zeugt u. a. ihr Bündnis mit den Akarnanen kurz nach 272 v. Chr. (Nr. 421). — Daß auch damals noch Delphis Einfluß weit reichte, zeigen die Ehrendekrete für den Thrakerkönig Kotys und den Bosporaner Pairisades (Nr. 438 und 439). — Die mannigfach verzweigte Politik der Epigonenzeit, die Droysen in seinem Hellenismus (Bd. III) so meisterhaft dargestellt hat, tritt uns lebendig vor Augen in dem Briefe des Königs Ziaëlas von Bithynien (Nr. 456), dem Briefe des makedonischen Königs Demetrios II. (Nr. 459) und der Huldigung von Itanos für Ptolemaios Euergetes (Nr. 463). An die Entscheidungsschlacht in dem Ringen zwischen dem Könige Kleomenes von Sparta und dem Makedonen Antigonos Doson, die Schlacht bei Sellasia 222, erinnert ein Weihgeschenk des Makedonenkönigs nach Delos (Nr. 518). — Schließlich sei noch auf das Gesetz der Gortynier über eherne Münzen aus dieser Zeit hingewiesen (Nr. 525).

So zeigt uns die große Zahl der neu aufgenommenen Inschriften — über 220 sind hinzugekommen —, wie sorgsam der Herausgeber bemüht war, nichts für die griechische Geschichte Bedeutungsvolles vermissen zu lassen. Dies tritt besonders klar hervor, wenn wir zum Vergleich den 1. Band der 1. Auflage heranziehen. Er enthält nur 424 Inschriften und umfaßt dabei nicht nur den Zeitraum, der in dem vorliegenden Bande berücksichtigt ist, sondern bringt alle historischen Inschriften bis in die römische Zeit hinein: Teil I „usque ad finem belli Peloponnesiaci“ (56 Inschriften), Teil II „ad Alexandri Magni mortem“ (Inschr. 57—158), Teil III „ad Corinthum deletam“ (Inschr. 159 bis 309) und Teil IV „aetas Romana“ (Inschr. 310—424).

Zum Schluß meiner Anzeige möchte ich darauf hinweisen, daß es mir hier, fern von den Hilfsmitteln der Wissenschaft, nicht möglich war, eine eingehende philologische und historische Kritik zu bringen. Vielleicht bietet sich dazu bei der Besprechung des 2. Bandes Gelegenheit. Das eine aber glaube ich gezeigt zu haben, daß die Neubearbeitung der „Sylloge“ in den besten Händen liegt und daß alle Historiker den Bearbeitern für das schöne Werk zu Dank verpflichtet sind.

Berlin-Halensee, z. Z. Guben. Fritz Geyer.

86.

Meister, Aloys, Richtlinien für das Studium der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Gr. 8⁰. 44 S. Münster i. W., Borgmeyer u. Co., 1916. M. 1.—.

Als vor 11 Jahren der Unterzeichnete für ein von ihm herausgegebenes „Vademecum für Studierende der Philosophie“ (Wien-Leipzig, F. Deuticke, 1905) den wenige Seiten umfassenden Abschnitt über Geschichte verfaßte, standen ihm keinerlei Vorarbeiten für seine im wesentlichen zu praktischen, den Verhältnissen an der Wiener Universität angepaßten Zwecken unternommene Skizze zur Verfügung. Meisters „Richtlinien“ stecken sich in ihren allgemeinen Ratschlägen wie im besonderen Studienplan trotz ihrer Kürze höhere Ziele; sie äußern sich auch zur wünschenswerten Vorbildung des Historikers (Sprachkenntnisse) und geben Gesichtspunkte, unter denen die Wahl der aufzusuchenden Universität zu treffen wäre. Wir empfehlen die „Richtlinien“ als guten ersten Wegweiser allen jenen, die sich unserer Wissenschaft ernstlich zu widmen entschließen. Daß wir mit der Auswahl der als Privatlektüre genannten Werke nicht durchaus einverstanden sind, wollen wir nicht verhehlen; doch ist das stets eine Frage persönlicher Überzeugung. Ref. hätte das Verzeichnis des auf Biographie, Briefe und Denkwürdigkeiten Bezug habenden Schrifttums gekürzt und irgendwo auf J. Burckhardts „Weltgeschichtliche Betrachtungen“ und „Kultur der Renaissance“, Fr. Meineckes „Weltbürgertum und Nationalstaat“, D. Schäfers „Deutsche Geschichte“, G. Jellineks „Allgemeine Staatslehre“ usw. hingewiesen. Auch die sachliche Orientierung unter den vorhandenen Weltgeschichten zu erleichtern, hätten wir nicht für überflüssig gehalten. Zu den uns nicht ganz verständlichen Versehen rechnen wir, wenn Meister die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft“ jetzt noch von dem längst (1905!!) verstorbenen Berner herausgegeben werden läßt und unter den wichtigsten, Referate enthaltenden Zeitschriften nicht auch unserer „Mitteilungen a. d. histor. Literatur“ gedenkt.

Wien. Oskar Kende.

87.

Berr, Dr. Adolf, Die Kirche gegenüber Gewalttaten von Laien. (Merowinger-, Karolinger- und Ottonenzeit.) (Historische Studien. Heft 111.) 8°. 126 S. Berlin, Emil Ebering, 1913. M. 3.50.

Eine große Anzahl von Gewalttaten, die gegen Geistliche und geistliches Gut begangen, wird aufgezählt und mehr oder weniger ausführlich besprochen. Die Schlußfolgerungen, die der Verf. öfters aus dem Schweigen der Quellen über ein Einschreiten gegen jene Gewalttaten, von seiten der Kirche oder des weltlichen Arms, zieht, indem er dieses überhaupt bezweifelt, sind nicht immer überzeugender Natur. Erst recht nicht kann e silentio der Quellen gefolgert werden, daß ein etwaiges Einschreiten der Kirche der jedesmal geltenden geistlichen Gesetzgebung widerstritten hätte. Was sprechen in solchen und ähnlichen Fällen nicht alles für Umstände mit, mag es sich um die Kirche allein oder ihre Unterstützung durch den Staat handeln. Und wie oft mag der Berichterstatter von der Bestrafung nichts gesagt haben, weil es für seinen Zweck unwesentlich war oder weil sie von ihm für selbstverständlich angesehen wurde. Außerdem sind die Gewährsmänner selber Geistliche, also Partei. Wie oft mögen die Gewalttaten provoziert worden sein. Wie oft auch freilich ist in jenen wilden Zeiten die Erlangung einer Sühne unmöglich gewesen.

Mit großer Sorgfalt jedenfalls ist das Material zusammengetragen und systematisch und übersichtlich geordnet, und mit vielem Fleiß ist versucht worden, den einzelnen Fällen bis in ihre feinsten Verästelungen in den Quellen nachzugehen.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

88.

Scheler, Selmar, Sitten und Bildung der französischen Geistlichkeit nach den Briefen Stephans von Tournai († 1203). (Historische Studien. Heft 130.) Gr. 8°. XV u. 110 S. Berlin, Ebering, 1915. M. 3.60.

Mitten aus seinen umfassenden und, wie die vorliegende Dissertation zeigt, vielversprechenden Studien ist der Verf., der am 9. September 1914 den Heldentod fand, herausgerissen worden. Sein Lehrer, Prof. Cartellieri in Jena, hat die Drucklegung der vorliegenden Arbeit überwacht. Sorgfalt und Reife des Urteils zeichnen sie vor allem aus. Sie zerfällt in eine Einleitung, die das Leben Stephans enthält, der von 1128 bis 1203, seit 1192 als Bischof von Tournai lebte, und in zwei Hauptteile, deren erster die Zucht und Sittlichkeit und deren zweiter die Bildung der französischen Geistlichkeit behandelt. Werden auch nicht wesentlich neue Gesichtspunkte durch die nur auf Stephans Briefe sich stützende Darstellung gewonnen —, es bleibt wertvoll, daß die bisherigen Urteile, wie sie z. B. Hauck in

seiner „Kirchengeschichte Deutschlands" fällt, durch eine so eng umgrenzte Untersuchung, wie es die vorliegende ist, bestätigt werden. Als deren Ergebnis kann folgendes gelten:

1. Die Äbte geben sich fast durchweg redliche Mühe, Zucht und Ordnung an ihren Stiftern aufrechtzuerhalten. Freilich gelang das nur in unvollkommener Weise; denn allenthalben regte sich gegen den Zwang des Stifts Widerspruch. Dieser kam teils in den häufigen Fluchtversuchen von Regularkanonikern zum Ausdruck, teils in den vorübergehenden oder ernsteren Auflehnungen des Stiftsklerus gegen den Abt und in den daraus erwachsenden Unruhen in den einzelnen Stiftern. Dabei machte sich das Bestreben geltend, das als lästig empfundene gemeinsame Leben aufzugeben (S. 47/8).

2. Bei einem Vergleich des Mönchtums mit dem Regularklerus muß die geringe Disziplin auf seiten des Mönchtums festgestellt werden. Denn gerade bei ihm erfahren wir viel weniger von Versuchen der Äbte, eine straffe Zucht durchzuführen, als bei den regulierten Stiftern; ja öfters sind es die Äbte selbst, die Anstoß erregen und sich einer Besserung der Zustände sogar widersetzen (S. 54).

3. Öfters als in dem regulären Weltklerus gebrach es bei dem irregulären an Zucht und Ordnung, denn hier fehlte ganz die leitende und bessernde Hand des Abtes (S. 60).

4. Im irregulären Weltklerus wird das sittliche Niveau am niedrigsten gewesen sein. Besser sah es in den Mönchsorden aus; freilich fallen hier starke Schatten betreffs der Benediktiner auf. Relativ am besten wird die Sittlichkeit im Regularklerus gewesen sein (S. 74/5).

5. Die Bildung an den kirchlichen Anstalten erstreckte und beschränkte sich auf die Ausbildung für den kirchlichen Beruf. Schreiben, Lesen und Singen werden bei vielen Geistlichen die gesamte Bildung ausgemacht haben. Dazu kam im Durchschnitt, neben der Bekanntschaft mit den kirchlichen Funktionen und der Regel, bei Regularkanonikern und Mönchen die Kenntnis der wichtigsten Bestimmungen des Kirchenrechts (S. 87).

Charlottenburg. W. Sange.

89.

Schürmeyer, Dr. Walter, Das Kardinalskollegium unter Pius II. (Historische Studien. Heft 122.) 8°. VIII u. 138 S. Berlin, Emil Ebering, 1914. M. 4.—.

Die Kardinäle haben sehr unklug gehandelt, wenn sie sich weisen Versuchen, das Kollegium zu reformieren, hartnäckig entgegenstemmten. Eigennutz und allerlei andere persönliche Interessen spielten leider dabei eine große Rolle. Schon am Scheitern der Reform-Konzilien hatten sie einen bedeutenden Teil der Schuld getragen. So ist die oligarchische Regierungsform der monarchi-

schen Herrschaft des Papsttums erlegen. Es traten häufig auch wirklich zu kleinliche Dinge in den Vordergrund bei diesen sonst oft sehr erleuchteten Männern. Selbst der gewandte und kluge Aeneas Sylvius vermochte daran nicht viel zu ändern.

Sehr interessant sind zahlreiche Einzelheiten über alle möglichen Seiten — Tätigkeit, Stellung, Lebensweise, Einnahmen usw. — des Kardinalats, die in dem vortrefflich geschriebenen Buch gegeben werden.

Am Schluß steht eine dankenswerte Liste aller zur Zeit Pius' II. amtierenden Kardinäle mit möglichst genauen persönlichen Notizen.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

90.

Eder, Gottfried, Die Reformvorschläge Kaiser Ferdinands I. auf dem Konzil von Trient. 1. Teil. (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, hrsg. von Josef Greving, Heft 18 und 19). 8°. XII u. 260 S. Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 1911.

Eders Arbeit berührt sich eng mit Kassowitz' Studien über die Reformvorschläge Kaiser Ferdinands I. auf dem Konzil von Trient, über die ich in den „Mitteilungen", Bd. 36, S. 170 ff. eingehend berichtet habe. Beide Schriften sind von Franz Merkle angeregt und zeigen verwandte Anschauungen, nämlich eine erkennbare Vorliebe für die Reformtendenzen Ferdinands I. und seiner gesinnungsverwandten Räte und Theologen; doch drängt Eder sein persönliches Urteil stärker zurück als Kassowitz. Eders vorliegender 1. Teil, der die Vorgeschichte der Reformvorschläge untersucht, findet in der Arbeit seines Vorgängers die natürliche Fortsetzung; der angekündigte 2. Teil über „die mannigfachen Schicksale, die diese auf dem Konzil von Trient erlebten," hätte sich mit K.s Schrift dem Thema nach stark gedeckt.

Im Unterschiede von K. fußt E. wesentlich auf gedrucktem Material. Freilich lag letzteres sehr reichlich vor. Neben seiner großen Publikation über die letzte Epoche des Tridentinums hatte Sickel die Akten zur Vorgeschichte des Libells vom Jahre 1562 bis zur Absendung nach Trient im Archiv für österr. Geschichte, Bd. 45, vorgelegt und teilweise kritisch besprochen. Hierzu kamen die von Steinherz herausgegebenen Nuntiaturberichte von Hosius und Delfino und die von Susta veröffentlichte Legatenkorrespondenz.

E. teilt seine Monographie in eine „entferntere" und eine „nähere" Vorgeschichte des Libells. Den Trennungspunkt beider Abschnitte bildet Ferdinands Auftrag zur Bearbeitung einer umfassenden, dem Konzil vorzulegenden Reformschrift. Die Gesichtspunkte, Männer und Vorgänge, die den Kaiser zu diesem

Entschluß bewogen, werden im 1., die Ausführung dieses Entschlusses im 2. Abschnitt erörtert.

Über den letzteren können wir uns kurz fassen. Er ist wesentlich textkritisch und setzt die Bemühungen Sickels und Loewes (in dessen Bonner Dissertation „Die Stellung des Kaisers Ferdinand I. zum Trienter Konzil") fort. E. mustert wesentlich in chronologischer Reihenfolge die einzelnen Vorarbeiten zum Reformationslibell, ihren gegenseitigen Zusammenhang, den besonderen Entstehungsgrund jeder einzelnen, die Arbeitsweise. Eigenart und Quellenbenutzung ihrer Verfasser. In diesem Zusammenhang wird der Singkhmosersche Entwurf aus den Religionsakten des Wiener Staatsarchivs wörtlich mitgeteilt.

Umfangreicher und verschiedenartiger ist die „entferntere Vorgeschichte". E. greift bis in die Anfänge der 20er Jahre zurück, um dann mit dem Regierungsantritt Pius' IV. ausführlicher zu werden. Es liegt im Wesen solcher zusammenfassenden Betrachtungen, daß sie namentlich in Anfängerarbeiten am wenigsten befriedigen. Größere eigene Studien hat E. für die Zeit bis 1559 nicht gemacht; er folgt im wesentlichen den früheren Gesamtdarstellungen. Man kann allerdings nicht erwarten, daß ein Anfänger in der monographischen Literatur für die Spanne mehrerer Jahrzehnte des 16. Jahrh. zu Hause ist; immerhin stört es, daß er über die Salzburger Provinzialsynode von 1549 spricht, aber die Hauptarbeit, die Loserths, nicht kennt.

Als den größten Mangel des Buches empfinde ich aber die geringe Rücksicht auf die Verhandlungen zwischen Ferdinand und den katholischen Reichsständen, besonders den geistlichen Kurfürsten. Es ist ja ganz richtig und entspricht durchaus den Charakteranlagen Ferdinands I., daß E. das Hauptgewicht sachlich den österreichischen Erblanden, persönlich den weltlichen und geistlichen Ratgebern in der nächsten Umgebung des Kaisers beimißt. Aber ihren breiteren geographischen Hintergrund gewinnen Ferdinands Bestrebungen doch erst durch seine fortgesetzten Versuche, im Reiche den Katholizismus auf eine gesundere Basis zu stellen. So müßten die Verhandlungen zwischen dem Kaiser und den Altgläubigen auf dem Reichstag von 1559 viel eingehender geschildert werden. Die damaligen Erörterungen über eine katholische Verwaltungsreform fußten ihrerseits wieder auf den Synoden der Jahre 1548—49, die E. außer der Salzburger ganz übergeht. Anderseits waren sie der Ausgangspunkt weiterer Bemühungen.

Mit der zunehmenden Ausführlichkeit und dem Einsetzen der von E. vorzugsweise benutzten Publikationen wird der Verf. in seinem Urteil selbständiger und erweitert sich sein Gesichtskreis. Bemerkenswert ist seine zurückhaltende Charakteristik Pius' IV. (S. 31 ff.); sie besteht eigentlich nur im Nebeneinanderstellen entgegengesetzter Ansichten. Dagegen verschmäht er nicht, die einzelnen Konzilslegaten zu würdigen, wie er überhaupt ein feines psychologisches Empfinden für die Eigenart der handelnden Per-

sonen hat und dasselbe in prägnanten Zeichnungen äußert. Namentlich sucht E. sich die Persönlichkeiten von Ferdinands bedeutendsten Ratgebern (Gienger, Seld, Staphylus, Cordova) zu vergegenwärtigen, um auf solche Art Merkmale für die Eigenart ihrer literarischen Tätigkeit zu gewinnen.

Denn auf die Analyse dieser schriftstellerischen Arbeiten verlegt E. in diesen Abschnitten das Hauptinteresse. Einmal gewinnt er damit eine genaue Kenntnis der Quellen, aus denen die Autoren des Reformlibells schöpften. Zweitens waren letztere dieselben Männer, die auch schon vorher den Kaiser berieten und im Vordergrunde des Meinungsaustauschs standen.

Gegenüber den Vorgängen am Kaiserhofe und den österreichischen Erblanden treten in E.s Monographie die Trienter Ereignisse zurück. Doch zeigt sie sich auch über die Begebenheiten und Motive der Konzilsverhandlungen gut unterrichtet. Bemerkenswert ist, daß E.s Sympathie mit den Reformbestrebungen, auch soweit sie sich im Gegensatze zur Kurie geltend machten, in diesen Kapiteln stärker hervortritt als sonst.

Freiburg i. B. Gustav Wolf.

91.

Neuber, Anton (†), Der Schwedich-polnische Krieg und die österreichische Politik (1655—1657). (Prager Studien aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaft, hrsg. von Ad. Bachmann (†) u. E. Werunsky, Heft 17.) Gr. 8⁰. VII u. 150 S. Prag, Rohliček u. Sievers, 1915. M. 2.—.

Diese Arbeit, die aus dem Seminar des verstorbenen Altmeisters der Prager Schule hervorgegangen ist, enthält nur den 1. Teil einer verdienstvollen und inhaltreichen Darstellung, an deren Fortsetzung der junge Verf. leider durch seinen frühzeitigen Tod verhindert wurde. In einem beigefügten Anhange findet sich ein Verzeichnis der vollen Titel der vom Verf. abgekürzt zitierten Bücher, wie der häufigen, den Text störenden Druckfehler, hergestellt von dem Dozenten Dr. Rudolf Koss.

Der Inhalt gliedert sich in zwei Abteilungen: eine Einleitung, welche die militärisch-politischen Vorgänge im nordischen Kriege, mit besonderer Berücksichtigung der schwedisch-brandenburgischen Verhandlungen bis zum Vertrage von Labiau (20. Nov. 1656), enthält. Die zweite Abteilung, vom Verf. als I. Teil bezeichnet, behandelt das eigentliche Thema: die österreichische Vermittlung in der polnisch-brandenburgischen Aussöhnungsangelegenheit. Hier wird in 6 Kapiteln ausführlich das Wirken Lisolas am brandenburgischen und am polnischen Hofe bis zum Wehlauer Vertrage (19. Sept. 1657) geschildert. Was den reichen Inhalt anlangt, so hat sich der Verf. vornehmlich auf die noch immer grundlegende Arbeit Pribrams „Die Berichte des kaiserlichen Gesandten Franz v. Lisola aus den Jahren 1655—60“

(Arch. f. öst. Gesch. Bd. 70) gestützt, aber auch sonst ist die einschlägige Literatur, so die Urkunden und Akten zur Geschichte des Großen Kurfürsten, Erdmannsdörffers Deutsche Geschichte, Salzer, Philippson, Prutz und des Ref. Arbeit „Die Nuntiaturberichte des Petrus Vidoni über den ersten nordischen Krieg“ (nicht, wie irrtümlich zitiert, die früher erschienene Arbeit „Polnisch-Preußisches aus der Bibliotheca Borghese im Vatikanischen Archiv“) in ausgiebiger Weise herangezogen worden. Wie bereits angedeutet, bietet die Arbeit ein anschauliches, nunmehr wohl erschöpfendes Bild von der wechselvollen, unermüdlichen Tätigkeit Lisolas. Aber neben der überragenden Erscheinung dieses als vorbildlich anzusprechenden diplomatischen Vertreters vom Kaiserhofe, welcher der Verf. sein Hauptinteresse zugewendet hat, erstehen vor uns aus dem tollen Wirbel jenes unvergleichlichen politischen Spieles und Gegenspieles an den beiden vorhin genannten Höfen, nicht minder anziehend, die Bilder seiner Gegner — der französischen Gesandten d'Avaugour, Terlon und Blondel — und nicht zuletzt der so ungleichen Herrschergestalten, des schwachen Polenkönigs Joh. Kasimir und des kraftvollen, zur Souveränität aufstrebenden Friedrich Wilhelm. Wenn wir schließlich noch hinzufügen, daß die im Vordergrunde des Interesses stehende Souveränitätsfrage des Kurfürsten besonders eingehende Behandlung erfahren hat, so muß diese wertvolle, posthume Gabe des jungen Verf. als unentbehrlich für jeden Forscher auf diesem Arbeitsgebiete angesprochen werden.

Berlin-Wilmersdorf. Arth. Levinson.

92.

Dörner, Ernst, Die politischen und volkswirtschaftlichen Anschauungen Claude Dupins. Gr. 8°. 86 S. Halle a. S., A. H. Müller, 1915. M. 2.—.

Obwohl man Claude Dupin den hervorragenderen französischen Merkantilisten des 18. Jahrhunderts zurechnen muß, sind doch seine Arbeiten und Lebensschicksale bis in die neueste Zeit hinein wenig bekannt gewesen. Darum ist es als ein Verdienst des französischen Gymnasialprofessors Marc Aucuy anzuerkennen, eine Neuauflage wenigstens des Hauptwerkes von Dupin im Jahre 1913 besorgt zu haben [1]). Zu bedauern ist, daß er sich nicht dazu entschlossen hat, von den beiden anderen Werken [2]) wenigstens größere Partien zu veröffentlichen. Aucuy begründet dies zwar damit, daß die beiden anderen Werke, abgesehen von den rein polemischen Abschnitten gegen Montesquieu, nur Wiederholungen des Hauptwerkes seien, sagt aber dann an

[1]) Claude Dupin: Oeconomiques. Karlsruhe (Paris), 1745. Publié avec introduction et table analytique par Marc Aucuy. Paris 1913.

[2]) Claude Dupin: Réflexions. Genf (Paris), 1749. — Observations sur un livre, intitulé de L'Esprit des Lois. Paris 1757.

anderer Stelle selbst, manche Gedanken des Hauptwerkes gewännen erst durch die Kenntnis der anderen Werke vollständige Klarheit, und beweist ferner durch gelegentliche Zitate aus den anderen Werken, daß sie denn doch etwas mehr als Wiederholungen des Hauptwerkes und persönliche Polemiken enthielten. Immerhin können wir aus der bisherigen Veröffentlichung schon ein ziemlich gutes Bild über Dupin gewinnen, was freilich dem Herausgeber Aucuy selbst nicht gelungen ist, da es ihm dazu an nationalökonomischen Vorkenntnissen gebrach, aber auch nicht dem deutschen Darsteller der Lehre Dupins, Dörner, da er sich in seinem Urteil von dem Einfluß Aucuys nicht frei zu machen vermag.

Dupin entstammte einer alten Steuerbeamtenfamilie, wurde erst Offizier, übernahm dann das Amt seines Vaters, heiratete reich und wurde dadurch in den Stand gesetzt, eine Steuerpacht zu übernehmen; zuletzt wurde er auch noch Handelsdirektor. Sein Reichtum wuchs sehr schnell. Er vereinigte bei sich einen der s. Z. berühmten Salons aus Geburts-, Finanz- und Geistesadel. Seine beiden Ämter verwaltete er gewissenhaft, den geselligen Verkehr pflegte er sehr und fand doch noch Zeit zur Abfassung seiner drei Werke.

Dupin ist den Verteidigern des Merkantilismus im 18. Jahrhundert gegen die Vertreter der Aufklärung zuzurechnen. Seine Schriften sind gegen Montesquieus „Esprit des Lois“ gerichtet. Er selbst ist ein sehr gemäßigter, einsichtsvoller und kenntnisreicher Vertreter des Merkantilismus und führt seine Verteidigung mit sehr viel Geschick.

Das Hauptwerk zerfällt in 3 Teile. Der erste behandelt volkswirtschaftliche und politische Fragen, der zweite schildert die Verwaltungszustände und die Finanzorganisation von Elsaß-Lothringen, einschließlich Toul und Verdun, der dritte gibt eine eingehende Darstellung des damaligen französischen Steuerwesens.

In seinen staatsrechtlichen Anschauungen schließt sich D. bis auf den Schluß eng an Hobbes an. Zum Schluß zieht er, von seinem Vorbilde abweichend, ganz im Sinne des aufgeklärten Despotismus, aus der Vertragstheorie von der Entstehung des Staates die Folgerung, daß der Fürst sich als der erste Diener des Staates fühlen müsse, weil er nur so seinen vertraglichen Verpflichtungen nachkommen könne. Es ist das übrigens die einzige Theorie, die er vom Rationalismus übernimmt; im übrigen verhält er sich ihm gegenüber, obgleich er ihn sehr gut kennt, durchaus ablehnend.

Seine wirtschaftlichen Erörterungen behandeln sechs Themata: Bevölkerungs-, Landwirtschafts-, Industrie-, Handels-, Geld- und Steuerpolitik.

Wie allen Merkantilisten erscheint auch ihm Hebung der Bevölkerungszahl als eine der wichtigsten volkswirtschaftlichen

Aufgaben; nur müsse sie auf Förderung der Erwerbsmöglichkeiten basiert sein, was in Frankreich bei seiner großen Fruchtbarkeit und Ausdehnung keine großen Schwierigkeiten bereiten würde. Doch arbeite die katholische Kirche mit ihrer Begünstigung eines weitgehendsten Zölibats, ihren Unterstützungen an die Bettler und fahrenden Leute, ihren unzähligen Feiertagen und ihrer Anziehungskraft für den Grund und Boden der Hebung der Volkszahl und der Entwicklung der Erwerbsmöglichkeiten des Landes stark entgegen. Auch daß sie einen Staat im Staate bilde, wirft D. bei dieser Gelegenheit der katholischen Kirche vor.

In der Landwirtschaft sieht D. die erste Quelle des Reichtums eines Landes, vornehmlich eines Landes von so fruchtbarem Boden wie Frankreich. Das Getreide nennt er den Reichtum der Reichtümer. Das seit 1720 bestehende dauernde Getreideausfuhrverbot bekämpft er mit Boisguillebertschen Argumenten. Er legte übrigens diesen Teil seines Hauptwerkes schon 1742 der Regierung als Denkschrift vor und erreichte auch damit, jedoch nur auf kurze Zeit, die Aufhebung des dauernden Getreideausfuhrverbotes. Als 1753 die Frage der Aufhebung des dauernden Getreideausfuhrverbotes von neuem erörtert wurde, besorgte er einen Separatabdruck dieses Teiles seines Hauptwerkes und hatte damit wiederum einen vorübergehenden Erfolg. An Stelle des dauernden Getreideausfuhrverbotes empfahl er das seit 1689 in England bestehende System gleitender Einfuhrzölle und Ausfuhrprämien. Weiter empfiehlt er zur Hebung der Landwirtschaft Zerschlagung des Großgrundbesitzes, wobei der Staat mit dem Verkauf der Domänen an die Bauern vorangehen soll. Endlich empfiehlt er zur Hebung der Landwirtschaft Beseitigung auch aller inneren Verkehrsschwierigkeiten für das Getreide.

Die Industrie ist für ihn die zweite Reichtumsquelle eines Landes. Zu ihrer Hebung empfiehlt er die in der damaligen Zeit in der Tat noch ganz zeitgemäße Bevormundungspolitik und die Hereinziehung fremder Unternehmer und Qualitätsarbeiter. Den Luxus, der einheimische Industrien beschäftigt, hält er nicht nur für erlaubt, sondern sogar für wünschenswert.

In dem Handel sieht D. die dritte Quelle des Volkswohlstandes, aber auch das allbelebende Blut für Landwirtschaft und Industrie. Wie jedem Merkantilisten ist auch ihm die Erzielung einer günstigen Handelsbilanz das höchste Ziel der Volkswirtschaft. Er verurteilt aufs schärfste jede Art fiskalischer Beschwerung des Handels; dagegen soll der Handel den volkswirtschaftlichen Interessen von Landwirtschaft und Industrie in jedem sich als notwendig erweisenden Falle weichen müssen. Im engen Anschluß an den Engländer Thomas Mun bekämpft er das Geldausfuhrverbot und den bekannten Montaigneschen Satz: „Il ne se fait aucun profit qu'au dommage d'autrui". Zur Hebung des Außenhandels empfiehlt er Förderung des Seeverkehrs, und zu diesem Zweck Besitz einer starken Kriegsflotte,

Beherrschung des Meeres oder doch Freiheit des Meeres von fremder Beherrschung, sorgfältige Ausbildung der Seeversicherung, Erwerbung von Kolonien (auf Indien und Madagaskar lenkt er besonders die Aufmerksamkeit), Begründung monopolisierter Handelskompagnien zur Ausnutzung der Kolonien. Die Cromwellsche Kolonialpolitik müsse man in den Kolonien mit vorwiegend weißer Bevölkerung sehr vorsichtig anwenden, da sonst ihr Aufstand zu befürchten sei. In diesem Abschnitt findet sich übrigens auch eine sehr interessante historische Notiz. Nach D. ließ England am Ende des spanischen Erbfolgekrieges Österreich einzig und allein aus dem Grunde im Stich, weil dieses in Ostende eine Handelskompagnie begründete. Nicht geringeres Interesse als für den Außenhandel zeigt D. für den Binnenhandel. Genau wie später List, legt er seine nationale Bedeutung dar; erst ein reger Binnenhandel lasse ferner durch den regen Geldverkehr die produktionsbelebende Wirkung des Geldes voll zur Geltung kommen. Zur Hebung des Binnenhandels empfiehlt er Aufhebung der inneren Zollschranken und Wegeabgaben und allseitige Hebung der inneren Verkehrsmittel.

Im Gelde sieht D. nicht den Volksreichtum an sich, sondern nur ein die Produktion belebendes Element. Im engen Anschluß an Melon empfiehlt er die Gründung einer staatlichen Leih- und Girobank mit dem Recht der Notenausgabe.

In seiner Steuerlehre leitet D. ganz im Wagnerschen Sinne aus einer veredelten Vergeltungstheorie die Leistungsfähigkeitstheorie ab und daraus dann wieder die Forderung der Allgemeinheit der Steuern. Das französische Steuersystem an sich sei gut. Es leide aber an der Korruption bei Steuerveranlagung und Steuererhebung, die er mit einer für einen französischen Steuerpächter verblüffenden Offenheit schildert, und an den vielen Steuerexemptionen.

Der zweite Teil, der die Verwaltungs- und Finanzorganisation von Elsaß-Lothringen schildert, erweckt den Eindruck großer Sachkenntnis und Gründlichkeit und dürfte für spätere Historiker eine Fundgrube für die Verwaltungs- und Finanzgeschichte Frankreichs sowohl wie auch Elsaß-Lothringens zur französischen Zeit bilden.

Berlin-Schöneberg. Eugen Fridrichowicz.

93.

Wieber, Walter, Friedrich Gentz über die Ursachen der französischen Revolution. Lex. 8⁰. 78 S. Kassel, Pillady u. Augustin, 1915. M. 1.25.

In der vorliegenden Dissertation beschränkt sich im wesentlichen der Verf. darauf, in großem Umfange Auszüge aus Gentz (Historisches Journal 1799) zu geben, die die Ursachen der französischen Revolution betreffen. Eine kritische Stellung zu



Gentz nimmt der Verf. nur selten ein. Es muß das Verdienst der vorliegenden Arbeit in der übersichtlichen Anordnung des Stoffes und vor allem darin erblickt werden, daß der Verf. auf Gentz' Auffassung wieder hinweist, die sich in recht vieler Hinsicht mit der des Freiherrn vom Stein und denen moderner Forscher berührt.

Charlottenburg. W. Sange.

94.

Clason, Sam, Fälttågsplanen från Trachenberg. 8°. 45 S. Upsala, Edv. Berlings boktryckeri, 1914.

Die vorliegende Abhandlung, ein Sonderdruck aus „Karl Johans Förbundets handlingar för åren 1911—1914", verdient die Aufmerksamkeit aller derer, die sich mit der politisch-militärischen Geschichte von 1813 bisher beschäftigt haben oder künftig beschäftigen werden. Ihr Verfasser, seit einem Jahre Leiter der schwedischen Archivverwaltung und bis dahin Universitätsprofessor in Lund, gilt in maßgebenden Fachkreisen seit langer Zeit mit Recht als der beste Kenner der Geschichte Bernadottes, und auch sein neuester Beitrag zur Lebensgeschichte dieser vielumstrittenen Persönlichkeit zeugt ebensosehr von kritischer Begabung wie von gründlicher Beherrschung des gedruckten Materials und von großem Geschick in der Aufspürung bisher unbekannter Quellenzeugnisse.

Der Trachenberger Feldzugsplan vom 12. Juli 1813 und verschiedene damit zusammenhängende Fragen bilden noch heute den Gegenstand eines lebhaften wissenschaftlichen Meinungsaustausches. Schon betreffs der Urheberschaft des Planes gehen die Ansichten auseinander: von vielen Forschern wird sie dem schwedischen Kronprinzen, von anderen wiederum bald dem preußischen Generaladjutanten v. d. Knesebeck, bald dem russischen General K. Friedr. v. Toll, bald endlich dem österreichischen Generalstabschef Radetzky zugeschrieben. Ebenso hat man neuerdings die Bedeutung des Planes für die Operationen während des Herbstfeldzuges angezweifelt. Das Trachenberger militärische Programm — so wird von hervorragender deutscher Seite erklärt — sei bereits nach wenigen Tagen in Reichenbach, auf Grund österreichisch-russisch-preußischer Verhandlungen, gemäß den Vorschlägen Radetzkys so durchgreifend umgestaltet worden, daß man nur von einem Reichenbacher oder höchstens von einem Trachenberg-Reichenbacher Feldzugsplan reden dürfe. Zwar sei der genaue Wortlaut der Reichenbacher Verabredungen bisher nicht bekannt geworden. Doch seien deren Grundzüge zweifellos in den „6 Punkten" enthalten, die Fürst Schwarzenberg im November 1813 dem Zaren Alexander I. als Plan für die künftigen Operationen mitgeteilt habe.

In einer längeren kritischen Studie, die dem Leser eine genaue

Nachprüfung jeder einzelnen Angabe gestattet, stellt sich Cl. nun die Aufgabe, das ganze verwickelte „Trachenberg-Problem“ zu lösen. Zunächst sucht er festzustellen, ob überhaupt ein urkundliches Zeugnis dafür vorliegt, daß der in Reichenbach nicht anwesende Oberbefehlshaber der Nordarmee, Bernadotte, von der angeblich dort vorgenommenen Abänderung des Trachenberger Operationsplanes direkt oder indirekt in Kenntnis gesetzt wurde, was doch aus militärischen wie politischen Gründen unbedingt erforderlich gewesen wäre. Das Ergebnis seiner Forschungen ist ein glattes Nein. Graf Karl Löwenhielm, Schwedens offizieller Vertreter im Hauptquartier zu Reichenbach, erwähnt in seinen Berichten nirgends etwas von einer Abänderung des Trachenberger Programms, betont dagegen wiederholt, daß dieses sich mit dem von Österreich vorgelegten Operationsplan völlig decke. Ähnlich verhält es sich mit den damaligen Äußerungen des Zaren zu Löwenhielm und zu Bernadotte. Ferner befindet sich in der Upsalaer Universitätsbibliothek abschriftlich ein vom 5. September 1813 datierter Brief, aus dem erhellt, daß damals sowohl der Briefschreiber (Pozzo di Borgo) als auch der Briefempfänger (der russische Auswärtige Minister Nesselrode), obwohl beide in Reichenbach anwesend und in die dortigen Verhandlungen eingeweiht gewesen waren, keinen Reichenbacher, sondern lediglich einen Trachenberger Feldzugsplan kannten.

Hierauf unterzieht Cl. die Grundzüge des Reichenbacher Planes, d. h. die „6 Punkte“ Schwarzenbergs vom November 1813, einer kritischen Prüfung. Zunächst betont er, daß der Fürst selbst sie als „confirmés par le Prince Royal de Suède“ und als „arrêtés dans les conférences de Trachenberg“ bezeichnet. Ferner weist er darauf hin, daß die Punkte 5 und 6 sich inhaltlich in dem sogenannten Trachenberger Protokoll vom 12. Juli wiederfinden. Dann aber führt er ein bereits 1855 gedrucktes schwedisches Quellenzeugnis an, dessen Inhalt von großer Bedeutung für die Lösung des ganzen Problems ist. Im 7. Bande seiner „Minnen ur Sveriges nyare historia“ berichtet nämlich B. v. Schinkel, der spätere Adjutant und Vertraute Bernadottes, dieser habe sich während der Trachenberger Verhandlungen plötzlich an den Zaren mit den Worten gewandt: „Wir wollen nun unsere Erörterungen zusammenfassen“, und teilt dann diese aus „12 Punkten“ bestehende Zusammenfassung mit. Cl. stellt nun die „12 Punkte“ Schinkels und die „6 Punkte“ Schwarzenbergs nebeneinander und zeigt, daß sie teils wörtlich, teils inhaltlich übereinstimmen.

Weshalb wird dieser wichtige Umstand in keiner einzigen deutschen Arbeit über den Trachenberger Plan erwähnt? Auch hier weiß Cl. eine durchaus einleuchtende Antwort zu geben. Die deutschen Forscher, so sagt er, haben infolge ihrer Unkenntnis der schwedischen Sprache (was bei Klaeber übrigens nicht zutrifft!) das schwedisch geschriebene Werk Schinkels niemals benutzt, sondern sich ausschließlich auf das auch deutsch

erschienene Buch von Swederus „Schwedens Kriege in Deutschland 1808—15" (1866) gestützt. Swederus aber hat unglücklicherweise die „12 Punkte" nur summarisch mitgeteilt und zudem mehrfach gerade diejenigen Stellen stark gekürzt, wo die wörtliche Ubereinstimmung mit den „6 Punkten", d. h. mit den Grundzügen des angeblichen Reichenbacher Programms, besonders deutlich zutage tritt.

Bei dieser Gelegenheit darf ich vielleicht noch erwähnen, daß die deutsche Ausgabe von Swederus m. E. auch sonst wenig befriedigt und vor allem mehrere sinnentstellende Übersetzungsfehler aufweist. Was ferner das Werk Schinkels betrifft, so besitzt es, ungeachtet mancher Mängel, doch einen unschätzbaren Wert für die Geschichte Bernadottes, da die Angaben und Urkundenbeilagen vielfach dessen Familienpapieren entstammen. Meines Erachtens läßt sich ohne Benutzung dieses Werkes eine lücken- und fehlerlose Darstellung der Beteiligung Bernadottes am Herbstfeldzuge von 1813 überhaupt nicht geben. Und doch waren die sehr wichtigen drei Nachtragsbände noch vor einigen Jahren in der hiesigen Königl. Bibliothek gar nicht vorhanden!

Die übrigen Ergebnisse der Schrift kann ich, mit Rücksicht auf den mir zu Gebote stehenden Raum, leider hier nur teilweise andeuten. Vor allem weist Cl. nach, daß Bernadotte mindestens an der formalen Abfassung des Trachenberger Planes entscheidenden Anteil genommen hat. Ferner glaubt er feststellen zu können, daß zwischen den Grundzügen des Trachenberger Programms und den späteren militärischen Operationen kein so starker Gegensatz bestanden hat, wie dies mehrfach behauptet worden ist. Beachtenswert ist u. a. auch der Inhalt eines von Cl. mitgeteilten Schreibens, das Graf Gustav Löwenhielm, einer der Unterzeichner des sogenannten Trachenberger Protokolls, am 20. Okt. 1813, also am Tage nach Beendigung der Leipziger Völkerschlacht, an seine Mutter richtete. Es heißt hier wörtlich: „Il est à remarquer que, quand j'ai dû rédiger à Trachenberg le plan de campagne avec le Prince Wolkonsky et Monsieur Knesebeck, le Prince Royal m'a fait mettre que le rendez-vous des trois armées était ici, dans le quartier général de l'ennemi" (S. 23).

Auf die eigentliche Darstellung Cl.s, die einen vom Verf. am 11. Mai 1914 in der schwedischen „Karl-Johann-Gesellschaft" gehaltenen Vortrag wiedergibt, folgt (S. 24—45) ein längerer, an wertvollen neuen Aufschlüssen reicher Exkurs über die ihm bisher bekannt gewordenen Quellen usw. zur Geschichte des Trachenberger Feldzugsplanes. In einer besonderen Nachschrift weist Cl. dann noch auf die bemerkenswerte Tatsache hin, daß Hans Delbrück wenige Wochen später in seinem Aufsatz „Neues über 1813" (Preußische Jahrbücher, Juli 1914) bezüglich der Reichenbach-Hypothese, auf Grund anderer Beweise, zu einem im wesentlichen gleichen Ergebnis gekommen ist.

Es wäre sehr zu wünschen, daß eine historische oder militärische Zeitschrift Deutschlands sich recht bald zu einer Veröffentlichung der Cl.schen Studie in deutschem Gewande entschlösse. Die Übersetzung würde allerdings einer Nachprüfung bedürfen, da der schwedische, anscheinend überschnell gedruckte Text einige Druckfehler in den Büchertiteln (z. B. regelmäßig „Ouistorp" statt „Quistorp") und auch sonst kleinere Versehen (S. 10 Anm. muß es wohl jedenfalls „29. Juli" statt „29. August" heißen) aufweist.

Mir persönlich erscheinen die von Cl. gegen die Reichenbach-Hypothese angeführten Argumente durchaus stichhaltig. Ich habe dies auch kürzlich in meinem Buche „Schweden" (S. 131) zum Ausdruck gebracht.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

95.

Neefe, Fritz, Geschichte der Leipziger Allgemeinen Zeitung 1837 bis 1843. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens in der Zeit des Kampfes um die Preßfreiheit. (Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, hrsg. von Karl Lamprecht.) 8°. XVI u. 192 S. Leipzig, R. Voigtländer, 1914. M. 6.80.

Der Verf. gibt an der Hand von Akten und Briefen aus dem Verlagsarchiv der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig ein anschauliches Bild von der Entwicklung, dem Redaktionsbetrieb und den Kämpfen, die eine politische Zeitung von gemäßigt liberaler Tendenz in vormärzlichen Tagen mit der Zensur der deutschen Einzelstaaten auszufechten hatte. Die „L. A. Z.", die seit 1847 von den Brüdern Brockhaus herausgegeben wurde und für „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" eintrat, wurde sowohl in Bayern wie in Hannover zeitweilig verboten. In Österreich bemühten sich die Brüder Brockhaus vergebens, die Konzession für die Zeitung zu erlangen. Metternich duldete keinerlei freie Meinungsäußerung in Österreich, selbst dann nicht, als die Brüder Brockhaus sich bereit erklärten, sich der Verteidigung der konservativen Sache gegen die Bestrebungen der Destruktionspartei widmen zu wollen. Erst 1847, als inzwischen aus der liberalen „L. A. Z." eine konservative „Deutsche Allgemeine Zeitung" mit österreichischen Tendenzen geworden war, wurde die Zeitung in Österreich konzessioniert. In Preußen wurde die „L. A. Z." viel gelesen; und dort gelang es ihr auch, den Verfolgungen der Zensur immer glücklich zu entrinnen, bis sie 1842 durch den Abdruck des Briefes, den der Dichter Georg Herwegh an Friedrich Wilhelm IV. geschrieben hatte, den höchsten Zorn der preußischen Zensur auf sich zog und bis auf weiteres innerhalb der preußischen Landesgrenzen verboten wurde. Die „L. A. Z." hatte sich schon längere Zeit in Preußen mißliebig gemacht, und dieses Ereignis beschleunigte nur den ihr

seit langem drohenden Verbotserlaß. Vergeblich suchten die Gebrüder Brockhaus durch die Anstellung eines neuen, aber sehr gemäßigten Redakteurs und die Namensänderung der Zeitung sich den preußischen Forderungen an eine Zeitung anzupassen. Die Zeitung durfte vorderhand in Preußen nicht mehr erscheinen. Als 1843 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" das Erscheinen in Preußen wieder gestattet wurde, gewann sie mit ihrer neuen, zu sehr gemäßigten Tendenz den alten Leserkreis nicht zurück. Die durch das preußische Zensurverbot veränderte Richtung der Zeitung nahm ihr die ehemalige Bedeutung.

Der Verf. betont selbst im Vorwort, daß bei der Art seiner Arbeit Kritik und Vergleichung neben dem Aneinanderreihen von Tatsachen und deren Verknüpfung in den Hintergrund treten. Er hat sich damit begnügt, eine Geschichte der Zeitung zu geben, ohne dabei im einzelnen die Wirkung der Zeitung auf die politische Umwelt zu schildern. Es fehlt der Arbeit meines Erachtens ein Hineinstellen in größere historische Zusammenhänge. N. behandelt alle Fragen nur, insoweit sie Einfluß auf die Stellung der Zeitung zu den Regierungen der deutschen Einzelstaaten haben, ohne z. B. die Zusammenhänge mit den damals im Entstehen begriffenen politischen Parteien in Deutschland aufzusuchen. Diese Untersuchung wäre dem Verf. noch besonders erleichtert worden, da er ja in der günstigen Lage war, ein Exemplar der Zeitung mit den Namen der Korrespondenten zu benutzen (s. Vorwort S. VIII). Interessant ist es und charakteristisch für die unklare Stellung der Presse zu dem in der Entstehung begriffenen Parteiwesen, daß neben Männern wie Buhl, Rutenberg, Moritz Veit, die zum Kreise der radikalen Berliner Junghegelianer gehörten (N. charakterisiert sie wohl nicht ganz erschöpfend als „ungeduldige Literaten"; vgl. G. Mayer, Die Anfänge des politischen Radikalismus im vormärzlichen Preußen, Zeitschrift für Politik, VI. Bd., Heft 1) auch Gervinus, der spätere Redakteur der Deutschen Zeitung, Korrespondent der „L. A. Z." war. Als interessanter Berliner Mitarbeiter der „L. A. Z." wäre auch noch Stirner zu erwähnen gewesen, auf dessen Mitarbeit G. Mayer in dem oben angeführten Aufsatz hingewiesen hat (a. a. O. S. 92, Anm. 2). — Vermissen muß man ferner in dem Buch, daß nichts über die Stellung der „L. A. Z." zum Zollverein und zur deutschen Einheitsfrage gesagt wird. Wir müssen dem Verf. die Schlußbemerkung (S. 192), daß „die L. A. Z. einen sehr erheblichen Einfluß auf den Zeitgeist jener Tage ausgeübt und am Ergebnis des Jahres 1848 ihren guten und vollauf zu würdigenden Anteil gehabt", glauben, ohne daß wir den Beweis in seinen Ausführungen im einzelnen gefunden hätten. Die Aufgabe, die Spahn in seinem Aufsatz „Die Presse als Quelle neuester Geschichte und ihre gegenwärtigen Benutzungsmöglichkeiten" (Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, 1908, Nr. 37 u. 38)

derartigen Untersuchungen gestellt hat, „Presse und Partei in ihren Beziehungen zueinander zu untersuchen", scheint mir in N.s Arbeit nur unzureichend gelöst.

Berlin. Johanna Philippson.

96.

Glatzel, Max, Julius Leopold Klein als Dramatiker. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Hrsg. v. Max Koch u. Gregor Sarrazin. Neuere Folge, 42. Heft.) Gr. 8°. 128 S. Stuttgart, J. B. Metzler, 1914. M. 4.50.

Wenn man den ersten Aufzug des Kleinschen „Strafford" liest, so staunt man über die großartige geschichtliche Auffassung und wünscht fast, die ganze Weltgeschichte in solcher Darstellung auf den Brettern zu sehen. Aber leider weist schon der zweite Aufzug in Wentworth' Übergang vom parlamentarischen Widersacher zum königstreuesten Diener einen unbegreiflichen Wechsel der Gesinnung auf; und diese Schwäche in der Psychologie wird dadurch nicht ausgeglichen, daß die betreffende Szene zwischen Karl I. und Strafford an jene bedeutendere Schillersche zwischen Philipp und Marquis Posa anklingt. Verlaufen dann zudem die weiteren Aufzüge mehr und mehr in ein nicht immer durchsichtiges Intrigenstück (dessen Helden die frühere Geliebte Straffords, Clarissa, und beider Sohn Richard darstellen), so verzichtet man schnell und gern auf alle voreiligen Wünsche, die auf eine etwaige Dramatisierung der Weltgeschichte hinausliefen. Voll aufrichtiger Reue kehrt man zu Schiller zurück, der den geschichtlichen Stoff wirklich zu gestalten, Zeitstimmung und Charaktere zu treffen, die einwohnenden geschichtlichen Ideen zu empfinden und zu entwickeln wußte.

Freilich, Klein hat sich niemals zu solcher Beurteilung Schillers bekannt. Die ausgebreitetsten und eindringendsten Studien zur Geschichte des Dramas, die in einem Werk von zwölf (teilweise recht starken) Bänden niedergelegt sind, haben ihn für alles mögliche Anteilnahme fassen lassen, nur gerade nicht für denjenigen, der im geschichtlichen Drama sein Bestes und das Beste geleistet hat, für Schiller. Was hat nicht Klein oder gar der etwas jüngere Otto Ludwig an Schillers Dramen alles bemängelt! Wie hat Ludwig in seiner zerfasernden Art den „Wallenstein" oder „Maria Stuart" mitgenommen! Mit welch großen Worten entwarf er kühne Umrisse zur besseren Bearbeitung der gleichen Stoffe! Aber wo finden sich die Ausführungen dieser Entwürfe? Wo ist jenes geschichtliche Schauspiel, wo ist auch nur eine einzige historische Szene O. Ludwigs, die einer Schillerschen ebenbürtig oder gar überlegen wäre?

Mit Klein steht es ebenso oder, seinem mäßigeren Talente entsprechend, ungleich schlimmer. Man muß diese Epigonen (auch Grabbe und Hebbel gehören darunter) wahrlich aufrichtig

bedauern. Sie wollen ein neues Besseres bieten; da nun aber Schiller in seiner Art das Höchste erreicht hat und sie über ihn nicht hinaus können, verwerfen sie Schillers Weg und geraten in Shakespeares Bannkreis. Nur Grabbe hat sich kräftig dagegen gewehrt und scharfe, aber treffende Kritik an Shakespeares „poetisch verzierten Chroniken" geübt. Klein und Ludwig sind dagegen dem großen Briten verfallen; letzterer ganz und gar. Klein schwört außerdem noch auf Äschylus. Das hindert freilich nicht, daß sowohl er wie Ludwig durch ihre Dramen immer wieder an Schiller erinnern.

Kleins Schauspiele haben nur zum Teil das Bühnenlicht gesehen: nicht eins ist über ein paar Aufführungen hinausgekommen; keins hat sich gehalten. Auch als Lese- oder Buchdramen fehlt ihnen jede stärkere Wirkung, obgleich ein zeitgenössischer Kritiker, Rudolf von Gottschall, ihnen den Reiz des Sonderbaren zusprach und „Cavalier und Arbeiter" als „herkulisches Kraftstück" bezeichnete. Glatzel, der Verf. vorliegender Schrift, ist seinerseits überzeugt, daß Kleins Schauspiele keine Auferstehung feiern werden. Für ihn kam es auch nicht darauf an, verschüttete ästhetische Werte auszugraben, sondern mittels literarhistorischer Untersuchung festzustellen, welche Erfolge einem nicht unbegabten Dichter beschieden seien, wenn er, mit der dramatischen Literatur aller Zeiten aufs eingehendste vertraut und getragen von den Gedanken der Hegelschen Philosophie, das geschichtliche Schauspiel in Nachfolge Shakespeares oder Äschylus' anbaute.

So beschäftigt sich der erste Hauptteil der G.schen Schrift mit den Gestaltungsfaktoren des Kleinschen Dramas, als welche eben Hegels Philosophie und Shakespeares Dramaturgie angesprochen werden. Aus Hegels Gedankengängen entnahm Klein (ob mit Recht?) die Notwendigkeit der politischen Tendenz; und G. wiederum hat hieraus für den zweiten Hauptteil seiner Abhandlung (Kleins Dramen) oder wenigstens für die Besprechung der Trauerspiele (S. 40—108) die wesentlichste Unterscheidung gewonnen, insofern er in Kleins Schaffen den Zeitraum der „zeitgeschichtlichen Tendenz" von einem andern der „weltgeschichtlichen Tendenz" sondert. In den ersteren fallen: Maria von Medici, Luines, Zenobia, Strafford, Cavalier und Arbeiter; in den zweiten: Maria, König Albrecht, Moreto, Heliodora, Richelieu.

Welche Gesichtspunkte G. zu dieser Sonderung bewogen, ist nicht recht ersichtlich. Zum wenigsten erhebt sich gar leicht die Frage, was denn dazu berechtige, in „Luines" eine zeitgeschichtliche, in „Heliodora" eine weltgeschichtliche Tendenz verarbeitet zu finden. Es ist richtig: im „Luines" fehlen ebensowenig wie in „Maria von Medici" oder im „Strafford" Anspielungen auf die politischen Vorgänge der Zeit Kleins (man kann sie mindestens darin finden); und „Heliodora" ist ziemlich oder gänzlich frei davon. Ein anderer Unterschied tritt jedoch klarer

zutage und erscheint wesentlicher: während jene Dramen des ersten Zeitraums, mit der ganzen Schwere des geschichtlichen Stoffes belastet, langatmig dahergehen und sich zum Teil in poetischen Erfindungen nach Shakespeares oder Schillers Art episodenhaft auflösen, hält sich dagegen „Heliodora" nur für die allgemeinen Züge an die geschichtlichen Entwicklungen, die somit lediglich den kulturgeschichtlichen Rahmen hergeben. „Heliodora" beruht in den Hauptpunkten auf freier Erfindung, wofür allein schon die Person der Heldin kennzeichnend ist; denn sie wird zur Schwester Theodoras, der Gattin Justinians, gemacht, obgleich Theodora keine Schwester dieses Namens hatte. Dennoch, vielleicht gerade deshalb, wird auch der Historiker, wenn anders er dichterische Gestalten als Ästhetiker wertet, die „Heliodora" vorziehen; er wird jene „Maria von Medici", jenen „Luines" nicht bloß als Historiker, sondern auch als Ästhetiker verwerfen.

Als Ästhetiker bemängelt er zunächst den Titel „Maria von Medici", da doch offensichtlich Marschall d'Ancre der Held des Trauerspiels ist (übrigens führte das Drama in der ersten Ausgabe als Titel richtiger den italienischen Namen des Marschalls: „Concini"). Freilich, was für ein Held ist dieser Marschall! Eine Null ist er, und wie immer eine aufgeblähte! Man weiß wirklich nicht, wie d'Ancre zu solcher hervorragenden Stellung, zu solchem beherrschenden Einfluß kommt. Der Dichter hat nicht den geringsten Versuch unternommen, diesen Umstand begreiflich zu machen (die Liebe Marias zu d'Ancre war ihm wohl zu gewöhnlich!). Daher nimmt denn der Leser seinerseits nicht den geringsten Anteil an dem Geschick dieses Mannes; ja, er findet es lächerlich, wenn d'Ancre schließlich heroische Wallungen verspürt und nicht übel Lust bezeigt, sich gleich einem Wallenstein in Positur zu setzen. Derartige Anwandlungen erscheinen bei dem Mangel jeder psychologischen Motivierung ebenso matt wie die ganze Magnat-Episode, die, der Max-Thekla-Episode des „Wallenstein" nicht eben glücklich nachgebildet, in Gemeinschaft mit den weiteren Episoden die an sich schwache Anteilnahme heillos zersplittert. Der Leser bleibt durchaus unbefriedigt; er wendet sich als Historiker seinem Ranke zu (dem von Klein nach Heinrich Heines Vorgang und Muster übel genug mitgespielt wird), um bei ihm über die gründliche geschichtliche Belehrung hinaus ungleich stärkere künstlerische Befriedigung zu finden.

Es ergibt sich, daß im ganzen genommen das Drama des geschichtlichen Daseins bei den Historikern besser zu seinem Recht kommt als bei den Dramatikern. Goethe tat nicht wohl daran, in Übertreibung eines Lessingschen Gedankens von der Ehre zu sprechen, die dem geschichtlichen Stoff durch dramatische Behandlung zuteil würde — der Mißverständnisse wegen. Lessing hatte natürlich einen Äschylus, einen Shakespeare, vielleicht vorahnend einen Schiller im Sinne, durch deren Behandlung die

Geschichte in der Tat zur schönsten Wirksamkeit geführt wird. Er dachte nicht an die Kleinen und Kleinsten, die sich allerdings solche Aussprüche großer Männer stets kühnlich zunutze machen.

Dabei darf man Klein jedoch nicht unterschätzen. Freilich hat er selbst mit vernichtenden, teilweise mit den wegwerfendsten Urteilen über Dichter vom Range Grabbes oder Geibels, über Historiker von Leos Bedeutung nicht gekargt; und deshalb schon allein würde man ihm die Vergeltung gern gönnen, die durch Kritiker wie Wolfgang Menzel und Gutzkow über ihn gekommen ist. Noch übler allerdings geraten ihm die überschwenglichen Urteile seiner Freunde und Verehrer, unter denen der Schweizer Kulturhistoriker Honegger das nicht zu Überbietende leistet: „Klein ist der einzige wahrhaft großartige Dramatiker der neuesten Zeit.“

Allein es ist unstreitig, daß Klein für das Drama Großes erstrebt hat, theoretisch wie praktisch. Zwar sind seine dramaturgischen Anschauungen vielfach unausgeglichen. So bringt er die Befreiungsidee der Hegelschen Geschichtsphilosophie mit der Gemütsbefreiung oder Katharsis der Aristotelischen Ästhetik zusammen. obgleich beide nicht das mindeste miteinander zu tun haben; denn diese Katharsis ist ein Kunstzweck, jene Befreiungsidee hingegen ist ein weltgeschichtliches Anliegen. Auch stimmen die theoretischen Sätze Kleins mit der Praxis seiner Schauspiele nicht immer überein; abgesehen davon, daß die Schauspiele zumeist „epischen Bau“ aufweisen und in dem gar zu häufigen Beiseitesprechen der Personen ein bedauerliches Bühnenungeschick verraten, so fehlt den Helden und Heldinnen in der Regel jenes „leidzerwühlte Pathos“, das sie nach Kleins Meinung erst zu rechten tragischen Gestalten macht.

Immerhin hat Klein historische sowie ästhetische Ideen, und er hat Geist; ja, er leidet beinahe an Geistreichigkeit, an schönen Bildern, witzigen Gedanken und Geistesblitzen. Ein Lustspiel z. B. wie sein „Voltaire“, so dürftig, so gesucht und so absonderlich in der Handlung es auch ist, weist eine Fülle geistreicher Bemerkungen auf, die denn freilich über die ärmliche und geschraubte Handlung nicht hinwegtäuschen, sondern sie um so stärker hervortreten lassen. Es gehörte schon ein Sonderling im ästhetischen Genießen, wie Ludwig II. von Bayern, dazu, um diesem frostigen Lustspiel die Bühne zu erschließen; und selbst er ließ sich den „Voltaire“ nur vorführen, um die geistreichen Zynismen Voltaires und des alten verliebten Herzogs von Richelieu zu hören.

Ein anderes Lustspiel, „Die Herzogin“, das uns an den Hof Ludwigs XIV. versetzt, ging ganz unzeitgemäß im April 1848 über die Königliche Bühne zu Berlin, wurde in seiner Schilderung einer absolutistischen Zeitspanne als Hohn aufgefaßt, unter Lärmen abgelehnt und auf Verlangen des Publikums vom

Spielplan entfernt. Auch ein drittes Lustspiel, „Der Schützling“, in dem Napoleons zweite Gattin Marie Luise mit der ersten, Josephine Beauharnais, zusammen auftritt, erlebte ein paar Aufführungen. Von den Trauerspielen sind nur „Maria“ (die Tragödie Ottos III.), „Zenobia“ und „Heliodora“ gespielt worden, „Maria“ sogar viermal. Die theatralische Wirkung Kleins war somit sehr beschränkt, die literarische kaum weitgehender. Heute ist er als Dichter gänzlich vergessen: nur die Gelehrten kennen ihn als Geschichtschreiber des Dramas.

Charlottenburg, z. Zt. Liegnitz. Erich Bleich.

97.

Sueß, Eduard, Erinnerungen. Mit 2 Bildnistafeln und 4 Zeichnungen im Text. Gr. 8°. IX u. 451 S. Leipzig, S. Hirzel, 1916. M. 9.—.

Ein prächtiges, inhaltlich und stilistisch überaus fesselndes Buch. Ed. Sueß (geb. 1831, gest. 1914), einer der hervorragendsten Geologen des 19. Jahrhunderts, dessen selten intuitiven Blick sein berühmtes, klassisch zu nennendes „Antlitz der Erde“ bezeugt, begann als 80jähriger an der Hand täglicher Aufzeichnungen und Briefe die von ihm selbst zur Veröffentlichung nach seinem Tode bestimmte Niederschrift der vorliegenden, bis ins 64. Lebensjahr (1894) geführten „Erinnerungen“. Zwischen den Zeilen ersteht deutlich das Bild einer innerlich wahrhaft vornehmen und harmonischen, idealen Zielen zugewendeten und dabei tief bescheidenen Persönlichkeit, die nicht bloß ihrer Fachwissenschaft grundlegende neue und fortwirkende Impulse zu geben vermochte, sondern auch den Zeitereignissen — zumal seines österreichischen Heimatstaates, der seiner Initiative neben manchem anderen gemeinnützigen Werke den Bau der ersten Hochquellenleitung für Wien und die Donauregulierung verdankt — scharfsichtig (und als begeisterter Liberaler durch lange Jahre auch in intensiver eigener politischer Tätigkeit) zu folgen imstande war, mit der Gabe — ob er von eigenen Arbeiten spricht oder Menschen schildert —, durch wenige Striche plastisch formend, Wesentliches herauszufinden, Persönliches, wie in den mehrfachen wundervollen Reiseschilderungen, in einen allgemeinen Zusammenhang zu erheben. Somit erscheint der Reiz angenehmer autobiographischer Lektüre zu einer dem Historiker wertvollen und ergiebigen Geschichtsquelle erhöht. Nichts weniger als ein Ausschnitt aus der geistigen und materiellen Entwicklung der Monarchie, ihrer nationalen und konfessionellen Parteiungen zwischen 1848 und 1894, gesehen durch eine Überzeugung und ein Temperament, ist uns mit diesen „Erinnerungen“ geschenkt worden. Man fürchtet, diesem Bekenntnisbuche (im schönsten Sinne des Wortes), dessen Verfasser den Blick stets auf das

Ganze gerichtet hielt, Zwang anzutun, wenn man Einzelheiten herausgriffe; als einheitliches Kunstwerk nimmt es von der ersten bis zur letzten Seite gefangen.

Wien. Oskar Kende.

98.

Schultheß' Europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. 29. Jahrgang 1913. (Der ganzen Reihe 54. Band.) Hrsg. von Ludwig Rieß. Gr. 8°. XIV u. 854 S. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Osk. Beck), 1915. M. 16.—.

Der seit 1860 alljährlich erscheinende „Europäische Geschichtskalender" gilt mit Recht als eines der wertvollsten Nachschlagewerke zur Geschichte der neuesten Zeit. Bis 1884 von Heinr. Schultheß, hierauf von Hans Delbrück (bis 1893), dann von Gust. Roloff (bis 1908) und zuletzt von Ludw. Rieß herausgegeben, gibt er in seinen 54 Bänden eine vorzügliche Übersicht über die wichtigsten politischen Begebenheiten, die sich 1859—1913 in der ganzen Welt abgespielt haben. Merkwürdigerweise ist diese höchst wertvolle Veröffentlichung meines Wissens bisher in den „Mitteilungen" noch nicht besprochen worden. Eine etwas ausführlichere Anzeige des der Schriftleitung übersandten 54. Bandes dürfte daher berechtigt erscheinen, zumal das Jahr 1913 als das letzte einer langen europäischen Friedensperiode ohnehin ein besonderes Interesse bietet.

Zunächst einige Worte über die äußere Form des „Geschichtskalenders". Auf eine kurze Chronik der wichtigsten Ereignisse des Jahres folgt ein umfangreiches „Kalendarium", das, mit dem Deutschen Reiche und den einzelnen deutschen Bundesstaaten beginnend, in 23 Abschnitten die Staaten Europas und in 5 Abschnitten die der übrigen Erdteile behandelt. Daran schließen sich ein Anhang („Allgemeines. Internationale Kongresse. Diplomatische und sonstige Enthüllungen"), eine vom Herausgeber verfaßte, bei aller Knappheit ganz ausgezeichnete Übersicht über die Gestaltung der politischen Weltlage im Laufe des Jahres und ein geschickt angelegtes Alphabetisches Register.

In der Hauptabteilung, dem „Kalendarium", ist der 1. Abschnitt, der sich mit Deutschland und den deutschen Bundesstaaten beschäftigt, der weitaus umfangreichste. Diese Ausführlichkeit (S. 1—445) erscheint begreiflich, wenn man bedenkt, daß 1913 das Jahr des deutschen Wehrbeitrages, der großen deutschen Heeresreformen, der Regelung der Thronfolge in Bayern und Braunschweig, des Zabern-Zwischenfalles usw. gewesen ist. Die chronologisch aneinandergereihten Notizen sind von größter Mannigfaltigkeit. Einzelne Ausschußverhandlungen, Parlamentsreden und Gesetzvorlagen werden beinahe wörtlich mitgeteilt, alle wichtigeren Todesfälle, Ernennungen usw. kurz erwähnt, alle bemerkenswerten Vorgänge in der inneren und äußeren Politik des

Reiches berücksichtigt und auch eine stattliche Reihe statistischer Tabellen abgedruckt. Ein charakteristischer Beweis für die vom Herausgeber erstrebte Vollständigkeit ist, daß er sogar die Verhängung einer Hundesperre über Groß-Berlin nicht vergißt (S. 86). Recht bemerkenswert im Hinblick auf die heutige Weltlage erscheint eine Erklärung des Staatssekretärs v. Jagow (7. Febr. 1913) in der Budgetkommission, daß Deutschland mit der englischen Regierung in „intimem Gedankenaustauch" stehe und mit England nicht nur „Berührungspunkte sentimentaler Art", sondern auch „gleiche Interessen" habe (S. 59). Hingewiesen sei ferner auf die bezeichnende Äußerung des Staatssekretärs v. Tirpitz (Budgetkommission, d. 13. Februar) anläßlich eines Antrages auf Streichung der Tafel- und Messegelder: „Ich glaube, es ist niemand in dieser hohen Kommission, der sich nicht ganz klar darüber ist, daß ich an dem Tage, an dem dieser Antrag Gesetz wird, aufhören werde, Staatssekretär des Reichsmarineamtes zu sein" (S. 69). Ähnliche wertvolle Beiträge zur neuesten deutschen Zeitgeschichte findet man fast auf jeder Seite.

Die übrigen Staaten sind naturgemäß minder ausführlich behandelt. Doch vermag man auch in diesen Abschnitten bei aufmerksamem Lesen die ersten Anzeichen des kommenden Weltkrieges deutlich zu erkennen. Etwas dürftig sind m. E. die Abschnitte über die drei nordischen Reiche geraten (S. 603—609). Ich vermisse hier u. a. eine Erwähnung der bedeutsamen Dezemberrede des Ministerpräsidenten Karl Stauff über die geplante schwedische Heeresreform (vgl. darüber mein Buch „Schweden", S. 176). Andererseits könnte manche Angabe fehlen, so z. B. die über den Tod des Hofmannes Graf Konr. v. Rosen, der im politischen Leben Schwedens nie eine Rolle gespielt hat. Zu berichtigen sind hier auch ein paar Druck- oder Schreibfehler. So muß es S. 603 Berntsen (statt: Berutsen), S. 605 Skabersjö in Schonen (statt: Skarbarsjö in Skana), S. 607 Castberg (statt: Gastberg) heißen.

Als Gesamtleistung muß der vorliegende Band sehr hoch bewertet werden. Um so bedauerlicher ist es, daß mit ihm der verdienstvolle Herausgeber, Ludwig Rieß, die Redaktion niedergelegt hat. Hoffentlich gelingt es seinem Nachfolger, das Unternehmen in der alten, bewährten Form fortzuführen.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

99.

Beer, Dr. Max, Die europäischen Kriegsverhandlungen. Die maßgebenden Dokumente, chronologisch und sinngemäß zusammengestellt, übersetzt und erläutert. („Das Regenbogen-Buch." Deutsches Weißbuch, österreichisch-ungarisches Rotbuch, englisches Blaubuch, französisches Gelbbuch, russi-

sches Orangebuch, serbisches Blaubuch und belgisches Graubuch.) 2. verbesserte Auflage. Gr. 8°. XI u. 392 S. Bern, Ferd. Wyß, 1915. M. 6.—.

Das „Regenbogen-Buch“ ist nicht, wie man zunächst schließen möchte, eine Vereinigung all der in der Überschrift genannten Bücher zu einem Bande, also nicht unberührtes Quellenmaterial, vielmehr ein Handbuch, das durch systematisches Zusammenstellen der einzelnen Texte in chronologischer Folge einen inneren Zusammenhang zwischen den Kundgebungen der einzelnen Mächte herstellen will. Alle Urkunden sind in deutscher Sprache gehalten. Die Übersetzungen schließen sich möglichst eng an die Vorlagen an, um deren sprachliche Eigenart nicht zu verwischen. Die Sammlung besteht aus 300 Aktenstücken. Sie beginnt mit einem Bericht des Legationsrats der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in Belgrad, Ritters von Storck, an den Grafen Berchthold vom 29. Juni 1914 über den Eindruck der Mordtat in Serajewo, verbreitet sich dann über die viel genannten Verhandlungen der europäischen Kabinette und schließt mit dem bedeutsamen Vertrag von London am 4. September 1914, in dem die Entente-Mächte ihr Schicksal dem Herrscherwillen Englands unterwerfen. Nicht alle Urkunden werden gebracht. Doch kann man dem Verf. glauben, daß kein Schriftstück von Belang fehlt. Zu bedauern ist allerdings, daß das große österreichische Dossier über die großserbischen Umtriebe seines bedeutenden Umfangs wegen nicht aufgenommen werden konnte. Da die Anordnung nach stofflichen und zeitlichen Gesichtspunkten keinen deutlichen Eindruck von der Benutzung des jeweiligen Buches zuließ, hat der Verf. vorweg Zusammenstellungen gegeben, die, nach Büchern geordnet, jeglichem Orientierungsbedürfnis schnell entgegenkommen. Die Benutzung wird außerdem durch Randnotizen und wertvolle Anmerkungen, sowie durch eine Liste der wichtigsten Persönlichkeiten wesentlich erleichtert.

In einer umfassenden Einleitung wird eine Beurteilung der einzelnen Dokumente gegeben, die sich durch eindringliche Kritik und ein überaus nüchternes Urteil auszeichnet. Besonders treffend ist das französische Gelbbuch gekennzeichnet, dessen innere Haltlosigkeit gebührend bewertet wird. In dem Schlußwort wird das Problem des Weltkrieges, soweit wir es heute einigermaßen einwandfrei erkennen können, wohl nicht zu Unrecht dahin formuliert: „Der Weltkrieg war in dem Augenblick unvermeidlich, da sich diese Koalition für unbesiegbar erachtete und ihre Vormacht England dermaßen von ihrer vorteilhaften Rolle überzeugt war, daß sie bei Ausbruch des Krieges ihr tiefstes Geheimnis der aufhorchenden Welt preisgab, den Wahn, daß Großbritannien als kriegführender Staat kaum mehr zu leiden haben werde, denn als neutraler! Dieser weltgeschichtliche Irrtum, der die rohe Übermacht und die gute diplomatische Konjunktur für ein Siegespfand hält, diese gewaltige Verkennung der un-

geheuren moralischen Kräfte, die Deutschlands und Österreich-Ungarns materielle Stärke ins Grenzenlose steigern mußten: sie bilden die wahre Wurzel des Krieges."

So ist das Buch ein guter Wegweiser für die diplomatischen Verhandlungen, die zum Kriege führten. Mehr will es aber auch nicht sein. Seine Grenzen sind scharf gezogen. Deshalb fehlen die Berichte der englischen Botschafter in Berlin und Wien vom 8. August und 1. September 1914, die in London erst unter dem Eindruck der gewaltigen Geschehnisse geschrieben wurden, obwohl sie in der Tagespresse eine so große Rolle gespielt haben, bzw. noch spielen. (In dem ersten kommt das Bethmannsche Wort vom „Fetzen Papier" = Vertrag vor.) Vor allem fehlen die Urkunden über den Eintritt Italiens u. a. in den Krieg. Unmittelbar haben diese ja auch nichts mit dem Ausbruch des Krieges zu tun. Als Führer hat das „Regenbogen-Buch", wie die 2. vermehrte Auflage beweist, gute Dienste geleistet, dem Politiker und Diplomaten wohl mehr als dem Historiker. Der wird mehr auf seine Rechnung kommen in dem eben erscheinenden, in drei Halbbänden schon vorliegenden Werke von F. M. Kircheisen, Das Völkerringen 1914/15: Dokumentenband (Aarau, Schweiz, Verlag H. R. Sauerländer & Co.), der außerordentlich umfassend angelegt ist.

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

100.

Kjellén, Rudolf, Die politischen Probleme des Weltkrieges. Übersetzt von Friedrich Stieve. 2. Auflage, 8.—11. Tausend. 8°. 142 S. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1916. M. 2.40.

Unter den wissenschaftlichen Schriften über den Weltkrieg, die das neutrale Ausland hervorgebracht hat, ist die des schwedischen Professors und Reichstagsmitgliedes Kjellén bei uns die bekannteste geworden. Das beweist schon die schnelle Folge der Auflagen. Der Grund dafür ist einmal die ausgesprochene Sympathie für Deutschland, aus der der Verf. kein Hehl macht, dann aber vor allem die imponierende Großzügigkeit seiner Gedanken über die weltpolitischen Probleme, in denen er die tiefsten Ursachen des Krieges und die Ziele der künftigen Weltgestaltung sucht. Durch sie wird der Leser vom ersten bis zum letzten Wort gefesselt und in außerordentlich geschickter Weise zum Mitdenken angeregt. Und doch wird man der glänzenden Schrift gegenüber von vornherein einen Vorbehalt machen müssen. Indem der Verf. einer „biologischen Staatsanschauung" huldigt — Lamprecht wird von ihm hoch gepriesen —, neigt er zweifellos dazu, persönliche und ideelle Momente gering zu werten. Nun liegt es ja in der Tat so, daß heute bei dem Mangel an überragenden politischen Führern eine Betrachtungsweise, die allen Nachdruck auf die naturgesetzlichen Zusammenhänge legt, ge-

rechtfertigter erscheint als zu anderen Zeiten. Aber auch dieser uns so freundlich gesinnte Ausländer vermag nicht, den tiefsten Sinn des deutschen Krieges auszuschöpfen. Das wird deutlich gerade da, wo er den Versuch dazu macht, in dem letzten Abschnitt über die „Verfassungs- und kulturpolitischen Probleme". Hier findet er „die innerste und letzte Lösung der Probleme des Weltkrieges" in der „Synthese" zwischen östlicher Reaktion und westlicher Revolution, der „Ordnung", die sich für ihn in Deutschland verkörpert, im Gegensatz zu „der Zügellosigkeit des reinen Individualismus und der Gewaltpolitik des reinen Absolutismus". So erscheint ihm als deutsches Kriegsziel ein Mitteleuropa als Hort der Zivilisation und Träger der Kultur, ja mehr noch: ein Reich der Mitte von der Nordsee bis zum Indischen Ozean, in dem die „kleineren Lichter" zum rechten Leuchten kommen können. Demgegenüber kann nicht scharf genug betont werden: um seiner selbst, nicht um der anderen willen hat unser Volk die Last des Krieges auf sich genommen. Gewiß, weil ihm die wirtschaftspolitische Ausdehnungsmöglichkeit beschränkt wurde, vor allem aber doch, weil dieses Ausdehnungsbestreben notwendige Folge der deutschen Lebenskraft, Betätigung der Lebenskraft aber Vorbedingung für die Erhaltung der Lebensenergien ist. So ist der Krieg ein Ringen um deutsche Art und deutsches Wesen, ein Kampf ums Dasein im eigentlichen Sinne des Wortes. Und da dieses Dasein nur durch Macht erhalten werden kann, so ist das Kriegsziel staatliche Macht. Ohne sie ist die „Synthese" ein leerer Wahn. Aus dem Oberbegriff des starken deutschen Staates ist die Wertung der einzelnen Kriegsziele erst herzuleiten. Sie sind das Sekundäre, wie alle wirtschaftlichen Ursachen des Krieges sekundär sind gegenüber der Kernfrage: soll im künftigen Lauf der Weltgeschichte deutsches Wesen sich frei entfalten können mit allen ihm verliehenen Gaben und Kräften? Das ist das eigentliche „weltpolitische Problem".

Mit dieser Einschränkung aber wird man den von weitem historischen Blick getragenen Ausführungen K.s nur mit Zustimmung folgen können. Seine Darlegungen über die „geopolitischen Probleme", die großen Linien naturgesetzlicher Ausdehnung, in denen die drei Protagonisten des Weltstaatensystems — Deutschland, England und Rußland — einander begegnen, sind schon Gemeingut unserer Gebildeten geworden. Man wünscht wohl angesichts der Rolle Deutschlands als Zentralweltmacht, flankiert von den englischen und russischen Machtgebieten bis zum stillen Ozean hin, die Notwendigkeit eines freien Seewegs für Deutschland noch schärfer betont zu sehen. Reizvoller noch, wenn auch in der Hauptsache auf den europäischen Kreis beschränkt, sind die ethnopolitischen Probleme behandelt, die das Problem des Nationalstaates und das Rassenproblem erörtern und insbesondere dem Panslawismus mit Glück zu Leibe gehen. Der 5. Abschnitt endlich redet von den „soziopolitischen Problemen",

unter denen Kj. die Sozialität, d. h. den harmonischen Ausgleich der einzelnen Gesellschaftsklassen innerhalb eines Staates, und die Autarkie, d. h. die wirtschaftliche Selbstbefriedigung des Staates, versteht. Auf Einzelheiten eingehen, hieße den Gesamtinhalt der Schrift wiederholen, die in ihrer strengen Konzentration auf die wenigen Hauptlinien der Gedankenführung jedes überflüssige Wort vermeidet. Seite für Seite müssen wir den klaren Blick und die Unparteilichkeit bewundern, mit der der Verf. Deutschlands besondere Lage, Verhältnisse und Kräfte einzuschätzen weiß. Und wenn sein Blick für eine nahe Zukunft vielleicht auch gar zu weit fliegt, die Probe auf die deutsche Volkskraft wird doch innerhalb der von ihm gezeichneten Linien abgeleistet werden müssen. Denn hier sind die praktischen Aufgaben zu lösen, in denen sich Geist und Wesen des deutschen Volkes zu bewähren haben.

Berlin-Dahlem. Gerhard Bonwetsch.

101.

Hoberg, Gottfried, Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und die katholische Religion. 8°. 32 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1915. M. 0.50.

Schrörs, Heinrich, Der Krieg und der Katholizismus. 2. Auflage. 8°. 41 S. Kempten-München, Josef Kösel, 1915. M. 0.60.

Der Vortrag von Prof. Hoberg (Freiburg) gibt der Hauptsache nach eine kurze Inhaltsangabe des berüchtigten französischen Tendenzbuches „La guerre allemande et le catholicisme“, das den Weltkrieg als einen Vernichtungskrieg Deutschlands gegen den Katholizismus hinstellt, während Frankreich dessen wahrer Verteidiger sei. Die Widerlegung kommt etwas zu kurz. Wir verweisen bei dieser Gelegenheit noch einmal auf das von Georg Pfeilschifter in Verbindung mit zahlreichen katholischen Gelehrten herausgegebene inhaltreiche und gedankenschwere Buch „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg“ (vgl. „Mitteilungen“, Bd. 45, S. 124 f.), das gerade auch dem Protestanten einen tiefen Einblick in das eigentümlich geistige und soziale, politische und religiöse Leben des deutschen Katholizismus gewährt.

Professor Schrörs (Bonn) rückt in den Mittelpunkt seines Vortrages das Problem, was für die katholische Kirche von Sieg oder Niederlage der kriegführenden Völker abhänge. Für Deutschland erwartet und befürwortet er, analog dem stärker hervortretenden Einheitsbewußtsein des Volkes, einen engeren und einheitlicheren Zusammenschluß der katholischen Kirche Deutschlands etwa in Nationalkonzilien, wie sie die Versammlung der deutschen Bischöfe zu Würzburg 1848, „der ragende Markstein unserer neuesten Kirchengeschichte und der Ausgangspunkt unseres erfolgreichen Kampfes um die Freiheit“, plante, in der Hoffnung, daß — ganz abgesehen von der Wirkung auf die eigenen Glaubens-

genossen — ein von ihnen in den nationalen Fragen Alldeutschlands gesprochenes Wort in den nichtkatholischen Volksteilen einen stärkeren und freundlicheren Widerhall fände als ein ähnliches des universalen Primats. Den letzten Urgrund sieht Schrörs in der Diplomatie der radikalen französischen Republik, deren Radikalismus ebensosehr religiöser wie politischer Art sei. Beide Formen wären seit 1885 parallel nebeneinander gegangen, hätten den Kampf gegen Deutschland und die katholische Kirche gezeitigt, doch so, daß eigentlich die Niederwerfung der Kirche die Hauptsache bilde, daß also die äußere Politik sich in den Dienst der inneren gestellt habe. Aus solchen Voraussetzungen ergibt sich als Folge eines Sieges Frankreichs die Sicherung des heutigen Systems, die Vernichtung der Kirche, die infolge des in der romanischen Freimaurerei wurzelnden Panlatinismus die Bedrängung der Kirche in Italien und Spanien nach sich ziehen werde. Ob in diese scharf pointierte Gedankenführung doch nicht zu viel einseitige Konstruktion hineingetragen ist? — Mehr den tatsächlichen und bereits erkennbaren Zusammenhängen entspricht das Bild, das von den Folgen eines Sieges Rußlands entworfen wird: die dem österreichischen Staate entwundenen slawischen Völker sind für immer dem Katholizismus verloren. Ebenso steht es in Polen. Durch die Eroberung Konstantinopels wird die orientalische Universalkirche in irgendeiner Form unter dem Drucke des nationalistischen und religiösen Panslawismus fertig, die im Orient gepflegten katholischen Pflanzungen mit ihrem sowieso schon stark ausgeprägten kultischen und rituellen Bewußtsein erliegen ihrem Druck ebenso, wie es in Rußland selbst bereits mit den Unierten geschehen ist. Dem allen entspricht umgekehrt ein Wachstum der katholischen Kirche im Fall eines Sieges der Zentralmächte, so daß bei dem deutschen Katholiken Nationalbewußtsein und religiöses Bewußtsein in voller Harmonie zusammenklingen.

Berlin-Schöneberg. E. Müsebeck.

102.

Neutrale Stimmen. Amerika — Holland — Norwegen — Schweden — Schweiz. Eingeleitet von Rudolf Eucken. 8°. 234 S. Leipzig, S. Hirzel, 1916. M. 2.80.

Aus der immerfort gewaltig zunehmenden Kriegsliteratur wird dieses Bändchen sicherlich das gegenwärtige Völkerringen überleben und in der Zukunft auch als geschichtliche Quelle dienen. Eucken betont in seiner Einleitung mit Recht, daß eine zutreffende Würdigung der Stellung der Neutralen zu Deutschland und dessen Verbündeten schwer zu gewinnen sei. Ebensosehr hat er recht, wenn er am Schluß seiner Einleitung hervorhebt, daß die Deutschen ihr Verhältnis zu den anderen Völkern

nicht auf die Stimmung des bloßen Augenblicks stellen, sondern einen festeren Boden dafür suchen.

Aus Amerika stammen zwei Berichte: „Die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten", von Prof. Dr. Paul Carus (der deutsch-amerikanischer Herkunft ist und als Vertreter eines nichtmaterialistischen Monismus sich betätigt) und „Amerika während des Krieges und nachher" von dem englisch-amerikanischen Dr. Edwin Clapp, Professor der Nationalökonomie an der Universität New York. Letzterer Bericht wurde nach dem Manuskript des Verf. von Mac Iklé verdeutscht. — Aus Holland kommt der Bericht eines Philosophen. Er ist der em. Professor an der Universität zu Utrecht Dr. Ih. van der Myck, der unter dem Titel „Die Stimmung in Holland" Gedankenreihen darlegt, die den ruhigen und umfassenden Beobachter verraten. — Dann folgt „Norwegen und der Weltkrieg" von Karl Aas, Schuldirektor in Drontheim (deutsch von M. Leskien). Der gehaltvolle Bericht gewährt manche Anregung, besonders jetzt, wo man sich mit Norwegen so viel zu beschäftigen hat. — Hierauf folgt ein Bericht über „Die Stimmung in Schweden" von Harald Hjärne, Professor der Geschichte in Upsala. Dieser „Beitrag," bemerkt Eucken, „reich an tiefen Gedanken, ist auch in wunderbar markigem, dabei nicht selten humorvollem Stil geschrieben". — Am Schluß findet man einen Bericht „Die Stimmung im Schweizerland". Er ist von Karl Marti geliefert, der sich als Professor der semitischen Philologie an der Berner Universität und als Herausgeber der Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft in der internationalen gelehrten Welt eines wohlverdienten Rufes als Meister in seinem Fache erfreut. Auch dieser politische Beitrag gewährt nicht nur manche Anregung, sondern auch reichen Genuß.

Viele und wichtige Fragen des Weltkrieges sowie der Weltpolitik und der Weltwirtschaft in der Vergangenheit und der Zukunft werden in dem vorliegenden Bändchen von hervorragenden Neutralen berührt, die hier und da Deutschland verherrlichen mögen, vor allem aber die politische Gedankenwelt mancher ihrer Landsleute vertreten.

Warum aber bringen die „Neutralen Stimmen" nichts aus Griechenland? Das offizielle Griechenland bleibt bis jetzt neutral; indessen braucht man kein Prophet zu sein, um im voraus zu sagen, daß es unter König Konstantin, falls es die Neutralität aufgeben sollte, sich nur Deutschland anschließen werde!

Athen-Berlin. Nikos A. Bees (*Βέης*).

103.

Trietsch, Davis, Deutschland. Tatsachen und Ziffern. Eine statistische Herzstärkung. 8°. 32 S. München, J. F. Lehmann. 1916. M. 1.20.

Der einzige Mangel dieses vortrefflichen, nützlichen und durch die Anlage sowie sinnfällige Zeichnungen anschaulichen Buches, das Deutschland, England und Frankreich vergleicht, besteht darin, daß der Verf. nicht Fall für Fall die Quelle angibt, sondern sich mit dem Hinweis begnügt, daß die Ziffern dem Statistischen Jahrbuch, dem Gothaer Almanach, den Tabellen Hübners, sowie der Veröffentlichung der Dresdner Bank „Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands", usw. entstammen. Grund zum Mißtrauen liegt nicht vor. Als Auszug mag genügen: Bücherproduktion (Tausende 1912:) 34,8 Deutschland. 12,1 England, 9,6 Frankreich. Aufwendung für Schulwesen (Mill. Mark): 878 D., 384 E., 201 F.; Bevölkerungszunahme (jährl. Tausende): 280 D., 134,6 E., 20 F.; Getreideernte (Mill. Tonn.): 25,8 D., 6,0 E. 16,6 F.; Postanstalten (1912 Tausende): 51.2 D., 24,5 E., 14,6 F.; Fremdhandel ohne Kolonien (Milliard. Mark): 10,04 D., 6,84 E., 4,72 F.; Volksvermögen (Milliard.): 375 D., 345 E., 245 F.; Golddeckung der Noten in °/₀ vor dem Kriege: 33,7 D., 25.3 E., 28,3 F.; Steuern auf den Kopf der Bevölkg. (1912): 40 D., 73 E., 80 F.; Rüstungsausgaben für Heer und Flotte zus.: 21,86 D., 33,05 E., 29,67 F. Unbedingt falsch sind die Angaben T.s über die wissenschaftlichen Nobelpreise, wie schon aus der von F. Arnheim für die Jahre 1901—08 mitgeteilten Tabelle der Träger der Nobelpreise (Meyers Großes Konversations-Lexikon, 6. Aufl., Bd. 21, S. 680; vgl. auch Bd. 22, S. 626; Bd. 23, S. 606; Bd. 24, S. 672) zur Evidenz erhellt.

Berlin-Friedenau. Hans Philipp.

104.

Hauptmann, E., Deutschlands Stellung auf dem Weltmarkte. Kl. 8°. 72 S. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp., 1915. M. —.50.

Der Verf. der kleinen Schrift geht von der Frage aus, welche neuen Aufgaben, angesichts des gewaltigen Aufstieges Deutschlands im letzten Menschenalter, die Gegenwart an den Deutschen stellt. Die Beantwortung ergibt sich aus der scharf umrissenen Darstellung der wirtschaftlichen Lage des Deutschen Reiches vor dem Ausbruche des großen Krieges.

In leicht verständlicher und warmherziger Weise wird der Kampf um den Weltmarkt, um Nahrung und Rohstoffe, um Warenabsatz und Handelsgebiete geschildert. Eine Fülle statistischen Materials ist in diesen Überblick verwoben, der die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung jedem Manne aus dem Volke und der heranwachsenden Jugend nahezubringen versteht. Die

Bedeutung der Machtmittel zum Schutze des Reiches und die Notwendigkeit der Kolonialerwerbung zur Sicherung unseres Warenbezuges sind eindrucksvoll hervorgehoben. Als mächtige Ecksteine, auf denen wir die weitgeschwungenen Bogen unserer Beziehungen zur fremden Welt sicher ruhen lassen können, werden die Deutschen im Auslande gewürdigt, und die Vorbedingung für einen erfolgreichen Ausgang unseres Ringens um die Weltmachtstellung wird in der Erhaltung unserer Volkskraft gesucht. Da im Kampfe immer nur die Kräftigsten bestehen, muß das deutsche Volk gesund und tüchtig bleiben. Dann behält es ein Recht auf die Welt, die ihm die edelsten Güter der Kultur verdankt.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

105.

Die wirtschaftliche Annäherung zwischen dem Deutschen Reiche und seinen Verbündeten. Hrsg. von Heinrich Herkner. (Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 155, I—III. XIV u. 403, X u. 496, XII u. 127 S.) 8°. München-Leipzig, Duncker u. Humblot, 1915, 1916. M. 27.—.

Stolper, Gustav, Das mitteleuropäische Wirtschaftsproblem. 8°. XV u. 305 S. Wien, F. Deuticke, 1917. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Die wirtschaftspolitischen Fragen Mitteleuropas sind es vor allem, die sowohl von der wissenschaftlichen Literatur wie vom praktischen Leben (vgl. die zahlreichen Gründungen wirtschaftspolitischer mitteleuropäischer Verbände) aufgegriffen wurden, und in denen der Fortschritt der Bewegung erkennbar ist. Es waren im ganzen drei Gruppen, die jede für sich ihren Widerstand gegen einen radikalen mitteleuropäischen Zusammenschluß hatte, wie er durch eine Zollunion und den vollen Wirtschaftszusammenschluß beider Reiche mit gemeinsamer Wirtschaftspolitik nach außen, mit der Ausgleichung der Tarifpolitik, des Wirtschaftsrechts, dem Ausbau des Verkehrssystems usw. gegeben ist. Zwei Gruppen gehören zusammen: die eine steht im österreichischen, die andere im deutschen Lager. Sowohl die österreichische Industrie fürchtete, durch die auftauchende Konkurrenz der Deutschen Gefahr zu laufen, wie die deutsche, im besonderen die preußische und die bayrische, Landwirtschaft ihrerseits Bedenken hatte gegen den zollosen Zustrom der österreichischen und zumal der ungarischen Agrarprodukte. Die dritte Gruppe endlich saß an den Küsten. In Hamburg und Bremen oder auch in Berlin, wo der Überseehandel finanzpolitisch verankert ist, befürchtete man durch die mitteleuropäische Politik eine „Neuorientierung“ der deutschen Weltstellung, ein Verlassen der Überseeweltwirtschaft und der Überseeweltpolitik, eine Preisgabe der Ziele, die zum Kampf mit England geführt haben, zum Kampf um die Freiheit der Meere, um Deutschlands koloniale Stellung. Ungarn, der Balkan

und selbst die Türkei können für dieses Ziel keinen Ersatz bieten. Aber selbst in allen diesen Lagern war das Gefühl lebendig, daß irgendwo ein näherer Zusammenschluß mit Österreich-Ungarn zukünftig vonnöten sei; nur über die Grenzen, wie weit man darin gehen solle, und über die Formen, in denen der Zusammenschluß erfolgen solle, wurde gestritten. Alle diese „Für" und „Wider" innerhalb der hier bezeichneten Stimmungswelt kamen am stärksten zum Ausdruck in dem Werk, das der Verein für Sozialpolitik herausgegeben hat und in dem die bekanntesten Nationalökonomen Deutschlands und Österreich-Ungarns sich zur Frage äußern. Der leidenschaftlichste Gegner Mitteleuropas in dem Sinne, wie es sich Naumann gedacht hat, war Professor Franz Eulenburg in Leipzig. Auch er sagte: Gewiß, wir wollen und müssen mit Österreich-Ungarn fester verbündet bleiben denn zuvor; aber bei dem Abstand, in dem sich Österreich-Ungarn in der Entwicklung seiner staats- und privatwirtschaftlichen Verhältnisse uns gegenüber befindet, würden wir es ruinieren, wenn wir seinen Markt mit dem unserigen zusammenwürfen. Österreich braucht finanzpolitisch und im Interesse seiner Industrie den hohen Zollschutz auch gegen uns, und nur, falls damit die Bedingungen gegeben sind, unter denen sich österreichisch-ungarische Unternehmungen rentieren können, wollen und werden wir die österreichisch-ungarische Wirtschaft durch Investierung von Kapital unterstützen.

Alle diese Auslassungen beruhten indessen auf einer falschen Voraussetzung; sie arbeiten mit Zahlen und Verhältnissen, die vor dem Kriege Wirklichkeit gewesen waren. Die politischen und wirtschaftlichen Folgen des Krieges waren in die Berechnung noch nicht eingestellt. Das erste Gefühl davon zeigte sich schon in der Aussprache, die der Verein für Sozialpolitik im Mai 1916 veranstaltet hatte (vgl. den 3. Band seiner diesbezüglichen Veröffentlichung). Professor M. Weber war es, der auf eine Kriegswirkung aufmerksam machte, die die Frage des wirtschaftlichen Mitteleuropa bereits bejahend entschieden hätte, so daß uns nichts übrig bleibe, als zu überlegen, wie diese Entscheidung am leichtesten und schmerzlos zur politischen Gestaltung käme. Das sei die Lösung der polnischen Frage, die der Krieg gebracht habe. Käme Polen politisch zu Mitteleuropa, dann könnten seine wirtschaftlichen Verhältnisse nur in einem wirtschaftlichen Mitteleuropa geregelt werden, weil sonst die politische Bestimmung wieder in Frage gestellt würde.

Aber erst Dr. Gustav Stolper, der bekannte Herausgeber des „Österreichischen Volkswirts", in seiner jüngst erschienenen Schrift: „Das mitteleuropäische Wirtschaftsproblem" stellte sich ganz auf den Boden der durch den Krieg veränderten Gegenwart. Durch die kriegswirtschaftlichen Erlebnisse und die wirtschaftlichen Nachwirkungen des Krieges sei das wirtschaftliche Mitteleuropa zu einer absoluten Notwendigkeit geworden.

der man sich nicht entziehen könne ohne Gefahr des fast unvermeidlichen Untergangs des einen oder beider Teilhaber des heutigen Bundes. Wäre der Krieg nach $^{3}/_{4}$ Jahren zu Ende gewesen, dann bestände diese Notwendigkeit nicht. Nun aber habe der längere Krieg mit der Notwendigkeit auch die Möglichkeit geschaffen. Die mitteleuropäische Wirtschaft habe sich durch die Kriegsdauer in Deutschland und Österreich-Ungarn ausgeglichen; sie sei in ihrer Struktur gegenüber der Zeit vor dem Krieg eine völlig neue geworden und stelle gegenüber den Wirtschaftsverhältnissen des neutralen und des feindlichen Auslandes eine scharf umrissene, unvergleichbare Einheit dar. Das wesentliche kriegswirtschaftliche Erlebnis, das beiden Reichen gemeinsam sei, bestehe in der völligen Liquidation ihrer Wirtschaft. Nicht nur die Rohstoffvorräte seien überall in Mitteleuropa erschöpft; auch die einzelnen industriellen Unternehmungen hätten liquidiert. Die alten Maschinen seien durch Neuerfindungen wertlos geworden oder abgebraucht, schließlich auch dank der Kapitalanhäufung abgeschrieben. Kein Unternehmer in Österreich hätte die Notwendigkeit, zu den alten technischen Betriebsformen zurückzukehren; auch deswegen nicht, weil sich sein heimischer Kundenkreis verlaufen hätte, die Überseehandelsbeziehungen abgebrochen wären und sein altes Personal, der technischgeschulte Arbeiterstamm usw. in alle Winde zerstreut wären. Überall in Mitteleuropa sei ein völliger Neuaufbau der Wirtschaft erforderlich, der ohne Schwierigkeiten sofort in dem Umfang und in den Formen einer auf den größeren inneren und den Weltmarkt berechneten Wirtschaft, also als ein spezialisierter Betrieb, wie er im deutschen Wirtschaftsleben herrschte, vorgenommen werden könnte. Den größeren inneren Markt und den Weltmarkt bei größtmöglichem Absatz zu gewinnen oder wiederzugewinnen, sei aber ein unerbitterlichar Zwang, sowohl für die deutsche wie für die österreichische Wirtschaft, um den wirtschaftlichen Kriegsnachwirkungen begegnen zu können: den ungeheuren Bedürfnissen der Kriegskostendeckung, die in Österreich den Etat mit etwa $5^{1}/_{2}$ Milliarden, in Deutschland mit einer entsprechend höheren Summe belasten und vervierfachen würde, weiter den Schwierigkeiten, die durch den Rohstoffhunger mit dem Anwachsen der Passivität der Handelsbilanzen entstehen würden, und endlich der Valutafrage. Isoliert und in den alten engen Wirtschaftsformen der Zeit vor dem Kriege sei Österreich-Ungarn jedenfalls diesen Anforderungen nicht gewachsen. Unter dem ungeheuren Steuerdruck würde seine Wirtschaft sich niemals erholen und den Anschluß an den Weltmarkt, der zu einer staatswirtschaftlichen Forderung geworden wäre, wieder finden. Natürlich aber müsse — ehe der Entschluß gefaßt würde, die Wirtschaften in Deutschland und in Österreich-Ungarn völlig ineinander wachsen zu lassen — man sich darüber geeinigt haben, ob zwischen den Vertragschließenden eine politische Differenz für immer aus-

geschlossen bleiben könne; die politische Lebensgemeinschaft sei die Voraussetzung für wirtschaftliche, wie jene nicht ohne diese technisch durchgeführt werden könne. Von deutscher Seite aber müßte für die Verwirklichung der politischen Lebensgemeinschaft berücksichtigt werden, daß die polnische Frage nicht gegen Österreich-Ungarn, also mit Rückgabe Polens an Rußland gelöst werden könne. Polen sei erst durch den Krieg erwacht! Ein autonomes Polen im russischen Staatsverbande würde den Verlust Galiziens nach sich ziehen und damit die russische Gefahr bis an den Böhmerwald vortragen. Auf der anderen Seite sei nicht notwendigerweise durch die politische Lebensgemeinschaft mit Österreich-Ungarn die Orientierung der deutschen Politik dauernd gegen Osten eingestellt. Wie Österreich, um wirtschaftlich leben zu können, mit Deutschland auf den Weltmarkt hinausstrebe und nicht daran denke, Deutschland von dort zurückzuhalten, oder gar wähne, ihm den österreichisch-ungarischen Markt, den Balkan und den Orient als Ersatz anbieten zu können, so wolle Österreich-Ungarn auch in der politischen Lebensgemeinschaft mit Deutschland dessen Überseeweltpolitik in wirtschaftlicher und kolonialer Richtung.

Wir glauben, daß das Buch St.s, das sich gleichermaßen durch umfassende Sachkenntnis, Verstandeskühle des Urteils und hinreißenden Schwung der Beredsamkeit auszeichnet, dazu berufen ist, die mitteleuropäische Frage, die gerade im jetzigen Augenblick auch zur Verhandlung unter den mitteleuropäischen Regierungen gekommen ist, entscheidend zu beeinflussen und vorwärts zu bringen. Die alten Widerstände sind durch die Erfassung eines neuen und historisch bereits vollberechtigten Standpunktes fast überall aus dem Wege geräumt. Und das Programm Naumanns hat durch Stolper die Realitäten gewonnen, die erst der Verlauf des Krieges zeitigen konnte.

Berlin. Walther Schotte.

106.

Moltke, Graf Otto, Dänemark. Deutschlands neutraler nordischer Nachbar. Beitrag zur Kenntnis von Dänemarks Volkstum, Geschichte und Entwicklung in Vergangenheit und Gegenwart. 8°. 32 S. Berlin, Karl Curtius, o. J. [1916]. M. 1–.

Die vorliegende Schrift des bekannten freikonservativen Mitgliedes des preußischen Abgeordnetenhauses darf als eine wertvolle Bereicherung der deutschen Literatur zur Geschichte der nordischen Länder bezeichnet werden. Sie verrät fast überall gründliche Sach- und Fachkenntnis und bietet, trotz ihres bescheidenen Umfanges, nicht nur jedem Gebildeten reiche Belehrung, sondern auch dem Fachgelehrten manche Anregung.

Schon in der glänzend geschriebenen Einleitung über Dänemarks Bodengestalt und Volkstum merkt man deutlich, daß der Verf.

auf Grund seiner dänischen Sprachkenntnisse in der Lage war, Land und Leute genau zu studieren. Auch in der (allerdings recht knappen) historischen Übersicht erfreut manche geistvolle Bemerkung. Zu bedauern ist, daß M. die deutsch-dänischen Wechselbeziehungen im 18. Jahrhundert nur flüchtig streift und den Leser lediglich auf seinen Aufsatz über diesen Gegenstand im „Neuen Deutschland" (1914, Nr. 34) hinweist. Mindestens die drei Bernstorffs, Klopstock, Baggesen, Schimmelmann und der Reventlowsche Kreis hätten m. E. unbedingt mit ein paar Worten erwähnt werden müssen. — Über die wirtschaftlichen und sozialen Zustände im heutigen Dänemark geben die vom Verf. mitgeteilten statistischen Übersichten und Zahlen manchen dankenswerten Aufschluß. Vielleicht hätte hier noch ein Satz eingeschoben werden können, der die erstaunlich hohe Einwohnerahl Kopenhagens im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung und den damit zusammenhängenden ungeheuren Einfluß der Hauptstadt auf das politische, wirtschaftliche und geistige Leben des ganzen Landes hervorhebt. — Durchaus richtig beurteilt M. die dänische Volkshochschule, „mit ihrem kaum zu überschätzenden, allerdings vielfach weit über Bildung und Erziehung hinausstrebenden Einfluß auf das öffentliche Leben" (S. 13). Er nennt sie (S. 30) „eine der eigentümlichsten, weil ganz auf dem Boden des Volks erwachsenen, und zugleich zweifellos eine der charaktervollsten Erscheinungen moderner Kultur, wenn auch keineswegs ohne innere Irrungen und Gefahren", da sie neuerdings, vor allem in Jütland, „der Versuchung grenzpolitischer Bestrebungen unterlegen" sei.

Überhaupt äußert sich der Verf. über die jetzigen deutsch-skandinavischen Beziehungen mit großem Freimut. „Wir wissen sehr genau," sagt er einmal (S. 11), „daß wir jenseits der Königsau und der Belte im allgemeinen auf herzlich wenig Sympathie zu rechnen haben, konnten es in diesem Kriege noch mehr empfinden als vorher und würden recht töricht handeln, wenn wir uns in der Beziehung irgendwelchen schönen Illusionen hingeben wollten." Daneben aber betont er auch (S. 5): „Die germanische und skandinavische Welt gehören unzertrennbar zusammen. Ihre Interessen lassen sich wohl zeitweise, aber nicht dauernd trennen, auch nicht durch das Schwergewicht materieller Kräfte, wo diese scheinbar auseinandergehen oder nach anderen Richtungen abgelenkt werden." — Seine Anschauungen über die Haltung der dänischen Presse und der dänischen Parteien während des Weltkrieges decken sich völlig mit meiner eigenen Auffassung. Wir erleben heute in Dänemark das eigenartige Schauspiel, daß die konservativen und gemäßigt-liberalen Elemente deutschfeindlich sind, die Regierungsmehrheit der Radikalen und Sozialisten aber eine verhältnismäßig neutrale Stellung einnimmt, während z. B. in Schweden das Umgekehrte der Fall ist. Übrigens ist die Broschüre zweifellos im Sommer 1916 (also vor der deutsch-

dänischen Spannung im Frühherbst) geschrieben, weshalb denn auch der innere politische Konflikt, betreffend die Frage des Verkaufes der dänischen Antillen an die Vereinigten Staaten, nirgends berührt wird.

Verhältnismäßig stiefmütterlich behandelt M. das geistige und künstlerische Leben unseres nordischen Nachbarlandes. Unter den von ihm erwähnten dänischen Schriftstellern, Künstlern und Gelehrten vermißt man mit Bedauern manchen Namen von europäischem Klange, wie die Komponisten Gade und Hartmann, die Historiker Steenstrup und Edv. Holm, den Philosophen Höffding u. a. mehr. Außerdem sind die Namen öfters falsch geschrieben. So muß es beispielsweise S. 12 „Neergaard", S. 31 „Arild Huitfeldt", „Aage Friis", „Bindesböll" heißen. Befremdet hat mich auch die öfters vorkommende Anwendung der Buchstaben „ô" und „w", die es im Dänischen gar nicht gibt.

Diese und andere kleine „Schönheitsfehler" können dem Werte der M.schen Schrift natürlich keinen Abbruch tun. Sie ist unbedingt eine sehr verdienstliche Arbeit, deren Studium ich warm empfehlen kann.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

107.

Arnheim, Fritz, Schweden. (Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde zum Gebrauch im praktischen Leben. 3. Bd.) 8°. X u. 208 S. Gotha, Friedr. Andr. Perthes A.-G., 1917. Geb. M. 4.—.

Zukünftiger deutscher Schaffensmöglichkeit will „Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde" die Wege ebnen und dazu beitragen, die Kenntnis der politischen und kulturellen Entwicklung fremder Völker, der Grundlagen ihres staatlichen Daseins, ihrer Neigungen und Abneigungen zu vertiefen. Die bisher in diesem Rahmen erschienenen Bände, die Irland (s. „Mitteilungen" Bd. 45, S. 137 ff.) und Rumänien behandeln, haben allgemeine Anerkennung gefunden. Ihnen schließt sich das eben zur Ausgabe gelangte dritte Stück der Sammlung würdig an. Aus der Feder Fritz Arnheims stammend, eines gründlichen Kenners der schwedischen Geschichte und Kultur, beschäftigt sich das Buch mit der politischen, wirtschaftlichen, geistigen und sozialen Entwicklung Schwedens von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Nachdem der Verf. in einer fesselnden Einleitung die geographischen, geologischen und klimatischen Verhältnisse Schwedens geschildert, seine Bodenschätze, die Haupterwerbszweige seiner Bewohner, ihren Charakter und ihre Stellung zum Deutschtum, behandelt er in 6 Abschnitten die historische und kulturelle Entwicklung des interessanten Landes. Der erste reicht von der Wikingerzeit bis zum „Stockholmer Blutbad" von 1520. Lehrreich ist besonders die Schilderung der sogen. „Unionszeit".

Entgegen der noch heute in Deutschland vielfach verbreiteten Annahme wird hervorgehoben, daß am 20. Juli 1397 in Kalmar kein Unionsvertrag zustande kam.

Mit der Erzählung des Befreiungskampfes unter Gustav Wasa, dessen markante Persönlichkeit sorgfältige Würdigung erfährt, setzt der zweite Abschnitt ein. Er umfaßt die Zeit von 1520—1611, also eine Epoche, in der sich Schwedens Eintritt in die Weltgeschichte vollzog, in der jener „nahezu 100jährige Kampf" um seine nationale Unabhängigkeit begann, der sich allmählich zu einem Ringen um die Vorherrschaft in der Ostsee erweiterte.

Den Glanzpunkt des Buches bilden die folgenden drei Kapitel. Sie sind der „Großmacht" Schweden gewidmet, der „Zeit der unbeschränkten Ständeherrschaft", da das Königreich im Laufe weniger Jahrzehnte „in eine Art Tochterland Frankreichs" sich verwandelte, und der schwedischen Entwicklung im Gustavianischen und Napoleonischen Zeitalter. Die Darstellung, vielfach auf eigenen archivalischen Forschungen des Verf. beruhend, bietet hier eine Reihe hübscher, abgerundeter Bilder und bereichert mit manchem neuen Zug den Charakter und das staatsmännische Wirken Gustav Adolfs, Karls XII., Adolf Friedrichs, seiner vielberufenen, energischen Gemahlin Luise Ulrike, der preußischen Königstochter, und Bernadottes, des nachmaligen Königs Karl Johann. Ob nach dem Tode Gustav Adolfs bis 1635 „die religiöse Befreiung Deutschlands eines der Hauptziele der schwedischen Politik" gewesen ist, wie der Verf. (S. 72) betont, lassen wir dahingestellt sein. Daß schließlich die ganze schwedische Politik in bezug auf Deutschland an der Macht der Verhältnisse gescheitert ist, muß als ein außerordentliches Glück angesehen werden. Die Gefahr, eine schwedische Domäne zu werden, lag schon zur Zeit des großen Wasakönigs in greifbarer Nähe. — Bei der Schilderung des schwedischen Sektenwesens im 18. Jahrhundert (S. 109) hätte vielleicht auch noch mit einem Wort der Templerei und der strikten Observanz gedacht werden können. Die Bestrebungen aller dieser dunklen Mächte beherrschten und beeinflußten, wie in Deutschland und in anderen Ländern, den Geist der Zeit viel nachhaltiger und tiefer, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist.

Der letzte Abschnitt behandelt die Geschicke Schwedens während und nach der schwedisch-norwegischen Unionszeit und führt uns bis in die streiterfüllte Gegenwart, da Deutschfreunde und Deutschfeinde, „Neutralisten" und Anhänger der Entente, da Monarchisten und Republikaner „miteinander um die Vorherrschaft ringen".

Wie die Geschichte Preußens, so ist auch die Schwedens die Geschichte seiner Könige. Sie ist reich an außerordentlichen Ereignissen und Wechselfällen aller Art, reich an Szenen voll dramatischer Spannung und zeigt, was ein tüchtiges Volk bei

kraftvoller Leitung zu leisten vermag. Aber die ewigen Adelsverschwörungen, denen wir hier begegnen, die maßlosen Parteikämpfe, die das schwedische Reich unaufhörlich erschüttert haben, die leichtfertigen Kriegsunternehmungen, die es häufig an den Rand des Verderbens gebracht haben, und zuzeiten das bedenkliche Sinken der politischen Moral sind doch höchst unerfreuliche Erscheinungen.

Aber der kundige Verf. behandelt, wie gesagt, nicht nur die politische Geschichte Schwedens, sondern führt den Leser mit gleicher Geschicklichkeit auch ein in die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, in die schwedische Wissenschaft und Kunst, macht ihn bekannt mit der religiösen und literarischen Bewegung des nordischen Reichs, belehrt ihn über seinen Handel, seine Industrie und seinen Ackerbau, seine Rechtspflege, Verwaltung und parlamentarische Entwicklung und entwirft zugleich ein anziehendes Bild von den lebhaften, schon im frühen Mittelalter einsetzenden und bis heute andauernden deutsch-schwedischen Wechselbeziehungen.

Wertvoll ist der statistische Anhang, der sich über die Bodenfläche und Einwohnerzahl verbreitet, über Verteilung und Ertrag der Anbaufläche und Ausfuhr, über Staatshaushalt und Zolleinnahme, über Heer und Flotte.

Das Buch schließt mit einer sorgfältig zusammengestellten und kritisch ausgewählten Literaturübersicht und einem durchaus zuverlässigen Personen-, Sach- und Ortsregister. Dankbar zu begrüßen ist endlich auch die Beigabe einer politisch-physikalischen Karte und einer Wirtschaftskarte Schwedens. Zu wünschen wäre allerdings für sie ein etwas größerer Maßstab.

Der Verf. hat seine schwierige Aufgabe mit großem Geschick gelöst. Der reiche Stoff ist klar und übersichtlich geordnet. Die Darstellung bringt die gesicherten Ergebnisse systematischer Forschung aus allen Gebieten des Wissens; sie ist knapp und doch erschöpfend, frisch und anregend, nicht selten weite Ausblicke gewährend; sie ist überdies getragen von gelassener Ruhe und maßvollem, überall selbständigem Urteil. So bietet Arnheims Buch in der Tat dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung und ein geeignetes Orientierungsmittel, dem gebildeten Laien, dem Kaufmann, dem Industriellen und dem Landwirt eine belehrende und unterhaltende Lektüre.

Berlin-Halensee. Georg Schuster.

108.

Hartmann, Ludo M., Hundert Jahre italienischer Geschichte. (1815—1915). 8°. 217 S. München, Georg Müller, 1916. M. 3.—.

Da der Verf. selbst nicht den Anspruch erhebt, eine wissenschaftliche Arbeit zu liefern, so darf die Kritik sich bescheiden. Immerhin hätte man doch von dem Autor der „Geschichte Italiens

im Mittelalter“ mehr erwartet. Das Buch ist aus Artikeln der Wiener Arbeiter-Zeitung entstanden; man könnte den Verf. einen Ideal-Sozialisten nennen. Wie flüchtig wird Cavour berührt. (Treitschke, Kraus und Friedensburg scheinen nicht benutzt zu sein), wie ausführlich Mazzini! Doch ist die liebevolle Ausmalung Mazzinis dankenswert. H. sagt, Mazzinis Plan zur Einigung Italiens sei verfälscht worden durch die Bourgeoisie, die das Werk durchführte, weil das niedere Volk noch völlig ungebildet und politisch unfähig gewesen. Dadurch entstand die Einheit nur äußerlich und materiell; der Staat war im Innern nicht demokratisch, nach außen aber imperialistisch geworden. Demnach hätte man also warten müssen, bis das niedere Volk reif für die Ideen Mazzinis geworden sei, um dann erst die Einigung durchzuführen. Wie lange hätte das wohl gedauert? Vollziehen sich die geschichtlichen Dinge derart? Ist es richtige Kritik, die so Geschichte schreibt? Cavour und Bismarck setzten die Einigung auf ihre Weise ins Werk. Vielen mag dies nicht gefallen, aber können sie mit Sicherheit sagen, wie es besser hätte gemacht werden können? Solche desiderative Historik wird immer unfruchtbar sein.

Berlin-Zehlendorf. Rich. Sternfeld.

109.

Huart, Clément, Geschichte der Araber. Ins Deutsche übersetzt von Sebastian Beck u. Moritz Ferber. Bd. 1. IV u. 381 S. Bd. 2. 396 S. M. 18.—; geb. M. 22.50. Namen- und Sachregister. 127 S. M. 5.—. Leipzig, K. F. Köhler, 1914—15.

Bei der Bedeutung, die die Geschichte der Araber durch die Kampfreligion Mohammeds und die dadurch veranlaßten Züge seiner Anhänger für die Geschichtswissenschaft hat, ist die Herausgabe dieses Werkes von H. dankenswert. Die Person des Verf., der als Dolmetscher und Professor der Orientalischen Sprachen sowie als französischer Konsul manche Vorbedingung für die Abfassung eines derartigen Werkes erfüllt, sowie die Beigabe eines recht umfangreichen Namen- und Sachverzeichnisses bieten Gewähr für Brauchbarkeit. Immerhin ist zu betonen, daß der Verf. zwar Land, Leute und Sprache sowie die Literatur über die Geschichte der Araber gut kennt, aber offenbar kein Historiker ist. So ist es denn ein nützliches Handbuch, mehr nicht. Die Angabe der Fachliteratur am Schluß der einzelnen Abschnitte ersetzt nicht den Mangel an Belegen für die Ausführungen im Text selbst: Fußnoten sind spärlich. Behandelt wird nicht nur das Volk der Araber in seiner Heimat, der arabischen Halbinsel, sondern die Geschichte des Volkes als Träger der Religion Mohammeds. Vom Propheten abgesehen, werden also auch die Staatengründungen in den Kreis der Darstellung gezogen, die von den Arabern als Staatsgebilde

arabischer Zunge geschaffen wurden, so insbesondere in Marokko und Spanien. Berücksichtigt wird auch die Kulturgeschichte der Araber, insbesondere ihre Sitten, ihre Literatur, ihre Wissenschaften, was nicht zu den schwächsten Teilen des Werkes gehört. Wer da weiß, wie schwer und unvollkommen trotz der Neuausgaben der arabischen Schriften von Leyden aus die Benutzbarkeit der arabischen Literatur ist, wird den Fleiß bewundern und dem Verf. wie den Übersetzern des brauchbaren Buches den Dank nicht versagen.

Berlin-Friedenau. Hans Philipp.

110.

Schmidt-Ewald, Walter, Die Entstehung des weltlichen Territoriums des Bistums Halberstadt. (Abhandlnngen zur Mittleren und Neueren Geschichte. Hrsg. von Georg v. Below, Heinrich Finke, Friedrich Meinecke. Heft 60.) 8°. 110 S. Berlin u. Leipzig, Dr. Walther Rothschild, 1916. M. 3.20, Subskriptionspreis M. 2.80.

Es ist eine der lohnendsten und noch lange nicht genug gewürdigten Aufgaben historischer Forschung, der Entwicklung nachzugehen, die zu der Buntheit der Karte Deutschlands vor dem Reichsdeputationshauptschluß führte. Bei der Länge des Weges, der zu durchmessen ist, wird man ohne solche Teilarbeiten nicht auskommen, wie sie das Buch von Schmidt-Ewald darstellt. Es hätte genügt, im Titel vom Territorium des Bistums Halberstadt zu sprechen, womit der Begriff des Weltlichen ohne weiteres verbunden ist. Zum Territorium ist die Diözese das geistliche Gegenstück. Aber das ist nur nebensächlich. Die Arbeit selbst ist gut durchgeführt. Auf zweierlei baut sich das Territorium auf: auf amtlich-öffentlichen Befugnissen und auf dem immobilen Moment des Bodenerwerbs. Wie andere geistliche Herren haben die Halberstädter Bischöfe innerhalb ihrer Diözese, die sich über die sechs Gaue (Harzgau, Derlingau, Nordthüringgau, Balsamgau, Schwabengau, Hassegau) erstreckte, die gräfliche Gerichtsbarkeit zu durchbrechen und zu durchlöchern und ganze Grafschaften zu erwerben gewußt. Das Mittel bildete die Immunität, deren Entwicklung Schmidt verfolgt. Auch der Erwerb von Regalien, des Marktrechtes, des Heer- und des Wildbanns förderte die bischöflichen Bestrebungen. In einem zweiten Abschnitte behandelt der Verf. die „Entwicklung der öffentlich-rechtlichen Verhältnisse im Bereiche des halberstädtischen Sprengels bis etwa 1300". Hier betrachtet er den wechselvollen Gang, den die Grafschaftsverhältnisse in den genannten Gauen nahmen, und stellt dann dar, wie sich der Bischof auch von dem ursprünglichen Vertreter der Kirche gegenüber den Grafen, dem Vogte, zu befreien und dessen Befugnisse sich anzueignen sucht. Er erwirbt nicht nur die Stiftsvogtei, er dehnt seine Gewalt auch auf andere Vogteien in

Halberstadt selbst und außerhalb der Stadt aus. So wichtig alle diese Rechte sind, entscheidend für die Bildung des Territoriums wird doch die Politik, die Bischof Albrecht I. (1304—1324) einschlägt: Erweiterung und Abrundung des Territoriums. Mit Recht weist Sch. darauf hin, daß dieses Bestreben in Halberstadt später als in den meisten anderen deutschen Bistümern einsetzt. Übrigens hat Albrecht in seinem Kapitel keine Stütze gefunden. Es ist stets das gleiche Bild: nur mühsam setzt sich das Neue im historischen Geschehen, auch eines kleinen Kreises, durch. Es ist so höchst wichtig gewesen, daß sich in Albrecht II. (1324—58) ein Nachfolger fand, der die Politik seines Vorgängers fortsetzte. Von der Mitte des 14. Jahrhunderts an hat sich der Umfang des Halberstädter Territoriums dann nicht wesentlich geändert. 1648 ging es in dem brandenburgischen Staate auf. Ein Überblick über die Entwicklung der lokalen Gerichts- und Verwaltungsbezirke des Stiftsterritoriums bildet eine erwünschte Zugabe. Hier werden die Untergerichtsbezirke der Grafschaften, die Gaugerichte (bis Mitte des 14. Jahrh.), und ihre Nachfolger in der bischöflichen Zeit, die Ämter (um 1500), einer Durchsicht unterzogen. Alles in allem ein ansprechender Beitrag zur historischen Geographie, dessen Benutzung allerdings durch das Fehlen jeder Karte erschwert wird. — Die vielen Druckfehler in der Schrift sind nicht Schuld des Verfassers.

Dresden. W. Hoppe.

111.

Merseburger Chroniken. Hrsg. vom Verein für Heimatkunde in Merseburg. I. Voccius, M. Christian, Geschichte der Kirche im Stift Merseburg seit der Einführung des Evangeliums. Übersetzt u. hrsg. von O. Rademacher. Gr. 8°. VI u. 94 S. Merseburg, Verein für Heimatkunde, 1913. M. 1.—, geb. M. 1.40. II. Möbius. M. Georg, Neue Merseburgische Chronika. Nebs, der Fortsetzung von G. L. Präger bis 1760. Gr. 8°. 482 St Merseburg, Verein für Heimatkunde, 1914. M. 4.40, geb. M. 5.—.

Der Verein für Heimatkunde in Merseburg verfolgt mit der Herausgabe Merseburger Chroniken den löblichen Zweck, weiteren Kreisen wichtige Quellenschriften zur Geschichte von Stadt und Stift Merseburg zugänglich zu machen. Der um die Geschichte dieses Gebietes sehr verdiente und mit der Merseburger Geschichtschreibung wohlvertraute Prof. Dr. Rademacher hat die beiden vorliegenden Bände besorgt. Die Reihe soll übrigens nach dem Kriege fortgesetzt werden.

Die erste Chronik ist Anfang des 17. Jahrhunderts von dem Lützener Senior M. Christian Voccius geschrieben worden, und zwar, wie er in der Vorrede betont, für seine Nachfolger im Amt zu deren Nutz und Frommen. Die Urschrift ist offenbar

verloren, nur eine in der Stiftssuperintendentur zu Merseburg aufbewahrte gleichzeitige Abschrift ist bisher bekannt geworden. R. hat die in einem gewandten, doch nicht einfachen, bisweilen gezierten Latein geschriebene Chronik ins Deutsche übertragen und nur einige wichtige Stellen im Urtext als Anhang beigefügt. Wenn auch dem Verf. das Biographische Hauptsache ist, wie er denn seinen Stoff nach der Lebenszeit der Lützener Pastoren einteilt. so bietet die Chronik doch wichtige Nachrichten über staatliche, kirchliche und städtische Verhältnisse; besonders für die Geschichte der Kirche im Stift Merseburg während des 16. Jahrhunderts (1544—1612) und für die Kulturgeschichte jener Zeit bringt sie reichen Stoff. Voccius ist stark in Liebe und Haß; darum ist seine Darstellung oft stark subjektiv gehalten.

Ganz anders geartet ist die Chronik des Georg Möbius, der 1647—1668 Rektor des Merseburger Domgymnasiums, dann Theologieprofessor in Leipzig war. Schreibt Voccius im wesentlichen Zeitgeschichte, so geht M. von den ältesten Zeiten aus und bringt es sogar fertig, den Stammbaum der Schwaben, als der ersten Bewohner des Landes, auf Noah zurückzuführen. Gleichwohl regt sich bei M. bereits die Kritik, und so hat seine Chronik auch für die ältere Zeit noch heute ihren Wert, nicht nur deshalb, weil M. als erster die Geschichte von Stadt und Stift zusammenhängend behandelt. Je näher er seiner Zeit kommt, desto wertvoller wird sein Buch, und für den 30jährigen Krieg ist es eine hervorragende Quelle, soweit es die Geschichte des Stifts betrifft. Ergänzt wird die Chronik durch die in einer Handschrift befindlichen Annalen des Domvikars Präger, die bis 1760 reichen. Der Herausgeber, Rademacher, hat noch kurze Bemerkungen über wichtige Merseburger Ereignisse bis 1914 angefügt. — Für den Druck benutzte R. drei verschiedene Handschriften, die vielfach voneinander abweichen und sich gegenseitig ergänzen. Wie bei Voccius die unwichtigen Dinge nur auszugsweise in kleinerem Druck wiedergegeben sind, so hat R. hier in ähnlicher Weise oder durch Weglassung ganzer Kapitel gekürzt, ein Verfahren, das ohne Zweifel dem Ganzen als Merseburger Chronik zugute kommt. — Beiden Bänden ist zur leichteren Benutzung ein Register beigegeben.

Merseburg. Fr. Wilhelm Taube.

112.

Ribbeck, Konrad, Geschichte der Stadt Essen. Hrsg. von der Stadt Essen auf Grund einer Stiftung des Herrn Albert von Waldthausen. Erster Teil. Mit einer Wappentafel, einer Ansicht der Stadt Essen u. einem Plane der Stadt. IV u. 505 S. Essen, G. D. Baedeker, Verlagshandlung, 1915. Geb. M. 5.—.

Ein fesselndes Bild städtischer Entwicklung bietet die Geschichte Essens, die Konrad Ribbeck in dem bisher erschienenen

1. Band bis zum Ende des 15. Jahrhunderts geführt hat. Zwar ist Essen in dieser Zeit nur ein Landstädtchen, das weder in der Politik noch in der Volkswirtschaft eine Rolle spielt. Daß der kleine Ort im Lauf der Zeiten zu seiner heutigen Bedeutung emporsteigen würde, hätte sich um 1500 keiner seiner Bürger auch nur träumen lassen. Aber Essen lag an der von Duisburg über Dortmund nach Soest und Paderborn führenden Heerstraße, die im späteren Mittelalter zu der wichtigsten ganz Westfalens werden sollte, dem Hellweg. Dadurch war von vorne herein eine gewisse Entwicklungsmöglichkeit gegeben. Die Anfänge der Stadt liegen bei dem wahrscheinlich von Karl d. Gr. nach Unterwerfung der bis zur Ruhr südwärts vorgedrungenen sächsischen Brukterer angelegten und befestigten Reichshof Asnithi und einer an ihn sich anschließenden dörflichen Niederlassung. Bischof Altfried von Hildesheim, wie es scheint, ein Mitglied des mächtigen Geschlechts der Grafen von Werl, der Berater Ludwigs des Deutschen, ersah sich 852 den in den Besitz seiner Familie übergegangenen Hof Asnide zum Sitz eines freiweltlichen Kanonissenstifts, dessen erste Äbtissin seine Schwester Gerswid wurde. Die Wichtigkeit dieser Gründung beweist der Umstand, daß das Stift unter Befreiung von der Aufsicht des Kölner Erzbischofs unmittelbar dem Papst unterstellt wurde. Unter dem Schutz der befestigten Immunität entwickelte sich die dörfliche Niederlassung im 10. Jahrhundert zu einem Marktort von ungefähr 400 bis 500 Einwohnern, dessen Selbstverwaltung sich noch ganz in den Formen einer Landgemeinde bewegte. Die höhere Gerichtsbarkeit unterstand einem von der Äbtissin als Immunitätsherrin eingesetzten Vogt, die niedere wahrscheinlich schon frühe dem Verwalter des abteilichen Fronhofs, dem Schultheiß. Die Äbtissinnen des 11. und 12. Jahrhunderts, kraftvolle Persönlichkeiten, die auch in der Reichspolitik ihre Rolle spielten, verstanden es, den Bemühungen der Vögte (seit der Mitte des 12. Jahrhunderts der Grafen von Berg und Altena), ihre Macht auf Kosten des Stifts zu erweitern, mit Erfolg entgegenzutreten. Hieraus zog auch die Marktgemeinde Vorteil; der Frieden, dessen sie sich erfreuen durfte, ließ sie bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts auf das Sechsfache ihres alten Umfangs anwachsen. Da der Kreis der Verwaltungstätigkeit sich damit erweiterte, wurde (wahrscheinlich 1244) die Erledigung der laufenden Geschäfte einem Ausschuß von 12 Männern (6 Dienstleuten und 6 Bürgern) übertragen, die ursprünglich Geschworene, später — zuerst 1272 — consules genannt werden; es ist der spätere Rat der Stadt. Diese Entwicklung ist, wenn auch in verschiedener Form, der Stadtgeschichte Westdeutschlands im 13. Jahrhundert überhaupt eigentümlich; 1248 erscheinen z. B. zum erstenmal in Rheinberg urkundlich „scabini et consules“, ein aus Schöffen und eigentlichen Ratsherren zusammengesetzter Rat, während in Metz schon 1207 13 iurati genannt werden, die als Rat nachgewiesen sind,

und in Trier 1214, allerdings nur für kurze Zeit, 19 iurati neben den erzbischöflichen scabini auftauchen.

Das 13. Jahrhundert brachte im übrigen, wie für das Reich, so auch für Stift und Stadt Essen fast unausgesetzt schwere Wirren. Der Äbtissin war es dabei auf die Dauer nicht möglich, sich dem geistlichen und politischen Einfluß des Kölner Erzbischofs zu entziehen. 1246 gewann Konrad von Hochstaden die Stiftsvogtei; 1260 mußte die Äbtissin auch ihre kirchliche Unabhängigkeit preisgeben und das Visitationsrecht Kölns anerkennen. In diesen Zusammenhang gehört Essens Stadtbefestigung. Die Kölner Erzbischöfe strebten damals in allen Teilen ihrer Herrschaft danach, ihre Städte, Sitze aufblühenden Wohlstands und in diesen kriegerischen Zeiten Bollwerke und Zufluchtsstätten des Landes, mit festen Mauern zu umgeben. So wurde 1233 Rheinberg ummauert; ins Jahr 1244 fällt der zweifellos vom Kölner Erzbischof, der 2 Jahre später die Vogtei gewinnt, veranlaßte Mauerbau Essens.

Mit der Wehrhaftigkeit wuchsen die Bedeutung der Stadt und der Umfang der von der Stadtverwaltung, dem Rat, zu leistenden Arbeit. An der Spitze des Rates stand ursprünglich der einer abteilichen Ministerialenfamilie entstammende Schultheiß. 1335 verschwindet er aus den städtischen Urkunden; zwei Bürgermeister, die der Rat aus seiner Mitte erwählt, übernehmen statt dessen die Leitung. Stürmische Vorgänge in der Bürgerschaft scheinen diesen Wechsel herbeigeführt zu haben; unterliegt doch auch in derselben Zeit die Zusammensetzung des Rates einem starken Wechsel. Die von den Städten des Oberrheins ausgehende demokratische Bewegung brachte schließlich, wie anderswo, so auch in Essen den Zünften die Teilnahme an der Stadtverwaltung. Während die wirtschaftliche Bedeutung der an sich noch immer kleinen Mittelstadt stieg (um 1380 mag sie etwas über 3000 Einwohner gezählt haben), gab die Finanzverwaltung des aristokratischen Rates in Essen (wie gleichzeitig in Dortmund) immer stärkeren Anlaß zur Unzufriedenheit. So kam es um 1400 zu inneren Unruhen; deren Ergebnis war aber nicht (wie z. B. 1302 in Trier) die Zulassung der Handwerkerzünfte zum Rat, sondern die Errichtung einer zweiten städtischen Körperschaft, der „Vierundzwanzig“, die mit der Aufsicht über die Stadtverwaltung betraut wurden. Diese Vierundzwanzig entsprechen also mehr den, allerdings erst 1509, in Rheinberg eingesetzten vier Gemeinsleuten.

Stift und Stadt Essen lebten bei alledem zumeist in gutem Einvernehmen miteinander; in den steten Kämpfen der niederrheinisch-westfälischen Herzöge und Grafen bedurften eben beide Teile der gegenseitigen Unterstützung. Die Äbtissin besaß aber doch die größere Macht; 1399 erkannte daher die Bürgerschaft sie ein für allemal als Landesherrin an und gestand ihr zu, daß der von ihr eingesetzte Schultheiß in seiner Gerichtshoheit von

der Stadt nicht beeinträchtigt werden solle. Nach außen aber verlor das Stift immer mehr an Bedeutung. Die Zahl seiner Kanonissen ging im 14. und 15. Jahrhundert immer mehr zurück. da der hohe Adel Westfalens, dem sie entstammten, zusammenschmolz. Dagegen stieg die Zahl der Kanonichen; aber die adeligen Ministerialen, die früher wesentlich am Kapitel beteiligt gewesen waren, verschwanden immer mehr aus seinen Reihen; Bürgersöhne, vorzugsweise Angehörige Essener Familien, traten an ihre Stelle. Damit verlor das Stift sowohl an innerem Zusammenhang wie an äußerer Macht. Zu Ende des 15. Jahrhunderts war es durchaus von dem Willen der klevischen Herzöge abhängig. die im Kampf mit Kurköln die Stiftsvogtei gewonnen hatten; die weitere Entwicklung der Stadt aber war auf die Arbeit der Bürger angewiesen, deren wirtschaftliche Kräfte im stillen gewachsen waren und die bald berufen sein sollten, auch in Essen den neuen Zeitströmungen ihren Weg zu bahnen.

Wie diese hier in allgemeinen Zügen geschilderte Entwicklung im einzelnen von R. genauer dargelegt und erläutert worden ist. läßt sich im Rahmen einer Besprechung, die nur das Wesentliche herausheben will, nur eben andeuten. Zweierlei aber mag noch hervorgehoben werden: einmal hat es der Verf. in geschickter Weise verstanden, die Geschichte des Reichs, der niederrheinisch-westfälischen Territorien sowie des Stifts und der Stadt Essen in zusammenhängender, das Wichtigste deutlich hervorhebender Erzählung durch die Jahrhunderte zu verfolgen und in ihrer steten Wechselwirkung klarzulegen. Vor allem aber bietet sein Buch jetzt schon einen wertvollen Beitrag zur Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte der westdeutschen Städte, für die in mühevoller Durcharbeitung und geschickter Ausnutzung der Urkunden ein gewaltiger Stoff zusammengetragen worden ist. Die Beilagen erhöben den Wert des trotz seines niedrigen Preises von der Verlagshandlung vornehm ausgestatteten Werkes, dessen Erscheinen einem Bürger der Stadt, dem Herrn Albert von Waldthausen, zu danken ist, der in hochherziger Weise hierfür Geldmittel zur Verfügung gestellt hat. So kann man dem Abschluß der Arbeit, den ein zweiter Band bringen soll, mit gespannter Erwartung entgegensehen; dabei muß allerdings der Wunsch ausgesprochen werden, daß dieser Schlußband nicht nur das versprochene Inhaltsverzeichnis, sondern auch die wissenschaftlichen Nachweise bringen wird, mit denen der Verf. die Darstellung nicht belasten wollte, die aber für den zünftigen Geschichtsforscher eine notwendige Ergänzung des Gebotenen bilden werden.

Oberhausen (Rhld.) Artur Koernicke.

113.

Mühlhäuser, Dr. Anna, Die Landschaftsschilderung in Briefen der italienischen Frührenaissance. (Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, Heft 56.) 8°. 80 S., Berlin u. Leipzig, Dr. Walther Rothschild, 1914. M. 2.50.

Seit Jakob Burckhardt zuerst auf das Naturempfinden des Renaissancemenschen aufmerksam gemacht hat, hat man wiederholt auch auf das Vorhandensein von Landschaftsschilderungen hingewiesen, ohne daß eine zusammenhängende Untersuchung darüber vorläge. Anna Mühlhäuser unternimmt es nun, einmal festzustellen, wie weit das Interesse am Landschaftlichen in den Briefen der Frührenaissance hervortritt. Das Ergebnis ist ein außerordentlich dürftiges. Außer bei Petrarca und Enea Silvio ist von wirklich zusammenhängenden Schilderungen keine Rede. Mit Fleiß hat die Verfasserin die zahlreichen Briefsammlungen durchstudiert und alles, was überhaupt nur landschaftliches Empfinden andeutet, zusammengestellt. In einem Anhang zieht sie auch die beiden französischen Humanisten Jean de Montreuil und Nicolas de Clémanges heran. Es ist gewiß wichtig, daß einmal eine solche Untersuchung vorgenommen wurde, aber mußte denn bei dem geringen Ertrage wirklich gleich ein Buch daraus werden?

Z. Zt. Köln. Fritz Schillmann.

Zeitschriftenschau.

Historische Zeitschrift. Hrsg. v. Fr. **Meinecke** u. Fr. **Vigener.** Der ganzen Reihe 116. Band. (3. Folge. 20. Band.) 3. Heft. München-Berlin, Oldenburg, 1916.

S. 377—458: G. v. **Below**, Die Ursachen der Reformation. Er kommt zu dem Ergebnis, daß sie doch in erster Linie religiöse Ursachen habe.

S. 459—483: Heinr. **Ulmann**, Zur Entstehung der Kaisernote der 29 Kleinstaaten vom 16. Nov. 1814. Eingehende Schilderung der Vorverhandlungen, hauptsächlich auf Grund der Berichte des hessischen Gesandten Freiherrn Joh. v. Türkheim-Altorf. Die Kleinstaaten fürchteten Mediatisierung oder doch Bedrückung durch Österreich, besonders aber durch Preußen und die andern deutschen Könige. Die geplante Einteilung in 7 Kreise erschien ihnen bedenklich, weil dabei Gefahr der Aufsaugung durch die Kreisobersten drohe. Die Rückkehr Napoleons hielten sie im übrigen nicht für ganz unmöglich. Merkwürdige Vorschläge wurden gemacht. So riet der preußische Diplomat v. Hänlein, Kurhessen und Darmstadt sollten zusammen den Königstitel annehmen, und zwar so, daß immer das ältere beider Häupter ihn zu führen befugt sei.

S. 484—494: Karl **Neumann**, Zur Theorie der Geschichte und Kunstgeschichte. Auseinandersetzung mit der Auffassung von Hans Tietze in dessen Buch „Die Methode der Kunstgeschichte" (1913).

Archiv für Kulturgeschichte. Hrsg. v. Walter **Goetz** u. Georg **Steinhausen.** 12. Band. 2. Heft. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1914.

S. 129—163: Fritz **Curschmann**, Die Entwicklung der historisch-geographischen Forschung in Deutschland durch zwei Jahr-

hunderte. I. Die Gauforschung auf Grund der Theorie von der Übereinstimmung der Gaugrenzen mit kirchlichen Grenzen ist zuerst systematisch aufgebaut von den Gelehrten der kurpfälzischen Akademie zu Mannheim (Lamey, Crollius, Kremer). Carl v. Spruner hat die Theorie kritisiert in Anknüpfung an Karl Heinr. Langs Buch: „Baierns Gaue nach den drei Volksstämmen der Alemannen, Franken und Bojoaren, aus den alten Bistumssprengeln nachgewiesen" (Nürnberg, 1830). Ebenso ablehnend äußern sich Ledebur, Leutsch, Raumer, Menke usw. Am schärfsten wird die Theorie gerade durch ihren „fanatischen Anhänger", Heinr. Böttger, diskreditiert.

S. 164—194: Joseph **Goetz**, Kritische Beiträge zur Geschichte der Pataria. II. III. Tief eindringende Untersuchungen über die Urheberschaft der Pataria und über die Chronologie der Synode zu Fontanetto.

S. 195—228: W. **Ganzenmüller**, Die empfindsame Naturbetrachtung im Mittelalter. Er versucht zu zeigen, daß sie auch der 1. Hälfte des Mittelalters nicht fremd war, daß sich vom ausgehenden Altertum bis zu den Troubadours ein Zusammenhang der Ausdrucksformen nachweisen läßt. Große Fülle geschickt gewählter Beispiele. Feines Verständnis für seelische Schwingungen usw.

S. 229—230: Ernst **Vogt**, Ein Drohbrief aus dem 14. Jahrhundert. Der Thüringer Vitztum sucht sich gegen den Erzbischof von Mainz, Heinrich III. von Virneburg (Kurverein zu Rense), auf Grund von Forderungen, die er an das Erzstift hat, Recht zu verschaffen.

S. 231—270: E. **Mogk**, Volkskunde. Eröffnungsbericht. I. Behandelt werden die geschichtliche und die territoriale Entwicklung der deutschen Volkskunde.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. Hrsg. v. Joh. **Ilberg** u. Paul **Cauer.** 19. Jahrgang. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1916.

Heft Ib (2. Abtlg.) S. 1—19: Fr. **Cramer**, Geschichtliche Bildung. Betont sehr richtig, daß es deutsche Eigenart ist, nicht im nationalen Eigendünkel sich gegen Lehren zu verschließen, die uns die ausländische Geschichte in gutem und bösem Sinne bietet. Er führt an Beispielen aus, wie auch im Unterricht auf ein geschichtliches Verständnis hinzuarbeiten ist.

S. 20—48: E. **Stemplinger**, Der Dreibund gegen die humanistischen Studien. Die allgemein interessierende und sehr lesenswerte Arbeit gibt eine historische Zusammenstellung der Gründe, die gegen fremde Bildung bei den Deutschen von den Kirchenvätern bis zu den Realschulmännern angeführt sind: man hatte religiös-ethische Bedenken, fürchtete für die Monarchie (vgl. Dr. Gruhn, Tag 1910, Nr. 471: Das republikanische sive welsche Staatsideal ist durch das Studium des klassischen Altertums zu den Germanen gekommen!) oder fürchtete für den Bestand der Nation, als ob das Gymnasium bisher griechische Demokraten und römische Republikaner herangezüchtet hätte, oder als ob nach dem Krieg jeder Welthandel aufhört, so daß die englische und französische Sprache wertlos oder entbehrlich wird.

Heft IIa. S. 81—92: W. W. **Jaeger**, Philologie und Historie. Arbeitsweise und Arbeitsziele des Philologen und des Historikers werden einander gegenübergestellt.

S. 151—152: Fr. **Kunze**, Der Name Hindenburg. Hindenburg = Hirschkuhburg, nicht „Burg eines Hunno" (Hundertschaftsführers); Beneckendorff = Dorf eines Benno, Bernhard, nicht Ben = (Bengel) = Galgenstrick, Ecke = Eiche: also Galgeneiche, Gerichtseiche.

Heft IIb. S. 60—64: **Goethe**, Politik, Krieg und Sittengesetz. Kurze, aber klare und selbständige Darlegung der Wandlungen in den maßgeblichen Ansichten über Krieg und Kriegsrecht.

S. 65—79: M. **Wiesenthal,** Die Verschiebungen des Geschichtsstoffes im Preußischen Gymnasiallehrplan. Entlastung des Stoffreichtums durch die Aufstellung eines neuen Lehrplanes, der eine weitgehende Aufteilung des Stoffes auf den deutschen, altsprachlichen, geographischen und Religionsunterricht gestattet. Bedingung freilich ist doch, daß z. T. neue Lehrbücher herzustellen wären, und daß möglichst wenige Lehrer den Unterricht in einer Klasse geben, so daß eine solche Konzentration erleichtert wird.

Heft IIIa. S. 153—166: A. **Schulten,** Die historische Topographie. Der Numantiaforscher gibt eine treffliche Geschichte der Topographie von den Peripatetikern an über Strabo, Pausanias, die Pilgerführer, Renaissance, Clüver bis Schliemann. In einem Anhang behandelt M. Zucker die Ruinen in der Malerei des 14. und 15. Jahrhunderts.

Heft IIIb. S. 120—134: F. **Cauer,** Neue Ziele und Wege des Geschichtsunterrichtes. C. führt in glänzender Weise aus, daß alte und neue Geschichte für die Erziehung der Schüler zu historischem Verständnis noch wertvoller sind als die Kenntnis der deutschen Kaiserzeit, für die der deutsche Unterricht durch Lektüre des Nibelungenliedes, der mittelalterlichen Epen und Lieder Wolframs und Walters sowie von Hans Sachs und Grimmelshausen mehr leisten kann. Die notwendige Beschränkung des Geschichtsstoffes habe also durch Verzicht auf eingehende Behandlung des Mittelalters zu erfolgen.

Heft Va. S. 321—368: O. **Viedebantt,** Hannibal und die römische Heeresleitung bei Cannae. In richtiger Wertschätzung der vorzüglichen Arbeit Ulr. Kahrstedts (Geschichte Karthagos, III, 429) gibt V. folgendes Bild: 1. Marschlager Salapia. Erster Übergang über den Fluß ist der Hannibals, der von Gerunium zieht und den Monte di Canne = Berg von Cannae besetzt; dieser Berg liegt südlich des Flusses. Polybius erwähnt aber als ersten Übergang den des Paulus zur Errichtung des kleinen Lagers, das also auf dem Südufer angelegt wurde. Hier bot Varro die Schlacht an, hier fand sie statt. Zu diesem Zweck ging Varro am frühen Morgen vom linken zum rechten Ufer hinüber. Ihm folgte Hannibal. Die Römer lehnten den rechten Flügel an den Fluß, den linken ans Meer (Appian. Hannib. 21); ihre Front geht nach Süden, wenn man der Angabe Appians folgt, während bei Kromayers NW—SO-Aufstellung dieser Zug der Überlieferung nicht zutrifft. Unsere Hauptquelle ist Polybius trotz Beloch und Delbrück. In den Hauptergebnissen schließt sich die Arbeit Kahrstedt und Kromayer an.

Heft VIa. S. 369—378: V. **Gardthausen,** Das Alter italischer Schrift und die Gründung Cumaes. Montelius will die Gründung Cumaes und damit die Einführung der Schrift bei den Italikern ins 11. Jahrh. statt ins 8. Jahrh. setzen. Dagegen wendet sich G.: In Griechenland mag die Buchstabenschrift bis in die Mitte des 11. Jahrh. hinaufgehen; gewisse Reformen (besonders fast alle Zusatzbuchstaben) waren aber erfolgt, als die Schrift nach Italien kam. Die Phöniker, die zwar den Handel nach Italien beherrschten [übertrieben: vgl. Kahrstedt, Klio, XII], bis die griechische Konkurrenz einsetzte, haben das Alphabet nicht gebracht. Aus der Bocchoris-Inschrift auf einem Gefäß am Corneto schließt G., daß dies um 728 v. Chr. datierte Gefäß nur Phoeniker eingeführt haben können (?). Da die sizilischen Kolonien um 736/35 gegründet seien, so führen diese Momente auf eine Zeit um 730. Damals begann die griechische Konkurrenz und Schriftübertragung. Des chalkidischen Buchstabencharakters wegen ist die Frage nach Cumaes Gründung wichtig, denn die Notiz bei Tac. ann. XI, 14 (Herkunft aus Korinth) ist durch die Buchstabenform als falsch erwiesen. Strabo V, 243 und Vell. Paterc. I, 4, 1 scheinen den Ansatz bei Eusebius (1049 v. Chr.) zu bestätigen, aber alle außer Montelius haben diese Angabe verworfen. Die Grabungen, die vieles zutage förderten, haben keine Bestätigung so hohen Alters ergeben. Da Cumae die älteste Kolonie Italiens sein soll (Strabo!), so setzt man sie kurz vor die Anlage

der sizilischen Kolonien, also vor 736 (Naxos), 735 (Syrakus); etwas höher hinauf — um 800 — gehen Holm und Gabrici. Montelius datiert auf Grund seiner Untersuchungen der Grabformen, der Bestattungsart, der Verwendung der Metalle, der Technik der Beigaben usw. die Caere-Gräber (Regulini-Galassi) ins 9. Jahrh. und damit das dort vorgefundene Alphabet und Syllabar im Typ der südetruskisch-griechischen Alphabete ebenfalls um 850. Da die Forum Romanum-Inschrift (lapis niger) und die Praenestefibel unbedingt ihrer Buchstabenform wegen älter sind, so würden wir für diese auf eine Zeit um 900—1000 v. Chr. kommen. Dadurch erweist sich das Haltlose der Chronologie Montelius'. Kymes Gründung und die Einführung des Alphabets in Italien erfolgte frühesten um 750 v. Chr. [Immerhin ist fraglich, ob Kyme die älteste Kolonie Italiens war; um dorthin zu gelangen, muß man unbedingt vorhergehende Ansiedlung in Unteritalien und an der Ostküste Siziliens annehmen, wofür Spuren nicht fehlen: vgl. M. Mayer, Apulien. Teubner.].

S. 416—423: P. **Uedlng,** Thomas Mann und sein Heldenbild Friedrichs des Großen. Th. Mann schrieb sein Buch „Friedrich d. Gr. und die Koalition“ (Berlin 1915) nicht als Historiker, sondern als Dichter.

Heft VIb. S. 241—260: A. **Klein,** Die Weltanschauung Thomas Carlyles. Kl. warnt vor Überschätzung: ihm fehlen „große Gedanken und ein reines Herz“.

Heft VIIIb. Seite 353—390: J. **Richter,** Zur Geschichte des deutschen Freiheitsbegriffes. Bei Luther Verbindung von Freiheit und Autorität, Gottesfreiheit und staatlichem Gehorsam, dann die Freiheit der Vernunft und Wissenschaft, die zum Zwiespalt mit der Staatsautorität führt, Umgestaltung des Staates nach den Forderungen der Vernunft (Kant, Fichte). Die Prägung der aktiven, sittlichen Freiheit durch Kant im Gegensatz zur passiven, religiösen Freiheit Luthers und im Kampfe gegen das englische Nützlichkeitsideal führt zur Sicherung dieser Freiheitsgedanken durch den Staat, der die Freiheitssphären der einzelnen abzugrenzen hat. Die Tragik des Kantschen Grundgedankens, die im Gegensatz des sittlichen Willens zur sinnlichen Neigung liegt, ist Inhalt der Dramen Schillers. In dieser Zeit erfährt der Freiheitsbegriff seine letzte große Wandlung durch Fichte zu seiner Erfüllung mit dem vaterländischen Gedanken.

Heft IXa. S. 595—607: R. **Lindner,** Königin Luise und die sittliche Erneuerung Preußens. Mehr psychologische, als historische Erörterung der politischen Wirksamkeit der Königin.

Heft IXb. S. 426—435: Th. **Sitt,** Geschichtsunterricht und Sprachunterricht. Das eine Ziel der Geistesbildung, das historische Erkennen ausüben zu lehren, hat zwei Wege. Es muß einerseits den Stoff dieses Erkennens in seinem äußeren Umfang vorführen, andrerseits in die Form dieses Erkennens einführen. „Dem ersten Zweck dient der Geschichtsunterricht: um der Größe seines Stoffes willen kann er nicht mehr geben als einen Überschlag über die Totalität seines Inhaltes, ein Schema, dem alles historische Einzelwissen an seiner Stelle sich einordnen kann, das späteren Ausbau und Umgestaltung im einzelnen auf Grund vertiefter Einsichten gestattet. Dem zweiten Zweck dient der Sprachunterricht: er hebt am Gesamtverlauf, wie ihn der Geschichtsunterricht darstellt, bestimmte Einzelobjekte heraus, deren Verhältnis zu den Kategorien der historischen Erkenntnis besonders günstig ist, und läßt sie zu Erkenntnissen werden durch Anwendung der Denkfunktionen, die jenen Gesamtzusammenhang zustande bringen.“

S. 436—445: H. **Lamer,** Die Dardanellen im Altertum. Bedeutung der Dardanellenstraße als Handelsstraße.

Heft Xa. S. 613—653: E. **Maaß,** Vom Wesen der Deutschen und Griechen. Sehr gehaltvoller Vortrag.

Berlin-Friedenau. Hans Philipp.

Baltische Studien. Hrsg. v. d. Gesellschaft für Pommersche Geschichte u. Altertumskunde. Neue Folge, Bd. 19. Stettin, Léon Saunier, 1916.

S. 1—58: Herm. **Hoogeweg**, Die Grundbesitzerwerbung des Klosters Kolbatz. In überaus sorgfältiger Untersuchung werden die in der Kolbatzer Matrikel enthaltenen Urkunden geprüft (vielfach in Auseinandersetzung mit Klempin und v. Nießen), die Zeit der klösterlichen Erwerbungen (1173—1372) wird festgelegt und ihre möglichst genaue Begrenzung angegeben. Eine Karte ist beigefügt.

S. 59—236: Otto **Grotefend**, Die Embleme der Siegel, Wappen und Helmzieren des pommerschen Adels. Unter Zugrundelegung von Bagmihls Pommerschem Wappenbuch (1843—1855) und Siebmachers Wappenbuch (VI, 9, bearb. von v. Mülverstedt, 1894) gibt Teil I in alphabetischer Anordnung die Embleme der Siegel und Wappen, Teil II die der Helmzieren. Der Verf. beklagt, daß wegen des Fehlens eines pommerschen Siegelwerkes Vollständiges nicht geboten werden könne. Das Namensverzeichnis am Schluß gewährt die Möglichkeit, das Gesamtbild des Wappens zu rekonstruieren. Die Arbeit bietet ein wichtiges Hilfsmittel für genealogische und heraldische Studien über die Geschlechter Pommerns.

S. 255—261: 37. Jahresbericht der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde (1. Mai 1914 bis 31. März 1915).

S. 262—280: Mitteilungen von E. **Walter** über Altertümer und Ausgrabungen in Pommern (1914). S. I—XV: 21. Jahresbericht über die Tätigkeit der Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Pommern (1. Okt. 1914 bis 30. Sept. 1915).

Berlin-Wilmersdorf. Fritz Zickermann.

Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen. 80. Jahrgang. Hannover, Friedrich Gersbach, 1915.

S. 1—37, 351—395: Friedr. **Bertheau**, Die Wanderungen des niedersächsischen Adels nach Mecklenburg und Vorpommern. Der Verf. untersucht auf Grund des Urkundenmaterials den Strom der deutschen Einwanderung, der sich von Niedersachsen aus zuerst in das nordwestliche Mecklenburg und von da nach dem Osten und Süden gewandt hat. Nur einzelne Familien sind zuerst in Pommern nachzuweisen.

S. 38—54: Ernst **Bender**, Justus Möser als Volkserzieher. Der Verf. stellt auf Grund der Schriften Mösers zielbewußtes und anhaltendes volkserzieherisches Wirken dar. Eine klare und dankenswerte Ergänzung der vorhandenen Möser-Literatur.

S. 55—90: Rob. **Geerds**, Die Prinzessin von Ahlden und Graf Philipp Christoph von Königsmark. Der leider schon gestorbene Verf. verficht siegreich die Echtheit der Korrespondenz zwischen dem Grafen und der Prinzessin und weist nach, daß zu Unrecht noch immer die Auffassung von der Unschuld der Prinzessin und von der unwürdigen Behandlung, die sie besonders von ihrer Schwiegermutter Sophie und von ihrem Gemahl erduldet haben will, auch in der wissenschaftlichen Welt besteht. Sie war keineswegs die verfolgte Unschuld, die leidende Dulderin, sondern eine kokette, sinnlich leicht entflammte Frau, die, von Leidenschaft ergriffen, die Pflichten gegen Gemahl und Kinder, gegen Stellung und Rang vergaß und sich dem Grafen in die Arme warf. Nicht die Kurfürstin Sophie hat das Unglück ihrer Schwiegertochter verschuldet, sondern deren eigener Leichtsinn und ihre unbezähmte Leidenschaft. — Ein kritischer Abdruck der Briefe beschließt den trefflichen, klar abwägenden Aufsatz, der hoffentlich endlich mit dieser Geschichtsfabel wirksam aufräumt.

S. 101—172: Heinr. **Rihn**, Die Besitzverhältnisse an den Mooren der Grafschaft Hoya. Der erste Versuch, die besitzrechtlichen Verhältnisse an Mooren in geschichtlicher Entwicklung darzustellen. Die Rechtsverhältnisse der Moore führten im Laufe der Jahrhunderte infolge ihrer Bodenbeschaffenheit zu langen Differenzen und Auseinandersetzungen zwischen

Landesherren und Bauern. An Hand der archivalischen Quellen entrollt der Verf. ein Bild von den Eigentumsstreitigkeiten betreffs der Moore in den beiden Ämtern Diepenau und Uchte, über die fast ein Jahrhundert lang prozessiert wurde. Schließlich kam ein Teil der Moore in staatlichen, ein Teil in bäuerlichen Besitz.

S. 173—195: Karl **Schambach**, Das Verhalten Rainalds von Dassel zum Empfange der höchsten Weihen. Der Verf. sucht nachzuweisen, daß Rainald auch als Erwählter von Köln noch seine vier Propsteien weiterbehalten habe.

S. 207—315: Margarete **Moll**, Die Ritterbürtigen im Braunschweiger Lande. Ein Beitrag zur Standesgeschichte des späteren Mittelalters. An der Hand der Stammtafeln und Urkunden weist die Verf. nach, daß im ehemaligen Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel nur vereinzelt eine Standesminderung bei den edelfreien Geschlechtern, dagegen eine Besserung bei den dienstmännischen Familien in bezug auf ihren Stand überhaupt nicht vorgekommen ist.

S. 396—418: Ph. **Heck**, Eine neue Theorie der sächsischen Freidinge. Scharfe Polemik gegen E. Meisters Buch „Ostfälische Gerichtsverfassung im Mittelalter", deren heftiger Ton unnötig erscheint und Hecks Beweisen keine größere Überzeugungskraft verleiht. In Einzelheiten mag Heck recht haben, aber die Gesamtauffassung Meisters scheint mir nicht umgestürzt zu sein.

Hannover. Wolfgang Stammler.

Svensk Historisk Tidskrift. Hrsg. v. Torv. **Höjer.** 35. Jahrgang. Stockholm, Norstedt & Söner, 1915.

S. 23—35: L. **Dalgren**, Ernst Moritz Arndts politiska verksamhet i svensk tjenst 1806—1808. Der Verf. gibt, im Anschluß an seine inzwischen (1916) auch deutsch erschienene Arbeit „Schweden und Pommern 1792—1807", einige Ergänzungen zum 1. Band von E. Müsebecks Arndt-Biographie (vgl. „Mitteilungen", Bd. 43, S. 205 ff.), so z. B. über Arndts Ernennung zum Greifswalder Universitätsprofessor, über seine Tätigkeit im schwedischen Dienst, seinen Aufenthalt in Schweden, das Maß seines Einflusses auf Erlaß der Verordnung betreffs Errichtung einer pommerschen Landwehr (der eigentliche Urheber dieser Maßnahme war Generalleutnant G. Wilh. af Tibell). Als Beilage ist ein deutsches Schreiben (dat. Greifswald 22. Juni 1810) abgedruckt, in dem Arndt einen seiner früheren Vorgesetzten um ein „gnädiges Zeugnis" bittet „über meine Arbeiten und mein Betragen in Stockholm sowohl bei der damaligen Gesetzredaktion für Pommern, als in dem, was ich auf Befehl des Königl. Kabinetts arbeitete". In der Antwort (dat. Örebro 11. Sept. 1810) wird ihm bezeugt, daß er „sich durch seltenere Geschicklichkeit, Kenntnisse und Wohlverhalten rühmlichst ausgezeichnet" habe. Der kleine Aufsatz verdient die Beachtung aller Arndt-Forscher.

S. 37—54, 106—125, 190—211, 265—282: Underrättelser. Mitteilungen über Vorgänge im schwedischen und ausländischen Geschichtsleben, Nekrologe (u. a. auf R. Koser, Edv. Holm, K. Lamprecht), kürzere kritische Einzelbesprechungen, einige kurze aber gute Sammelreferate, so z. B. über neue Veröffentlichungen zur Entstehungsgeschichte des Krieges von 1870/71 (S. 52 ff.) und des Weltkrieges (S. 207 ff.), zur altgriechischen Inschriftenkunde (S. 120 ff.) und zur norwegischen Jahrhundertfeier von 1914 (S. 203 ff.).

S. 55—93: Andr. **Grade**, Runebergs teckning af Gustaf IV. Adolf i dikten „Konungen". Ausgehend von dem vernichtenden Urteil, das Joh. Ludw. Runeberg, Finnlands berühmter Nationaldichter, in dem Epos „Fähnrich Stahls Erzählungen" über den 1809 entthronten König Gustav IV. Adolf fällt, unterzieht G. die Hauptquelle Runebergs, die erst sehr spät niedergeschriebenen „Denkwürdigkeiten" des schwedischen Militärs Joh. Dietrich af Wingård, insoweit sie das Verhalten des Königs 1807 während

der kriegerischen Ereignisse in Pommern betreffen, einer kritischen Prüfung und zeigt die völlige Unglaubwürdigkeit der Angaben W.s. dessen ungünstiges Urteil über den König die schwedische Geschichtschreibung bis zum heutigen Tage stark beeinflußt hat. Ebenso weist er nach, daß Runebergs Äußerungen über die Haltung des Königs gegenüber den Finnländern im Sommer und Herbst 1808 „ein unglaublich entstelltes Bild" ergeben. Die Schärfe, mit der sich G. gegen die Worte eines Dichters wendet, erscheinen verständlich, wenn man bedenkt, daß dessen Schöpfungen noch jetzt in den schwedischen Schulen vielfach zur Unterstützung des Geschichtsunterrichts herangezogen werden, und daß sein Urteil über Gustav IV. auf das Volksempfinden entscheidend eingewirkt hat. Zweifellos ist Gustav IV. durchaus nicht jener halbnärrische Herrscher gewesen, als den ihn die offizielle Bernadotte-Geschichtschreibung und auch später schwedische Historiker hinzustellen suchten. Anderseits bleibt das Epos Runebergs, das Lieblingsbuch unseres Helmuth v. Moltke, selbstverständlich trotz alledem eine der köstlichsten Perlen schwedischer Dichtkunst, was G. am Schlusse seiner lehrreichen Studie m. E. schärfer hätte betonen müssen.

S. 96—106: Sven **Tunberg,** Sigismunds förbindelser med Ryssland hösten 1597. Die mitgeteilten Briefkonzepte usw. geben ein anschauliches Bild von dem gespannten Verhältnis, das zwischen dem katholischen Wasasproß Sigismund von Schweden-Polen und seinem evangelischen Oheim, dem späteren Schwedenkönige Karl IX., schon damals bestand. Man sieht die Ereignisse von 1598/99, die zur Entthronung Sigismunds führten, bereits im Hintergrunde schimmern.

S. 127—167: P. J. **Edler,** Striden om ofrälse mäns rätt till civila ämbeten 1719—1723. Eine eingehende Darstellung des Kampfes, den die 3 nichtadligen Stände auf den ersten Reichstagen der sog. schwedischen „Freiheitszeit" mit dem Adel um Erlangung des Rechtes auf Bekleidung höherer Zivilämter führten. Das Ergebnis des Kampfes, bei dem wirtschaftliche, politische und soziale Beweggründe hineinspielten, war recht gering. Die von den bürgerlichen Klassen scharf bekämpfte „Superiorität" des Adels blieb in der Hauptsache bestehen. Sie wurde erst durch die „Vereinigungs- und Sicherheitsakte" von 1789 etwas gemindert und durch die im wesentlichen noch jetzt gültige „Regierungsform" von 1809 völlig gebrochen. Die dankenswerte Abhandlung setzt gründliche Kenntnisse der schwedischen Staatsverfassung voraus; wer sie besitzt, wird in ihr manche Anregung finden.

S. 168—172: H. **Valentin,** En samtida teckning af 1720 års ständer. Eine Art Ergänzung zum vorigen Aufsatz. Die Aufzeichnungen, in französischer Sprache, rühren anscheinend von einem Mitglied der schwedischen Hofpartei her.

S. 173—185: G. **Rexius,** Till frågan om „landtdagar" vid 1834/35 års riksdag. Der auch in Deutschland wohlbekannte Verf. veröffentlicht einen Brief des hochkonservativen Grafen Karl Gust. Spens an den berühmten Geschichtschreiber E. G. Geijer, betr. die Einführung von Landschaftsthingen zur Einschränkung der Befugnisse des Ständereichstages. Die kritischen Bemerkungen Sp.s über „Parlamentarismus" sind m. E. recht vernünftig und könnten heute geschrieben sein.

S. 185—189: E. **Nachmanson,** Svenska kritiska upplagor af antika historici. Kurze Übersicht der in letzter Zeit von schwedischen Gelehrten veranstalteten kritischen Ausgaben Plutarchs, Xenophons, Ciceros und Sallusts.

S. 213—252: Arth. **Montgomery,** Inrikespolitiska förhållanden i Rom år 60 och 59 f. Kr. Eine reizvoll und anschaulich geschriebene Darstellung der inneren römischen Parteiverhältnisse, die zur Entstehung des ersten Triumvirats führten. Die Auffassung Mommsens und Ferreros wird bisweilen bekämpft, die Chronologie öfters berichtigt, das Maß der politischen Bedeutung von Pompejus, Cäsar und Crassus genau festgestellt.

S. 255—261: A. B. **Carlsson,** Clas Totts riksrådsutnämning och „Mémoires de Chanut". Die Glaubwürdigkeit der bekannten, schon von W. H. Grauert mit Recht scharf kritisierten Memoiren wird in einem Einzelfalle als immerhin möglich erwiesen.

S. 263—265: A. **Brusewitz,** Hans Järtas berättelse om tillkomsten af 1809 års regeringsform. Mitgeteilt wird eine Aufzeichnung von 1832, in der der „Vater" der heutigen schwedischen Staatsverfassung von 1809 sein Werk gegen die schwedischen Anhänger der damals „neuesten deutschen Rechts- und Staatstheorien" (Kant und Fichte) nachdrücklich verteidigt.

S. 1*—109*: Öfversikter och granskningar. Umfangreiche, z. T. auf archivalischer Grundlage fußende Einzelbesprechungen, z. B. über N. Wimarsons 3bändiges Werk „Schwedens Kriege in Deutschland 1675—79" (1897—1912) und über S. Clasons epochemachendes Buch „Gustav IV. Adolf und die europäische Krisis zur Zeit Napoleons" (1913), ferner einige kritische Sammelreferate, u. a. über neuere Geschichtsliteratur, betr. Bernadotte (von S. Clason; besonders wertvoll), die schwedische Gegenreformation, William Pitt d. J. und Finnland.

Beilage. Eine von Christ. Setterwall zusammengestellte, höchst wertvolle Bibliographie der gesamten historischen, kulturgeschichtlichen usw. usw. Literatur (auch der ausländischen), die 1914 über Schweden und dessen ehemalige Besitzungen erschienen ist (mehr als 900 Nummern), nebst einem Verzeichnis der wichtigsten Rezensionen und einem alphabetischen Register der Jahresbibliographie.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

Archivio della R. Società Romana di storia patria. 37. Band. Rom, Verlag der Gesellschaft, 1914.

G. B. **Picotti,** La pubblicazione e i primi effetti della „Execrabilis" di Pio. Es handelt sich um die von Gregorovius, G. Voigt und anderen vertretene Auffassung, als sei die Versammlung in Mantua 1460 von Pius II. wesentlich um der Bulle Execrabilis willen einberufen worden, die klipp und klar jede Appellation an ein Konzil verdammt und mit den schwersten Strafen bedroht. Der Verf. sucht mit großem Scharfsinn und geschickter Benutzung ausgiebigen Materials zu zeigen, daß Türkengefahr, Wiedervereinigung der okzidentalischen und orientalischen Kirche und Kreuzzug bei weitem die Hauptrolle gespielt und den eigentlichen Anlaß gegeben haben. Die Bulle sei so nebenher im engeren Kreise der Papstumgebung beraten und ausgearbeitet, auch erst viel später registriert und veröffentlicht worden. Den Anlaß hätten die Streitigkeiten mit Sigismund von Österreich bzw. die Cusanischen Wirren und Händel wegen Brixens gegeben. Lange sei sie ohne Bedeutung und so gut wie unbekannt geblieben. Auch bei den wichtigsten Gelegenheiten habe man von päpstlicher Seite gar nicht oder kaum auf sie hingewiesen. Erst sehr spät sei sie zitiert und als beweiskräftig herangezogen worden. — Erfreulich ist die Bekanntschaft mit den einschlägigen deutschen Arbeiten, auf die der Verf. fast auf jeder Seite sich bezieht und die er eingehend würdigt. Zum Schluß ist die Bulle selber abgedruckt.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie. Hrsg. von Paul **Barth.** 40. Jahrgang. (Neue Folge, 15. Band.) Gr. 8°. V u. 409 S. O. R. Reisland, 1916.

S. 279—283: W. **Wetzger,** Geschichtsphilosophie und Soziologie. Man sollte es als Gemeingut betrachten dürfen, daß der Boden der Geschichte die geistige Welt ist; daß Entwicklung der Geschichte gleichzusetzen ist mit Entwicklung des Geistes in seiner Freiheit. W. aber zeigt, daß die Zahl derer, die mit naturwissenschaftlichem Geist die Geschichte

verseuchen wollen, noch nicht verschwunden ist; daß es immer noch manchen gibt, der nur ein physisches, nicht aber ein geistiges Sehen kennt. Folgende Sätze kennzeichnen am besten W.s Arbeit. „Hegel, Comte, Ranke haben für die Aufdeckung des Kausalzusammenhanges nichts geleistet.“ — „Die alte Geschichtsphilosophie muß sich in Soziologie umwandeln.“ Die Soziologie muß „allgemeine Regeln der Staaten- und Rechtsbildung, der Sprach- und Kulturentwicklung, des Wandels von Stil, Weltanschauung usw. zu formulieren suchen“. Für den Geschichtsphilosophen ist's nötig, daß er sich über die Entwicklungsgefahr des sozialen Körpers klar ist, natürlich mit Hilfe der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise. Diese Entwicklungsgesetze haben das A B C für den Geschichtschreiber zu sein.

Charlottenburg. W. Sange.

Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich. 40. Jahrgang. 3. Heft. München u. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1916.

S. 1—7: Gustav **Schmoller**, Fürst Bülows Politik im Anschluß an das Buch Fürst von Bülow, Deutsche Politik. (Berlin 1916, Reimar Hobbing. 8°. 359 S.) Für den Historiker mag es wertvoll sein, zu wissen, was Schmoller zu dem in Rede stehenden wichtigen Werke zu sagen hat. Darum sei hier auf den kleinen Aufsatz hingewiesen.

S. 9—35: Arthur **Cohen**, Bayerische Klöster im Dreißigjährigen Kriege. Der Inhalt entspricht nicht ganz dem Titel. Wir erfahren nämlich nur von den Schicksalen eines Klosters, des Nonnenklosters Seligenstadt, und daneben noch Spärliches von den beiden Klöstern Altemünster und Külbach. Dabei vergißt der Verf. zu sagen, wo dieses Seligenstadt eigentlich gelegen sei. Es hat keine Einnahmen, muß vielmehr noch seine Bauern unterstützen; infolgedessen verschuldet es. Mißernten und Seuchen dehnen diese Nöte noch bis 1650 aus. Zu neuen Anleihen wird zwar der Konsens erteilt, sie lassen sich aber nur teilweise im Wege des Zwangs aufbringen. Der Kapitalmangel bleibt, bis der Staat durch staatliche Schuldbriefe ihm abhilft. Dies ist der wesentlichste Teil des Aufsatzes.

S. 129—211: Fritz **Elsas**, Der Kampf um die Gründung einer Notenbank in Württemberg (1847—1871). Zuerst tauchen Projekte gemischter Staats- und Privatbanken auf. Als solche wurden geplant eine Depositen- und Diskontobank, eine Württembergische Landesbank, eine Württembergische Bank und noch andere mehr. Erst 1871 wurde die Frage mit der Gründung der jetzigen Württembergischen Notenbank erledigt. Der Aufsatz hätte vielleicht besser die Überschrift erhalten: „Die Vorgeschichte der jetzigen Württembergischen Notenbank“; denn um diese handelt es sich.

S. 213—226: Max **Reinitz**, Die hundertjährige Wirksamkeit des österreichischen Noteninstituts 1816—1916. Die Bank widmete sich im Beginn fast ausschließlich der Gewährung von Vorschüssen an den Staat und der Einlösung des bisherigen staatlichen Papiergeldes und vernachlässigte den kommerziellen Kredit. Es kostete harte Kämpfe, bis in dieser Politik ein Wandel eintrat. Es waren erst die Valutareform und der Einfluß, den Ungarn auf die Bankpolitik gewann, die diesen Wandel herbeiführten.

Archiv für Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung. Hrsg. von Karl **Grünberg**. 7. Jahrgang. 3. Heft. Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1916.

S. 281—331: Franz **Mehring**, Marx im Brüsseler Exil. Am 11. Januar 1845 war Marx von der französischen Regierung aus Paris ausgewiesen worden und siedelte nach Brüssel über. Im Frühjahr machte er von dort, gemeinsam mit Friedrich Engels, eine sechswöchige Studienreise nach England. Nun wurde der Kampf gegen die ideologische deutsche Philosophie beschlossen, um ihr den wahren Sozialismus gegenüber-

zustellen. Es folgt ein Zusammentreffen mit Weitling und Proudhon. Der Materalismus wird das Leitmotiv, was Veranlassung zu einer weitausholenden historischen Schilderung des Materialismus bietet. Die Baseler Zeitung wird von Marx begründet, desgleichen der Bund der Kommunisten, in Brüssel weiter propagiert, das „Kommunistische Manifest" veröffentlicht, Marx aus Brüssel ausgewiesen.

S. 332—363: Gustav **Mayer**, Karl Marx und der zweite Teil der „Posaune". 1841 veröffentlichte Bruno Bauer, der sich freilich zu seiner Schrift erst später bekannte, zur Täuschung der Zensur unter dem Deckmantel eines Pietisten eine Schrift, die sich betitelte: „Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel, den Atheisten und Antichristen. Ein Ultimatum." Sie schoß freilich weit über ihr Ziel hinaus, indem sie die weitgehenden Konzessionen ganz übersah, die Hegel in seiner Religionsphilosophie dem orthodoxen Christentum machte. Bruno Bauer hatte einen zweiten Teil der „Posaune" versprochen, der „Hegels Haß" gegen die religiöse und christliche Kunst dartun sollte. Der zweite Teil erschien in demselben mystischen Gewande; nur rührte er größtenteils von Marx her, wie der Verf. nachweist. Der Zweck der Mystifikation ist nicht recht klar.

Berlin-Schöneberg. Eugen Fridrichowicz.

Neue Büchererscheinungen.

(Zur Besprechung eingeliefert.)

Augst, Richard. Bismarcks Stellung z. parlament. Wahlrecht. Leipzig, Friedr. Brandstetter, 1917. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Birckman, Bertha. Die vermeintl. u. d. wirkl. Reformschrift d. Dominikanergenerals Humbert de Romanie (Abhandlungen z. mittl. u. neuer. Gesch., Heft 62). Berlin-Leipzig, W. Rothschild, 1916. M. 2.20.

Blesch, Josephine. Studien über Johannes Wit, gen. v. Dörring u. seine Denkwürdigkeiten, nebst einem Exkurs über d. liberalen Strömungen von 1815/19. (Abhandlungen z. mittl. u. neuer. Gesch., Heft 63). Berlin-Leipzig, W. Rothschild, 1917. M. 3.20.

Brauweiler, Heinz. Deutsche u. romanische Freimaurerei. Köln, J. P. Bachem, 1916. M. 1.60, geb. M. 2.20.

Cardauns, Hermann. Die Franzosen in Coblenz 1794/97. Aufzeichnungen d. Coblenzer Professors Minola. Coblenz, Görres-Druckerei, o. J.

Carlyle, Thomas. Geschichte Friedrichs II., gen. Friedrich d. Gr. Deutsche autoris. Übersetzung v. J. Neuberg. Durchgesehen u. eingeleitet v. Karl Linnebach. 3. Aufl. Bd. 1. Berlin, R. v. Decker (G. Schenck), 1916. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Clemens, Bruno. Kriegsgeographie, Erdkunde u. Weltkrieg in ihren Beziehungen erläutert u. dargestellt, nebst Schilderung d. Kriegsschauplätze. 2. umgearb. u. erweit. Aufl. (In den Gluten des Weltbrandes. 4. Bd. 2. Hälfte.) Würzburg, K. Kabitzsch, 1916. M. 4.50.

Crusius, Otto. Der griechische Gedanke im Zeitalter d. Freiheitskriege. Vortrag. Wien-Leipzig, C. Fromme, 1916. M. 0.50.

Fischer, Karl. Deutsche Eigenart u. deutsche Schicksale. 12 Bücher Geschichte. Berlin, Schwetschke & Sohn, 1917. M. 3.—.

Halifax, Marquis. Charakterbild eines Königs [v. England]. Nebst Aphorismen d. Autors. 1. deutsche Übersetzung. Hrsg. v. Ferd. Tönnies. Berlin, K. Curtius, o. J. M. 1.—.

Hamel, Richard. Aus Fürst Bülows diplomat. Werkstatt. Deutsche Politik 1913—1916. 3. Aufl. Berlin, K. Curtius, o. J. M. 1.50.

Hashagen, Justus. Umrisse der Weltpolitik 1871—1914. 2 Bde. (Aus Natur u. Geisteswelt, 553. u. 554. Bdchen.) Leipzig, B. G. Teubner, 1916. Je M. 1.50.

Huyskens, Albert. Die Klöster der Landschaft an der Werra. Regesten u. Urkunden, Klosterarchive usw. Bd. 1. (Veröffentlichungen d. Hist.

Kommiss. f. Hessen u. Waldeck. IX, 1.). Marburg, N. G. Elwert, 1916. M. 37.50, geb. M. 40.—.

Herlitz, Nils. Från Thorn till Altranstädt. Studier öfver Karl XII:s politik 1703—1706. I. (1703/4). Stockholm, P. A. Norstedt & Söner, 1916. Kr. 5.50.

Kalkoff, Paul. Entscheidungsjahre der Reformation. Von den Ablaßthesen b. z. Wormser Edikt. München-Leipzig, G. Müller, 1917. M. 4.—, geb. M. 5.50.

Knorr, Wilh. Das Ehrenwort Kriegsgefangener in seiner rechtgeschichtl. Entwicklung. (Untersuchungen z. deutsch. Staats- u. Rechtsgesch., hrsg. v. Otto v. Gierke. 127. Heft.) Breslau, M. u. H. Marcus, 1916. M. 5.—.

Kohut, Adolf. Gustav Freytag als Patriot u. Politiker. Berlin, Alfr. Schall, 1917. M. 3.50.

Leibniz, Gottfr. Wilhelm. Der Allerchristlichste Kriegsgott (Mars Christianissimus). Eine Spottschrift wider alle Verächter d. Völkerrechts a. d. J. 1683. Übersetzt u. eingeleitet v. P. Ritter. Leipzig, Reclam, o. J. M. 0.20.

Mackay, Frhr. B. L. von. Völkerführer und -Verführer. Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1917. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Matthias, Adolf. Staatsbürgerl. Erziehung vor u. nach dem Kriege. Leipzig, S. Hirzel, 1916. M. 1.20.

Meyer, Eduard. Der Amerikanische Kongreß u. der Weltkrieg. Berlin, K. Curtius, 1917. M. 4.—.

Michels, Viktor. Goethe u. Jena. Jena, G. Fischer, 1916. M. 0.60.

Müller, Georg Hermann. 700 Jahre Dresden 1216—1916. Vortrag. Dresden, Buchdruckerei d. W. u. B. v. Baensch-Stiftung, 1917. M. 1.75.

Österreichische Bibliothek. Heft 7, 8, 10, 11, 13—15, 17, 19, 20. Leipzig, Insel-Verlag. Je M. 0.60.

Preisigke, F. Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri. (Aus Natur u. Geisteswelt, 565. Bdchn.) Leipzig, Teubner, 1916. M. 1.50.

Prutz, Hans. Der Kampf um die Leibeigenschaft in Livland. (Sitzungsberichte d. Kgl. Bayr. Akad. d. Wissenschaften. Philos.-hist. Klasse. Jahrg. 1916, 1. Abhandlg.) München, Verlag d. Akademie, 1916. M. 1.—.

Schäfer, Dietrich, u. a. Durch Deutschen Sieg zum Deutschen Frieden. Mahnruf ans deutsche Volk. Berlin, K. Curtius, 1917. M. 0.80.

Schwemer, Richard. Restauration u. Revolution. 2. Aufl. (Aus Natur u. Geisteswelt, 37. Bdchen.) Leipzig, Teubner, 1916. M. 1.50.

Seipel, Ignaz. Nation u. Staat. Wien-Leipzig, Braumüller, 1916. M. 4.—.

Stern, Alfred. Geschichte Europas 1848—1871. Bd. 1. Stuttgart-Berlin, Cotta, 1916. M. 19.50, geb. M. 23.50.

Tacitus. 1. Teil: Germania u. Auswahl aus d. Annalen. (Aschendorffs Sammlung lat. u. griech. Klassiker, für d. Schulgebrauch hrsg. v. Ed. Arens u. Jos. Franke.) Münster i. W., Aschendorff, 1916. M. 1.—.

Tönnies, Ferdinand. Der englische Staat u. der deutsche Staat. Berlin, K. Curtius, 1917. M. 3.60.

Valentin, Veit. Entente u. Neutralität. Leipzig, S. Hirzel, 1917. M. 1.50.

Vogel, Walther. Geschichte d. deutschen Seeschiffahrt. Gekrönte Preisschrift. 1. Band: Von d. Urzeit b. z. Ende d. 15. Jahrh. Berlin, G. Reimer, 1915. M. 14.—, geb. M. 15.50.

Walther, Wilhelm. Luthers Charakter. 2. Aufl. Leipzig, A. Deichert (W. Scholl), 1917. M. 3.80, geb. M. 4.80.

Weibull, Lauritz. Liber census Daniae. Kung Valdemars jordebok. Kopenhagen, H. Hagerup, 1916.

Wilkens, C. A. Jenny Lind, ein Cäcilienbild aus der evangel. Kirche. 5. Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1915. M. 3.—, geb. M. 3.30.

Ziegler, Theobald. Die geistigen u. sozialen Strömungen Deutschlands im 19. u. 20. Jahrh. Neue, vollst. überarbeitete Volksausgabe. Berlin, G. Bondi, 1916. M. 4.50.

114.

Zur Geschichte Polens und der polnischen Frage.

Von Hans Bellée und Bruno Gumlich.

I.

Seit Polen durch die weltgeschichtlichen Ereignisse in den Vordergrund getreten ist, ist eine Reihe von Büchern erschienen, die in Deutschland über Polen aufklären und besonders seine Geschichte dem deutschen Leser vorführen wollen. Diese Darstellungen haben zwar das eine gemeinsam, daß sie aus Gründen der Zweckmäßigkeit einen bestimmten Umfang nicht überschreiten, sind aber im einzelnen voneinander sehr verschieden.

In seinem Büchlein „Polen" bringt Prof. Kaindl zunächst eine gedrungene Geschichte Polens[1]), in der die innere Entwicklung des polnischen Reiches und in ihm die Bedeutung des deutschen Elements hervorgehoben sind. Daran schließen sich einige Sonderkapitel, in denen die Bedeutung der Deutschen für Polen noch einmal, allerdings recht summarisch, zusammengefaßt wird und auch noch andere Angaben über Kulturverhältnisse in Polen gegeben werden, besonders aber über die Ruthenen berichtet wird, für die Prof. Kaindl kompetent ist. Es wird die historische Entwicklung der ruthenischen Nation geschildert, und später werden, im Zusammenhang mit dem Panslawismus, die ruthenischen und polnischen Probleme für Rußland und Österreich-Ungarn sehr klar und anschaulich dargelegt. Weiter werden auch die ruthenischen Forderungen mitgeteilt und die Lösungsversuche der polnischen Frage nach der neuesten Publizistik (allerdings vor der Proklamation der polnischen Unabhängigkeit) besprochen. Am Schlusse ist noch eine sehr dankenswerte Übersicht über die hauptsächlichste Literatur angefügt, so daß im ganzen das kleine Büchlein eine treffliche Einführung in die für Deutschland immer mehr begehrte Kenntnis der polnischen und ruthenischen Entwicklungsgeschichte bietet. Unter den mannigfachen, von dem polnischen Zentral-Nationalkomitee herausgegebenen Schriften kann die auch in deutscher Sprache erschienene „Geschichte Polens in allgemeinen Umrissen" von Prof. Dr. Sokolowski[2]) dem deutschen Leserkreise angelegentlich empfohlen werden. Denn hier führt ein polnischer Historiker die Entwicklung des polnischen Staates bis in die 70er

---

[1]) R. F. Kaindl, Polen. Mit einem geschichtlichen Überblick über die polnisch-ruthenische Frage (Aus Natur und Geisteswelt, 547. Bdchen.) 8°. IV u. 109 S. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1916. Geb. M. 1.25.

[2]) August Sokolowski, Geschichte Polens in allgemeinen Umrissen. 8°. 94 S. Krakau, Zentralverlagsbüro des Polnischen Nationalkomitees, 1915. Geb. M. 2.—.

Jahre des 19. Jahrhunderts in mustergültiger Kürze und Anschaulichkeit vor. Die von warmem Patriotismus durchwehte Schrift ist in ihrer ganzen Art hauptsächlich zu denen zu zählen, die dazu dienen können, dem Deutschen polnisches Wesen näher zu bringen. Im einzelnen ließe sich wohl sagen, daß die Zustände im Innern sehr kurz behandelt sind, darunter auch die Bedeutung der Renaissance für Polen. Auch ist die Darstellung zu sehr in die Regierungsjahre der einzelnen Herrscher zerteilt. Immerhin erhält der Leser eine gute Vorstellung von der Entwicklung Polens, die für das 19. Jahrhundert in bezug auf Russisch-Polen recht eingehend behandelt wird, während die Provinz Posen und Galizien nur gestreift werden.

Ganz populär ist in der Reihe der Bücher über die Geschichte Polens die Darstellung von Karl Aspern[1]) gehalten, die nichts Neues bietet, sondern im Plauderton das Bekannte zusammenfaßt, auch sich vielfach durch Abdruck aus anderen Werken die Arbeit erleichtert. Nicht sehr geschickt ist die unvermittelte Einfügung des 12. Kapitels mit der Überschrift: „Gräfin Anna Potocka und Prinzessin Elise Radziwill", über die im Texte selbst das Wenigste gesagt wird. Auch gibt es wohl noch andere Gestalten der polnischen Geschichte, die eines Sonderkapitels wert gewesen wären! Die Darstellung führt A. bis auf die neueste Zeit; er endigt mit der Wiedergabe eines Aufsatzes von Prof. A. Brückner über Polen aus den „Polnischen Blättern" vom Jahre 1915. Wissenschaftlichen Wert hat das Buch nicht, doch dürfte der Verf. seine Absicht, das große Publikum über die Geschichte Polens zu unterrichten, erreicht haben. Schließlich mag noch die Darstellung der Posener Landesgeschichte von A. Baecker[2]) erwähnt werden, die mit Freuden zu begrüßen ist, weil sie in klaren und großen Zügen, freilich ohne neue Ergebnisse bringen zu wollen, alles für die Geschichte der Provinz Posen Erwähnenswerte aus der polnischen Reichsgeschichte herauszuschälen versucht. Dabei tritt in dieser kurzgefaßten Zusammenstellung die Erscheinung zutage, daß die Geschichte der heutigen Provinz Posen nur aus der inneren Geschichte Polens zu entnehmen ist. Denn für die politische Geschichte nach außen sind für das Posener Land die mittelalterlichen Quellen recht spärlich, und später steht der westliche Teil von Großpolen nicht mehr im Mittelpunkt der Ereignisse. Auch hat ja Großpolen keine staatsrechtliche Selbständigkeit besessen und daher auch keine Rolle in der polnischen äußeren Politik gespielt. Doch lassen sich von der Geschichte der inneren Entwicklung des polnischen Staates die Vorgänge in dem Teile der

---

[1]) Karl Aspern, Geschichte der Polen. Gr. 8°. 132 S. Regensburg, Habbel, o. J. [1916]. Geb. M. 3.—.

[2]) Adolf Baecker, Die Geschichte Posens. 8°. VIII u. 236 S. Berlin, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, 1916. Geb. M. 3.40.

heutigen Provinz Posen sehr wohl für sich erfassen, und sie sind daher auch der Hauptinhalt der Posener Provinzialgeschichte.

Diese Erkenntnis scheint dem Verf. nicht ganz bewußt geworden zu sein, sonst hätte er auf ihr die Disposition des Buches aufgebaut und nicht, recht äußerlich, die Herrscherreihe zugrunde gelegt. Ferner steht das Inhaltsverzeichnis, das fünf Hauptabschnitte — in den Überschriften wird stets von „Polen“ statt „Posen“ gesprochen — enthält, in Widerspruch zu der Darstellung selbst, die ganz markant in drei Hauptteile zerlegt ist. Davon umfassen die beiden ersten Teile die Zeit des polnischen Reiches mit einem Einschnitt bei dem Jahre 1572, das aber für die Provinz Posen ohne Bedeutung ist. In diesen Abschnitten handelt es sich besonders um die beiden deutschen Einwanderungen und die Reformation mit der folgenden Gegenreformation, während für die Kriege Polens die Provinz Posen ohne ihr Zutun den Schauplatz abgab. Der dritte Hauptteil, für die Provinzialgeschichte wohl der wichtigste, enthält die Entwicklung des Landes unter preußischer Herrschaft, die mit der Tätigheit Friedrichs d. Gr. im Netzedistrikt beginnt, dann die Lage der Provinz zur Zeit Napoleons schildert und schließlich den inneren Aufbau im 19. Jahrhundert behandelt mit den durch die politischen Bewegungen verursachten Hemmnissen. Sehr dankenswert sind zu diesem letzten Teil 29 Dokumente abgedruckt, welche die Wirkung des Dargestellten erhöhen und gerade bei einem Buch willkommen sind, das für einen weiten Leserkreis bestimmt ist, der sonst nicht leicht zu den Quellen gelangen kann.

Warschau. Hans Bellée.

II.

Der Schriftsteller und Literarhistoriker W. Feldman[1]), der in Krakau die polnische Monatsschrift „Krytyka“ herausgibt und vor einiger Zeit den ersten Band einer „Geschichte des politischen Gedankens in Polen“ veröffentlichte, hat in der Broschüre „Zur Lösung der polnischen Frage“ den Standpunkt vertreten, daß die Wiederherstellung des Polenreiches für Deutschland zur Abwendung der russischen Gefahr notwendig sei. Dieselbe Ansicht sucht er in der Arbeit „Deutschland, Polen und die russische Gefahr“ eingehender zu begründen.

Die schnell wachsende Macht des russischen Kolosses, dessen Bevölkerungszunahme in den letzten 15 Jahren beinahe das Vierfache der deutschen betrug, bildet für Deutschland wie für ganz Mitteleuropa eine starke Bedrohung, seitdem der auf Orthodoxie und Volkstum gestützte Imperialismus an Ausdehnung zunimmt.

---

[1]) W. Feldman, Deutschland, Polen und die russische Gefahr. Mit einem Vorwort von Dr. Alexander Brückner, o. Prof. a. d. Universität Berlin. 8°. 99 S. Berlin, Karl Curtius, 1915. M. 1.50.

Als verkappte Vorhut des Panrussismus dient der Panslawismus, der tief in das Volk eingedrungen ist und neuerdings die stammverwandten „Brüder“ durch Hinweis auf die Gemeinsamkeit der Kulturarbeit und das gleiche Recht zur Entwicklung der Sprache und nationalen Eigenart für sich zu gewinnen sucht.

Infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs ist die halbasiatische Natur der Russen in moderne Aktivität umgewandelt worden. Sie streben nach der Verwirklichung des größeren Slawenreiches, das sie über den Trümmern Deutschlands, Österreichs und der Türkei errichten wollen. So ist der gegenwärtige Krieg zum Ausdruck des russischen Volkswillens geworden. Es ist „der heilige Krieg der slawischen Gemeinschaft“ gegen „die Teufelssaat der Deutschen“. Diese russische Gefahr wird auch nach einem für die Mittelmächte siegreichen Kampfe bestehen bleiben und muß mit jedem Jahre um so heftiger werden, als in Asien das Erwachen Japans und Chinas der Eroberungslust in größerem Stil einen Riegel vorschiebt.

Da erscheint durch seine geographische Lage Polen zum Schutzwall bestimmt. Wenn neuerdings die russische Regierung diesem Lande eine nationale Selbständigkeit in Aussicht gestellt hat, so spricht daraus die Erkenntnis von der Bedeutung der Polen als russische Avantgarde im Kampfe gegen Deutschland und das Streben, ein Abschwenken der polnischen Bevölkerung ins deutsch-österreichische Lager zu verhindern. Aber trotz russophiler Strömungen unter den Polen und gewisser, durch die preußische Polenpolitik hervorgerufener Bedenken herrscht eine russenfeindliche Stimmung. Das Schlachtenfeuer hat Deutschlands Verhältnis zu den Polen geläutert, die von ihm die Wiederherstellung eines selbständigen Polenreiches erwarten. Damit wäre, nach des Verf. Ansicht, auch der Sicherheit des Deutschen Reiches gedient, das durch Angliederung polnischer Gebiete den Charakter des Nationalstaates verlieren und sich ein unsicheres östliches Grenzgebiet schaffen würde. Die Einverleibung einzelner Teile in Preußen oder die Umwandlung Russisch-Polens in einen nenen Bundesstaat würde keine Stärkung Deutschlands bedeuten, denn nur ein freies Polen könnte mit Deutschland gegen Rußland zusammenwirken. Daß dieser Gedanke nicht nur von Dichtern und Schwärmern stammt, sondern seine Vertreter unter Männern echt deutscher Gesinnung gefunden hat, belegt F. mit Zeugnissen vom Freiherrn vom Stein und E. M. Arndt. Selbst Bismarck führt er dafür an, der in einem Berichte vom Bundestage am 16. Juni 1854 schreibt: „Eine Schwächung Rußlands ließe sich nur durch die volle Herstellung Polens und auch dadurch nicht sicher herbeiführen“. Jedenfalls sucht F. alle Gründe ins Licht zu rücken, die einem neuen Polenreiche das Wort reden. Er schließt mit dem Gedanken, daß der Panslawismus nur durch die höhere Idee der grundsätzlichen Freiheit der Nationalität besiegt werden könne, und stellt Deutschland

die kampfbereite Mitarbeit aller unterdrückten Nationen in Aussicht, wenn es für diese Idee eintritt. Auch die ukrainische und die polnisch-jüdische Freiheitsbewegung zieht F. in den Kreis seiner Betrachtungen. Er heißt die Losreißung der wirtschaftlich sehr bedeutsamen Ukraine von Rußland gut, hält aber eine kleine Ukraine nicht für lebensfähig und verlangt ihren Eintritt in das neue Polenreich, wenn auch unter besonderer staatsrechtlicher Stellung. Außerdem könnten die ukrainischen Bezirke Ostgaliziens mit ihr verschmolzen werden, während das übrige Galizien am besten mit Polen zu vereinigen sei. Auch den polnischen Juden erkennt F. die Gleichberechtigung mit den Polen zu; er bekämpft aber den Plan einer jüdischen Partei, ein Polono-Judea zu schaffen. Dieser Plan der Erhaltung der polnischen Juden als Nation wird von seinen Förderern durch den Hinweis auf die Sicherung empfohlen, die er der deutschen Herrschaft in Polen biete, weil die von Rußland brutal behandelte jüdische Bevölkerung niemals das Verlangen nach der Rückkehr russischer Zustände empfinden würde. F. spöttelt über die den Juden zugedachte Rolle von Germanisatoren, zumal jene in Polen längst russifiziert seien.

Es ist nicht zu leugnen, daß F. mit Geist und Geschick die Regelung der schwierigen polnischen Frage erstrebt. Er verfügt über eine Fülle umfassender Sachkenntnis und hat in seiner seit kurzem monatlich dreimal erscheinenden „Zeitschrift für Politik, Kultur und soziales Leben“, die den Namen „Polnische Blätter“ führt, vorzügliche Kenner der Geschichte und der Verhältnisse Polens um sich geschart.

Eine andere Schrift Feldmans[1]), die von der Zukunft Polens und dem deutsch-polnischen Ausgleich handelt, gibt jedem, der sich mit diesem Problem beschäftigen will, einen guten Einblick in die darüber vorhandene Literatur und in die geschichtliche Entwicklung der Polenfrage. Ihre Lösung knüpft er an die Äußerung des deutschen Reichskanzlers in seiner Rede vom 19. August 1915, wonach „die heutige Besetzung der polnischen Grenzen gegen Osten eine Entwicklung einleiten wird, die die alten Gegensätze zwischen Deutschland und Polen aus der Welt schafft“. Dies werde auf dem Boden der Anerkennung der Rechte der Polen auf Freiheit und auf nationale Entwicklung geschehen müssen. Die deutschen Befürchtungen, daß die befreiten Polen eine russenfreundliche Politik treiben und durch ihr Verhältnis zu den preußischen Polen eine Gefahr werden könnten, sucht F. durch den Hinweis zu zerstreuen, daß wirtschaftliche und kulturelle Interessen den Anschluß Polens an die deutsche Politik bedingen. Voraussetzung sei, daß man der politischen Individualität Polens volle Rechnung trage. Der

[1]) W. Feldman, Die Zukunft Polens und der deutsch-polnische Ausgleich. 8°. 71 S. Berlin, Karl Curtius, 1915. M. 1.—.

Nutzen würde nicht ausbleiben, denn ein Polenreich mit 20 Millionen Einwohnern bedeute ein verbündetes Heer von 2 Millionen Soldaten und biete die Möglichkeit, Rußland von Mitteleuropa abzusperren.

Es ist nicht zu verwundern, daß F.s Lösung des Polenproblems in deutschen Kreisen nicht ohne Widerspruch geblieben ist. Man hat es als eine naive Forderung bezeichnet, daß die Mittelmächte das durch den Opfertod Tausender ihrer Söhne vom Russenjoch befreite Weichselland den Polen als Geschenk zu Füßen legen sollen. Zudem bleibt zu bedenken, daß die Polen als Slawen nach Sprache und Kultur den Russen verwandt sind, und daß große und einflußreiche Teile Polens noch heute mit ihren Neigungen auf seiten Rußlands stehen.

Die Entscheidung über Polens Schicksal wird von den Machtmitteln abhängen, die Deutschland am Ende des gegenwärtigen Krieges zur Sicherung seiner Zukunft besitzt, denn es hat in erster Linie seine eigenen Lebensbedingungen zu wahren und zu schützen.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

115.

Sprengel, Prof. Dr. Johann, Die deutsche Kultureinheit im Unterricht. 8°. 47 S. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1916. M. 0.50.

Das Bemerkenswerteste an der vorliegenden Schrift ist die starke Hoffnungsfreudigkeit des Verfassers. Seine Gedanken sind nicht eben neu, wenn er die deutsche Kultureinheit geschichtlich entwickelt und dabei der hemmenden Wirkung des Humanismus und der „Romantik der Antike“ gedenkt. Wenn er letztere als „grundsätzlich überwunden“ (S. 15) ansieht, so wäre das im Interesse der deutschen Kultureinheit im Unterricht dringend zu wünschen. Die Tatsachen lehren jedoch, daß nur ganz stark ausgeprägte Persönlichkeiten im Rahmen der heutigen Schulverfassung eine solche wirksam vertreten können. Der Kampf um das Deutsche in den Schulen des Deutschen Reiches wird also nicht ruhen dürfen.

Recht wertvoll sind die Anregungen, die Sp. für die Pflege der deutschen Kultureinheit im Unterricht gibt. Besondere Beachtung verdienen die Bemerkungen über das Verhältnis des Deutschen zu seinem Staat. Mit Recht wird hierin eine „ganz eigene Äußerung des deutschen Weltempfindens“ (dieser oft vorkommende Ausdruck ist wenig glücklich gewählt, besser vielleicht: „Lebensauffassung“) gesehen. Die Begründung durch geschichtliche Tatsachen wäre allerdings wirkungsvoller gewesen als durch die lose aneinandergereihten Dichterstellen. Allein gleichviel, der Sinn ist gut. Dem Büchlein, das den 7. Vortrag der deutschen Abende im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht wiedergibt, ist weiteste Verbreitung, besonders bei den Deutschlehrern, zu wünschen.

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

116.

Drerup, E., Aus einer alten Advokatenrepublik: „Demosthenes und seine Zeit". Mit einem Anhang: Der Krieg als Erwecker literarischer Kunstformen. Auch ein Kriegsbuch. (Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums. VIII. Band. 3./4. Heft.) Gr. 8°. 211 S. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1916. M. 6.—.

Genau wie Cicero bisher verschieden genug beurteilt worden ist, so steht es auch mit Demosthenes, der nach Drerup politisch und moralisch zu verdammen ist. In jenen Zeiten großer Schwankungen kommen auch bei Cicero leichte Schwankungen vor und sind nur vom grünen Tisch aus zu verurteilen. Cicero ist Romantiker und geht falschen Idealen nach; er erkennt nicht, was dem Rom seiner Zeit nützt, genau wie Demosthenes für ein Athen des Perikles seine Arbeit leistet. Aber das Athen seiner Zeit, und damit auch die Volkspsyche, war anders geworden. Sokrates hatte das Gewissen als die Norm, die Autorität hinstellen wollen, die Sophisten und Euripides predigten aber individualistische Aufklärung. Alles kam darauf an, daß man seine eigene Ansicht anderen einredete. Dieser Zeit erliegt Demosthenes. Durch die Phrasen von Marathon und Salamis will er auf das verkommene Volk einwirken; an der Morschheit der athenischen Kultur scheitert sein Streben. Als von Makedonien Gefahr droht, schließt Athen zwar das Bündnis mit Philipp, der aber Amphipolis 357/56 nimmt. Seine zunehmende Macht, das makedonische Geld, der Druck auf Athens Getreideversorgung durch die makedonische Seemacht und die Bedrohung Olynths veranlassen die erste Rede: 352/51. Das Volk ist aber zum Pöbel geworden, die Reichen sind zu faul, die Gegenpartei, die Frieden um jeden Preis will, ist zu mächtig, nur die Persönlichkeit des Redners und seine Beredsamkeit, die über alle Töne verfügte, haben einigen Erfolg. 354 kam das Gerücht auf, Persien rüste. Ein solcher Krieg war populär. Demosthenes zeigt, der Lärm sei blind, aber man werde das Heer brauchen können, ohne daß D. den Gegner nennt. Einen Bund Athens mit Philipp gegen den vermeintlichen Feind Persien hintertreibt er. Er versucht, Hellas selbst zu einigen (353), und nennt 351 den Hauptgegner: seine Rede scheitert an des Volkes Unreife. Noch sitzt D. nicht fest genug im Sattel. 349 schließt Athen den Bund mit Olynth; D. dringt auf tatkräftige Unterstützung, fast ohne Erfolg. 348 fällt die Stadt; D. wird Führer der ersten Gesandtschaft. Er hält nicht die Augen offen, die Liebenswürdigkeit und Geschmeidigkeit Philipps betört auch ihn: Philipp galt als der beste Hellene, D. beantragt für sich den Kranz. Wenn also D. in späteren Reden leugnet, daß er sich von Philipp habe einlullen lassen, so ist das unwahr. Der Friede wird beschworen. Von der Freundlichkeit des liebenswürdigen Königs erhoffte Athen die nach-

trägliche Einbeschließung der Bundesgenossen in den Frieden: D. sollte das vermitteln. Damals gerade bot der hellenische Kongreß dem Makedonenkönig die Hegemonie gegen die Phoker an, was für Athens Absichten kein günstiger Moment war. Die Gesandtschaft muß lange warten; Philipp sorgt inzwischen dafür, daß durch Unterwerfung des Kersobleptes der „status quo" für ihn günstiger würde: D. fällt zur Kriegspartei um. Vor dem Volk tritt dann Aischines als geheimer Mandatar Philipps auf, während D. die Mitgesandten anklagt. Da D. sich als ununterrichtet erweist, wird er verlacht, Philipp gilt wieder als Philhellene.

Seitdem ist D. Führer der Patrioten, die er von Torheiten und Übereilung fernhält, das Volk wird allmählich ernüchtert. 346 bemüht sich D. um die Erhaltung des Friedens und lenkt die Wut des Volkes von Philipp auf das Innere: er will erst Athen von den Verrätern befreien. Aischines soll fallen, aber D. hatte sich mit einem Schurken verbunden, den Aischines entlarvt. So schadete auch D. seiner Sache sehr und hatte einen argen Mißerfolg. 343 klagt er den Aischines wegen der Gesandtschaft an, obwohl er nicht unschuldiger war als Aischines selbst. Beide verschweigen hier viel. Inzwischen beginnt Philipp den Krieg.

Im Kampfe gegen Philipp ist D. bald wieder auf der Höhe: Krieg oder ruhmloser Untergang aller Griechen! Das Kriegsdekret trug den Namen des Demosthenes. Athen und Hellas handeln würdig ihrer Vergangenheit. Die Beredsamkeit des D. bewirkt sogar einen Bund Athens mit der alten Feindin: mit Theben. Das hat Philipp nicht erwartet und bietet Frieden an. Die Schlacht bei Chäronea entscheidet über Hellas, Athen — und Demosthenes, der sein Leben hier würdig beschlossen hätte. Phokion vermittelt Athen den Frieden, D. hält die Rede auf die Gefallenen. Eine Ehrung des D. hintertreibt Aischines. Als Philipp stirbt und Alexander gegen die Perser rüstet, schmollt Athen allein weiter und konspiriert mit Darius, den es arg überschätzt. Theben wagt einen Aufstand, Athen rüstet auch, nimmt vorsichtig kein persisches Geld und entgeht so Alexanders Rache, muß aber Schiffe gegen Persien stellen. 330 beginnt Agis einen Aufstand gegen den fernen Alexander; in demselben Jahre erreicht D. die Verbannung des Aischines. In der Harpalusaffäre ist D. gegen ein Bündnis mit dem Kassendieb, aber für Aufbewahrung von 700 Talenten aus dem Schatze auf der Burg und verweigert die Auslieferung des Harpalus an Alexander. Als man das Geld nachzählte, fehlte die Hälfte. Angeklagt, wird D. wegen mangelnder Vorsicht und einer Unterschlagung von 20 Talenten verurteilt. Er erfüllt seinen feierlichen Schwur, bei einer Verurteilung selbst in den Tod zu gehen, nicht, sondern flieht. 323 kehrt er nochmals nach Athen zurück, 322 gibt er sich nach der Niederlage Athens im Lamischen Krieg den Tod. So erscheint mir Demosthenes bei allen seinen Schwächen dennoch

als ein Mann, der es gut meinte mit Athen, aber nicht erkannte, daß Athen nicht mehr reif war, eigene Politik gegen Makedonien zu machen. Das etwa sind die bezeugten Tatsachen, über die Drerup sein Urteil spricht.

Drerups Ziel ist es nicht, philologisch-historische Einzelprobleme in dieser Studie als Selbstzweck zu entscheiden. Er will vielmehr zeigen, daß das von Demosthenes als ideal angesehene Wollen mit der Möglichkeit des Vollbringens in einen unlösbaren Widerspruch tritt. Freilich bestreitet Drerup das „als ideal angesehene Wollen" und zweifelt an des Demosthenes moralischer Integrität wie an dessen Begabung als Staatsmann überhaupt. Er vergißt m. E., daß er bei seiner Beurteilung des Demosthenes die Verhältnisse seiner Zeit nicht von unserm Standpunkt aus zu beurteilen hat, wozu der unglückliche und etwas an den Haaren herbeigezogene Vergleich mit den Staatsmännern unserer Zeit noch mehr verführt. Demosthenes ist weder der schwarze Bösewicht noch der edle, makellose Held. Auch andere Männer seiner Zeit waren neben ihm geniale Volksführer. Sein Hauptgegner war nicht der geringste unter diesen, auch hat Demosthenes nur wenige Jahre und erst nach vieler Arbeit das Vertrauen des Volkes gehabt. Seine Politik gegen Makedonien war verfehlt; gewiß, aber war sein Irrtum nur mangelnder Intellekt als Staatsmann? Nach der bisherigen Vergangenheit Makedoniens war ein derartiger Aufschwung kaum zu erwarten, so daß also auch Drerups Vergleich Makedoniens mit dem Preußen Wilhelms I. höchst verfehlt erscheint. An einer Stelle sagt er: „Daß dabei die Persönlichkeit des Demosthenes, jenes Helden der klingenden Phrase und pathetischer Geste, in ein immer weniger sympathisches Licht getreten ist, war nur die notwendige Folge einer rein realistischen, an den politischen Erfahrungen des Weltkrieges geschulten Betrachtungsweise, die die verhängnisvollen Tendenzen und skrupellosen Methoden der Advokatenpolitiker vom Schlage eines Asquith und Lloyd George, eines Poincaré und Briand, eines Veniselos und Take Jonescu zu würdigen gelernt hat — vom klassischen Lande des Treubruchs ganz zu schweigen." Ich finde, daß man da doch diesen modernen Herren zuviel Ehre antut, denn hier fehlt das Moment der bona fides, die etwa einer Rede Wilsons völlig fremd ist. Den Zwiespalt der persischen und makedonischen Interessen hat D. benutzt, um sich Persiens Hilfe zu sichern. Wer will ihm das verdenken? Wir haben auch versucht, aus dem Gegensatz der Vereinigten Staaten und Mexiko-Japans, sogar unter Berufung auf japanisch-mexikanische Rassengleichheit (!), Nutzen zu ziehen. Der Staatsmann ist Realpolitiker, nicht Moralpolitiker. Man redet viel von des D. Bestechlichkeit, und es sieht manchmal so aus, als ob die Gerüchte auf Wahrheit beruhen, aber immerhin ist doch zu betonen, daß D. die Strafsumme im Harpalus-Prozeß nicht zu zahlen vermochte. So, wie ihn Drerup sieht,

als dummen Kerl und moralischen Lumpen, gehört er freilich nicht in die Schule, wie dies Drerup verlangt, aber dann müßte auch noch viel mehr Cicero ausscheiden. Wer es aber versteht, die Zeit, die edle Absicht der beiden, die damaligen Anschauungen von Moral und Sitte in Betracht zu ziehen, wird auch ferner keinen seelischen Schaden nehmen, genau so wenig wie die vielen Schülergenerationen, die bisher an ihnen lernten. Zugeben will ich, daß bei einer Beurteilung des D. seine Volkszugehörigkeit in Betracht zu ziehen ist und, wie ich hinzufüge, die Zeit, in der er lebte, aber bei Drerup ist das fast ein weiteres Moment zur Verurteilung. Rhetorik ist ein Kunstprodukt und leidet an den Mängeln dieses Gegensatzes zur Natur. Trotzdem ist immer noch ein Unterschied zwischen einer Rede von D., die von heißer Liebe zu der glanzvollen Vergangenheit seines Volkes durchglüht ist, für ein Ideal eintritt und nur die neue Zeit nicht zu begreifen vermag, und dem schamlosen Auftreten unserer Gegner, die aus Neid Deutschlands Vernichtung wünschen, die angreifen, nicht verteidigen: ein gewaltiger Unterschied, wenn auch Asquith als ein Demagoge größten Stiles an Gewandtheit höher steht.

Die gute Arbeit Drerups leidet unter diesen modernen Parallelen, die oft genug auch geschichtlich nicht einwandfrei sind.

Berlin-Friedenau. Hans Philipp.

117.

Antike Quellen zur Geschichte der Germanen. Zusammengestellt, übersetzt und erläutert von Dr. Curt Woyte. 3. Teil: Von den Kämpfen des Germanicus bis zum Aufstand der Bataver. (Voigtländers Quellenbücher, Bd. 83.) Kl. 8°. 133 S. Leipzig, Voigtländer, 1915. Kart. M. 1.—.

Die Voigtländerschen „Quellenbücher" sind mit großem Beifall aufgenommen worden, nicht nur beim gebildeten Laienpublikum, das an der Hand dieser billigen, wissenschaftlich bearbeiteten Bücher gern sein Wissen vertieft, sondern auch von der Fachwissenschaft. Der Gedanke, die Quellen darzubieten und so jedem Forschenden die Mittel zur eigenen Beurteilung wissenschaftlicher Ergebnisse zu verschaffen, bedarf nicht erst der Rechtfertigung, und daß sich dieser Grundsatz nicht nur auf die geschichtliche Wissenschaft anwenden läßt, in der die Gelehrten mehr als bei andern auf Quellen angewiesen sind, sondern auf alle Wissensgebiete, hat die Sammlung mit Erfolg zu erweisen gesucht. Der Begriff der Quellen ist allerdings, vor allem für die außerhistorischen Wissenschaften, weiter gefaßt, indem auch bildliche Urkunden mit begleitendem Text und quellenmäßige Darstellungen aus bewährter Feder aufgenommen werden. Selbstverständlich kann die Sammlung größere Quellenwerke, wie sie die Fachwissenschaft benötigt, nicht überflüssig machen.

aber das ist auch nicht ihre Absicht. Neben der Anregung, die das Studium dieser Quellenbücher gibt, kommt vor allem auch in Betracht, daß sie im Unterrichtsbetrieb mit Erfolg herangezogen werden und dem Mann vom Fach beim Nachschlagen über Dinge aus seinem Gebiete recht dienlich sein können.

Einen beachtenswerten Ausschnitt bieten die „Antiken Quellen zur Geschichte der Germanen“, deren 3. Bändchen jetzt vorliegt. Für die Zeit des Germanicus und die nächsten Jahrzehnte ist Tacitus eine wichtige Quelle, und so sind denn auch die Quellenauszüge vor allem den Annalen und Historien dieses Schriftstellers entnommen. An der Auswahl der Stücke wird man nicht viel aussetzen können, wenn man bedenkt, daß sie sich nach dem Umfang der Bändchen zu richten hat. Der Text ist im allgemeinen flüssig, vor allem verständlich übersetzt, und erläuternde Anmerkungen sowie kurze Einleitungen runden den Inhalt ab. Sollte ein Leser wünschen, sich mit dem einen oder andern Gegenstand noch eingehender zu befassen, so kann ihm ein zu Eingang stehendes Literaturverzeichnis Dienste leisten. Das handliche Quellenwerk kann jedem, der sich mit germanischer Geschichte beschäftigt, nur willkommen sein.

Mülhausen (Elsaß). Emil Herr.

118.

Guglia, Eugen, Die Geburts-, Sterbe- und Grabstätten der Römisch-deutschen Kaiser und Könige. Mit 92 Bildern. Gr. 8°. 200 S. Wien, Anton Schroll, 1914. M. 15.—.

Guglia, als trefflicher Ranke-Kenner wohlbekannt, hat die hübsche Idee gehabt, die Geburts- und Grabstätten der deutschen Kaiser, von Karl dem Großen bis Franz II., einmal zusammenzustellen, wobei sich dann ergab, daß das nicht so einfach ist, sondern manchem Zweifel Raum gibt, mancher Einzelforschung benötigt. Guglia hat sich nicht verdrießen lassen, zahlreiche Grabstätten selbst zu besuchen, dabei auch manches Neue gefunden; und er versteht es, nicht in trockner Aufzählung, sondern in sehr reizvoller Darstellung, die von Anführungen alter Quellen und neuer Dichtungen durchwebt ist, seine Ergebnisse zu anziehender Lösung darzubieten. Der Verlag hat das schöne Werk aufs würdigste ausgestattet: Druck, Papier, Abbildungen sind musterhaft.

In manchen Notizen und Urteilen wird man dem Verf. nicht beistimmen; manche neueren Ergebnisse sind nicht benutzt. Die absprechende Auffassung Lothars I. wird schon von Ranke (Weltgeschichte) nicht mehr geteilt. — Die Pläne Heinrichs VI. gegen Byzanz haben nichts Chimärisches, da die Lateiner sie kurz nachher durchführten. — Aber der Schwerpunkt des Werkes liegt ja an einer ganz anderen Stelle. Es ist ein Stück deutscher Geschichte, das hier in einer eigenartigen Sammlung zutage tritt.

Unter 57 deutschen Kaisern sind nur die Geburtsorte von 28 bekannt, die Sterbe- und Grabstätten zwar fast alle bekannt aber weit zerstreut (von S. Juste bis nach Tyrus, von Nimwegen bis Großwardein, von Bodfeld bis Palermo), viele von ihnen nicht mehr vorhanden, zerstört, nicht mehr aufzufinden — ein Sinnbild des Wesens und der Vergänglichkeit dieser Kaisermacht! Nur zwei Grabstätten verdienen den Namen der Kaisergräber: der Dom zu Speier und die Kapuzinergruft in Wien. — Auch für Kunstgeschichte und Topographie bietet G.s verdienstliches Werk lehrreiche Aufschlüsse.

Berlin-Zehlendorf. Richard Sternfeld.

119.

Die Chronik des Propstes Burchard von Ursperg. 2. Auflage, hrsg. von Oswald Holder-Egger u. Bernhard v. Simson. (Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex Monumentis Germaniae Historicis separatim editi.) Gr. 8°. XL u. 169 S. Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 1916. M. 4.50.

Eine Neuausgabe der Ursperger Chronik war gerechtfertigt. Denn seit der ersten, welche die Monumenta im Jahre 1874 durch Abel und Weiland veranstalteten (SS. XXIII und Schulausgabe), sind wesentliche Fortschritte in der Erforschung der Autorschaft erzielt und eine Handschrift zu Petronell in Niederösterreich neu entdeckt worden.

Eine Fügung des Geschicks hat gewollt, daß wir in dieser Neuausgabe das wissenschaftliche opus posthumum sowohl Holder-Eggers wie v. Simsons in der Hand halten. Aus H.-E.s, des Editions-Meisters, Nachlaß übernahm sie 1911 Simson, der sowohl Text wie Einleitung fertigstellte. Kurz vor Beginn der Drucklegung starb auch er (1915), so daß die Drucklegung und einige nachträgliche Verbesserungen H. Breßlau verdankt werden.

Aus der kritischen Einleitung möchte ich folgende Stellungnahme Simsons herausheben: S. meint (mit Abel und Grauert gegen Weiland und Lindner), daß die Notiz der Chronik über die Speyerer Kaisergräber (S. 4—5) nicht von Burchard der Zwifaltener Handschrift des Frutolf-Ekkehard, die er im übrigen ausschrieb, entnommen ist, sondern daß sie umgekehrt von Burchard in derselben am Rande eingetragen worden ist.

Die Benutzung der Continuationes Weingartenses Chronici Hugonis a. S. Victore und Chronici Honorii Augustodunensis, wie sie Abel leugnet, Giesebrecht, Lindner und Bloch aber annehmen, hält S. für wahrscheinlich, dagegen nicht die Vermutung von Waitz, daß es sich hier um eine verlorene gemeinsame Quelle mit den Aquenses handele.

In der wichtigsten Streitfrage, ob in der Schilderung der Demütigung Friedrich Barbarossas vor Heinrich d. L. unsere Chronik sich in Abhängigkeit von dem norddeutschen Quellen-

kreis oder einer mit ihnen gemeinsamen Quelle befindet (Haller) oder ob Burchards Nachrichten auf mündliche, poetische Überlieferung zurückgehen (Hampe), nimmt leider S. nicht Partei; ja in der Anmerkung zu dieser Stelle (S. 54 f.) ist er so vorsichtig, die Meinungen über die Historizität der Zusammenkunft in Chiavenna nur zu registrieren, zu bemerken, daß Holder-Egger mit Lucas die Geschichte für eine Sage hielt, und entsagungsvoll hinzuzufügen: „In der Tat ist wohl nicht mehr sicher, als daß Heinrich später der Vorwurf gemacht wurde, dem Kaiser einmal in Italien in kritischer Lage die Hilfe versagt oder ihn gar im Stich gelassen zu haben."

Ebenso verzichtet S. darauf, den Einfluß Johanns von Cremona, den Burchard, wie er selbst sagt, exzerpiert, fest abzugrenzen. Hier dürfte eine Spezialuntersuchung wohl zu einem festeren Ergebnis gelangen können.

S. tritt für Burchards, von Gronau erwiesene, Verfasserschaft an der gesamten Chronik ein. Nur in bezug auf die Stelle, die (S. 91—94) in gehässigem Tone gegen Philipp von Schwaben die erste Verpfändung der Vogtei des Klosters Ursperg berichtet, tritt er — wenn auch wiederum bedingt — Christmann, Giesebrecht u. a. bei, gegen Gronau, der sie nicht für eine Interpolation hält, sondern ebenfalls Burchard zuschreibt.

In der politischen Gesamthaltung bezeichnet S. das Werk Burchards als „gewissermaßen eine Streitschrift für den gebannten Kaiser Friedrich II.".

Von den nachträglichen Zugaben Breßlaus sind besonders wertvoll eine S. XXV ff. gegebene Erörterung über die Behandlung, die Burchard den Adressen der von ihm zitierten Papstbriefe zuteil werden läßt, sowie eine durchaus einleuchtende Konjektur (S. XXXI) der verderbten Stelle S. 94, 1. Auch die den Apparat entlastenden und den Text lesbarer gestaltenden editionstechnischen Grundsätze (S. XXXIII n. 1. und S. XXXVIII f.) Breßlaus seien der allgemeinen Nachachtung dringend empfohlen.

Charlottenburg. Peter Rassow.

120.

Michaël, Emil S. J., **Geschichte des deutschen Volkes vom 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters.** 6. Bd.: Die Gegenkönige Otto von Braunschweig und Philipp von Schwaben. Kaiser Friedrich II. bis zum Tode Papst Honorius' III. 1227. Gr. 8°. XXII u. 512 S. Freiburg i. Br., Herder, 1915. M. 8.—, geb. M. 10.40.

Das Buch ist mit großer Sorgfalt und peinlicher Gewissenhaftigkeit gearbeitet. Darstellung und Sprache sind flüssig und gewandt. Aber der Verf. kann nicht aus seiner Haut. Ihm erscheinen die Päpste mehr oder weniger als unschuldige Bieder-

männer, die dem Kaiser blindlings vertrauen und zu ihrem Schrecken zu spät erkennen, wie schlecht eigentlich die Welt und die Menschen seien. Durch solche und ähnliche Anschauungen wird natürlich die ganze Auffassung, jedes Urteil beeinflußt. Da ist dann aber eine Verständigung unmöglich, mag auch viel guter Wille dazu auf des Verf. Seite vorhanden sein.

Die angehängten 17 Spezialuntersuchungen sind zum Teil sehr interessant, leiden aber auch unter den Folgen jenes Standpunktes.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

121.

Doelle, P. Dr. **Ferdinand**, O. F. M., **Reformtätigkeit des Provinzials Ludwig Henning in der sächsischen Franziskanerprovinz (1507–1515).** (Franziskanische Studien, Beiheft 3.) Gr. 8⁰. XI u. 103 S. Münster i. W., Aschendorff, 1915. M. 2.80.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts, kurz vor Luthers Auftreten, sind in der sächsischen Ordensprovinz der Franziskaner deutlich energische Bestrebungen erkennbar, die auf eine Reform des klösterlichen Lebens hinzielen. Der Hauptträger dieser Reformen ist der aus Marienburg in Preußen stammende Ludwig Henning, zunächst Professor an der jungen Universität Wittenberg und seit 1507 Minister für die genannte Provinz. Doelle, in der Geschichte der Franziskaner wohlbewandert, schildert eine Seite von Hennings Tätigkeit, eben die eigentliche Reformtätigkeit. Die Darstellung der Versuche, eine Einigung zwischen den Konventualen und den Observanten herbeizuführen, behielt er einer anderen Arbeit vor.

Das 1. Kapitel behandelt die Reformbewegung in den Franziskanerklöstern und kommt über eine Aufzählung von Tatsachen kaum hinaus. Lebendiger ist das 2. Kapitel, das die Reform in den Klarissenklöstern untersucht: Seußlitz, Weißenfels, Ribnitz und am umfangreichsten Breslau. Hier, in Breslau, hat der sonst so durchgreifende Henning schließlich doch solche Widerstände gefunden, daß er 1515 sein Amt niederlegte. Er taucht dann noch einmal als Student in Frankfurt (1515) auf und wird 1521 vom Papste nach dem Orient gesandt. Dann verschwindet er völlig. Er scheint ein Mann reinen Wollens gewesen zu sein, der den Geist der neuen Zeit, wie er sich deutlich schon in den Breslauer Verhältnissen spiegelt, nicht aufzuhalten vermochte.

Die hauptsächlichste Quelle für die Tätigkeit Hennings bilden für die Jahre 1507 und 1508 Aufzeichnungen seines Sekretärs, die dem Klarissenkloster Ribnitz in Mecklenburg (Geh. u. Hauptarchiv Schwerin) entstammen. Sie hat Doelle als dritten Teil seines Buches veröffentlicht, und hierin liegt m. E. der Hauptwert des Werkes. Sie gewähren einen außerordentlich

intimen Einblick in die inneren Ordensverhältnisse und in die Bewegung der Vorreformation. Auch rein lokalgeschichtlich wird man aus dem Buche lernen können. Ein Personen- und Ortsverzeichnis kommt besonders dem Lokalhistoriker zu Hilfe.

Dresden. W. Hoppe.

122.

Ecke, Karl, Schwenckfeld, Luther und der Gedanke einer apostolischen Reformation. Gr. 8°. XIII u. 345 S. Berlin, Martin Warneck, 1911. M. 7.—, geb. M. 8.—.

Seit Hartranft begonnen, im Corpus Schwenckfeldianum die ganze Schwenckfeldliteratur von Schwenckfelds Schriften ab bis zu denen seiner heutigen Anhänger zu vereinigen, mußte sich die Empfindung verstärken, daß wir eine erschöpfende Biographie nicht besaßen. Schwenckfeld ging es wie vielen gleichzeitigen evangelischen Gegnern Luthers. Sie wurden von diesem und seinen Anhängern verurteilt, ohne daß letztere danach verlangten, sich in Schwenckfelds Beweggründe und Ansichten zu vertiefen, und die Schar seiner Freunde blieb dauernd zu klein, um das Bedürfnis nach einem Ausgleich des einseitigen Informationsmaterials zu wecken. So mußte denn noch Grützmacher seinen Artikel über Schwenckfeld für die 3. Auflage von Herzog summarisch fassen und mit einem Bedauern über den Mangel an einer ausführlichen quellenmäßigen Lebensgeschichte begleiten.

Der erste Zweck der von H. Böhmer angeregten Schrift Eckes war darum auch, die fehlende Biographie zu liefern und hierfür möglichst vollständig den ganzen Stoff, auch den ungedruckten, durchzuarbeiten. Demgemäß begann Ecke mit einem umfassenden Überblick der bisherigen Quellen und Literatur und verschaffte uns in der „Einleitung" wertvolle Fingerzeige. Vor allem seine Abschnitte „Stand der historischen und theologischen Forschung über Schwenckfeld" und „Quellenschau" (Druck- und Handschriften) sind die künftig unentbehrliche Grundlage der Schwenckfeldforschung. Aber je mehr sich Ecke in seinen Stoff vertiefte, desto stärker gewann er die Überzeugung, daß sein biographisches Bild sich nicht mit der bisherigen allgemeinen Auffassung deckte. So sprengte er denn den durch eine Lebensgeschichte vorgeschriebenen Rahmen und lieferte in erster Linie eine auf stete, lange Quellenauszüge basierte systematische Darstellung von Schwenckfelds dogmatischen Ansichten.

Die Erweiterung des Forschungszieles hatte manche, besonders für den allgemeinen Reformationshistoriker unliebsame Folgen. Der Leser gewinnt nirgends einen klaren Überblick über Schwenckfelds äußere Schicksale, ja, auch nicht über seine allmähliche innere Entwicklung. Seine Anschauungen werden wesentlich als ein fertiges Ganzes behandelt und nach sachlichen Gesichtspunkten gegliedert. Deshalb fehlte Ecke auch das Bedürfnis,

den Zusammenhang zwischen Schwenckfelds Leben und Lehre, vor allem die persönlichen Einflüsse auf und von Schwenckfeld, zu untersuchen. In letzterer Beziehung begnügte er sich mit den Schwenckfeldianern als solchen.

Unter diesen Umständen haben Eckes lehrgeschichtliche Ausführungen manche Einwände hervorgerufen. So hat W. Köhler erst in der Theol. Literaturzeitung 38, 209 ff. und dann nochmals im Theol. Jahresbericht 31, 690 f. beanstandet, daß Ecke Schwenckfelds „Kirchenbegriff nicht klar zu machen verstanden, d. h. die verschiedenen, ganz richtig herausgestellten Einzelelemente nicht unter den entscheidenden einenden Gesichtspunkt gebracht“ habe. Noch weiter ist Theod. Sippell gegangen und hat in der „Christlichen Welt“ 25, 866 ff. — auf Eckes Ausführungen fußend, in seiner Auffassung aber von ihm abweichend — Schwenckfelds eigentümliche Grundgedanken selbständig skizziert. Man wird es verstehen, daß ich als Nichttheolog mich mit diesen Hinweisen begnüge und mich sonst wesentlich rezeptiv verhalte.

Ecke beginnt mit der Analyse von Schwenckfelds innerem Werdegang. Wie erwähnt, versteht er darunter nicht seine stufenweise Entwicklung, sondern legt die einzelnen Voraussetzungen seines Kirchenideals nebeneinander dar. Nur insoweit diese Voraussetzungen zu verschiedenen Zeiten einzutreten beginnen, sind verschiedene Stadien in Schwenckfelds Laufbahn angedeutet. Als solche Voraussetzungen bezeichnet Ecke: 1. Schwenckfelds dauernd positives persönliches Grundverhältnis zu Luther, wie es namentlich Schw. selbst in einer interessanten Zusammenstellung der gemeinsamen Artikel (1551) formuliert hat, 2. das Schriftprinzip, aus dem Schwenckfeld das Verlangen fordert, die Bibel nur durch die Bibel auszulegen, die ganze ältere und neuere Theologie nach ihrer Übereinstimmung zu prüfen und selbst bloß in biblischen Ausdrücken zu reden, und 3. ein persönliches Heilserlebnis (1527), durch das nach Schwenckfelds Eingeständnis sein bisheriger „Kopf- und Wahnglaube“ „Herzensglaube“ wurde und neben Luther und der Schrift „die persönliche Erfahrung von der Gegenwart des regierenden verklärten Christus“ Schwenckfelds Leben und Lehre fortan durchdrang. Aus diesen Voraussetzungen zog Schwenckfeld eine negative und eine positive Konsequenz. Einmal beurteilte er, obwohl er begeisterter Anhänger Luthers blieb, doch die Reformation kritisch, tadelte ihre Veräußerlichung, trat infolge seiner ganzen religiös-praktischen Richtung in Gegensatz zur lutherischen Auffassung der Sakramente. Zweitens wurde er der Urheber einer sich von Luther immer weiter entfernenden Gemeinschaftsbewegung, einer dem Urchristentum ähnlichen Erweckungsgemeinde.

Eckes bisherige Ausführungen sollen zugleich den Beweis vorbereiten, daß Schwenckfeld keineswegs, nicht einmal in dem Maße wie Luther, die Bahnen der mittelalterlichen Mystiker

wandelte, daß er sich auch von den Mystikern seiner Zeit wesentlich unterschied. Diesem Beweise dient vor allem der zweite Teil „Urchristentum und Reformation nach Kaspar Schwenckfeld“. Er zerfällt in drei Unterabschnitte, einen theoretischen und zwei praktische. Jener stellt Schwenckfelds in der Reformation wurzelndes, aber doch von ihr abweichendes Kirchenideal dar. Gemeinsam erscheint für Luther und Schwenckfeld die These von der unsichtbaren Kirche. Aber während Luther aus organisatorischen Gründen dem Bedarf nach sichtbaren und vielfach ungenügenden Einrichtungen genügen, letzteren wegen seiner Predigt- und Sakramentslehre eine höhere Bedeutung einräumen, sich damit vom apostolischen Kirchenideal entfernen mußte, wurde Schwenckfeld durch die allmähliche Isolierung seiner schlesischen Anhänger, sowie durch seine Ablehnung objektiver Kennzeichen der Zugehörigkeit zur Kirche und durch seine konsequentere Anschauung vom allgemeinen Priestertum bestimmt, das apostolische Kirchenideal selbständig und zielbewußt weiterzubilden, namentlich die alte charismatische Organisation des apostolischen Zeitalters neu zu beleben und vor allem auch in Verbindung mit seinem streng durchgeführten Schriftprinzip die biblischen neutestamentlichen Institutionen immer schärfer zu durchdenken. Als Gegensatz zu den Täufern bezeichnet Ecke schon hier Schwenckfelds größere geistig-religiöse Schöpfungskraft (S. 95).

Nachdem Ecke Schwenckfelds grundsätzliche Kirchenideale bestimmt hatte, konnte er ihr Verhältnis zu den früheren und damaligen Abwandlungen der apostolischen Kirche kennzeichnen. In der Anschauung, daß seit dem Neuen Testament bis auf Luther allmählich „an die Stelle der ecclesia wieder jüdische und heidnische Stufen des Gottesdienstes“ getreten, begegnete Schw. sich mit vielen damaligen Anhängern der neuen Lehre. Jedoch über dieselben hinaus nahm er infolge seiner von Luther abweichenden Grundansicht dessen Stillstand in Lehre und Leben auf halbem Wege an; er schrieb dem Luthertum Vernachlässigung der biblischen Glaubenserfahrung und Heiligung, den hierdurch verursachten Abgang an Kraft wahrer Lebenszeugung, Einseitigkeiten in der Predigt, unvollkommene, unter der Stufe biblischen Christentums zurückgebliebene Religiosität zu. Diese Motive führte Schw. an vielen Stellen weiter aus, die Ecke in langen Auszügen mitteilt. Aber nicht nur die Lutheraner, auch die Schweizer und Wiedertäufer mußte Schw. von seinem Standpunkt aus kritisch prüfen. An jenen tadelte er die mangelhafte Unterscheidung des Alten und Neuen Testaments, wodurch das christologische Problem mehr verstandesmäßig als biblisch gelöst, das Werden, Wachsen, Sichentwickeln des Gottmenschen dogmatisch verdunkelt würde. In den Wiedertäufern aber erblickte Schw. ein neues Judentum, in dem das Volk unwissend bleibt, die religiöse Propaganda vielfach zum Geschäft wird.

Auf diesen ersten, gleichsam negativen, praktischen Unterabschnitt folgt ein zweiter, der sich mit Schwenckfelds Lebenszielen und deren Abwandlungen in den Ansichten und Schicksalen der Schwenckfelder bis zur Gegenwart beschäftigt. Auch hier kommt es Ecke natürlich vor allem darauf an, die Kluft zwischen Schw. und den Wiedertäufern zu erweitern. „Das Lebensziel Schwenckfelds ist kein theologisches oder beschauliches, sondern. weil er es sich durch sein Kirchenideal stellen ließ, ein praktisch-kirchliches.“ Parallel läuft Eckes weitgehende Sympathie mit den Schwenckfeldern. Er klagt das Luthertum an, in Schwenckfeld den durch Luther wiedererweckten urchristlichen Individualismus im Keime erstickt, „einen der gefördertsten Christen der Reformationszeit von sich gestoßen zu haben“, (S. 222), ja, er führt die innerprotestantischen Gegensätze auf diesen Mangel zurück. Man darf jedoch vielleicht — selbst abgesehen von diesen Anfechtungen Schwenckfelds durch die Lutheraner — fragen, ob Schwenckfeld nach den ganzen damaligen Zeitanschauungen Aussicht gehabt hätte, in weiten Kreisen mit seinen Bestrebungen durchzudringen. Übrigens ist gerade dieser Abschnitt von Eckes Buch auch für ein größeres Leserpublikum der lehrreichste, denn er enthält zahlreiche, sonst wenig bekannte Daten.

Freiburg i. B. Gustav Wolf.

123.

Leibniz, Gottfried Wilhelm, Der Allerchristlichste Kriegsgott. (Mars Christianissimus.) Eine Spottschrift wider alle Verächter des Völkerrechts aus dem Jahre 1683. Übersetzt u. eingeleitet von Paul Ritter. Kl. 8⁰. 65 S. Leipzig, Reclam [1917]. M. 0.25.

Als eine recht glückliche Ergänzung zu den im Verlage von F. Meiner in Leipzig erscheinenden Deutschen Schriften von Leibniz kann die vorliegende Übersetzung bezeichnet werden. Der Herausgeber, Mitarbeiter an der großen Leibniz-Ausgabe der Preußischen Akademie, hat zu der recht guten Übersetzung eine Einleitung geschrieben, in der er in die Weltlage um 1680 einführt. Der Ausgabe liegt zugrunde das französische Manuskript von Leibnizens Nachlaß zu Hannover. Es ist überaus interessant, den Scharfblick Leibnizens für den französischen Volkscharakter in der herrlichen Spottschrift bewundern zu können. Da in ihr Eigentümlichkeiten dieses Volkes gegeißelt werden, so ist die Schrift sehr modern, und seitenweise könnte man sie auf die Jetztzeit anwenden. „Gewissen, Treu und Glauben, Völkerrecht sind leere Begriffe und eitle Schatten“ (S. 55). So war es zur Zeit Ludwigs XIV.; so ist es noch heute.

Charlottenburg. W. Sange.

124.

Zwanziger, Karl Hermann, Friedrich Adolf v. Zwanziger, Gräflich Castellscher Geheimrat und Kreishauptmann 1745—1800. (Neujahrsblätter, hrsg. v. d. Gesellschaft f. fränkische Geschichte, 11. Heft.) Gr. 8°. 46 S. München u. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1916. M. 1.70.

Zwanzigers Bedeutung liegt weniger in seiner Tätigkeit als gräflich castellscher Verwaltungsbeamter denn in seinem Wirken als Gesandter auf den fränkischen Kreiskonventen, vor allem im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, als die Kreisangehörigen sich durch Hardenbergs preußische Ausdehnungspolitik in ihrer Selbständigkeit bedroht fühlten. Hier war Zwanziger der geistige Führer, den Hardenberg für seine Pläne zu gewinnen suchte, wohl wissend, welche Kraft er verkörperte, und den er dann mit seinem Haß verfolgte und als Revolutionär verdächtigte, als er ihm als nicht zu verachtender Gegner entgegentrat.

Fester weist in seinem Vortrag über Franken und die Kreisverfassung darauf hin, wie mancher bisher nur als Schemen bekannter Name als kraftvolle Gestalt aus den Kreistagsakten erstehe. Zwanziger verdiente ohne Zweifel auch eine solche Auferstehung. Die vorliegende Studie befriedigt indessen nicht. Der Verf. hat es nicht für nötig gefunden, auch nur einen flüchtigen Blick in die Akten zu werfen; er kennt auch die gedruckten Berichte über die fränkischen Kreistagsverhandlungen in Reuss' Teutscher Staatskanzley nicht, sondern hat sich mit einer, dazu nicht gerade glücklichen, Zusammenstellung dessen begnügt, was er am Wege fand. Auch im Rahmen eines Neujahrsblattes hätte eine Darstellung von Zwanzigers Stellung zu den Ideen der französischen Revolution und dem Gedanken einer fränkischen Republik in größerer Ausführlichkeit und Klarheit gegeben werden müssen, als es hier geschehen ist. Ebenso hätte über Zwanzigers Berichte vom Rastatter Kongreß etwas mehr gesagt werden können.

Freiburg i. B., z. Z. Berlin. J. Rest.

125.

Hilt, Kaethe, Camille Desmoulins, seine politische Gesinnung und Parteistellung. (Historische Studien, veröffentlicht von E. Ebering. Heft 133.) Lex. 8°. 137 S. Berlin, E. Ebering, 1915. M. 3.80.

Die Verfasserin sucht in der vorliegenden Doktorarbeit der herrschenden Auffassung, daß C. Desmoulins keine einheitliche politische Gesinnung von stetiger Entwicklung besessen habe und politisch charakterlos gewesen sei, entgegenzutreten. Sie zeigt im 1. Teile ihrer Schrift, in dem sie Desmouslins' politische Gesinnung darzulegen versucht, daß diese ein konsequentes, republikanisches System ergibt. „Weit entfernt vom Despotismus

des Schreckens und von dem des Königtums habe er seine Aufgabe darin erblickt, einen Staat zu schaffen, der jedem Bürger gerecht werden und in dem sich jeder glücklich fühlen könnte' (S. 82). Dieses Resultat wird wohl künftighin als richtig anerkannt werden müssen. Aber die Beweisführung der Verf. ist noch nicht erschöpfend. Wenn sich auch ab und zu Hinweise auf Rousseau, Macchiavelli, Montesquieu, Voltaire u. a. finden, nirgends ist tiefer auf die Abhängigkeit Desmoulins' von ihnen eingegangen worden. Vor allem aber lassen die in den einzelnen Abschnitten behandelten Fragen (Verfassung, Verwaltung, Heer usw.) den einigenden Mittelpunkt vermissen, offenbar, weil die Verf. nicht genügend mit der Staatstheorie des 18. Jahrhunderts vertraut ist.

Im 2. Teile, in dem die Verf. Desmoulins' politische Parteistellung behandelt, wird, indem nacheinander sein Verhältnis zu Mirabeau, Lafayette, Robespierre und Danton dargestellt wird, überzeugend nachgewiesen, daß Desmoulins seinen Standpunkt nie gewechselt hat, aber entweder er sich über die politische Richtung anderer getäuscht hat oder diese ihre Auffassung geändert haben.

Die Verf. hätte noch darauf hinweisen sollen, daß Desmoulins durch seine Frau Lucile in seiner Parteistellung wesentlich beeinflußt wurde (vgl. J. Michelet: „Die Frauen der Revolution' und „Mitteilungen“ Bd. 43, S. 120f.).

Charlottenburg. W. Sange.

126.

Böhlich, Ernst, Goethes Propyläen. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Hrsg. v. M. Koch u. G. Sarrazin. Neue Folge, 44. Heft.) Gr. 8°. VIII u. 170 S. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, 1915. M. 6.—.

Bode, Wilhelm, Die Franzosen und Engländer in Goethes Leben und Urteil. 8°. 179 S. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1915. M. 2.—.

Böhlich liefert eindringende Untersuchungen über die „Propyläen“, jene von Goethe zunächst unter alleiniger Mitarbeit seines Freundes Meyer (aber unter Schillers wärmster Anteilnahme) bei Cotta herausgegebene Zeitschrift, die vom Oktober 1798 bis zum November 1800 in sechs Heften oder drei Bänden erschien. Stücke aus ihr, wie die vortreffliche „Einleitung“ oder der schon allein durch den Gegenstand fesselnde Aufsatz über „Laokoon“ oder die Kunstnovelle „Der Sammler und die Seinigen“, sind jedem eifrigen Leser der Goetheschen Werke durchaus wohlbekannt. Insofern hat sich auch stets eine gewisse Kunde von Wesen und Richtung der „Propyläen“ erhalten.

Sie sollten in offensichtlicher Nachfolge Winckelmanns nichts anderes, als dem Ideal klassischer Kunst bei dem ge-

bildeten Publikum wie bei den ausübenden Künstlern Bahn brechen und eine Stätte bereiten; dies vermochten sie freilich bei der Ungunst der Zeitverhältnisse und der mangelnden Teilnahme der weiteren Öffentlichkeit nicht. Infolgedessen verlor Goethe sehr bald Lust und Stimmung, ein Werk fortzusetzen, dem er anfänglich alle Neigung und viel Arbeit seiner Mußestunden gewidmet hatte. Da auch die Erweiterung des Stoffgebietes (s. den Aufsatz „über die französische tragische Bühne“) und die Zuziehung anderer Mitarbeiter (Schiller mit der „dramatischen Preisaufgabe“; Wilhelm v. Humboldt und dessen Gattin mit brieflichen Auslassungen über französische Gemälde und Malkunst) nicht imstande war, die Triebkraft des Unternehmens zu fördern, so ließ Goethe, bitter enttäuscht, davon ab.

Nachdem Böhlich diese äußere Geschichte der „Propyläen“ (S. 1—46) dargestellt hat, beschäftigt er sich mit der kritischen Besprechung der einzelnen Aufsätze, in der er vor allem bemüht ist, Goethes und Meyers Anteil auf Grund äußerer Angaben und innerer stilistischer Eigentümlichkeiten festzustellen. Besonders eingehend wird der Aufsatz „Über die Gegenstände der bildenden Kunst“ behandelt (S. 60—90), der zwar von Meyer ausgeführt, aber durch und durch von Goethes Anschauungen erfüllt ist. Dieser Goetheschen Grundanschauung zufolge, die dem natürlichen Charakter und den möglichen Mitteln der bildenden Kunst vollkommen zu entsprechen sucht, sollen die Werke der Plastik und der Malerei nichts enthalten, was über die sinnliche Auffassung hinausgeht, als welcher sie allein zugänglich sind. Solche Werke erscheinen danach um so vortrefflicher, je vollständiger sie sich „durch den Sinn des Gesichts begreifen und fassen“ lassen. Damit war zugleich die Allegorie sowie weiterhin die Darstellung des Symbolischen grundsätzlich verworfen; und es war nicht folgerichtig, wenn Goethe sich durch Meyers Mund z. B. für Zyklen historischer Bilder einsetzte, da das Verständnis eines einzelnen Geschichtsbildes wie der zwischen mehreren herzustellende ursächliche Zusammenhang doch wohl über einfache sinnliche Begreifbarkeit weit hinausliegen. — Gleichermaßen stark ist Goethes Anteil an den S. 149—155 behandelten Aufsätzen: „Über den Hochschnitt“ (übrigens ein treffliches deutsches Wort für Hautrelief) und „Über die Chalkographische Gesellschaft in Dessau“. In die kleineren Sachen, „Preisaufgaben“ und „Preiserteilungen“ betreffend, teilen sich Meyer, Goethe und Schiller; es verdient wohl Erwähnung, daß die Stoffe für die Preisaufgaben fast durchgängig dem Homer entnommen sind.

Von Goethe allein stammen (S. 90—101): die hübsche Arbeit „Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke“ mit der ansprechenden Behauptung, daß kein Mensch von einem Kunstwerke mehr als den bloßen Schein der Wahrheit erwarte; ferner die Übersetzung und Erläuterung des Diderotschen „Versuchs über die Malerei“, wo denn freilich die Erläuterungen

Goethes die Ansichten der übersetzten Diderotschen Schrift vielfach widerlegen. Dazu kommen die obengenannten Stücke, unter denen die Kunstnovelle nach ihrem Gedankengange teilweise aufs stärkste von Schiller beeinflußt sein soll (S. 101—129).

Als Meyers ausschließliches Eigentum, aber in ihrer Ausführung ersichtlich von dem Maler und Ästhetiker Raffael Mengs abhängig stellen sich dar: die schöne Abhandlung „Über Lehranstalten zugunsten der bildenden Kunst" (S. 129—134); drei Aufsätze zur Antike (S. 135—139), behandelnd Niobe, Kapitolinische Venus, etrurische Monumente; drei Aufsätze zur Renaissance (S. 139—148) über Raffaels Werke, über Masaccio und über „Mantua i. J. 1795".

Die Kenntnis der Aufsatztitel dürfte genügen, um den Mißerfolg der Zeitschrift zu erklären. Denn wo gab es damals in Deutschland den Leserkreis für eine Zeitschrift, die aus derartigen Abhandlungen bestand? Und wäre er heute vorhanden, wo Kunstzeitschriften in erster Linie durch die von ihnen gebotenen Nachbildungen anziehen? Jedenfalls hat noch Herman Grimm in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts (1865—67) mit jener von ihm ganz allein geschriebenen Zeitschrift („Über Künstler und Kunstwerke") trotz ihrer vortrefflichen geistreichen Aufsätze ähnliche Erfahrungen gemacht. Aber Goethe hatte nun einmal eine ausgesprochene Vorliebe für die bildenden Künste: und dies gewiß mit vielem Recht. Er ging jedoch zu weit, wenn er meinte, seine einschlägigen Ansichten und Neigungen würden weitere Kreise ziehen oder den gleichen Geschmacksrichtungen begegnen. Er vergaß, daß Künstler meistenteils der allgemeiner gehaltenen Kunstlehre und der geschichtlich begründeten Kunstwissenschaft abhold sind, daß hingegen Kunstfreunde zuerst die schöne Form bewundern wollen und dann vielleicht nicht abgeneigt sind, auch Meinungsäußerungen über das Schöne zu hören. Er hatte damals augenscheinlich bereits die Fühlung mit dem großen Ganzen verloren; der Dichter des „Götz" und des „Werther" war durch die ganze Breite hellenischer Bildung und antiker Geisteshaltung von seinem Volke getrennt: so schrieb er keine „Vorschule" der Ästhetik, wie Jean Paul, sondern „Propyläen"! Zudem war es ein gewisses unpolitisches Wesen, das ihn von den Tagesfragen und Welthändeln, mochten sie noch so brennend sein, geflissentlich absehen und hier dem Ideal der griechischen Kunst sowie ein Menschenalter später der Idee einer Weltliteratur zustreben ließ.

Das hübsch ausgestattete und sehr angenehm zu lesende Bodesche Goethe-Buch liefert gleichfalls den Beweis für diese Weltabgewandtheit. Wie hatte sich Goethe doch als alter Mann in seine Gedanken eingesponnen! Was versprach er sich nicht von einer Annäherung der Nationen! Wie strebte er danach, sich die Vorzüge fremder Völker zu „verdeutlichen"! Wie vieles ist er geneigt, den jungen Engländern, die sich in Weimar

aufhalten, nachzusehen! Und dann jene eben berührte Idee einer Weltliteratur! War sie nicht eine aus verzeihlicher Eigenliebe geborene Selbsttäuschung? Weil Franzosen, Engländer, Italiener und wer sonst noch zu ihm, dem großen Schriftsteller, kamen oder über ihn schrieben, weil er selbst, weitherzig und äußerst anschmiegsam, sich mit allen möglichen Literaturen beschäftigte, darum hauptsächlich glaubte er ein Zeitalter der Weltliteratur gekommen, obwohl doch dieser ganze Begriff recht zweifelhafter Natur ist. Goethe stellt hier wahrlich vielfach nur ein Abbild der Schwäche, wenn auch einer liebenswürdigen Schwäche deutschen Wesens dar. Aber Gott sei Dank sind die Sprachen und ist selbst unsere deutsche Muttersprache trotz aller Schwächeanwandlungen etwas gründlich Völkisches: sie weigert sich bestimmt, in einen allgemeinen Weltliteraturbrei gerührt zu werden.

Charlottenburg, z. Zt. Liegnitz. Erich Bleich.

127.

Lorenz, Dr. **Ludwig, Treitschke in unserer Zeit.** (Zwischen Krieg und Frieden, Nr. 33.) 8°. 56 S. Leipzig, S. Hirzel, 1916. M. 1.—.

Eine erquickliche Gedächtnis- und Erinnerungsschrift. Die Daten der Lebensgeschichte Treitschkes werden im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt. Aber warmherzig und verständnisvoll werden die einzelnen Seiten seines Wesens und Charakters beleuchtet. Noch einmal steht der Recke und Paladin in voller Kraftgestalt da. Es ist, als ob wir ihn hörten, den Unvergeßlichen, und als ob sein gewaltiger Schlachtruf wieder an unser Ohr dröhnte. Manche Partien hätte man gern ausführlicher behandelt gesehen, vor allem auch das Verhältnis zur Familie und zu Freunden.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

128.

Endres, Dr. **Fritz, Prinzregent Luitpold und die Entwicklung des modernen Bayern.** 8°. 94 S. München, Oskar Beck, 1916. Geb. M. 2.—.

Ein sehr verdienstvolles Buch. Das Bild des wackern Prinzregenten taucht vor uns auf in aller seiner schlichten, echten Würde und seiner treuen Mannhaftigkeit. Wir erhalten lebhafte Eindrücke von seiner Jugend und der ganzen darauffolgenden Entwicklung. Aber auch Bayerns Gesichtszüge in dieser Epoche sind klar und deutlich gezeichnet. Das Verhältnis zu Preußen und zum Reich ist mit viel Umsicht und feinem Verständnis dargelegt.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

129.

Ruchti, Dr. **Jacob**, **Zur Geschichte des Kriegsausbruches.** Nach den amtlichen Akten der Königlich Großbritannischen Regierung. Preisgekrönte Arbeit des historischen Seminars der Universität Bern. 8°. 48 S. Bern, Ferd. Wyß, 1916.

Obgleich der Verf. nur die englischen Aktenstücke als Grundlage seiner Untersuchung angesehen wissen will, darf man diese als eine der aufschlußreichsten und sachlich zutreffendsten aus der reichen Literatur zur unmittelbaren Entstehungsgeschichte des Weltkrieges ansprechen. Sowohl in der Anlage, besonders aber in der Beweisführung der kleinen Schrift zeigt sich der geborene Historiker. Nicht ohne Grund wählt er das englische Weißbuch als Hauptquelle. Das zeigt er in einer ungewöhnlich prägnanten Einleitung, wo er knapp aber treffend die einzelnen Farbbücher charakterisiert. Das englische „White Paper" hat den Vorzug, „daß die Original-Ausgabe schon am 5. August 1914 gedruckt dem englischen Parlament vorgelegt wurde, so daß zu einer Sichtung der Akten, d. h. einer Ausscheidung der Geheimakten — und noch andern Manipulationen — nicht viel Zeit übrigblieb. So finden sich denn Aktenstücke darin, die England heute nicht mehr veröffentlichen würde, was aber gerade den Wert der Sammlung erhöht". Die Geschichte des Weißbuches, das später erweitert in die übliche Reihe der Blaubücher überging, hat die Richtigkeit dieser Auffassung ziemlich bald bewiesen.

In drei Kapiteln wird die Hauptaufgabe, die Frage nach der Schuld am Ausbruch des Krieges, untersucht. Ein Neutraler spricht und ein recht kritischer. Aber seine Antwort stellt zweifelsfrei fest, daß der deutsche Wille zum Frieden bis zum letzten Augenblick tätig gewesen ist. Er scheiterte an dem dunklen Treiben Greys und Sassanows, die von vornherein zum Äußersten entschlossen waren. Klar wird deren Tun dargelegt, wobei allerdings nicht eben günstige Urteile über die Diplomatie der Mittelmächte gefällt werden. Ja, einmal bricht der Verf. in den Ruf aus: „In Wien herrschte bis zur letzten Stunde ein schier grauenhafter Optimismus" (S. 26). Man kann ihm nicht unrecht geben. — Mit geradezu dramatischer Lebhaftigkeit wird die letzte Unterredung des Fürsten Lichnowsky mit Grey geschildert. Die heischende Not beschwingt den deutschen Botschafter: „Da war der englische Staatsmann in die Enge getrieben und an die Wand gedrückt — und sogar durch einen deutschen Diplomaten . . . . Die deutsche Regierung . . . . wußte jetzt, daß England im Sinne hatte, unter allen Umständen an einem Krieg gegen den deutschen Rivalen teilzunehmen" (S. 46 f.). — Die Beweisführung des Neutralen ist zwingend. Ob sie aber stark genug ist gegen die Tatsachen der Macht Englands? Wer kann es sagen! Das ist das Problem: auf der einen Seite die unerschütterliche Behauptung des Briten, auf der andern die

Wahrheit des Deutschen. Bisher hat sich die Welt noch nicht von dieser überzeugt, trotz der mit Recht preisgekrönten Arbeit des jungen Berner Gelehrten.

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

130.

Becker, Marie Luise, Ein Beitrag zur Aufklärung der feindlichen Greuelberichte. 4°. 53 S. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, 1915. M. 0.50.

Aus der Vorliebe der französischen Theater, Kinos, Romane und Volksliteratur für Stoffe, die sonst in Hintertreppenromanen beliebt sind, erklärt die streitbare Verfasserin die in der Erfindung von Schandtaten der Deutschen nunmehr so prompt arbeitende französische Hetzpresse. Zunächst sind es nach B. nur materielle Gründe gewesen, die diese Stoffe bevorzugen ließen; dann, als der Krieg kam, benutzte man bewußt diese gute Grundlage, um für die Phantasie Schandtaten der Deutschen zu erfinden und zur Vergeltung in Form des Franktireurkrieges aufzufordern. Auch Dichter wie d'Annunzio, Maeterlinck, Verhaeren hätten aus Gründen einer persönlichen Empfehlung an ihr Wahlvaterland Frankreich ihre Kunst in den Dienst einer Deutschenhetze gestellt. Auch sonst versucht B. bei französischen Autoren von Ruf wie P. Loti, A. Capus u. a. Gründe persönlicher Empfehlung an das Publikum als Erklärung ihrer Bosheiten und Ungezogenheiten gegen Deutschland aufzudecken, aber schließlich muß sie für Männer wie R. Rolland, P. Déroulède und E. Lavisse die einfachste Erklärung, den Chauvinismus, gelten lassen.

Die Schrift gibt ein gutes Material für die Deutschenhetze in jeder Form des Wortes, indem Theater- und Kinostücke, Romane usw. namhaft gemacht und ihrem Inhalt nach kurz skizziert werden. Die Erklärung für die Entartung der französischen Literatur liegt meiner Ansicht nach meist nur im Chauvinismus. Diesen Begriff schufen die Franzosen; uns ist er fremd. Jedenfalls sollen wir nicht Dichter wie d'Annunzio, Maeterlinck, Verhaeren, P. Loti, Rolland usw. in ihrer Eigenschaft als Künstler verkleinern, wenn sie sich auch als Menschen so klein erwiesen haben.

Berlin-Friedenau. Hans Philipp.

131.

Valentin, Veit, Entente und Neutralität. 8°. 97 S. Leipzig, S. Hirzel, 1917. M. 1.50.

Das Schriftchen soll dazu dienen, die Übergriffe der Entente gegen die Neutralen in gedrängter Kürze vorzuführen. Es beruht zum Teil auf Zeitungsartikeln aller Länder, zum Teil auf ungedrucktem Material. Es führt nacheinander vor: I. Militärische Übergriffe; II. Wirtschaftliche Knebelung; III. Politische Ver-

gewaltigung. Es ist meist von den europäischen Neutralen die Rede, aber auch von den amerikanischen Staaten. Alles ist nur wie angetippt, man wünschte wohl manches ausführlicher. Von SSS und NOT wird nicht gesprochen, wogegen der Angriff auf den „Wilhelm d. Gr." in Rio del Oro breit erzählt wird. Der Wert des Büchleins liegt in der Zusammenstellung. Warum sagt der Verf. „Konterbande" und „Run"? Ist „Bannware" und „Ansturm" nicht viel besser?

Berlin-Zehlendorf. Rich. Sternfeld.

132.

Ritter, A., (Winterstetten), Berlin—Bagdad. Neue Ziele mitteleuropäischer Politik. 16. Auflage. 8°. 80 S. München, J. F. Lehmann, 1916. M. 1.—.

Die 1913 zuerst erschienene Broschüre gehört nur insoweit der historischen Literatur an, als sie die Vorgänge auf dem Balkan im Jahre zuvor und in diesem durchmustert und an Österreichs und Deutschlands Verhalten ihnen gegenüber Kritik übt. Sie sieht darin verpaßte Gelegenheiten zur Bildung eines zentralkontinentalen Staatenbundes Berlin—Bagdad. Nur durch einen solchen könne ein ausreichendes politisches und wirtschaftliches Gegengewicht gegen die dem Bestande des Germanentums von der Einschnürung durch Slawen, Romanen und Briten drohende Gefahr hergestellt werden.

Dem Leitgedanken des Verf. hat der Gang des Weltkrieges recht gegeben, nicht jedoch darum allen Teilen seiner Berechnungen für die Zukunft. Angesichts der Furchtbarkeit des nun tobenden Kampfes wäre auch wohl manches seiner scharfgelaugten Worte über die Politik der Friedensliebe unterblieben oder doch wenigstens milder ausgefallen.

Charlottenburg. Conrad Rethwisch.

133.

Zweybrück, Franz, Österreichische Essays. Gr. 8°. IX u. 302 S. Berlin, Gebr. Paetel, 1916. M. 5.—.

Um zum Verständnis der Donaumonarchie im Reiche beizutragen, ist diese Sammlung von 17 Skizzen veröffentlicht worden, die in geschmackvollem sprachlichen Gewande (zwar nicht gleichwertig und überall auf den Grund gehend, doch stofflich) manches Neue bringen. Von den „Politischen Momentaufnahmen" versucht die erste eine Charakteristik der Parteiungen des österreichischen Abgeordnetenhauses von 1901 zu geben, die zweite das Verständnis der 1904 durch die jungtschechische Obstruktion entstandene Krise im österreichischen Reichsrat zu wecken. Die Beziehungen Österreichs zu Ungarn (gelegentlich des Sturzes der ungarischen liberalen Partei) überblickt eine dritte, sehr gut ver-

folgt eine vierte (1910 entstanden) die Wandlungen der österreichischen Polenpolitik. In zwei ausführlichen Aufsätzen: „Die Begründung des modernen Ungarn“ und „Jul. Andrássy als Minister des Äußern“ (S. 77—152) bespricht Zw. nicht ohne eigene Zusätze die drei Bände der bekannten Andrássy-Biographie Ed. Wertheimers. Der Abschnitt „Zur neuesten deutschen und österreichischen Geschichte“ vereinigt Beiträge über Kaiser Wilhelm I. und Österreich, Bismarck und Österreich (dieser 1915 als Vorrede zu einem Bande der „Österreich. Bibliothek“ verfaßt). „Zur Entstehungsgeschichte des Bündnisses zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn“ begleitet anregend das langsame Werden des Bündnisvertrages, der als das Ergebnis gründlicher Erwägung aus nüchterner staatsmännischer Rechnung angesichts harter Notwendigkeiten geschlossen ward. Einen Rechtfertigungsversuch bedeuten die kurzen „Randglossen zum ‚Interview‘“ (sc. Kaiser Wilhelms II. 1908 im „Daily Telegraph“). Graf Aehrenthal, 1906—1912, also in den Zeiten der „Annexionskrise“ österreichisch-ungarischer Minister des Äußern, harrt noch seines Biographen [1]; liebevolle und sehr beachtenswerte „Fragmente zu seiner Beurteilung“ legt Zw. vor (S. 202—236). „Zur österreichischen Geschichte von H. Friedjung“ referiert über Band II, 1 von dessen „Geschichte Österreichs von 1848 bis 1860“. In den „Historischen Rückblicken“ ist ältere Geschichte untergebracht. Die Auffassung über den „historischen Don Carlos“ darf heute wohl als aufgegeben gelten. „Eine österreichische Kronprinzessin aus dem Hause Parma“ entwirft ein Bild Isabellas, der ersten Gemahlin Josefs II. († 1763). Die Schrift G. Dorschels über Maria Theresias Staats- und Lebensanschauungen (Gotha 1908) gibt Zw. Anlaß, Einzelzüge der Kaiserin von allzu preußischer Beleuchtung zu befreien. In „Österreichs staatspolitische und literarische Stimmungen vor hundert Jahren“ schildert Zw. die schwierige Lage Österreichs, die es 1813 mit dem Anschluß an die Verbündeten so lange zögern ließ. Daß dem Schoße des „Frankfurter Parlaments“ mancher zukunftsbedeutsame Gedanke entstieg, betonen die wenigen Seiten des letzten Beitrags. Gerne empfehlen wir die ganze Sammlung.

Wien. Oskar Kende.

134.

Tönnies, Ferdinand, Der englische Staat und der deutsche Staat. Eine Studie. Gr. 8°. VIII u. 211 S. Berlin, Karl Curtius, 1917. M. 3.60.

Die vorliegende Studie oder, „wenn man lieber will, Skizze“, ist „vorzugsweise der volkstümlichen Belehrung“ bestimmt. Sie umfaßt eine Einleitung „Grundsätze und Plan“ und 8 Kapitel:

---

[1]) Er ist ihm eben erstanden in B. Molden: Graf Aehrenthal, Sechs Jahre äußere Politik Oesterreich-Ungarns. (Stuttgart 1917. Deutsche Verlagsanstalt.)

die englische Verfassung; die deutsche Reichsverfassung; die preußische Staatsverfassung; die Verwaltung; Freiheit und Freiheiten; geschichtliche Rückblicke; Staatsbegriffe und Staatsideen: Zusammenfassung mit Ergänzungen. Jedoch ist die Gliederung nicht überall innegehalten: im 2. Kapitel z. B., das von der deutschen Reichsverfassung handelt, wird ausführlich vom englischen Wahlrecht gesprochen. Die Darstellung leidet an Breite und Weitschweifigkeit, an Undurchsichtigkeit des Satzbaus und unschönen Einschachtelungen. Auch seltsame Wortbildungen finden sich: „Verganzung“; „Verschäl“; „Vereinung“; „Belange“; „Abhängigkeiten“ als Übersetzung von Dependancen. Unter den Worterläuterungen (S. 209—211) werden Ausdrücke wie Veto, legal usw. erklärt; unerklärt bleibt „Fabiergesellschaft“ (S. 86) oder, wie es S. 122 heißt, „Fabische Gesellschaft“. Gemeint ist die staatssozialistische Fabian Society, die in langsamer Entwicklung (vgl. Fabius Cunctator) die Verwirklichung der sozialistischen Ziele erstrebt. S. 57 ist die Rede von dem keltischen Volk, das Cäsar und Britannicus auf der Insel antrafen. Der Verf. scheint anzunehmen, daß Britannicus in England gewesen ist: den Beinamen hat er doch von dem britischen Feldzuge seines Vaters Claudius. S. 171 wird behauptet, daß alle Völker Europas auf dem römischen Reich beruhten oder daraus hervorgegangen seien: „alle haben von der römischen Kirche ihren Geist und ihre Bildung empfangen“.

Abgesehen von diesen Ausstellungen mag die Arbeit den oben angegebenen Zweck wohl erfüllen.

Berlin-Wilmersdorf. Fritz Zickermann.

135.

Reisinger, Ernst, Griechenland. Landschaften und Bauten. Schilderungen deutscher Reisender. Mit 88 Vollbildern. 90 S. Leipzig, Insel-Verlag, 1916. Geb. M. 3,50.

Das Buch verdient der hervorragenden Abbildungen wegen, von denen 62 nach Aufnahmen der Kgl. Preuß. Meßbildanstalt gemacht sind, und seiner Bibliographie wegen die allgemeine Anerkennung, die es bisher gefunden hat. Der Gedanke, Land, Leute, Kunst, Landschaften und Bauten durch die hervorragendsten Reisenden beschreiben zu lassen, die je dies wunderbare Land zu schildern versuchten, ist sehr dankenswert. Unendlich viel ist über Hellas geschrieben, so daß eine Sichtung schwer genug ist. Die Auswahl, die R. getroffen hat, ist natürlich auch nur subjektiv, aber sie erscheint nicht nur mir als recht glücklich. Ponten, Griechische Landschaften (Stuttgart-Berlin 1914, 2 Bde.), ist ein wenig ungerecht behandelt. Seine Aufnahmen sind bis auf die verunglückten Farbbilder trefflich; seine Beschreibung leidet zwar unter unverdauter Geologie und Empfindung, hat aber doch viel Gutes. Birt ist wohl zu gut fortgekommen. R. selbst

behandelt ausgezeichnet den Abschnitt „Griechenland im Mittelalter und zur Neuzeit", seine Wiederentdeckung durch Reisende. Ein Brief Geibels schildert die Jahreszeiten, ähnliches Fr. Th. Vischer, ein Gedicht Byrons den Sonnenuntergang, die Rasse Fallmerayer, die Kunst natürlich Furtwängler. Athen um 1180, 1575, 1578 schildern die Griechen Akominatos, Zygomalas, Kabasilas, die Akropolis Geibel, Hettner deren Bauten, Birt den Dipylonfriedhof. Die Peloponnes schildern Hettner, Engel, Birt und G. Hauptmann (dessen „Griechischen Frühling" ich als völlig verfehlt erachte, zumal des Dichters Aufenthalt nur ganz kurz war!), Chaironea und Delphi wieder Hettner, Hofmannsthal einen Ritt durch Phokis, Kern den Olymp und Tempe, Isolde Kurz Aegina, Birt endlich eine Inselfahrt und den Abschied von Hellas. Das Buch von Fredrich, Vor den Dardanellen usw. (vgl. „Mitteilungen", Bd. 44, S. 139 f.) konnte offensichtlich nicht mehr benutzt werden; es hätte sonst nicht fehlen dürfen.

Berlin-Friedenau. Hans Philipp.

136.

Herrmann, Max, Forschungen zur deutschen Theatergeschichte des Mittelalters und der Renaissance. Hrsg. mit Unterstützung der Generalintendantur der Kgl. Schauspiele. 8°. XVI u. 541 S. Berlin, Weidmann, 1914. M. 20.—.

Das Buch H.s enthält Ergebnisse, die für eine historischen Interessen dienende Zeitschrift erst in zweiter Linie in Betracht kommen. H. beschäftigt sich mit dem Theater, nicht dem Drama des Mittelalters und der Renaissance und sucht ein möglichst getreues Bild von Aufführungen geistlicher Spiele, von Fastnachtsstücken und Renaissancedramen zu gestalten. Dazu bedient er sich einer peinlichen und sorgfältigen historisch-kritisch-philologischen Methode: er überschaut prüfend die Mimik und Gestik der mittelalterlichen Epik, Erzählung und Bildkunst in Deutschland und rekonstruiert daraus die Gebärdensprache des mittelalterlichen Schauspielers [1]; er sammelt die Regie-Anweisungen der Fastnachtsstücke und erschließt aus ihnen Bühne und mimisches Verfahren der Meistersinger; aus den Dramenillustrationen des 15. und 16. Jahrhunderts sucht er Anhaltspunkte für Kostüm, Bühne, Ausstattung, Requisiten, Beleuchtung, Schauspielkunst usw. zu gewinnen. Der letztgenannte Weg scheint mir eine Fehlerquelle in sich zu bergen, die H. außer acht gelassen hat; diese Dramenillustrationen wollten häufig gar nicht das Bild eines Bühnenvolkes, einer Theaterszene vor-

[1]) Mit Unrecht verhält er sich so skeptisch gegen die Bühnentätigkeit der mimi. Seit längerer Zeit mit Vorarbeiten zu einer Geschichte des mittelalterlichen Geisteslebens in Niedersachsen beschäftigt, kann ich aus niedersächsischen Urkunden und Stadtrechnungen eine Reihe von Belegen dafür erbringen.

führen, sondern einfach den dargestellten Vorgang als solchen illustrieren. Dabei konnten sie aber sehr gut das illustrierte Werk als eine Bühnenform fassen, ohne dies in ihren Bildern zum Ausdruck bringen zu müssen, wie H. verlangt. Kein neuerer Dramenillustrator, von Chodowiecki angefangen, hat dies getan und ist sich doch ohne Zweifel der dramatischen Form seines Vorbildes bewußt gewesen.

Die Ergebnisse seiner mühsamen Untersuchungen scheint mir H. etwas zu überschätzen. Allerdings ist das rein Regiehafte. Schauspielerische, Bühnenmäßige, kurz Theatergeschichtliche in der bisherigen Literatur noch nie so konsequent und energisch aufs Korn genommen und so schön und klar herauspräpariert worden. Aber ich habe auch diesem Buche, wie allen Büchern H.s gegenüber das Gefühl: weniger wäre mehr. H. teilt, ob er sich mit H. v. Eyb oder mit Goethe oder mit Theatergeschichte befaßt, stets alle seine Vorarbeiten, alle seine Würdigungen und methodischen Überlegungen dem Leser mit; etwaige Fehlschlüsse und Irrtümer, Wege, die nicht begangen werden durften oder konnten, statistisches Material in extenso: alles wird in das Buch hineingepackt und macht aus ihm ein unförmliches, bis an den Wasserspiegel beladenes Frachtschiff anstatt eines wohlgebauten, nur mit dem nötigen Ballast versehenen Seglers, der den Leser über das Meer der Forschung dahinführen soll. Infolge solcher Weitschweifigkeit gestaltet sich die Lektüre recht unerquicklich, und man kommt in Gefahr, das Wichtige neben dem Unwichtigen zu übersehen, da beides mit gleicher Breite behandelt wird.

Glücklicherweise hat H. durch einen schönen, „die Gesamtergebnisse und ihren geistigen Sinn" zusammenfassenden Schlußabschnitt dem oben angedeuteten Mangel einigermaßen gesteuert. Und wenn ich auch in Anlage und Technik des Buches nicht mit dem Verf. übereinstimme, möchte ich andrerseits doch nicht verhehlen, daß ich reiche Belehrung daraus geschöpft habe und ihm für eine erkleckliche Anzahl von Hinweisen zu Dank verpflichtet bin.

Hannover. Wolfgang Stammler.

137.

Zesiger, A., Das bernische Zunftwesen. Gr. 8°. 159 S. Bern, A. Francke, 1912. M. 3.20.

Ein Überblick über „die Zünfte im Gebiet der heutigen Schweiz" leitet die besondere Darstellung ein, die den Titel „Die bernischen Gesellschaften" führt; denn es ist in Bern nicht zur Ausbildung von Zünften gekommen, sondern nur zur Entwicklung sogenannter, dieser Stadt eigentümlicher Gesellschaften, denen der Anteil am Regiment und der Zunftzwang gegen die Berufsgenossen abgehen, die aber durch ihren öffentlichrechtlichen Charakter — z. B. Recht zur Vereinsbildung, Aufsicht

über das Handwerk und pflichtgemäße Sorge für einen tüchtigen Nachwuchs — einen wichtigen Platz in der Stadt einnehmen.

In einem ersten Abschnitt wird im Zusammenhang mit der äußeren Politik und dem Verfassungsleben Berns von der Gründung der Stadt durch den Zähringer Berchtold I. 1191 bis zum Abschluß der Zunftkämpfe um 1400 diese Entwicklung gezeichnet. Ein zweiter Abschnitt behandelt die Weiterentwicklung vom Beginn des 15. Jahrhunderts bis zur heutigen Zeit: Namen und Organisation der Gesellschaften im Jahre 1420, die politischen Rechte, wie Gerichtsbarkeit und Beteiligung an der Bildung der regierenden Behörden, die Aufgaben zur Erhaltung des Handwerks durch Aufsicht der Meister und Ausbildung der Lernenden, die Einordnung in das städtische Heerwesen, die besonders seit 1676 bedeutenden Pflichten in der Armen- und Vormundschaftspflege, ferner den Besitz an Geld und Gut und dessen Verwaltung, endlich das gesellige Leben. — Ein vielgestaltiges und reich bewegtes Bild bürgerlichen Lebens vom 12. bis ins 20. Jahrhundert, das durch manche Eigenart fesselt, zieht an dem Leser vorüber.

Merseburg. Fr. Wilh. Taube.

138.

Koehne, Carl, Gewerberechtliches in deutschen Rechtssprichwörtern. Erweiterter Sonderabdruck aus der Festschrift für Georg Cohn. 8°. 82 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli, 1915.

Die Begriffsbestimmung der Sprichwörter in literaturgeschichtlicher Entwicklung bildet den Ausgangspunkt. K. bezeichnet als Sprichwörter solche kurzen Sätze, in denen ein Volk oder ein örtlicher oder gesellschaftlicher Kreis Ansichten auszusprechen pflegt, die man als zweifellos zutreffend und allgemein anerkannt betrachtet. Das Urteil, das jedes Sprichwort enthält, kann ein solches der Erfahrung, der Klugheit, der Moral, des Anstandes oder des Rechtes sein. Rechtssprichwort ist also nur ein Satz, in dem ein Volk, die Einwohner einer Landschaft oder eines Ortes oder einzelne gesellschaftliche Schichten eine in weiten Kreisen als zutreffend angesehene rechtliche Beurteilung bestimmter Tatsachen auszusprechen pflegen. Geht ein solcher Satz von einem einzelnen aus, so liegt eine Rechts*regel* vor, die durch Annahme in weiten Kreisen zum Rechts*sprichwort* wird. Von eigentlichen Rechtssprichwörtern scheiden sich bloße Urteile über tatsächliche Verhältnisse oder Lehren darüber, wie man sich vom Standpunkte der Lebensklugheit, der Sittlichkeit oder des Anstandes unter bestimmten Umständen verhalten soll (S. 6). Zu diesen gehören Sätze wie: „Ein Handwerksgesell bleibt an keinem Ort, da ihm wohl ist"; „Wenn der Schuster stirbt, bekommt der Lohgerber das Fell" (S. 7). Doch betont K. zutreffend (S. 8), daß die Grenze nicht scharf zu ziehen ist.

Ob seine Ansicht (S. 6), daß die eigentlichen Rechtssprichwörter unmittelbar für die Rechtsgeschichte Erkenntniswert haben, in dieser Allgemeinheit richtig ist, mag dahingestellt bleiben. Diese grundsätzliche Frage hat heute nach der tatsächlichen Annäherung der positiven Geschichtschreibung und der Kulturgeschichtschreibung auch für die Rechtsgeschichte kaum noch praktische Bedeutung. Gehen doch auch bei K. die Behandlung der Rechtssprichwörter und eigentliche Rechtsgeschichte nebeneinander her (S. 15), während auf der anderen Seite zugegeben wird, daß keineswegs der Inhalt von Rechtssprichwörtern immer als Ausdruck eines gemeinen Gewohnheitsrechtes betrachtet werden darf. Die Volksjurisprudenz „utriert" nach Osenbrüggen die Hauptsache.

Zuerst werden Handwerk und Innung in den Rechtssprichwörtern erörtert. Dahin gehören: Rechtssprichwörter, nach denen es der Gerechtigkeit entspricht, daß der Handwerker seinen Lebensunterhalt findet (S. 10), z. B. „Ein schlechtes Handwerk, das seinen Meister nicht nährt"; Rechtssprichwörter, nach denen berufliche Arbeitsteilung der Gerechtigkeit entspricht (S. 11), z. B. „Der Tischler halte den Hobel und der Kürschner bleibe bei seinem Zobel"; Rechtssprichwörter über Innungsverhältnisse (S. 16 ff.).

Im Vordergrund stehen bei den letztgenannten Rechtssprichwörtern die über den makelosen Ruf als Voraussetzung für die Innungsmitgliedschaft: „Nichts Unehrliches leiden die Zünfte". Das Gesellen- und Lehrlingswesen behandeln Sprichwörter wie: „Wer ein Handwerk nicht gelernt, der soll's nicht treiben" und „Ein ungewanderter Handwerksgeselle und ein gewandertes Frauenzimmer taugen nicht viel". An das letzte Sprichwort knüpfen sich wieder Erörterungen, die für den Wert der Sprichwörter zur unmittelbaren Erkenntnis der Rechtsentwicklung charakteristisch sind. Denn aus diesem Sprichwort hat man schließen wollen, daß die Unterweisung von Lehrlingen nur männlichen Personen anvertraut werden dürfe, was der Rechtslage gar nicht entspricht. Es folgen die Sprichwörter über die Bedingungen zur Erlangung der Meisterwürde (z. B. „Meisterssohn bringt das Recht mit sich" oder umgekehrt „Kunst erbt nicht"), zur Einschränkung des Wettbewerbs unter den Innungsmitgliedern („Was ein Meister anfing, soll ein anderer nicht fertig bringen"), über den Wettbewerb mit Fremden usw.

Der wichtigste Abschnitt der Abhandlung ist Abschnitt IV von den Zwangs- und Bannrechten in Rechtssprichwörtern (S. 25 ff.). Hier kann der Verf. an frühere Arbeiten („Das Recht der Mühlen bis zum Ende der Karolingerzeit", Breslau 1904, und „Die Mühle im Rechte der Völker", in den Beiträgen zur Geschichte der Technik und der Industrie. Jahrbuch des Vereins deutscher Ingenieure, V, 1913) anknüpfen. „Der Wind gehört der Herrschaft" und vor allem „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst". Gerade

bei dem letzten Sprichwort zeigt sich, daß die Behandlung der Rechtssprichwörter keine ausschließliche Angelegenheit der Rechtshistoriker oder Philologen ist, sondern in die allgemeine Kulturentwicklung hinübergreift. Der Grundsatz der Priorität, also ein formaler, numerischer, quantitativer, setzt sich an Stelle eines wertenden, qualitativen durch, ein Vorgang von hervorragender allgemein-historischer Bedeutung. Es schließen sich andere Sprichwörter über Mühlen und Braugerechtigkeiten an (S. 33).

Der 5. Abschnitt (S. 36 ff.) behandelt die Unehrlichkeit einzelner gewerblicher Berufe. Einige Rechtssprichwörter sagen einzelnen Arten von Gewerbetreibenden unlauteren Erwerb nach. („99 Schäfer, 100 Betrüger"), andere schelten einzelne Arten solcher wegen Unsauberkeit („Schäfer und Schinder sind Geschwisterkinder"), wieder andere enthalten beide Mängel. „Den Müller hängt man nicht wie andere Diebe" und „Bäcker und Müller stehlen nicht, man bringt's ihnen". Hier spielen wichtige Rechtsgedanken, das Verhältnis zwischen Diebstahl und Unterschlagung, hinein (S. 39).

Den Schluß bilden gewerbliche Rechtssprichwörter anderer Art, so über den Marktzoll („Der Markt setzt das Kaufgeld"), den freien Verkehr auf dem Markt („Gast darf mit Gast nicht handeln"), die Rechte der Schankwirte („Wirte und Huren bezahlt man vor dem Zapfen") usw.

Doch ist damit der Inhalt der Abhandlung nicht erschöpft. Denn an 50 Seiten Text schließen sich 28 Seiten Anmerkungen, die eine Fundgrube für den Forscher bilden. Diese Anmerkungen und die ganze Art der Behandlung des Themas und Stoffes reihen diese Schrift ebenbürtig der immer mehr anschwellenden Zahl solcher Kabinettstücke an, die uns Koehne beschert hat

Essen-Bredeney. Ernst Ruben.

139.

Muckle, Friedrich, Die Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. 1. Teil: Der rationale Sozialismus. 2. Teil: Proudhon und der entwicklungsgeschichtliche Sozialismus. 2. Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. 269. u. 270. Bändchen.) Kl. 8°. 152 u. 156 S. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1917. M. 2 —, geb. M. 2.50.

Gewaltige Verbreitung und mächtigen Einfluß auf Gesetzgebung und politische Entwicklung haben in allen Industriestaaten die Gedankengänge des Sozialismus in den letzten Jahrzehnten gewonnen. Dem entspricht die Tatsache, daß heute außerordentlich viele Forscher, sowohl Anhänger wie Gegner jener Theorien, sich bestreben, Leben und Lehren der hervorragendsten Sozialisten, die Abhängigkeit dieser Lehren von dem Schicksal ihrer Urheber, den philosophischen Systemen und dem Werde-

gange der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung sowie ihre Einwirkung auf diese aufzuhellen. Schon die 1893, 1900 und 1909 von Stammhammer veröffentlichte Bibliographie des Sozialismus und Kommunismus, die lediglich Titel einschlägiger Bücher und Aufsätze bringt, braucht dazu 998 Seiten, und seitdem hat sich die Zahl jener Publikationen noch von Jahr zu Jahr vermehrt.

Eine Übersicht über die Erkenntnis, die durch die große Masse der Einzeluntersuchungen gewonnen ist, geben, soweit das 19. Jahrhundert in Betracht kommt, namentlich drei Arbeiten, deren Verfasser diese Erkenntnis zugleich durch eigene Quellenforschung erheblich gefördert haben: Diehl, Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus (Jena 1911), Sombart, Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. 6. Aufl. (Jena 1908) und die von Georg Adler verfaßten Artikel „Sozialismus" und „Sozialdemokratie" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Gleich diesen Publikationen besitzt auch selbständigen wissenschaftlichen Wert die Schrift, die der Heidelberger Privatdozent Muckle 1909 in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" über „Die Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert" veröffentlichte und die mit geringen Änderungen 1917 in zweiter Auflage erschienen ist.

Denen, die sich für diesen Teil der modernen Geistesgeschichte interessieren, war der Verf. nicht unbekannt. Hatte er doch schon 1906 nachgewiesen, daß die materialistische Geschichtsphilosophie von Karl Marx, indem sie die politische Ökonomie als Schlüssel zur Erkenntnis der gesamten geschichtlichen Entwicklung benutzen will, auf Gedanken des Grafen Saint-Simon beruht, und 1908 diesem Schriftsteller eine ausführliche Biographie gewidmet, die bei den Fachgenossen allgemeine Anerkennung fand.

In der vorliegenden Schrift gibt M. nach einer Einleitung, die den „wirtschaftlichen und geistigen Untergrund des modernen Sozialismus" und dessen „Wesen" bespricht, eine Übersicht über die wichtigsten Systeme; bei jedem wird auch das Leben des Verfassers und die Herkunft der einzelnen Gedanken erörtert. In der Gruppierung der sozialistischen Lehren dem Vorbilde Sombarts folgend, unterscheidet M. den rationalen und den entwicklungsgeschichtlichen Sozialismus. Im 1. Bändchen der Sammlung, das dem rationalen S. gewidmet ist, bespricht er Hall, Owen, Gray, Hodgskin, Thompson und Fourier als Verfasser föderalistischer sowie Babeuf, Cabet und Weitling als solche zentralistischer Systeme. Im 2. Bändchen wird zunächst die Lehre des „durchaus eigenartigen" Proudhon behandelt; daran schließen sich die wichtigsten Theorien des entwicklungsgeschichtlichen Sozialismus: die „zentralistischen" von Saint-Simon, Bazard, Pecqueur, Rodbertus, Marx und Lassalle und die „korporativen" von Buchez und Blanc.

Gern hätte der Referent, da neben den Theorien von fünf Engländern und sieben Franzosen nur vier deutsche behandelt sind, auch noch die in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts veröffentlichten eigenartigen sozialistischen Schriften zweier hervorragender deutscher Denker besprochen gesehen, von denen die eine starken Einfluß auf die späteren Theorien, die andere auf politische Bewegungen — zwar nicht auf solche des Arbeiterstandes, wohl aber auf die der Handwerker — ausgeübt hat, nämlich Fichtes „Geschlossenen Handelstand" und Marlos „System der Weltökonomie". Auch lassen sich gegen die Gruppierung, in der M. die sozialistischen Systeme gibt, mancherlei Einwendungen erheben, weil sie auf die Zeitfolge, die Wichtigkeit und die gegenseitige Abhängigkeit der Lehren keine Rücksicht nimmt. Statt „rationaler" Sozialismus hätte wohl auch „naturrechtlicher" gesagt werden sollen. Nicht nur wäre dadurch ein überflüssiges Fremdwort, sondern auch der Übelstand vermieden worden, daß manche Lehre, in der recht wenig „ratio" steckt, als „rational" bezeichnet ist, z. B. die eines Fourier, den M. selbst in bezug auf sie S. 96 als „Phantasten mit tiefen seelischen Störungen entstammenden Verrücktheiten" bezeichnet. So würde der Ref. auch den Ausdruck „entwicklungsgeschichtlichen Sozialismus" gern durch „sich auf Behauptungen über den Gang der geschichtlichen Entwicklung stützenden Sozialismus" ersetzt sehen. Denn nach rein wissenschaftlichen, ohne Absicht der Förderung einer politischen Partei unternommenen Untersuchungen verläuft jene Entwicklung ganz anders, als Saint-Simon, Marx und seine Schüler behaupten.

Viele Forscher werden auch durchaus nicht allen Urteilen M.s zustimmen. Gewiß kann niemand die „ungeheure Wirkung politischer Art" bestreiten, die Marx „ausgelöst hat"; dagegen wird man seine „Denkerleistung" nach manchen neueren Veröffentlichungen wohl etwas niedriger werten, als M. es S. 132 f. tut. Hier sei nur auf die Arbeiten v. Belows und Sulzbachs über die Originalität und auf die Schriften von Julius Wolf, v. Schulze-Gävernitz und Hammacher[1]) bezüglich der inneren Widersprüche in den wichtigsten Ausführungen jenes erfolgreichen Demagogen und ihres Verhältnisses zu der Wirklichkeit verwiesen. Besonders verfehlt ist unter diesen Umständen m. E. der Ausfall, den Muckle S. 132 zugunsten der von jenem Agitator verbreiteten „ökonomischen Geschichtsauffassung" auf „unsere Zunfthistoriker" macht,

---

[1]) Vgl. v. Below in den Jahrbb. d. Nationalök. 98 (1912) 561—592; Sulzbach, Die Anfänge der materialistischen Geschichtsauffassung (Karlsruhe 1911); Julius Wolf, Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung (Stuttgart 1892); v. Schulze-Gävernitz, Der Großbetrieb ein wirtschaftlicher und sozialer Fortschritt (Leipzig 1892) und Marx oder Kant (Freiburg 1908); Hammacher, Das philosophisch-ökonomische System des Marxismus (Leipzig 1909).

„die zum Teil noch gar nicht wissen, um was es sich dabei handelt“.

Vor allem muß auch die S. 2 gegebene Behauptung M.s, daß der moderne „Unternehmer“ sich bei der Vergrößerung seines Kapitals „weder von den Schranken eines bestehenden Rechtes noch geltender Sittlichkeit behindern lassen will“, als ganz unzulässige Verallgemeinerung einzelner schwerer Ausschreitungen im Erwerbsleben bezeichnet werden, die man wohl bei einem sozialistischen Agitator, aber nicht in einer wissenschaftlichen Schrift erwarten würde. Ebenso ist zweifellos irrtümlich die Bezeichnung des bekannten Publizisten Gentz als „Minister“ (I, S. 45); denn Gentz ist nie Minister gewesen, auch nicht, als er die häufig angeführte Unterredung mit Owen hatte.

Trotz dieser Mängel kann die in recht angenehmer Form[1]) gegebene, auf gründlicher Kenntnis des Stoffes beruhende Darstellung allen empfohlen werden, die sich einen ersten Überblick über die sozialistischen Systeme verschaffen wollen. Aber auch demjenigen Forscher, welcher sich bereits mit ihnen beschäftigt hat, wird mancherlei Neues geboten. In dieser Beziehung sei namentlich auf die Besprechung der in Deutschland so gut wie unbekannt gebliebenen Lehren Pecqueurs (II, S. 76—82) und die Ausführungen über Rodbertus verwiesen, von dem Muckle S. 83—87 nachweist, daß er weit mehr Saint-Simons Gedankengängen entnommen hat, als seine Verehrer glauben.

Berlin. Carl Koehne.

140.

Eltzbacher, Paul, Totes und lebendes Völkerrecht. 8°. 74 S. München u. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1916. M. 2.50.

Der Verf. geht aus von den gegenseitigen Vorwürfen verletzten Völkerrechts. In den Völkerrechtsverletzungen will er das neue, das lebende Völkerrecht sehen, in dem sog. verletzten das tote Völkerrecht. Das Resultat, zu dem er dabei gelangt, scheint mir aber unhaltbar. Er bezeichnet selbst als Ergebnis seiner Studie: „Der Satz des alten Völkerrechts, daß der Krieg nur gegen die feindliche Waffenmacht, nicht auch gegen die bürgerliche Bevölkerung des feindlichen Staates geführt werden darf, ist gefallen. Nach dem neuen Völkerrecht darf auch gegen die bürgerliche Bevölkerung ein freilich gemilderter Krieg geführt werden, der nur dann zu einem verschärften Kriege wird, wenn sie sich aktiv am Kampfe beteiligt.“ Wenn das die Ableitung des neuen Völkerrechts aus den Völkerrechtsverletzungen gegenüber der bürgerlichen Bevölkerung des feindlichen Staates ist,

---

[1]) Nur liebt M. ein rückbezügliches „es“, wo „dieses“ stehen müßte. Vgl. z. B. II, S. 16, von unten Zeile 6, 7 u. S. 76, Zeile 2.

was soll dann die Ableitung des neuen Völkerrechts aus den Völkerrechtsverletzungen gegenüber den Neutralen sein? Der Verf. vergißt diese Schlußfolgerung zu ziehen. Müssen sie sich solche Gewalttaten gefallen lassen, wie sie sich jetzt die Entente gegenüber Griechenland erlaubt? Was ist endlich das neue Völkerrecht, das sich aus den Völkerrechtsverletzungen der Neutralen selbst ergibt? Auf dem Wege des Verf. dürften wir also wohl schwerlich zu einem neuen lebenden Völkerrecht gelangen.

Berlin. Eugen Fridrichowicz (†).

141.

Schmidt, Richard, Königsrecht, Kirchenrecht und Stadtrecht beim Aufbau des Inquisitionsprozesses. (Aus der Festgabe der Leipziger Juristenfakultät für Rudolph Sohm.) Gr. 8°. 70 S. u. 2 Anhänge. München-Leipzig, Duncker u. Humblot, 1915. M. 2.—.

Der Inquisitionsprozeß, bei dem im Gegensatz zum Anklageprozeß der inquirierende Richter ohne besonderen Strafantrag die Beweise eines Verbrechens ermittelt, ist selbst ein vielumstrittener Gegenstand häufiger Inquisitionen gewesen, und besonders die Untersuchungen über seine mittelalterlichen Quellen haben zu den verschiedensten Ergebnissen geführt, je nachdem auf das kanonische oder germanische Recht größeres Gewicht gelegt worden und der italienische oder deutsche Einfluß höher geschätzt worden ist. In seiner wertvollen und eingehend begründeten Beweisführung, die besonders drei Stadtgesetze von Genua aus dem Jahre 1143, Mailand und Como von 1202/4 benutzt, kommt der Verf. zu folgenden Ergebnissen, die bei der Natur der Quellen natürlich nicht alle Zweifel beseitigen: „Die Verbrechensverfolgung von Amts wegen wird in Italien um 1200—1220 gleichzeitig nach einem doppelten System herrschend: nach dem germanischen und nach dem römischen. Die oberitalienischen Städte haben sich die römische Verdachtsinquisition in vollem Umfang angeeignet, Sizilien und die Kirche haben sich mit der Wiederbelebung der germanischen Inquisition des Gerüchts begnügt" (S. 61). Ferner: „Der unteritalische Normannenstaat hat aus eigener, nationaler Tradition schon vor dem Papsttum eine weltliche Inquisition geschaffen" (S. 10).

Berlin. Philipp Bersu.

142.

Jung, Rudolf, Frankfurter Hochschulpläne 1384—1868. (Frankfurter Historische Forschungen, hrsg. von Georg Küntzel u. Fritz Kern. Neue Folge. Heft 1.) 8°. 153 S. Leipzig, K. F. Koehler, 1915. M. 5.—.

Über die Neue Folge der Fr. hist. Forsch. sagen die Herausgeber: „Mit der Begründung der Universität erfährt der Aufgaben-

kreis der ‚Frankfurter Historischen Forschungen‘ eine natürliche Vergrößerung. Die Forschungen wollen, wie bisher, den Bestrebungen der Städtischen Historischen Kommission dienen, sowie zur Verfügung der Historischen Gesellschaft stehen, die, in enger Gemeinschaft mit der geschichtlichen Abteilung des Freien deutschen Hochstifts, den größten Teil der schriftstellerisch tätigen Geschichtsforscher Frankfurts umfaßt. Sie werden aber von jetzt ab auch ausgewählte Arbeiten veröffentlichen, die aus dem Lehrbetrieb der Universität erwachsen.“

Das vorliegende 1. Heft der Neuen Folge bringt die Neubearbeitung einer Abhandlung, die der Direktor des Frankfurter Stadtarchivs, Prof. Dr. Jung, vor acht Jahren im „Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst“, Dritte Folge, Band IX, Seite 35—91 veröffentlichte und über deren Inhalt ich in den „Mitteilungen“, Bd. 36, S. 377 f. schon berichtet habe. Der interessante Stoff hat eine Bereicherung durch Mitteilung einiger bisher nicht erwähnter Pläne erfahren. Zu diesen gehört unter anderen eine Anregung zur Gründung einer „deutschen Hochschule in Frankfurt“, die die Zeitschrift „Der Arbeitgeber, Archiv für die gesammte Volkswirtschaft“ 1862 abdruckte. Diese Zeitschrift wurde von Franz und Max Wirth herausgegeben. Erheblicheren Anteil wird der Leser an dem Bericht über die Verhandlungen im preußischen Landtag und den Meinungsaustausch in den Zeitungen nehmen, die die Verlegung der Universität von Marburg nach Frankfurt betrafen. Die Anregung zu diesen Erörterungen hatte eine Äußerung v. Patows im Abgeordnetenhause im Dezember 1868 gegeben.

Die neue wie die alte Abhandlung schließen mit dem Hinweis auf die Gründung der Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften. Über die neuesten Pläne und Bemühungen, die zur Verwirklichung des seit alter Zeit oft aufgenommenen Gedankens führten, wird nicht berichtet. Wem vorzugsweise die Gründung der Universität Frankfurt zu danken ist, wird nur dadurch angedeutet, daß die Arbeit dem Bürgermeister Franz Adickes zugeeignet ist.

Im Anhang sind die interessantesten Gutachten und Statutenentwürfe zu den Hochschulplänen, von denen in der Abhandlung die Rede ist, vollständig abgedruckt. Unter ihnen verdient die „Denkschrift zur Gründung einer freien deutschen Universität“ vom 16. Juli 1848 besondere Beachtung. Sie ist von demokratischen Mitgliedern der Nationalversammlung unterzeichnet. Die Frankfurter Bürgerschaft bezeigte jedoch nicht die geringste Lust, auf die Sache näher einzugehen.

Frankfurt a. M., z. Z. Mitau. J. Girgensohn.

143.

Scherwatzky, Dr. **Robert, Die Herrschaft Plesse.** (Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens, 1. Heft.) Lex.-8°. XIV u. 60 S. Göttingen, Vandenhoek u. Ruprecht, 1914. M. 6.—.

Den historischen Atlanten der Rheinprovinz und der Alpenländer tritt nunmehr der historische Atlas Niedersachsens zur Seite. Die im Jahre 1910 neugegründete historische Kommission für die Provinz Hannover und die angrenzenden niedersächsischen Staaten hat ihn als erste große Aufgabe in Angriff genommen. Über den Plan des Unternehmens hat Brandi in der Zeitschrift des Hist. Vereins für Niedersachsen 1909 berichtet. Als 1. Teil des Atlas sollen bearbeitet werden „die Territorien und ihre Verwaltungsbezirke, zunächst im 18. und 19. Jahrhundert". Die Studien und Vorarbeiten wollen „den Atlas selbst vorbereiten und entlasten".

Als erstes Ergebnis ist die vorliegende Untersuchung erschienen, die das kleine Territorium der Herrschaft Plesse, nordöstlich von Göttingen, behandelt. Die Geschichte der Herrschaft Plesse im engeren Sinn beginnt freilich erst seit der Lehnsauflassung an Hessen (1447). Über den früheren, viel ausgedehnteren Besitz der Plesser sind die Nachrichten zu vereinzelt. Grenzbeschreibungen — zunächst den mangelhaften Karten als Quellen weit vorzuziehen — setzen erst mit dem Aussterben der Plesser 1571 ein, folgen sich dann aber auch ziemlich rasch. Differenzen unter ihnen zu erklären, war die erste Aufgabe der Untersuchung. Eine Gewähr für die Richtigkeit ihrer Angaben gibt aber nur der Vergleich mit den Grenzbeschreibungen der benachbarten Ämter. Hier hat die historische Kritik die wesentlichste Arbeit zu leisten. Nicht immer war es möglich, zu einem einwandfreien Ergebnis zu kommen. Das — freilich meist jüngere — Kartenmaterial hat immerhin in den meisten Fällen eine genaue Ermittlung der Grenze ermöglicht, da spätere Gebietsveränderungen nicht vorgekommen zu sein scheinen.

Der 2. Teil der Arbeit behandelt die weit zerstreuten Passivlehen der Plesser, ferner die herrschaftlichen Rechte und die Verwaltung, steht also mit der Hauptaufgabe nur in mittelbarem Zusammenhang. Die Ergebnisse sind auf einer beigefügten Karte im Maßstab 1:50000 eingetragen. Hervorheben möchte ich noch den methodischen Wert, der dieser Untersuchung als erster in der Reihe zukommt. Zu erwägen ist, ob nicht künftig die Grenzbeschreibungen besser in einem Quellenteil am Schluß eines jeden Heftes zusammengestellt werden, um die Übersicht zu erleichtern. Inzwischen hat das ganze Unternehmen durch den Tod des jüngst gefallenen August Wolkenhauer den schwersten Verlust erlitten. Möge sich bald ein Ersatz für diesen unermüdlichen Arbeiter und Be-

rater aller Jüngeren finden, damit das Werk rüstig fortschreiten kann.

Berlin-Dahlem. G. Bonwetsch.

144.

Wagner, Georg, Untersuchungen über die Standesverhältnisse elsässischer Klöster. 8°. 87 S. Straßburg i. Els., J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel), 1911. M. 3.50.

Ausgehend von der Tatsache, daß im altgermanischen Rechtsbewußtsein ein scharfer Unterschied zwischen Freien und Unfreien gemacht wurde, untersucht der Verf. die bisher noch wenig behandelte Frage, welche Rolle dieser Grundgedanke insbesondere hinsichtlich der Standesverhältnisse in der Benediktinerabtei Murbach und den Odilienbergstiftern, die zu den vornehmsten Klöstern des Elsaß zählten, gespielt hat. Woraus setzt sich die klösterliche Dienstmannschaft zusammen, welches ist der Geburtsstand der Klosterinsassen: dies sind die Hauptfragen, die an der Hand der politischen Entwicklung nach ihrer rechtlichen und wirtschaftlichen Seite verfolgt werden. S. 10—33 behandeln Murbach; die nötigen Anmerkungen, die wohl besser als Fußnoten angebracht gewesen wären, füllen die Seiten 34—48. Der Verf. gibt zunächst einen kurzen Abriß der historischen Entwicklung des Klosters bis zum 12. Jahrhundert. Vieles ist hier dunkel, und insbesondere geht aus den wenigen Nachrichten nicht hervor, aus welchen Ständen die Klosterinsassen hervorgegangen sind. 1135 werden zum ersten Male Murbacher Ministerialen genannt. Aus zwei Schichten ist diese Ministerialität im 12. Jahrhundert zusammengeflossen, aus den Verwaltungsbeamten des Klosterguts und der Klosterwirtschaft (sculteti, villici etc.) und aus den kriegerischen Mannen. Anfangs sind die Ministerialen noch streng von den Freien geschieden, aber ihre Stellung hebt sich, und 1179 ist bereits ein Unterschied zwischen ministeriales und familia gemacht. Einen festen Verband bildeten sie nicht; doch traten sie bei Rechtsgeschäften gemeinsam auf, und seit 1294 erscheint ein Ministerialengericht für vorkommende Streitigkeiten. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts bilden die Ministerialen sozusagen schon einen niederen Adel, der sich mit den freien Herren auf eine Stufe stellt. Dabei ist zu bemerken, daß die Entwicklung in den Schweizer Gebietsteilen etwas zurückgeblieben ist. Um 1350 ist der Übergang der Ministerialität in den Adel vollendet. Im Klosterkonvent spiegelte sich diese Entwicklung wider, indem mit der Zeit immer mehr Ministerialen neben Gliedern aus hochadeligen Häusern in ihm erscheinen. 1354 ist auch der Abtsstab in Händen eines Nachkommens eines früheren unfreien Dienstmannen.

S. 51—71 behandeln die Odilienbergstifter (die Anmerkungen stehen auf S. 72—82), wobei der Verf. auch auf die vielumstrittene

Frage nach dem Verhältnis der beiden Stifter Hohenburg und Niedermünster eingeht. Aus den Quellen läßt sich entnehmen, daß sich die Ministerialen hier bereits im 11. Jahrhundert zu einem besonderen Stande zusammengeschlossen haben, wenn sie auch noch durchaus in enger Verbindung mit dem Lehnsherrn stehen. Vom 12. Jahrhundert ab fließen nur über Hohenburg die Quellen etwas reichlicher, aber es bleibt auch hier vieles unklar. Besonders richten wir unser Augenmerk auf die Frage, wer in dieser Zeit zur Ministerialität gerechnet wurde und welche Stellung diese einnahm. Aus den Andeutungen kann man nur entnehmen, daß in Hohenburg keine Verwaltungsbeamten zu Ministerialen werden konnten, und ferner, daß sich diese auch hier immer mehr zu einem niederen Adel entwickelten. Hinsichtlich Niedermünsters werden ähnliche Umbildungen zu vermuten sein; doch geben die Urkunden hier erst recht kein klares Bild. Der Verf. verbreitet sich dann über die Frage, welches Standes die Hohenburger Klosterinsassinnen waren. Abgesehen von der Stifterin und ihrer Nachfolgerin, die dem elsässischen Hochadel angehören, kennen wir eigentlich erst aus der Stauferzeit die Familienherkunft einer Anzahl Nonnen, und da läßt sich nun feststellen, daß das Kloster jetzt durchaus nicht mehr rein hochadelig war; schon rücken auch Töchter von Hohenburger Ministerialen ein. Ende des 15. Jahrhunderts ist fast nur der niedere Adel im Konvente vertreten. Auch hierin wird Niedermünster keine Ausnahme gemacht haben. Bei dieser ganzen Darstellung ist hervorzuheben, wie der Verf. besonders die staufische Periode unter zum Teil ganz neuen Gesichtspunkten betrachtet. Auch sei bemerkt, daß nebenbei die Frage erörtert wird, ob die Äbtissin Herrad wirklich eine Landsberg gewesen ist. In einem Schlußworte (S. 83—87) rechtfertigt der Verf. die Methode seiner Untersuchung, die beiden Klostergebiete getrennt behandelt zu haben; die politische wie die rechtliche Entwicklung ist eben eine ganz verschiedene.

Die ganze Abhandlung stützt sich auf reichlich herbeigezogenes Urkundenmaterial. Um ein abschließendes Urteil über die Ergebnisse fällen zu können, müßten zuerst sämtliche benutzten Urkundenstellen auf ihre Deutung hin untersucht werden, da die Auslegung vielfach streitig sein wird.

Mülhausen (Elsaß). Emil Herr.

145.

Kurz, J. B., Heimat und Geschlecht Wolframs von Eschenbach. (Beilage zum 61. Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelfranken.) 8°. XI u. 122 S. Ansbach, C. Brügel u. Sohn, 1916. M. 2.50.

Was über Wolframs Leben bisher bekannt geworden ist, stellt K. zusammen und untersucht es kritisch; er kann sogar

noch einzelnes neu beibringen. In vier Abschnitten behandelt er die Andeutungen Wolframs über seine Heimat, das verschwundene Grabmal des Dichters in der Pfarrkirche zu Eschenbach in Mittelfranken, das Geschlecht Wolframs und sein wie seines Geschlechtes Wappen. In zwei Exkursen wird kurz die Baugeschichte der genannten Pfarrkirche behandelt und das heutige Wehlenberg bei Eschenbach mit dem Wildenberg Wolframs gleichgestellt. In einem Anhange druckt K. 58 Eschenbacher Urkunden und Regesten aus der Zeit von etwa 1210—1440 ab. Beigefügt sind außer mehreren Ansichten des Ortes eine historische Karte von Eschenbach und Umgebung, eine Wiedergabe der Eschenbacher Bilderbeschreibung, zwei Tafeln mit Wappen und endlich eine Stammtafel des Geschlechts. — Bleibt auch in dieser fleißigen Arbeit noch manches ungeklärt und manche Behauptung hypothetisch, so dürfte es wohl schwer sein, gegen Wolframs mittelfränkische Heimat noch ernsthafte Einwendungen zu erheben.

Merseburg. Fr. W. Taube.

146.

Wirth, Albrecht, Rasse und Volk. Gr. 8°. VI u. 353 S. Halle a. S., Max Niemeyer, 1914. M. 7.—.

Ich möchte das Buch betiteln: „Aphoristische Betrachtungen über die Beziehungen von Rasse und Volk zueinander". Ich meine dabei das Wort aphoristisch im dreifachen Sinne: erstens kurz, d. h. nie erschöpfend und gründlich; zweitens prägnant, d. h. im Sinne einer apodiktischen Überhebung gegen alle entgegenstehenden Meinungen; drittens unverbunden, d. h. springend und zusammenhanglos in der Darstellung und dispositionslos in der Anordnung des Stoffes. Das Buch hat einen stark journalistisch-feuilletonistischen und einen populär-wissenschaftlichen Charakter, aber keineswegs im guten Sinne. Dem Streben und Haschen des Verf. nach Effekten und starken politischen Pointen verdanken ganze Partien des Buches ihre Entstehung, die im Gange der Darstellung recht störend wirken. Dieselbe Frage wird von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus mehrfach und ganz widersprechend in Angriff genommen. Im Kapitel „Pfadfinder" z. B. stellt der Verf. als Begründer der modernen Rassenforschung die Konquistadoren und Reformatoren hin und endigt bei Gobineau, im nächsten Kapitel „Orientalia" wird hingegen der orientalische Ursprung des Rassenbewußtseins nachgewiesen und soll dieses den Ariern ursprünglich ganz gefehlt haben. Die kühnsten Übergänge werden — sofern es der Verf. überhaupt für nötig hält, seine Gedanken zu verbinden — von einer Gedankenkette zur andern geschlagen. Was hat z. B. die Prädestinationslehre mit der Rassenfrage zu tun? Wirth findet jedoch einen Zusammenhang. Die Lehre von der Erbsünde soll nach

seiner Ansicht auf Rassenbewußtsein zurückzuführen sein und, weil ihr Hauptvertreter, Augustin, auch die Lehre von der Prädestination vertritt, so soll auch diese Lehre von Rassenbewußtsein zeugen. Daraus wird dann wieder gefolgert, daß diejenigen Völker, die sich dem Willen der Götter nicht unbedingt fügen, ja sogar ihre Helden mit den Göttern kämpfen lassen, kein Rassenbewußtsein gehabt hätten, und so wird dann allen arischen Völkern das ursprüngliche Rassenbewußtsein abgesprochen. Dies Beispiel mag genügen, um darzutun, wie kühn der Verf. Gedankenübergänge herstellt und wie kühn er deduziert. Nachdem der orientalistische Ursprung des Rassenbewußtseins dargelegt ist, geht W. in echt journalistisch-feuilletonistischer Sprungfertigkeit zu der politischen Seite der Rassenfrage über; sie sei sowohl von aristokratischer wie von demokratischer Seite ausgeschlachtet worden. Dann wird plötzlich wieder ohne jeden Übergang die philologische, anthropologische und physiologische Seite der Rassenfrage beleuchtet. Glaubt man nun W. endlich in einem etwas wissenschaftlicheren Fahrwasser, so wird wieder ganz aphoristisch Goethes, Bismarcks und Nietzsches Stellung zur Rassenfrage erörtert. Das Gesagte mag zur Charakterisierung des Buches genügen. Es gehört sicherlich nicht zu denen, die der Leser mit Befriedigung aus der Hand legt; es zeugt von großer, aber unverdauter Belesenheit.

Berlin. Eugen Fridrichowicz (†).

147.

Schuster, Dr. **Ernst, Die Ehefrau in alter und neuer Zeit.** Sittengeschichtliche Skizze. 8°. 108 S. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht, 1911. M. 1.80, in Lwd. geb. M. 2.40.

Schuster schildert in anregender Weise die Stellung der Frauen in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern. Zur Charakteristik des Inhalts seines Buches mögen folgende Schlagworte dienen: Das Alte Testament; Recht und Sitte in Altgriechenland; Beispiele zur Veranschaulichung der Stellung der griechischen Ehefrau; Auffassung der griechischen Philosophen; Auffassung der griechischen Dichter; die Ehefrau im alten Rom; Veranschaulichung aus den Briefen des Cicero; die Frauenhasser in der römischen Literatur (Seneca, Juvenal); Beispiele reinen Familienlebens aus der römischen Kaiserzeit; die Ehe im Corpus Juris; die Ehefrau bei den alten Germanen; Einfluß der Kirche und des kanonischen Rechts; die kirchliche Eheschließung und die Ehehindernisse; die englische Ehefrau; die französische Ehefrau; die deutsche Ehefrau; die Ehescheidung in England; das festländische Ehescheidungsrecht; Ehescheidungsrecht und Sittlichkeit; Rückblick und Ausblick in die Zukunft. Ein Anhang behandelt die Frauenrechtsfrage in England. Die wichtigsten Quellen und Behandlungen sind in den Anmerkungen genannt.

Graz-Waltendorf (Steiermark). R. F. Kaindl.

148.

Semrau, Alfred, Die Kurtisanen der Renaissance. Gr. 8°. 419 S. Berlin u. Leipzig, Wilhelm Borngräber, 1914. brosch. M. 6.—. geb. M. 7.50.

Wenig Freude macht die Lektüre dieses Buchs. Abgesehen von der überreichlichen Fülle des unerquicklichen Stoffs, enthält es nichts, was mit Geist und Witz über die trostlose Öde hinwegtäuschen könnte. Im allgemeinen handelt es sich um eine trockne Aufzählung aller in den verschiedenen Städten Italiens zu den verschiedenen Zeiten ergangenen Erlasse, Verordnungen usw., die sich auf das Dirnenwesen beziehen. Unglaublich langweilig ist, was von Gesprächen und Briefen mitgeteilt wird. Vorausgeschickt ist eine sehr trübe Sache, nämlich die alberne und läppische Schrift eines spanischen Priesters vom Anfang des 16. Jahrhunderts: „La Lozana Andaluza par Franzisco Delicado ed. Alcide Borneau" (2 Bde. Paris 1888). Verschlimmernd wirkt bei der letzteren noch der Umstand, daß die Übersetzung ins Deutsche durchs Französische gegangen ist und dadurch kaum gewonnen hat.

Für Liebhaber sind 1000 Exemplare auf besonders feinem Papier, mit besonderen Lettern usw. hergestellt!!

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

Zeitschriftenschau.

Historische Zeitschrift. Hrsg. v. Fr. **Meinecke** u. Fr. **Vigener.** 117. Band. (3. Folge. 21. Band.) 1. Heft. München-Berlin, Oldenburg, 1917.

S. 1—10: Karl Joh. **Neumann,** Römische Klientelstaaten. Eine vorzüglich geschriebene Übersicht über die wichtigsten Grundsätze der Römer bei Behandlung der abhängigen Staaten. Man merkt den „ehernen Fußtritt der Legionen".

S. 11—23: Adolf **Bauer,** Der Staatsstreich des Octavianus im J. 32 v. Chr. Ein sehr beachtenswerter Aufsatz.

S. 24—41: S. **Hellmann,** Frankreich und Ägypten von Leibniz bis auf Napoleon. Der Verf. gibt interessantes Material für dieses Thema.

S. 42—73: Friedr. **Meinecke,** Des Kronprinzen Friedrich „Considérations sur l'état" etc. zu welchen Zwecken geschrieben? Geistvolle, tiefgründige Betrachtungen. Bei der Abfassung der „Considérations" scheint das künftige Verhältnis zu Frankreich (Fleury) und zu Bayern eine gewisse Rolle gespielt zu haben.

S. 74—150: Literaturbericht. Längere kritische Anzeigen aus der Feder von Ziekursch, W. Busch, Meinecke, v. Below usw.

S. 151—188: Notizen und Nachrichten.

Archiv für Kulturgeschichte. Hrsg. v. Walter **Goetz** u. Georg **Steinhausen.** 12. Band. 3./4. Heft. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1916.

S. 273—284: Walt. **Goetz,** Die Erhaltung und Weiterbildung des Lamprechtschen Instituts für Kultur- und Universalgeschichte an der Universität Leipzig. G. äußert sich zustimmend, macht mancherlei feine Bemerkungen über „Editionsspezialisten", erörtert die Begriffe „Kulturgeschichte", „allgemeine Geschichte" und „Geistesgeschichte". Besonders empfiehlt er dem allgemeinen Interesse das

Forschungsinstitut, das Lamprecht anzugliedern strebte und das am 1. April 1916 mit zunächst 5 Stipendiaten eröffnet wurde, „um diesen — und später vielleicht 10 — jungen Historikern, die ihre Universitätsstudien mit Auszeichnung vollendet haben, für je 2 Jahre die sorgenfreie Möglichkeit zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung und allgemeiner Entwicklung zu geben“.

S. 285—325: Fritz **Curschmann**, Die Entwicklung der historisch-geographischen Forschung in Deutschland durch zwei Jahrhunderte. II. Der Verf. handelt ausführlich (vgl. „Mitteilungen“, Bd. 45, S. 230 f.) über Grundkarten und deren Wert, im Anschluß an Thudichums Lehre von der Beständigkeit der Gemeindegrenzen, an Eduard Richters bahnbrechende Arbeiten über das Hochstift Salzburg, und an die historisch-geographischen Atlanten der einzelnen deutschen Länder.

S. 326—344: Karl **Steinacker**, Geschichte und Kunstgeschichte. Da es keine eigentliche Entwicklung der Kunst gibt, sondern nur die ihrer Formen, so müßte man richtig „Formengeschichte“ sagen, falls es sich um wissenschaftliche Leistung und nicht um das handelt, „was das Publikum unter Kunstgeschichte versteht: ästhetische Beleuchtung unter geschichtlichen Gesichtspunkten“. Sehr lehrreich wird das an den Ausstrahlungen griechischer Kunstformen, über Indien und Tibet bis nach China einerseits, nach Rheinland und Frankreich andererseits erläutert. „Die Geschichte kennt kein ruhendes Sein; sie sieht alles im Flusse der sterblichen Erscheinung, daher auch alles als einen Übergangszustand. Das ist ihr eigentümlicher Charakter gegenüber andern Wissenschaften, insbesondere aber auch gegenüber der Kunst, die gerade das ruhende, zeitlose Sein als solches darstellt“.

S. 345—362: Ernst **Büttner**, Das Buch der Armenkiste an Unser lieben Frauen-Kirche zu Bremen (1525—1580), seine Bedeutung und seine mutmaßliche Beziehung zu der Armenordnung in Ypern. Es handelt sich um einen der Versuche, die frühere katholische Werktätigkeit auf protestantischem Boden zu ersetzen.

S. 363—379: Hans Wilh. **Eppelsheimer**, Die Religiosität Petrarcas. Der Verf. sucht den Beweis zu führen, daß Petrarcas Religiosität in ihren Ansätzen schon die des Humanismus überhaupt sei, „nicht ignorantistisch, sondern Bildungsreligion“ und innerhalb der kirchlichen Dogmen nicht mehr orthodox, sondern mit antiken Weisheitslehren durchsetzt, ein christlich-stoizistischer Eudämonismus“.

S. 380—400: Adam **Hirschmann**, Bilder aus dem Leben der Geistlichen der Diözese Eichstätt um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Aus der lehrreichen Darstellung ergibt sich, wie notwendig es war, daß das Tridentiner Konzil eingriff und 1562/63 die ernstesten Dekrete über die Lebensführung der Geistlichen erließ.

S. 402—410: Gerh. **Schwartz** (†), Die Herkunft des Namens Pataria. Eine Ergänzung der Ausführungen von Joseph Goetz in derselben Zeitschrift. Vgl. „Mitteilungen“, Bd. 45, S. 75 u. 231.

S. 411—415: Remigius **Stölzle**, Studentenleben an Universitäten des 17. Jahrhunderts. Bemerkenswerte Mitteilungen.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

Deutsche Revue. Hrsg. v. Rich. **Fleischer**. 41. Jhrgg. Erster Band (Januar bis März 1916). Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1916.

S. 5—12: Rud. **v. Scala**, Otto v. Bülow. Ein Mitarbeiter Bismarcks beim dtsch.-österr.-ungar. Bündnis. Sc. stellt die Verdienste des Legationsrats Otto v. Bülow († 1901, zuletzt preuß. Gesandter am Päpstlichen Stuhl) um die Sanktionierung des Bundesvertrages von 1874 durch Kaiser Wilhelm I., auf die bereits Wertheimer in seiner Andrássy-Biographie hingewiesen hat, in das richtige Licht. Den klugen und taktvollen Vorschlägen und Bemühungen Bülows in jenen Augenblicken, da die Verhandlungen zwischen Bismarck und dem Kaiser ganz ins Stocken

zu geraten drohten, ist es zuzuschreiben, daß der segensreiche Bündnisplan zum Abschluß gekommen ist.

S. 13—24: Wilh. **Fraknói**, Kritik des Dreibundvertrages. Der Verf. unterwirft die in dem österr.-ungar. Rotbuche vom Frühjahr 1915 zum erstenmal veröffentlichten Artikel I, III, IV, VII des Dreibundvertrages einer eingehenden kritischen Analyse. Artikel VII wurde erst 1887 auf Italiens Wunsch in den Vertrag aufgenommen. Im Artikel I vermißt Fr. die „notwendige Klarheit in der Formulierung der Verpflichtung". „Die Feststellung der Bedingungen" (Art. III) war „mit den größten Nachteilen für Österreich-Ungarn verbunden". Art. IV betr. wohlwollende Neutralität erscheint ihm „vollkommen wertlos". Der Inhalt des Art. VII über die „Aufrechterhaltung des territorialen Status quo im Orient" steht „mit dem Geiste des Vertrages im Widerspruch".

S. 34—39: Frhr. **v. Jettel**, Wofür kämpfen Frankreich und Rußland noch? Antwort: „Für Englands Weltmachtstellung". Ohne neue Gesichtspunkte.

S. 39—43: **Czerny**, Ursache und Ziele des Krieges 1914/15. Geistvolle Betrachtungen von naturwissenschaftlichem und philosophischem Standpunkte aus. Der Verf. tritt für einen Frieden ein, der „unsern Siegen, Opfern und Anstrengungen entspricht".

S. 57—71: Frdr. **Delitzsch**, Die Welt des Islam. Sachkundige Einführung in die türkische Staatsreligion, den Islam und seine Sittenlehre. Der Infinitiv Islam heißt, „sich vollständig hingeben an Gott". Der Dschihâd, der „Heilige Krieg", bedeutet Abwehr von Angriffen.

S. 71—83: Aug. **Fournier**, 1812 und 1915. Ein Wort zu Krieg und Frieden. Im August 1915, noch vor dem Falle Warschaus, hielt der damalige russische Kriegsminister in der Duma eine vielbesprochene Rede. Nach ihr sollte der Rückzug der russischen Truppen von Warschau als ein vorbedachtes Manöver erscheinen, wie es 1812 der Rückzug vor Napoleon bis Moskau und die Preisgabe dieser Stadt gewesen seien. Da damals das Heer Napoleons zu Grunde ging, so habe man alle Aussicht, durch das gleiche „erprobte" Mittel heute den gleichen Erfolg zu erzielen. F. prüft die „historische Voraussetzung der Äußerung des russischen Regierungsmannes auf ihre Stichhaltigkeit" und kommt dabei zu dem Ergebnis: Ein moderner General durfte die Ereignisse von 1812 „nicht in Parallele mit dem heutigen Krieg ziehen, ohne sich dem Vorwurf unbedachter oder unverantwortlicher Agitation auszusetzen".

S. 83—90: **v. G.**, Der Feldherr Hindenburg. Der Aufsatz schildert klar und anschaulich Hindenburgs Werk bis zur „Winterschlacht in Masuren", bietet aber sonst nichts Neues.

S. 90—99, 186—192: Politische und unpolitische Erinnerungen aus Rumänien. Begeisterter Hymnus und andere mehr oder weniger phantasievolle Anwandlungen eines Anonymus auf Rumänien, seine „braven und ehrlichen Bauern", auf die „feingebildete, liebenswürdige und geistvolle rumänische Gesellschaft", auf das „glänzende, pflichttreue und patriotische Offizierkorps", auf den „kaltblütigen und taktvollen Ministerpräsidenten Bratianu", auf den „hervorragenden Führer und Lehrmeister" — man traut seinen Augen nicht — der rumänischen Kavallerie, den „sportbegeisterten König Ferdinand". Historisch völlig wertlos!

S. 99—105: Der Zusammenbruch Serbiens und das gescheiterte Balkanexperiment der Ententemächte. Die von einem österr.-ungar. Diplomaten a. D. herrührenden Betrachtungen bieten einiges Interesse nur in dem „Rückblick auf die der heutigen Situation (Dezbr. 1915) vorausgegangene politische Entwicklung" auf dem Balkan.

S. 105—122: H. **Wittmaack**, Die Durchsuchung neutraler Schiffe durch englische Behörden. W. weist überzeugend nach, daß das Verfahren der britischen Regierung dem Völkerrecht widerspricht, und beleuchtet an der Hand konkreter Fälle die vorsätzliche Rechtsbeugung englischer Prisenrichter.

S. 129—149: John L. **Stoddard**, Der Dank Amerikas. Auf Grund bekannter und weniger bekannter geschichtlicher Vorgänge erörtert St. die Frage nach der Behandlung Amerikas durch England und durch Deutschland und nach seinem Dank an beide Mächte. Unter „Amerika" versteht er das offizielle Amerika einschließlich des großen Plutokratenkreises, der Kriegsmateriallieferanten, des käuflichen Teils seiner Presse und aller seiner „Tory-Anglophilen". Als Ergebnis seiner fesselnden Studie stellt St. fest: auf englischer Seite einen „fast ununterbrochenen Rekord unfreundlicher Handlungen, die sich von höhnischer Kritik zur Vernichtung des amerikanischen Handels erstreckten" und zwei große Kriege im Gefolge hatten, in denen wilde Indianer die Verbündeten der zivilisierten (?) Engländer waren. Auf deutscher Seite „eine ununterbrochene Reihe freundschaftlicher Handlungen und Wohltaten jeglicher Art". Trotzdem gibt Amerika der jetzigen Gewaltherrschaft Albions untätig nach und zeigt für Deutschland „nicht nur zynische Undankbarkeit, sondern tatsächliche Feindschaft".

S. 151—157: Jugendbriefe von Kurd v. Schlözer. — Die fesselnden Dokumente stammen aus dem Jahre 1845 und beziehen sich auf seine Reise durch Belgien und seinen Aufenthalt in Paris.

S. 179—185: Wilh. **Fraknói**, Die letzte Erneuerung des Dreibundvertrages i. J. 1912. Am 5. Dez. 1912 wurde der Dreibund auf 6 Jahre verlängert, obwohl seine Gültigkeit noch bis zum 8. Juli 1914 währte. Deutschland und Österreich-Ungarn hatten den Wunsch, ihre Beziehungen zu Italien zu befestigen, um auf der Konferenz der Großmächte in London mit „erhöhter Autorität" auftreten zu können. Der Vertrag blieb in unveränderter Form bestehen. Also auch Art. VII (s. oben). Hiernach durfte Österreich-Ungarn ohne Italiens Zustimmung seine unruhigen Nachbaren Serbien und Montenegro nötigenfalls mit Krieg überziehen, mußte aber auf Kompensationen seines Bundesgenossen bedacht sein. Als nun Österreich-Ungarn drohte, selbständig gegen den König von Montenegro einzuschreiten, der in Albanien eingefallen war, ohne von der Londoner Konferenz in seinem Vorhaben gestört zu werden, erhob Italien Einspruch und verlangte Kompensationen. Eine Haltung, die, wie Fr. zeigt, im Widerspruch mit den Bündnispflichten stand. Österreich-Ungarn gab nach, um den Dreibund vor Erschütterungen zu bewahren. Über die Stellungnahme der deutschen Regierung erfahren wir andeutungsweise nur so viel, daß sie Österreich-Ungarns Plan unterstützt hat. Wenige Monate später (August 1913) bereitete die Donaumonarchie einen Feldzug gegen das provokatorisch auftretende Serbien vor. Aus den aus diesem Anlaß zwischen den leitenden Staatsmännern Italiens, dem Ministerpräsidenten und dem Minister des Äußeren, gewechselten Depeschen glaubt Fr. schließen zu dürfen, daß Italien im Sommer 1913 entschlossen gewesen ist, seine Bündnispflicht zu erfüllen, daß es nicht durch geheime Vereinbarungen zugunsten Serbiens gebunden gewesen, und daß es den Krieg gegen Serbien nicht als eine Verletzung des Dreibundvertrages angesehen haben würde. Nach allem, was wir sonst über Italiens Haltung i. J. 1912 wissen, scheinen des Verf. Folgerungen ziemlich optimistischer Art zu sein.

S. 192—204, 347—364: Eberh. **Gothein**, Die Finanzen Deutschlands und seiner Gegner. Nach G. nehmen in der modernen Kriegführung das Geld, die Finanzen die letzte Stelle ein. In der Tat bestätigen dies die Erfahrungen aller Kriege seit der großen Revolution. Immerhin seien die Finanzen eines Staates bedeutsam genug „nicht nur für den Krieg selber, sondern vor allem auch für den Frieden, der ihm nachfolgt". G's. Untersuchung ergibt: Deutschland könnte, trotz seines konfusen Finanzsystems, am Tage des Friedensschlusses „ohne weiteres die Barzahlung aufnehmen, wenn nicht etwa die Gefahr eines plötzlichen Abströmens des Metallvorrats für langverschobene Auslandskäufe es rätlich erscheinen lassen sollte, auch dann noch eine Weile den Zwangskurs beizubehalten, bis im inneren Verkehr gar kein Begehren nach Gold statt der 20 M.-Scheine mehr vorhanden ist und wir das gelbe Metall seinem einzigen dauernden Zweck, als letztes Ausgleichsmittel internationaler Zahlungen zu dienen, voll aus-

führen können". Frankreich hat die ungesunde Vermehrung der Umlaufmittel auf jede Weise gefördert, seine Finanzlage „durch Aufblähung der schwebenden Schuld" verschleiert, sich bei der Einzahlung auf Anleihen mit Scheinwerten begnügt. In noch höherem Maße haben „die kapitalschwachen Länder Rußland und Italien von jenen bedenklichen Mitteln der Vermehrung der schwebenden Schuld, besonders durch übermäßige Banknotenausgabe, Gebrauch gemacht". Die Anleihepolitik Englands ist bisher weniger geschickt als die deutsche gewesen und beeinträchtigt überdies die eigene Volkswirtschaft. Die Absicht, den Krieg mit Steuern zu führen, hat es sehr bald aufgeben müssen.

S. 205—217: H. v. **Laugermann**, Zwei Staatsdokumente zum Problem des mitteleuropäischen Wirtschaftsbündnisses. Der Verf. macht uns bekannt mit der „Bruckschen Idee", d. h. den beiden Denkschriften des österr. Finanzministers v. Bruck vom 30. Dez. 1849 und 30. Mai 1850, die den Zweck hatten, mit Deutschland zu einer wirtschaftlichen Einigung zu gelangen, und weist auf ihren hervorragenden wirtschaftlichen Inhalt hin. Dieser könne nach vielen Richtungen hin ein Wegweiser zum Ziele des neuen großen Problems sein.

S. 240—250, 338—347: Siegm. **Günther**, Irland. Eine knappe, aber erschöpfende und anregende Übersicht über die historische und wirtschaftliche Entwicklung der grünen Insel von den ältesten Zeiten bis zum Beginn des Weltkrieges.

S. 258—261: v. **G.**, Für wen opfern und schlagen sich noch immer unsere Gegner? Antwort: „Zum Nutzen von Japan und Amerika". (S. oben S. 34ff.)

S. 261—262: v. **G.**, Die Verlegensheitspartie. Als solche bezeichnet der Verf. die „Salonikiexpedition".

S. 262—270: Wilh. **Fraknói**, Italien und Montenegro (1908—1914). Der Verf. schildert die bekannten Vorgänge auf dem westlichen Teil der Balkanhalbinsel und die Haltung Österreich-Ungarns dazu.

S. 270—278: v. **Wannisch**, Der Suezkanal und dessen Beziehungen zur europäischen Mächtegruppierung. W. geht von der Voraussetzung aus, daß sich am Suezkanal und in Ägypten „vielleicht das Schicksal der englischen Seeherrschaft entscheiden wird". In diesem Falle würden „die Garantien für eine in Zukunft gesicherte vorteilhafte Position im Seeverkehr der Mittelmächte und ihrer Bundesgenossen zu den wichtigsten Kriegszielen gehören".

S. 278—300: **Goldscheider**, Krieg und Wille. G. erblickt in der „Entwicklung und Vervollkommnung der höchsten menschlichen Willensrichtung, der Pflicht", die „erzieherische" Bedeutung des Krieges.

S. 301—315: K. v. **Stengel**, Die völkerrechtliche Stellung des Papstes. Der Verf. schildert sachkundig die historische und rechtliche Entwicklung der „internationalen Stellung" des Papsttums und zeigt, „welche Gesichtspunkte für eine unbefangene Beurteilung dieser Stellung auch in Zukunft in Betracht zu kommen haben".

S. 316—321: H. **Wittmaack**, England und die neutrale Flagge. Bekanntlich benutzt England den Krieg auch dazu, Handel und Schiffahrt der Neutralen möglichst zu schädigen. Es geht dabei willkürlich, wie W. darlegt, über das Völkerrecht hinweg und erklärt jede völkerrechtliche Regel für unverbindlich, sobald sie den englischen Interessen im Kriege widerspricht.

S. 321—323: Die Möglichkeit eines Waffenganges zwischen Japan und Amerika. Ein österr.-ungar. Diplomat a. D. hält den Interessengegensatz zwischen Japan und Amerika" für so ernst, daß die „Möglichkeit des Ausbruchs eines offenen Konflikts gewiß nicht in Abrede zu stellen ist".

S. 323—337: **Breyer**, Kriegsseuchen einst und jetzt. Die bisher erzielten Erfolge unserer gesundheitlichen Maßnahmen rechtfertigen nach Br. „das Vertrauen und die Zuversicht, daß auch für die Zukunft Heer und Vaterland von einer ernsten Seuchengefahr nichts zu fürchten haben".

S. 365—368: Izzet **Fuad-Pascha**, Die gute Türkei, scheidet die moderne „gute“ Türkei von jener, „die zu allen Zeiten systematisch als die schlechte dargestellt worden ist“, und charakterisiert sie als ein Land, dessen Bewohner von „zwei von einander unzertrennlichen modernen Gefühlen“ erfüllt sind, der Liebe zum Vaterlande und dem „Durste nach dem Fortschritt“.

Berlin-Halensee. Georg Schuster.

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. 37. Heft. Erfurt, Kommissionsverlag Karl Villaret, 1916.

S. V—XXIII: Bericht über die Tätigkeit des Vereins im Jahre 1915.

S. 1—84: G. **Arndt**, Die kirchliche Baulast in dem ehemaligen Erfurtischen Gebiete. Die besonders in kirchenrechtlicher Beziehung wertvolle Arbeit bringt einleitend einen Überblick über das ehemalige erfurtische Gebiet, dessen kirchliche und kirchenrechtliche Verhältnisse, über die Inhaber des Patronatsrechtes in ihm und über das evangelische Ministerium zu Erfurt. Der 1. Teil, der nur die Stadt Erfurt behandelt (ein 2. über die Städte und Dörfer des Gebietes soll später erscheinen), stellt fest, daß zu allen Zeiten nur die Kirchenkasse die Kosten der baulichen Unterhaltung der Kirchen zu tragen hatte, und daß sonst niemand, auch der Patron oder die Eingepfarrten nicht, in dieser Beziehung rechtlich verpflichtet war. Ähnlich lag es bei den Kirchhöfen und Pfarrhäusern. Weiterhin stellt der Verf. diese Verhältnisse für die Pfarrwitwenhäuser, Parochialschulen und die Spezialgemeinden, sowie das Eigentum an den kirchlichen Gebäuden fest.

Jahresbericht des Thüringisch-Sächsischen Geschichtsvereins über das 96./97. Vereinsjahr 1915/16. Halle a. d. S., Gebauer-Schwetschke, 1916.

S. 1—39: Theo **Sommerlad**, Zur Geschichte des Thüringisch-Sächsischen Geschichtsvereins 1881—1886. S. beschließt hiermit den Wiederabdruck der Sitzungsberichte nach den Referaten des Halleschen Tageblattes. Der Jahresbericht von 1913/14 enthält diese für die Jahre 1865—1872, der von 1914/15 die für 1873—1880. Diese Berichte, die auch als Sonderschrift erschienen sind, füllen eine große Lücke in der Vereinsgeschichte aus, da die Vereinsschriften für die Jahre 1865—1886 nichts über die Tätigkeit im Verein bringen.

S. 40—45: Berichte über die Tätigkeit der Historischen Kommissionen des thüringisch-sächsischen Ländergebiets.

S. 46—70: Vereins-Nachrichten.

Merseburg. Friedr. Wilh. Taube.

Altsachsen. Zeitschrift des Altsachsenbundes für Heimatkunde und Heimatschutz. Hrsg. v. Wolfg. **Stammler**. 3. Jahrgang. Holzminden, Hüpke u. Sohn, 1916.

S. 15—17, 44—46: W. Ch. **Francke**, Eine altsächsische Fürstenfahrt zum heiligen Lande 1172. Aus den Quellen geschöpfte, anschauliche Schilderung der bekannten Fahrt Heinrichs des Löwen nach Palästina.

S. 53—54: Otto **Schütte**, Die Fürsorge der braunschweigischen Herzöge Julius, August und Karl I. für ihre Untertanen, zumal Handwerker und Bauern. Mit Faksimile-Wiedergabe eines Privilegs für die Leineweber von Herzog Karl, vom Jahre 1766.

S. 57—59: Heinr. **Busse**, Ein Beitrag zur Sackman-Legende. Urkundlicher Nachweis, daß der sprichwörtlich bekannte Prediger Sackman in Limmer nicht plattdeutsch gepredigt hat, und daß die ihm zugeschriebenen plattdeutschen Predigten unmöglich von ihm herrühren können.

S. 83—86: Wolfg. **Stammler,** Hoffmann von Fallersleben. Ungedruckte Briefe und Gedichte aus der Autographen-Sammlung des Kestner-Museums in Hannover, aus den Jahren 1853—1870.

S. 93—94: G. **Schumacher,** Aus der Geschichte der Klosterbibliothek in Corvey. Erster Versuch, die Geschichte der einst so berühmten und für Niedersachsens mittelalterliches Geistesleben bedeutungsvollsten Klosterbibliothek in knappen Umrissen darzustellen.

S. 104—105: Heinr. **Busse,** Die Einführung der Kartoffel im Hannoverschen. Sie wird dem tatkräftigen Vorgehen des Pastors Elias Friedrich Schmersahl verdankt, der sie zuerst 1750 in Stemmen anbaute, in Wort und Schrift eifrig für den Anbau von „Tartüffeln" wirkte und dadurch viele Bauern zwischen Deister und Leine veranlaßte, die Kartoffeln in ihren Landwirtschaftsbetrieb einzuführen.

S. 117—120, 125—129: **Duncker,** Heinrich der Löwe, sein Leben und Wirken. Auf die Quellen gestützter Vortrag mit kluger Kritik, feineindringender Psychologie und selbständigem Urteil. Das Muster eines populären geschichtswissenschaftlichen Vortrags.

Hannover. Wolfgang Stammler.

Carinthia. Mitteilungen des Geschichtsvereines für Kärnten. Hrsg. von M. **Wutte.** 106. Jahrgang. Klagenfurt, Joh. Leon sen., 1916.

S. 1—13: M. **Wutte,** Zum Kriege mit Italien. Der Verf. erweist eingehend die militärische Bedeutung des Kanaltales, um dessentwillen auch Italien nach ihm verlangt.

S. 19—57: M. **Wutte,** Vom alten Landsturm. In liebevoller Ausführlichkeit seine früheren Mitteilungen im Jahrgang 1915 (S. 6—34) abschließend, schildert der Verf. die Art der Aushebung und Musterung der Wehrpflichtigen. Erst waren es die Gerichtsherren, die die Überprüfung der Mannschaft und ihrer Bewaffnung vorzunehmen hatten; doch wurde noch im Laufe des 16. Jahrh. dieses Amt besonderen Kommissionen übertragen. Ein weiterer Abschnitt bespricht Ausrüstung und Unterhalt und die Übung im Gebrauch der Waffen. Die Verwendung des allgemeinen Aufgebotes sollte sich vor allem auf das eigene Land beschränken. Die „Aufmahnung" geschah durch Glockenstreiche, Kreidschüsse und Kreidfeuer (mittelhochdeutsch: krie = Schlachtruf, Feldgeschrei). Sehr interessant lesen sich heute die Maßnahmen für den Grenzschutz des Landes.

S. 61—71: **v. Jaksch,** Die Schleifung der Klagenfurter Festungswerke durch die Franzosen 1809. Der Verf. berichtet hier u. a., daß bereits am 4. Januar 1810 „die Stadtmauern und ihre Gebäude, welche auch nur entfernt eine Eigenschaft als Festungswerke hatten, demoliert" waren, bis auf das Völkermarkter Tor, das bis 1867 als historisches Wahrzeichen stehen blieb.

Wien. Oskar Kende.

Das Deutschtum im Ausland. Hrsg. vom Hauptvorstand d. Vereins f. d. Deutschtum im Ausland. Jahrgang 1916. (27.—30. Heft). Berlin-Leipzig, Herm. Hillger, 1916.

S. 1—12: Adolf **Eichler,** Deutsche Kulturarbeit in Polen. Der Verf., Herausgeber der „Deutschen Post" in Lodz, beschränkt sich im allgemeinen auf eine Skizze der Entwicklung Warschaus (seine Hauptquelle ist eine Darstellung in der „Deutschen Warschauer Zeitung") und der Stadt Lodz. Die Zahl der Deutschen in Polen zur Zeit des Kriegsausbruchs belief sich, nach der Angabe E.s, auf mindestens 600000.

S. 48—57: W. **Rohmeder,** Die Naturgrenze Italiens gegen Norden. Der unermüdliche Vorkämpfer des Deutschtums in Welschtirol führt hier auf Grund geschichtlicher und geographischer Betrachtungen aus, daß als Naturgrenze Italiens höchstens der Südfuß der Alpen in Betracht kommen kann.

S. 77—86: R. **Hennig**, Wie die Kolonial-Deutschen von den Kriegsvorgängen in der Heimat Kunde erhielten. Der Verf. berichtet von dem unvollkommenen Zustande unseres deutschen Kabelnetzes, hebt aber gleichzeitig hervor, daß, nach seinen Zusammenstellungen, der deutsche drahtlose Telegraphenverkehr besonders zu Anfang des Krieges über jede Erwartung ausgezeichnet gearbeitet hat.

S. 126—139: Julius **Ziehen**, Zur Erinnerung an Wilhelm Stricker (1816—1891). Ein warmherziger Aufsatz über den Frankfurter Arzt, der einer der ersten Vorkämpfer des Auslanddeutschtums war und als 29jähriger durch sein Buch „Die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde" (1845) die wissenschaftliche Erforschung dieses so wichtigen und noch heute nicht ausgebauten Gebietes begründete. Die drängenden Forderungen der Romantiker (ein Wort von Görres steht als Motto auf Strickers Buch) und die nicht minder national-begeisterte Forschung der nächsten Jahrzehnte fanden in Stricker einen vielgewandten, auf den verschiedensten Gebieten tätigen Sachwalter, der die Ergebnisse seiner Forschungen in besonderem Maße volkstümlich zu gestalten wußte.

S. 25—34, 66—70, 101—113, 141—152: Rundschau über das Deutschtum im Ausland. Diese Abteilung enthält eine Fülle wertvoller kleiner Beiträge zur neuesten Zeitgeschichte.

Potsdam. Richard Boschan.

Norddeutsche Monatshefte. Hrsg. v. Carl Erich **Behrens** u. Rob. **Walter.** 3. Jahrg. 8. Heft. Hamburg, Drei Türme-Verlag, 1916. M. 1.—

Das vorliegende „Vlamen-Heft" verdient die Beachtung aller, die an dem Schicksal des flämischen Volkes persönlichen Anteil nehmen oder sich mit der flämischen Frage wissenschaftlich beschäftigen. Ein Teil der von flämischer Seite stammenden Beiträge wird nicht nur in deutscher Übersetzung, sondern auch in flämischer Urschrift veröffentlicht. Aus dem Inhalt seien, neben einigen flämischen Gedichten bzw. Übertragungen (S. 389, 438, 463), hervorgehoben:

S. 390—395: Hubr. **van Ael**, Vlaanderns Not. Der Verf. fordert „die vollständige und in jeder Beziehung restlose Trennung von Vlaandern und Walenland" und „die Errichtung eines vlämischen, an Deutschland angegliederten Staatswesens", da nur dann für die Flamen „eine Zukunft mit eigener Kultur" möglich sei.

S. 396—400: C. **Borchling**, Zur Schreibung der Wörter „Vlamen, vlämisch, Vlandern". Der Verf. befürwortet in seinem lesenswerten Aufsatz aus Gründen der Lautgeltung wie aus „gewissen gefühlsmäßigen Erwägungen" die Schreibung mit Vl—, muß aber zugeben, daß sich z. B. noch bei Schiller und Goethe ausschließlich die Formen Flandern, flämisch und flandrisch finden, und daß erst seit Heinrich Hoffmann v. Fallersleben, dem begeisterten Apostel des Flamentums, die Schreibung mit Vl— allmählich in Aufnahme gekommen ist. Die häßliche, dem französischen „Flamand" nachgebildete Form „Flamänder" verwirft er mit Recht. Am Schlusse erfahren wir, daß die Flamen, infolge ihrer „Empfindlichkeit in allen nationalen Dingen", über die neuhochdeutsche Schreibweise Fl— „verschnupft" sind. Das ist bedauerlich, aber unverständlich, denn man kann ein ehrlicher „Vlamenfreund" sein, auch wenn man „Flandern" und „Flamen" schreibt. Jedenfalls sollte man m. E. die Rücksicht auf das Ausland, mag es feindlich, freundlich oder neutral gesinnt sein, niemals allzu weit treiben. Das Beispiel der meisten schwedischen Blätter, die seit Ende 1914, aus Besorgnis vor der russischen „Empfindlichkeit in allen nationalen Dingen", die russische Hauptstadt Petersburg plötzlich „Petrograd" nennen, ist wirklich kaum nachahmenswert!

S. 401—405: Deutsche Kulturpolitik. Ein Mitglied des Alldeutschen Verbandes beleuchtet in lehrreicher Weise die Stellung des Verbandes zu der flämischen Bewegung.

S. 406—412: A. **Schowalter,** Von der Vlamen Art. Eine vortreffliche, Licht und Schatten gerecht verteilende Charakteristik der Flamen, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Haltung nach Ausbruch des Weltkrieges.

S. 421—424: Die Schulsprachen-Verordnung. Wertvolle Mitteilungen über die Unterdrückungspolitik, die von der belgischen Regierung und Volksvertretung noch 1913 den Deutschbelgiern gegenüber befolgt wurde.

S. 425—432: Nordische Backsteingotik. VI. Ein mit mehreren Abbildungen versehener Aufsatz zeigt an dem Beispiel Wismars, daß die sogen. „Hansagotik", neben einem „ganz eigenen Stil" (Hallenkirchen, Profanbauten), auch einen „eigenen Stil mit französisch-vlandrischen Einflüssen" (Kathedralen) aufweist.

S. 435—437: Vlämische Kundgebungen für die vlämische Hochschule. Der bekannte Aufruf des Flämischen Hochschulbundes zur Schaffung einer rein flämischen Hochschule in Gent wird in deutscher Übersetzung veröffentlicht, einleitungsweise auch ein Teil der Unterzeichner erwähnt, leider ohne nähere Angabe ihres Berufs.

S. 439—443: Vlämische Schicksalsbücher. Behandelt werden die „drei Säulen des vlämischen Schrifttums", die „den Zwang des Schicksals in Vlanderns Geschichte" verständlich machen: Hendr. Consciences „Löwe von Vlaandern", Charles de Costers „Ulenspiegel" und Anton Bergmanns „Ernst Staas".

S. 465—468: Neue Bücher über Vlaandern.

Danske Magazin. 6. Reihe. 2. Band. Kopenhagen, Graebes Buchdruckerei, 1914 ff.[1]).

S. 1—27: Kn. **Fabricius,** Danmark i Aaret 1567. En fuggersk Agents Indberetninger. Aus dem Münchener Geh. Staatsarchiv wird eine Reihe deutscher Aktenstücke über die Sendung des Fuggerschen Agenten Bernh. Wusenbenz nach Kopenhagen im J. 1567 mitgeteilt. Sie enthalten wertvolle, oft drastische Einzelheiten über die damaligen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zustände im dänischen Gesamtreich, über die dortigen leitenden Persönlichkeiten, über den Dänenkönig Friedrich II. und seinen schwedischen, dem Wahnsinn verfallenen Todfeind König Erich XIV. (vgl. S. 24f.), über die deutsch-nordischen Handelsbeziehungen in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, usw. usw.

S. 78—111: Kn. **Fabricius,** Franske Memoirer fra vor förste Eneväldetid om Danmarks politiske og ökonomiske Forhold. Die hier veröffentlichten 7 Aktenstücke stammen sämtlich aus den Handschriftensammlungen der Pariser Nationalbibliothek und sind in französischer Sprache geschrieben. Sie sind auf Veranlassung Colberts verfaßt und beschäftigen sich mit der politischen und wirtschaftlichen Lage des dänischen Gesamtreichs in der ersten Zeit nach der Einführung der absoluten Königsherrschaft (1660). In einer kurzen Einleitung unterzieht F. den Inhalt der einzelnen Aktenstücke einer scharfsinnigen kritischen Prüfung. Vielleicht rührt Nr. 1 (recht umfangreich) aus der Feder des bekannten französischen Diplomaten Terlon, Nr. 2 aus der seines Kollegen am Stockholmer Hofe, Courtin, her. Von Nr. 6 — einem Bericht der Direktoren der französischen Nordkompagnie, Lagny und Pagès, über ihre Reise im Sommer 1671 nach den Ostseeländern zur Untersuchung der dortigen Handelsmöglichkeiten — werden leider nur die auf Dänemark bezüglichen Abschnitte abgedruckt, obwohl die beiden Reisenden damals, wie F. kurz erwähnt,

---

[1]) Berücksichtigt sind nur die der Schriftleitung zur Besprechung übersandten Abhandlungen.

auch Bremen, Hamburg, Lübeck, Schweden, Riga, Kurland, Memel, Königsberg, Danzig, Pommern, Brandenburg, Braunschweig, Osnabrück und Münster besuchten.

S. 365—387: Aage **Friis**, Blixen Finecke og Bismarck. En Brevveksling. Der auch in Deutschland wohlbekannte Verf. einer ausgezeichneten biographischen Studie über Bismarcks Jugendjahre liefert hier einen neuen kleinen Beitrag zur Lebensgeschichte seines Helden, indem er dessen vertraulichen Briefwechsel mit dem dänisch-schwedischen Politiker und Großgrundbesitzer Baron Karl Friedr. Blixen Finecke (1822—73) veröffentlicht. Die mitgeteilten Briefe, Telegramme usw., sämtlich in deutscher Sprache, stammen teils aus dem Berliner Geh. Staatsarchiv, teils aus den Privatarchiven zu Näsbyholm (Schonen) und zu Friedrichsruh. Sie sind, mit Ausnahme des bei Sybel III, 133f. teilweise abgedruckten Schreibens, das Bismarck am 10. Okt. 1863 an seinen dänischen Jugendfreund richtete, bisher noch nicht publiziert. Sie erstrecken sich auf die Zeit von 1857—66 und behandeln sowohl die schleswig-holsteinische Streitfrage und die allgemeinen Verhältnisse in Skandinavien als auch persönliche Angelegenheiten. Beachtenswert sind u. a. die Äußerungen Bismarcks am 10. Nov. 1857 über den sogen. Skandinavismus und über die Haltung Rußlands bzw. Englands gegenüber der nordischen Unionsbewegung (S. 376 f.). Dem Briefwechsel hat Fr. eine kurze, aber lesenswerte Einleitung vorausgeschickt, in der er die einschlägige Literatur anführt, die zum Verständnis des Textes erforderlichen Erläuterungen gibt und auch auf Bismarcks Besuch in Dänemark und Südschweden im August 1857 näher eingeht. — Den Schreibfehler auf S. 366 hat Fr. später dahin berichtigt, daß das Freundschaftsverhältnis beider seinen Ursprung einem längeren Studienaufhalt Blixen Fineckes in Deutschland verdankte, nicht einem gleichzeitigen Besuch der Göttinger Universität 1832/33 (Blixen Finecke war damals erst 10 Jahre alt!)

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München. Hrsg. v. H. **Rüdiger.** 10. Band. 2. Heft. München, J. Landauersche Buchhandlung, 1915.

S. 91—171: Otto **Maull**, Kultur- und politisch-geographische Entwicklung und Aufgaben des heutigen Griechenlands. Die geistvolle Abhandlung, die gründliche Belesenheit mit guter Eigenbeobachtung verbindet, untersucht die Bedeutung geographischer Züge (Lage zum Meer und zur festländischen Umgebung, Boden, Klima) für die politische und kulturelle Rolle Griechenlands einst und jetzt und bietet ein gutes Beispiel für die Art und den Umfang der historischen Ergebnisse, die sich mit erdkundlichen Methoden und Fragestellungen gewinnen lassen. In der mangelnden Vollentwicklung, die noch nicht bis zur vollkommenen Anpassung und Ausnützung der natürlichen Verhältnisse geführt hat, sieht M. den Jugendzustand des Volkes, der aber nicht unbeeinflußt von seiner langen Geschichte ist: autochthon-griechischer, aber auch orientalischer Inhalt ist in westliche und östliche Formen gegossen. Die Politik der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart zeigt zwei Richtungen: eine kontinentale gegen Norden und eine (volkstümliche) maritime gegen Osten, die auf den alten Volksboden in Kleinasien und auf die Propontis (mit Konstantinopel) zielt. M. hält aber den politischen Seeweg nur für ein starkes, territorial gefestigtes Griechenland beschreitbar, seine Selbständigkeit für ein großes maritimes Programm zu gering (die ägäischen Inseln einschließlich Cyperns bis zur Küste sind Griechenland anzugliedern). Griechenlands politische Aufgabe erblickt M. in der staatlichen Erfüllung seines geographischen Organismus, in seiner Ausdehnung nach Norden: es gilt hier noch einen nordwest-südöstlich verlaufenden, verkehrs- und siedlungsarmen, natürlichen Grenzgürtel zwischen den nordalbanischen Alpen nördlich von Skutari bis zum Golf von Orphani zu erreichen, den der Verf. auf einer sehr lehrreichen beigegebenen Karte auch eingezeichnet hat (wo-

durch Griechenland in den Besitz von Südalbanien und Südmazedonien käme, wogegen es die im Bukarester Frieden griechisch gewordenen Mündungen von Struma und Mesta den Bulgaren zu überlassen hätte). Der staatliche kontinentale Gedanke, der im Sinne eines engeren Anschlusses an die Mittelmächte wirkt, muß sich stärker erweisen als ein einseitig ethnographischer (in dem ethnographischen Gewirr dieser Gebiete überdies nie rein zu verwirklichender) Gesichtspunkt; es kommt nicht darauf an, wie weit wirklich Griechen wohnen, sondern wie weit der wirtschaftliche und kulturelle griechische Einfluß tatsächlich herrscht. Griechenland würde eine zweite, von einer Weltverkehrslinie geschnittene, europäisch-asiatische Brücke bilden, darin seine Weltgeltung findend.

Wien. Oskar Kende.

Berichtigung zur Zeitschriftenschau.

S. 239, Zeile 7 ff. von oben lies:

Gustav **Mayer**, Karl Marx und der zweite Teil der „Posaune". Im Jahre 1841 veröffentlichte Bruno Bauer unter dem Deckmantel eines Pietisten die Schrift: „Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel, den Atheisten und Antichristen. Ein Ultimatum". Sie gab bekanntlich das Signal zu der völligen Radikalisierung der junghegelschen Richtung zunächst auf religiösem, anschließend auf politischem und sozialem Gebiet. Eine Fortsetzung der „Posaune", die Bauer angekündigt hatte, mußte mit Rücksicht auf die Zensur unter dem unverfänglichen Titel „Hegels Lehre von der Religion und Kunst" erscheinen. An der Hand einer eingehenden Beweisführung sucht nun der Verf. darzutun, daß die zweite Hälfte dieser letzteren Broschüre, wenn auch nicht bestimmt, so doch wahrscheinlich Karl Marx zum Verfasser hat.

Neue Büchererscheinungen.

(Zur Besprechung eingeliefert.)

Adler, Sigmund. Die Unterrichtsverfassung Kaiser Leopolds II. u. die finanzielle Fundierung d. österr. Universitäten nach den Anträgen Martinis. Wien, F. Deuticke, 1917. M. 4.—.

Arldt, Th. Dr. Die Völker Mitteleuropas u. ihre Staatenbildungen. Leipzig, Dieterich, 1917. M. 4.—, geb. M. 5.—.

v. Below, Georg. Mittelalterliche Stadtwirtschaft u. gegenwärtige Kriegswirtschaft. (Kriegswirtschaftl. Zeitfragen, 10. Heft.) Tübingen, J. C. B. Mohr, 1917. M. 1.50.

Studien u. Mitteilungen z. Gesch. des Benediktinerordens u. seiner Zweige. 37. Band. 4 Hefte. Hrsg. v. Jos. Strasser. Salzburg, A. Pustet, 1916. M. 8.50.

Bittner, Ludwig. Chronologisches Verzeichnis der Österr. Staatsverträge. IV. Register mit Nachträgen (1586—1914). (Veröffentlichungen d. Kommission f. Neuere Geschichte Österreichs.) Wien, Ad. Holzhausen, 1917. M. 13.—.

Böhme, Martin. Das lateinische Weihnachtsspiel. Grundzüge seiner Entwicklung. (Beiträge z. Kultur- u. Universalgeschichte. Bd. 40. Neue Folge Bd. 5.) Leipzig, R. Voigtländer, 1917. M. 4.50.

Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte. Hrsg. v. Gust. Kawerau u. Leop. Zscharnack. 14. Jhrgg. Berlin, Mart. Warneck, 1916.

Braune, Frieda. Edmund Burke in Deutschland. Ein Beitrag z. Gesch. d. hist.-polit. Denkens. (Heidelberger Abhandlungen z. mittl. u. neuer. Geschichte, 50. Heft.) Heidelberg, Winter, 1917. M. 7.70.

Candea, Romulus. Der Katholizismus in den Donaufürstentümern. Sein Verhältnis zum Staat u. zur Gesellschaft. (Beiträge z. Kultur- u

Universalgeschichte, Bd. 36. Neue Folge Bd. 1.) Leipzig, R. Voigtländer, 1917. M. 5.40.

Die Stadt Cöln im 1. Jahrh. unter preuß. Herrschaft, 1814—1914. Bd. 1, Teil 1: Eberhard Gothein. Verfassungs- u. Wirtschaftsgeschichte vom Untergange der Reichsfreiheit b. zur Errichtung d. deutschen Reiches. Bd. 1, Teil 2: Georg Neuhaus. Die Entwicklung der Stadt Cöln von der Errichtung d. Deutschen Reiches b. zum Weltkriege. Bd. 2: Die Verwaltung der Stadt Cöln seit der Reichsgründung in Einzeldarstellungen. Cöln, Paul Neubner, 1915 u. 1916. Ldpr. f. alle Bände M. 25.—.

Deutschlands Zukunft bei einem guten u. bei einem schlechten Frieden. 1.—25. Tausend. München. J. F. Lehmann, 1917. M. 1.—.

Dresen, Arnold. Die Vikariebenefizien St. Katharina u. St. Hubertus in Ratingen. (Sonderabdruck aus: Düsseldorfer Jahrbuch. Bd. 28.) Düsseldorf, Ed. Leitz, 1916.

Droysen, Hans, Caussy, Fernand, u. Volz, Gust. Berthold. Nachträge z. d. Briefwechsel Friedrichs d. Gr. mit Maupertuis u. Voltaire, nebst verwandten Stücken. (Publikat. aus d. Kgl. Preuß. Staatsarchiven, 90. Bd.) Leipzig, S. Hirzel, 1917. M. 6.—.

Egli, Karl. Zwei Jahre Weltkrieg. August 1914—August 1916. Zürich, Schultheß & Co., 1917. M. 5.—, geb. M. 6.—.

v. Eicken, Heinrich. Geschichte u. System der mittelalterlichen Weltanschauung. 3. Aufl. Mit Register v. Hugo Preller. Stuttgart, J. G. Cotta, 1917. M. 18.—.

Flanderns Wehklage! Und wir? Ein flämischer Weckruf u. ein deutsches Echo. Heidelberg, Winter, 1916. M. 1.—.

Fromme, Franz. Belgisches und Unbelgisches. Berlin, Gebr. Paetel, 1917. M. 3.—.

Geffcken, Johannes. Deutschlands akademische Jugend 1813, 1870, 1914. Rektoratsrede. Rostock, H. Warkentien, 1917. M. 0.80.

Der Geschichtsfreund. Mitteilungen d. Histor. Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden u. Zug. 69. u. 71. Band. Stans, Matt & Co., 1914 u. 1916.

Hall, Th. C. Dr. Licht u. Schatten im amerikanischen Leben. Eine kulturgeschichtl. Betrachtung. Mit einem Vorwort von Eduard Meyer. Berlin, Curtius, 1916. M. 0.80.

Haller. Johannes. Die russische Gefahr im deutschen Hause. (Die russische Gefahr. Beiträge u. Urkunden z. Zeitgeschichte, hrsg. v. Paul Rohrbach, Nr. 6.) Stuttgart, J. Engelhorns Nf., 1917. M. 1.50.

Henrici, Hermann. Über Schenkungen an die Kirche. Akad Antrittsvorlesung. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf., 1916. M. 2.—.

Hergenröthers Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte. Neu bearbeitet v. Peter Kirsch. 5. verb. Aufl. 4. (Schluß-) Band: Die Kirche gegenüber der staatl. Übermacht u. der Revolution; ihr Kampf gegen d. ungläubige Weltrichtung. Freiburg i. B., Herder, 1917. M. 14.—, M. 16.—.

Hettner, Alfred. Englands Weltherrschaft u. ihre Krisis. 3. umgearb. Aufl. des Werkes: Englands Weltherrschaft u. der Krieg. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1917. M. 4.20.

Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen u. Abbildungen z. Gesch. d. Hohenzollern in Brandenburg-Preußen, hrsg. v. Paul Seidel. 20. Jahrgang. 1916. Leipzig-Berlin, Giesecke u. Devrient, o. J. [1917]. M. 20.—, geb. M. 24.—.

Kaerst, Julius. Geschichte des Hellenismus. 1. Teil. 2. Aufl. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1917. M. 16.—, geb. M. 18.—.

Kohl, Dietrich. Urkundenbuch der Stadt Oldenburg (Oldenburgisches Urkundenbuch, Bd. 1). Oldenburg, Gerh. Stalling, 1914.

Die Matrikel der Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. 1544—1829. Band 3: Personenregister u. Heimatsverzeichnis. München-Leipzig, Duncker u. Humblot, 1917. M. 19.60.

v. Kralik, Richard. Vom Weltkrieg zum Weltbund. Abhandlungen, Aufsätze, Gedanken u. Stimmungen. Innsbruck, Tyrolia, 1916. M. 4.20.

Krumbholtz, Richard. Urkundenbuch der Familien v. Volmerstein u. v. d. Recke b. z. Jahr 1437. Mit 1 Siegel u. 1 Stammtafel. Münster, Regensbergsche Buchhandlung, 1917. M. 20.—.

Lager. Regesten der Urkunden d. ehemaligen St. Jakobhospitals in Trier b. z. Jahre 1769. (Trierisches Archiv. 14. Ergänzungsheft). Trier, Lintz, 1914. M. 8.—.

Meinardus, Otto. Protokolle u. Relationen d. Brandenburg. Geh. Rates aus der Zeit d. Kurfürsten Friedr. Wilhelm. Band 6: Dezember 1659 bis Ende April 1663. (Publikationen a. d. Kgl. Preuß. Staatsarchiven. 89. Band.) Leipzig, S. Hirzel, 1917. M. 48.—.

Miesges, Peter. Der Trierer Festkalender, seine Entwicklung u. seine Verwendung z. Urkundendatierung. (Trierisches Archiv. 15. Ergänzungsheft.) Trier, Lintz, 1915. M. 8.—.

Der Mordversuch an Oberleutnant z. S. Crompton. Leipzig, S. Hirzel, 1917. M. 0.80.

Müller, Bernhard. Bilderatlas z. Gesch. d. Stadt Frankfurt a. M. Frankfurt, Diesterweg, 1916. M. 8.—, geb. M. 10.—.

Norrlander, R., u. Sario, S. Die nordische Brücke. (Die russische Gefahr. Beiträge u. Urkk. z. Zeitgeschichte, hrsg. v. Paul Rohrbach. Nr. 5.) Stuttgart, J. Engelhorns Nachf., 1917. M. 1.50.

Pischel, Rich, Leben u. Lehre des Buddha. 3. Aufl., hrsg. v. H. Lüders. (Aus Natur u. Geisteswelt, 109. Bdchen.) Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1917. M. 1.50.

Renker, Hans. Ahasver Fritsch, ein pietist. Pädagog vor Francke u. ein Vorläufer Franckes. Ein Beitrag z. Gesch. d. pietist. Pädagogik. (Pädagog. Abhandlungen u. Fragen, hrsg. v. Remigius Stölzle, 6. Heft.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1917. M. 3.40.

VIII. Bericht d. Römisch-Germanischen Kommission 1913/15. (Kaiserl. Archäolog. Institut.) Frankfurt a. M., Jos. Baer & Co., 1917. M. 4.—.

Schirokauer, Alfred. August d. Starke, der erste deutsche König in Polen. Geschichtlicher Roman. Berlin, Rich. Bong, o. J. M. 5.—.

Schmidt, Max Georg. Geschichte des Welthandels. (Aus Natur u. Geisteswelt, 118. Bdchen.) Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1917. M. 1.50.

Frhr. v. Schwerin, Claudius. Deutsche Rechtsgeschichte. Mit Ausschluß d. Verfassungsgeschichte. 2. Aufl. (Grundriß d. Geschichtswissenschaft. Zur Einführung in d. Studium d. deutsch. Gesch. d. Mittelalters u. d. Neuzeit, hrsg. v. Aloys Meister. 2. Reihe, Abtlg. 5.) Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1915. M. 3.20, geb. M. 3.80.

Steinhausen, Georg. Germanische Kultur in der Urzeit. 3. Aufl. (Aus Natur u. Geisteswelt, 75. Bdchen) Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1917. M. 1.50.

Stern, Jacques. Thibaut u. Savigny. Zum 100jähr. Gedächtnis des Kampfes um ein einheitl. bürgerliches Recht für Deutschland 1814—1914. Berlin, Franz Vahlen, 1914. M. 3.—.

Trierisches Archiv. Hrsg. v. Kentenich u. Lager. 24.—27. Heft. Trier, Fr. Lintz, 1916. M. 8.—.

Wocke, Helmut. Hugo Salus. Eine Würdigung. Leipzig, Xenien-Verlag, 1916. M. 1.—.

Sitzungs-Berichte
der Historischen Gesellschaft zu Berlin.

---

433. Sitzung. Freitag, den 13. Oktober 1916. Geheimrat Prof. Dr. Schäfer leitete die Sitzung.

Seit der letzten Zusammenkunft hat die Gesellschaft wieder mehrere Mitglieder durch den Tod verloren. Auf dem Felde der Ehre fielen Dr. Georg Artler, Redakteur Dr. Bernhard Michniewicz und Oberlehrer Wilhelm Schroeder. Ferner verstarb der frühere ordentliche Universitätsprofessor Dr. Martin Philippson.

Der 1. Schriftführer, Dr. Arnheim, verlas einen längeren Nachruf, den unser Mitglied Prof. Dr. Oskar Kende (Wien) unserm verewigten Ehrenmitgliede, dem k. k. Hofrat Prof. Dr. Franz Ilwof (Graz), gewidmet hat.

Im Laufe des geschäftlichen Teiles wurde ein Schreiben mitgeteilt, in dem der „Hauptausschuß für Leibesübungen und Jugendpflege" die Mitglieder der Gesellschaft bittet, auch in diesem Jahre sich zu Vorträgen an den „Vaterländischen Abenden" für die Jugendlichen und deren Angehörige zu melden.

Sodann hielt Geheimrat Prof. Dr. Konrad Rethwisch einen Vortrag über „Deutschland und der Orient in alter und in neuer Zeit". Deutschlands neugewonnene nähere Beziehungen zum vorderen Orient besitzen eine übertausendjährige Vorgeschichte. Aus der Völkerwanderung gingen als Haupterben des alten Römerreichs das römische Papst- und Kaisertum, das Byzantinische Reich und das Kalifat hervor. Karl der Große stand mit Bagdad auf ebenso gutem, wie mit Byzanz auf schlechtem Fuße. Ostrom sah im Karolingischen Kaisertum nur Usurpation, die Kurie in der griechischen Kirche nur Häresie. Auf das römische Kaisertum deutscher Nation übertrug sich die byzantinische Feindschaft in verstärktem Grade. Noch als Kardinal brachte es Gregor VII. zum offenen Bruch zwischen beiden Kirchen. Sein demnächstiges Ziel war die Auflösung des Byzantinischen Reiches, sein weiteres die Rückeroberung der sarazenisch gewordenen Römerprovinzen, um so das kirchliche imperium mundi aufzurichten. Den Angriff auf Ostrom unternahm des Papstes Vasall Robert Guiscard. Seinen großen Entwurf zur Ausführung zu bringen hinderte Gregor der Kampf mit Heinrich IV. Der erste Kreuzzug, den dann Urban II. ins Werk setzte, trug ein romanisches und insonderheit französisches Gepräge. Franzosen und französierte Normannen sind seine Hauptteilnehmer, die Ordnungen im Königreich Jerusalem erfolgen nach französischem Muster, die Stifter und die späteren Oberen der Johanniter und Templer sind Franzosen. Mit dem zweiten Kreuzzug beginnt das Unternehmen der Staaten, sich jenseits des Mittelmeers festzusetzen. Der Ausgangspunkt hierzu liegt wiederum in Frankreich. Das entschied darüber, daß auch Deutschland unter Konrad III. nicht zurückblieb. Was diesmal mißlang, wurde durch den Dritten Kreuzzug, jetzt auch unter Beteiligung Englands, von neuem in Angriff genommen. Der erwartete Erfolg blieb indessen wiederum aus. Doch stand dem folgenschweren Verlust, den Deutschland durch den Tod Friedrichs I. erlitt, als Gewinn die Grundlage zur Errichtung

des Deutschen Ordens gegenüber, und ebenso dessen Stiftung selbst dem Hintritt Heinrichs VI. in dem Augenblick, als er dem Hauptteil seiner Streitkräfte nach Syrien zu folgen sich anschickte. Innozenz' III. hierdurch begünstigte Machtstellung reichte wohl aus, um im Verein mit Venedig und romanischer Ritterschaft dem Byzantinischen Kaisertum ein Ende zu machen, die Durchführung des imperialistische Programms Gregors VII. in der Hauptsache blieb hingegen auch ihm und seinen Nachfolgern versagt. Auch der Erwerb der jerusalemitischen Königskrone, den Friedrich II., gestützt auf die Stärke des Deutschen Ordens, seinem diplomatischen Geschick zu verdanken hatte, vermochte den Untergang der fränkischen Herrschaftsbereiche in Asien nicht zu verhindern. Der hohe Gewinn von bleibendem Wert, den Deutschland aus seiner Orientpolitik des Mittelalters davongetragen hat, ist die Schaffung des Ordensstaates Preußen. Die Fahrten deutscher Handelsschiffe über das Mittelmeer an die orientalischen Gestade hörten nach dem Verlust der dortigen deutschen Stützpunkte auf. Venedig und Genua vermittelten fortan allein den orientalischen Warenverkehr, Brügge und Nowgorod wurden auch für ihn bedeutende Stapelplätze, späterhin nacheinander Antwerpen, Amsterdam, London die Mittelpunkte des Weltverkehrs. Für die Erhaltung und fortgesetzte Pflege der altgriechischen Geistesschätze bedeutete es ein großes Glück, daß das Byzantinische Reich nach seiner Wiederherstellung sich noch zwei Jahrhunderte behauptete, ehe es dem Ansturm der Türken erlag. Der durch flüchtende Griechen in der lateinischen Christenheit erweckte Humanismus erfuhr in Deutschland und den anderen Ländern, in denen der Protestantismus zur Vorherrschaft gelangte, anders als bei den Romanen, damit eine Vertiefung, daß die Ursprachen der Bibel den evangelischen Theologen unentbehrlich wurden. Im Zeitalter unserer Klassiker erblühte hieraus unter Herders und Goethes maßgebendem Einfluß unsere deutsche Orientalistik und Altertumswissenschaft. Die Türkenmacht von Deutschland abgewehrt zu haben ist hauptsächlich Österreichs Verdienst; nach der Errettung Wiens blieb es in der Offensive, nach den beiden in Gemeinschaft mit Rußland geführten und nur für dieses vorteilhaft beendeten Feldzügen hielt die Habsburgische Monarchie stetig gute Freundschaft mit der Türkei. Das gleiche tat Preußen schon von der Zeit des Siebenjährigen Krieges an. Bis zur Gründung des Deutschen Reiches mußte sich die orientalische Politik der beiden deutschen Vormächte lavierend verhalten. Indessen dehnte Österreich seinen Einfluß auf die Türkei durch seine Triester Dampferlinien und Preußen den seinigen durch die vom Sultan erbetene Abkommandierung preussischer Offiziere aus. Die Reichsgründung entfesselte den Panslawismus, der Österreich und Deutschland gleichmäßig bedrohte, der Berliner Kongreß zog eine Verschärfung in den Beziehungen beider zu Rußland nach sich, dem durch den Zweibund begegnet wurde. Deutschland leistete jetzt der Türkei verstärkte Unterstützung bei ihrer militärischen Organisation und erzielte als wichtigste kulturelle Errungenschaft die Konzession für die Bagdadbahn. In der Abwehr gegen die von Rußland geleitete großserbische Agitation verwandelte Österreich die Okkupation Bosniens und der Herzegowina in Annexion. Rußlands Gegenzug bestand in der Bildung eines Balkanbundes mit der Spitze gegen Österreich. Durch die Wendung, die der Bund gegen die Türkei nahm, und den zweiten Balkankrieg der Verbündeten untereinander schob sich der offene Zusammenstoß zwischen Österreich und Rußland noch hinaus. Der Mord von Sarajewo warf den Funken ins Pulverfaß, der den Weltkrieg entzündete. Er schuf durch den Anschluß der Türkei und Bulgariens an das verbündete Deutschland und Österreich den Zentralkontinentalbund, der nach den Siegen an den Dardanellen und über Serbien und Montenegro, ununterbrochen in seinem geographischen Zusammenhange, von der Nord- und Ostsee bis zum Persischen Golf und dem Roten Meer sich erstreckt. Von der Fortentwicklung des Waffenbündnisses in einen politisch, wirtschaftlich und geistig einigen Völkerbund hängt Wohl und Wehe Deutschlands und seiner Verbündeten in der Zukunft ab.

An den Vortrag knüpfte sich eine längere Aussprache, an der sich, außer dem Vortragenden, die Mitglieder Dr. Gleye, Oberlehrer Dr. Henning und Geheimrat Prof. Dr. Schäfer beteiligten.

Hierauf machte unser Mitglied Buchhändler Adolf Weber die Gesellschaft auf zwei Wandkarten der Firma C. Flemming A.-G. aufmerksam, die in überaus klarer Darstellung das Gebiet der Ost-, bezw. der Westfront zeigen. Die Karte der Ostfront unterscheidet sehr deutlich das ehemals polnische Gebiet, das echtrussische und das des Deutschen Ordens zur Zeit seiner höchsten Blüte, daneben die Standlinien der verschiedenen Epochen des Weltkrieges. Die Karte der Westfront zeigt die Standlinien zur Zeit des Vordringens bis in die Nähe von Paris und die seit dem Feststehen der Front (vor der kleinen Einbuchtung an der Somme), daneben im Flächendruck die Grenzen zur Zeit der Kreiseinteilung.

434. Sitzung. Freitag, den 3. November 1916. Geheimrat Prof. Dr. Schäfer, der die Sitzung leitete, widmete unserm auf dem Felde der Ehre gefallenen Mitgliede Dr. Georg Artler, Kandidat des höheren Schulamts, einen Nachruf. Ferner verlas der 1. Schriftführer, Dr. Arnheim, einen längeren Nachruf, den Dr. Schillmann unserm Mitgliede Dr. Bernhard Michniewicz, Redakteur der Kreuzzeitung, gewidmet hat.

Sodann hielt Prof. Dr. Raimund Oehler einen Vortrag über: „Die Topographie von Karthago als Prüfstein der historischen Glaubwürdigkeit Appians". Auf die Frage der Glaubwürdigkeit Appians sind die Forscher bei der Erörterung der Topographie des punischen Karthago wohl gelegentlich eingegangen, aber eine zusammenhängende Erörterung sämtlicher in Betracht kommenden Stellen Appians auf Grund des Gesamtergebnisses der Ausgrabungen liegt noch nicht vor. Appian folgt, nach dem Urteil der meisten früheren Herausgeber, seinen jeweiligen Quellen ohne Selbständigkeit, entstellt sie auch öfters durch Flüchtigkeit. Das ist im allgemeinen auch heute noch die Ansicht. Im einzelnen hat sich aber mit der Vertiefung und Verfeinerung der Untersuchung in den Anschauungen der Appianforscher manches gewandelt. Zunächst unterscheidet man heute streng zwischen dem, was bloße Flüchtigkeit und dem, was wirkliche Entstellung ist, und rechnet meist nur jene Appian an, diese dagegen seiner jeweiligen Quelle zu. So ist Schwartz (Pauly-Wissowa, Realencyklopädie II, 1 Sp. 234) entschieden dafür, daß die Verschiebungen und Verstellungen, die das ganze Werk fast gleichmäßig durchziehen, nicht Appians Werk, sondern das seiner Quelle sind. S. ist zu seinem Urteile gekommen auf Grund einer Analyse des ganzen Werkes, hauptsächlich der Darstellung der Bürgerkriege. Für die frühere Zeit bis zur Zerstörung Karthagos stellt sich für ihn ein römischer Annalist als wahrscheinlicher Gewährsmann heraus (a. a. O. Sp. 233). Die von Appian für den 2. Punischen Krieg ausgeschriebene Quelle charakterisiert S. näher dahin (a. a. O. Sp. 218 f.), daß sie kontaminierte, und zwar so, daß die jüngeren Annalen zwar nicht immer, doch meistens bevorzugt wurden. Was von der Darstellung der Folgezeit bis zum Ende des Polybianischen Werkes erhalten ist, steht, nach S., der Erzählung des Polybios so nahe, daß es begreiflich ist, wie einer oberflächlichen Betrachtung eben dieser als direktes Original erschienen ist. Aber eine lange Reihe nicht wegzubringender Diskrepanzen weisen auf andere Wege. Diese Diskrepanzen sind, nach S., nicht Flüchtigkeiten Appians, sondern tendenziöse Verdrehungen des Originals, die A. aus seinem Gewährsmann übernommen hat. — Anders als S. zieht Kahrstedt, gemäß dem Plane des 3. Bandes der von ihm vollendeten Metzlerschen Geschichte der Karthager, nur den 2. und 3. Punischen Krieg in den Kreis seiner Betrachtung, geht aber mehr ins einzelne; so behandelt er die Topographie Karthagos, die S. nicht einmal erwähnt, ausführlich. Nur in der Beurteilung der Einzelheiten weicht K. von S. ab, in der Hauptfrage aber, ob direkte oder indirekte Benutzung des Polybios durch Appian vorliege, sind beide einig, wie z. B. das Ergebnis seiner Quellenuntersuchung für den 3. Punischen Krieg zeigt (a. a. O. S. 628). Was K.

im einzelnen an Appians Beschreibung von Karthago auszusetzen hat, stellt er auf S. 627 (vgl. S. 7—24) zusammen. Auf alle hier von Kahrstedt und sonst von anderen Forschern gegen Appian und den Mittelsmann zwischen ihm und Polybios erhobenen Vorwürfe ging dann der Vortragende ausführlich ein und suchte nachzuweisen, daß von allem dem so gut wie nichts übrig bleibt, daß also von einer „richtigen Topographie des Polybios" im Gegensatze zu der von Appian überlieferten nicht gesprochen werden kann, daß sich vielmehr alle Schwierigkeiten bei richtiger topographischer Anschauung restlos lösen. Im einzelnen ergab die durch die besten Karten und Pläne erläuterte Untersuchung folgendes Resultat: Soweit Appian in der Libyke Polybios benutzt hat, ist ihm nur ein einziges Mißverständnis bestimmt nachzuweisen: da (Lib. 95 z. A.), wo er die „dreifache Befestigung" aus drei gleichen Mauern bestehen läßt. Das ist alles; denn die von O. Meltzer (Gesch. der Karthager II, 187 über den A. ὑπὲρ αὐτούς Lib. 95) aufgeworfene Frage, ob ihm ein zweites Mißverständnis untergelaufen ist, läßt sich mit unsern heutigen Hilfsmitteln nicht beantworten, man kann allerhöchstens die Möglichkeit eines Mißverständnisses zugeben; und die „verschobene Orientierung der Landzunge" (Lib. 95 a. A.) ist, auch nach Kahrstedt, sehr wahrscheinlich nicht auf Appians, sondern auf Polybios' Rechnung zu setzen. — Dies Ergebnis ist sehr erfreulich; denn wenn ein so schwieriges Kapitel wie die Topographie des punischen Karthago, die länger als ein Jahrhundert die Gelehrten beschäftigt, nicht bloß in den rein topographischen Stellen, sondern auch in dem ganzen die Belagerung schildernden Abschnitte der Libyke nur ein Mißverständnis aufweist, dann wächst das Vertrauen darauf, daß Appian auch sonst in ähnlichen Partien, zunächst der Libyke, seine Vorlage richtig wiedergegeben, und weiter, daß der Verfasser dieser Vorlage wiederum seine Quelle, hier den Polybios, durchaus verstanden hat.

An der Aussprache über den Vortrag beteiligten sich der Redner und Prof. Dr. Hans Droysen.

Nachrufe für unsere verstorbenen Mitglieder.

Franz Ilwof †.

Franz Ilwof wurde am 4. September 1831 in Graz, der schönen steirischen Landeshauptstadt, geboren *). Erst der Großvater väterlicherseits, noch Rittmeister der russischen Armee, wurde österreichischer Staatsbürger; die Mutter freilich entstammte einer alt eingesessenen Grazer Bürgerfamilie. Ilwof ist Graz und der Steiermark in seinem Leben und Wirken treu geblieben. In Graz besuchte er das Akademische Gymnasium und seit 1847 die philosophische und juridische Fakultät der dortigen Karl Franzens-Universität, woselbst er sich 1853 den philosophischen und 1860 den juridischen Doktorhut holte. Zur Ablegung der für das Lehramt an höheren Schulen notwendigen Staatsprüfungen mußte er nach Wien; er hat sie für die von ihm erwählte Fachgruppe Deutsche Sprache und Literatur, Geschichte und Erdkunde vorzüglich bestanden. Noch im Mai 1855 ward aus dem bloß Lernenden schon auch ein Lehrender. Das sogenannte Probejahr sah ihn an der Landesoberrealschule in Graz, die ihn dann durch volle 35 Jahre in sämtlichen Stellungen den ihrigen nennen durfte. Im Oktober 1855 wurde er Hilfslehrer, 1856 Lehrer, 1865 Professor, 1875 endlich Rektor (Direktor), als welcher er — 1886 mit dem Titel Regierungsrat ausgezeichnet — 1890 aus dem aktiven Schulleben in den Ruhestand trat. Wie sehr man ihn als praktischen Schulmann schätzte, mag daraus ersehen werden, daß er von 1869 bis 1874 als Stadtschulinspektor mit der gewiß nicht leichten Aufgabe betraut war, die Volks- und Bürgerschulen nach den neuen Schulgesetzen zu reorganisieren, und daß er 1874—1880 seine Vaterstadt im steirischen Landesschulrate, der höchsten Unterrichtsbehörde des Kronlandes, zu vertreten hatte.

Aber auch in den Jahren, da ihn das Schulamt in angestrengtester Arbeit hielt, war er nicht allein in ihm aufgegangen. Der mit seltenem Fleiße Schaffende hat es verstanden, auch noch eine bedeutsame akademische Lehrtätigkeit zu entfalten. 1869 war an den damals 38jährigen vom steirischen Landesausschusse der ehrenvolle Ruf ergangen, als Honorardozent an der Technischen Hochschule Vorlesungen über Staatswissenschaften (Nationalökonomie. Elemente des Verfassungs- u. Verwaltungsrechtes) zu halten. Das Ministerium für Kultus und Unterricht bestätigte 1874 diese Berufung und bis in sein hohes Alter (1908) hat Ilwof viel Kraft an dieses Amt gewendet; dem Scheidenden wurde der Titel eines Hofrates verliehen. Als Examinator für Volkswirtschaftslehre, Finanzwissenschaf und Staatsrecht hatte Ilwof übrigens seit 1869 auch an der Universität gewirkt.

Die bereits erwähnten Ehrungen, die dem gewissenhaften und erfolgreichen Lehrer von Seiten der Unterrichtsbehörde erwiesen wurden, sind nicht die einzigen geblieben. Vielen Vereinen hat er angehört. Der Grazer Lehrerverein, der Historische Verein für Steiermark und unsere Historische Gesellschaft haben den vielseitigen und nie rastenden, bei aller Gelehrsamkeit liebenswürdigen und be-

*) Für die tatsächlichen Angaben fühlt sich der Verf. Herrn Regierungsrat Reissenberger in Graz verpflichtet, der ihm einen 1911 von Ilwof selbst entworfenen kurzen Abriß des eigenen Lebenslaufes freundlichst zur Verfügung stellte.

scheidenen Mann zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. Politisch ist Ilwof — er bekannte sich zum Progamm der deutsch-fortschrittlichen Partei — nicht häufig hervorgetreten; doch war er 1870/5 Gemeinderat, 1870/1 auch Stadtrat von Graz. In voller geistiger Frische hat den 85jährigen am 21. Mai 1916 der Tod einem ungewöhnlich arbeits- und ertragreichen Leben entrissen; 1901 schon war ihm nach 43jähriger kinderloser Ehe seine Frau vorangegangen.

In kaum übersehbarer Fülle vereinigt sich, was Ilwof an Büchern, Aufsätzen in Zeitschriften und Sammelwerken, an Besprechungen und Reden geschaffen hat; auch den Lesern unserer „Mitteilungen", deren ständiger Mitarbeiter er seit dem Jahre 1874 war, ist er ja ein wohlvertrauter Name, und die zahlreichen Benützer unserer bewährten „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft" begegnen ihm als Referenten über die Deutsche Geschichte unter den Ottonen zwischen 1878 und 1893. Die ausgezeichnete steirische Bibliographie Schlossars (Die Literatur der Steiermark in bezug auf Geschichte, Landes- u. Volkskunde, 2. Aufl. Graz 1914) verzeichnet nicht weniger als 100 Aufsätze Ilwofs, die Tageszeitungen miteingerechnet, doch die Besprechungen ausgeschlossen.

Der weitaus größte Teil seiner Arbeiten ist der steiermärkischen Geschichte gewidmet, um deren Aufhellung und Förderung er unermüdlich besorgt war. Als seine Erstlingsarbeit sind die im Jahresberichte der Grazer Landesoberrealschule 1856/7 erschienenen „Beiträge zur Geschichte der Alpen- und Donauländer" anzusprechen; erst Kämmel hat sie 1879 überholt. Acht Jahre später folgt, als Teil einer von den bekanntesten österreichischen Historikern als Mitarbeitern geschriebenen „Geschichte Österreichs für das Volk" eine Geschichte Maria Theresias vom Aachener Frieden bis zum Schluß des siebenjährigen Krieges (Wien 1865). 1875 erscheint (im Verein mit K. Peters) eine weitausgreifende Monographie: „Graz, Geschichte und Topographie der Stadt und ihrer Umgebung". Eine kleine steiermärkische Heimatskunde, in den beiden nächsten Jahren zweimal neu aufgelegt, ist ihr 1873 vorausgegangen. 1880 werden „Das Postwesen in seiner Entwicklung vom Altertum bis zur Gegenwart", 1882 „Tauschhandel und Geldsurrogate in alter und neuer Zeit" zum Gegenstande lehrreicher Untersuchungen gemacht und damit zum letzten Male in größeren Schriften die engere Heimat verlassen.

Durch über ein Menschenalter bis zu seinem Tode war Ilwofs Liebe durchaus steiermärkischer Geschichte zugewandt, der er das gründlichste Studium schenkte: sei es, daß er einzelnen weniger beachteten Epochen nachging, sei es, daß er die Beziehungen bekannter Männer zu seinem Heimatlande schilderte oder Biographien über dessen große Söhne mitteilte oder daß er schließlich den Wandel des kulturellen Lebens (im weitesten Sinne genommen: er schrieb u. a. über Haus- und Hofmarken, über Hexenwesen und Aberglauben in der Steiermark) erforschte. Hierher gehören die Abhandlungen: „Steiermark und die Kreuzzüge", „Die Einfälle der Osmanen in die Steiermark", „Zur Geschichte der Steiermark im Jahre 1848" und die kleineren „Beiträge zur Geschichte der Steiermark in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts" (alle vier in den „Mitteilungen des Histor. Vereins für Steiermark"), dann die vielfachen Arbeiten über Erzherzog Johann, den Sohn Leopolds II. und Bruder des Aspernsiegers Erzherzog Karl, darunter die Herausgabe der obersteirischen Reise im Jahre 1810 aus dem Tagebuche des späteren deutschen Reichsverwesers (Graz 1882). Hier sind zu nennen die Aufsätze über die Adelsgeschlechter der Attems und

Kalchsberg (Innsbruck 1902 und Graz 1897), hierher gehört die 50 Seiten umfassende Broschüre über Goethes Beziehungen zu Steiermärkern (Graz 1898), ferner die umfassende Darstellung „Der Protestantismus in Steiermark, Kärnten und Krain vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart“ (Graz 1900) schließlich die beiden größeren Arbeiten „Der ständische Landtag des Herzogtums Steiermark unter Maria Theresia und ihren Söhnen“ im „Archiv für österr. Geschichte“, Bd. 104 (1913) und „Der provisorische Landtag des Herzogtums Steiermark im Jahre 1848“ (Graz 1901). Nur um von der literarischen Fruchtbarkeit Ilwofs ein Bild zu geben, führen wir noch an, daß er zu der bekannten, von der historischen Kommission der bayrischen Akademie der Wissenschaften edierten „Allgemeinen deutschen Biographie“ fünfzig Beiträge lieferte und zum sogenannten Kronprinzenwerk „Österreich-Ungarn in Wort u. Bild“ den Abschnitt „Landschaftliche Schilderungen der Steiermark vom Eintritt der Mur bis zur Save“ beisteuerte. Nicht weniger als 51 Tageszeitungen, belletristischen oder wissenschaftlichen Zeitschriften hat er die stets begehrten Früchte seines immer anregenden Geistes zu reichen vermocht. Stolz war man auch, ihn als Redner begrüßen zu können; von den zwölf größeren Reden, die er meist bei festlichen Gelegenheiten gehalten hat, galt seine erste der Feier des deutschen Sieges- und Friedensfestes zu Graz am 20. März 1871, seine letzte hörte die Festversammlung des Histor. Vereins für Steiermark am 26. November 1908 aus Anlaß des 60jährigen Regierungsjubiläums des greisen Herrschers der österreich-ungarischen Monarchie.

„Man sähe es dem stadtbekannten kleinen, ein wenig gebeugten Manne nicht an, welche Forscherenergie, welche Willenskraft er in sich trägt. Nur die scharf hinter den Brillengläsern hervorschauenden Augen, die hohe Stirn und vielleicht das Zunftzeichen: der Gelehrtenbart zeigen an, daß uns hier ein Arbeiter des Geistes auf der Straße begegnet. Und hat man erst ein paar Worte mit dem alt nur scheinenden Manne gewechselt, dann fühlt man gleich den Anhauch eines frisch und jung gebliebenen Geistes, den Reif eines gebildeten und gelehrten — aber nicht doktrinären — Mannes, der überdies noch das Talent hat, immer urban und freundlich zu sein, mag auch mancher stille Schmerz in den letzten Jahren über sein Herz dahingegangen sein“: so hat die „Grazer Tagespost“ am 14. Juli 1903 Ilwof zum 50jährigen Doktorjubiläum begrüßt. Diese Worte sind auch durch die 13 Jahre, die ihm noch zu wirken vergönnt waren, nicht Lügen gestraft worden. In seinen Arbeiten paarte sich strenge Wissenschaftlichkeit mit schmuckloser, doch anregender Darstellung, hinter der man stets das Leben einer ganzen Persönlichkeit zu spüren vermeinte; und oft ist es ihm, wo es darauf ankam, sich an breitere Kreise zu wenden, gelungen, im besten Sinne volkstümlich zu sein. Ein nie alternder Jünger der Wissenschaft, der er mit ganzer Seele diente, ist mit ihm dahingegangen, einer, der unablässig darauf bedacht war, an ihren Fortschritten, zu denen er stets selbst nach bestem Können beitrug, teilzunehmen; Franz Ilwof wird auch unserer Gesellschaft unvergessen bleiben.

Wien. Oskar Kende.

Sitzungs-Berichte
der Historischen Gesellschaft zu Berlin.

---

435. Sitzung. Freitag, den 1. Dezember 1916. Geheimrat Prof. Dr. Schäfer leitete die Sitzung.

Als Mitglied wurde Fräulein Dr. Elsbeth Schwenke aufgenommen.

Bei der satzungsgemäß stattfindenden Wahl des Vorstandes wurde der bisherige Vorstand einstimmig wiedergewählt. Er besteht aus folgenden Herren: Geheimrat Prof. Dr. Dietrich Schäfer (1. Vorsitzender), Geheimrat Dr. Paul Bailleu (2. Vorsitzender), Geheimrat Prof. Dr. C. Rethwisch (3. Vorsitzender), Geheimrat Dr. Georg Schuster (Schatzmeister), Dr. Fritz Arnheim (1. Schriftführer) und Prof. Dr. Erich Bleich (2. Schriftführer).

Im Hinblick auf die neue Polizeistunde und die veränderten Fahrpläne ward beschlossen, daß die Sitzungen künftig pünktlich um 8 Uhr beginnen sollen.

Nach Beendigung des geschäftlichen Teiles hielt Prof. Gustav Markull einen Vortrag über „Deutscher und französischer Katholizismus im Weltkrieg". Die Grundlage seiner Ausführungen bildete das umfangreiche, von Georg Pfeilschifter herausgegebene Buch: „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg". In diesem Sammelwerke haben die hervorragendsten wissenschaftlichen Vertreter des katholischen Bevölkerungsteiles Deutschlands, unter denen sich viele glänzende Namen befinden, gegen die Anwürfe der französischen Katholiken, und überhaupt zum Weltkriege selbst, Stellung genommen. Jene Anwürfe strotzen förmlich von den beleidigendsten Äußerungen in Verbindung mit den haltlosesten lächerlichen Anschuldigungen, die nicht bloß gegen Deutschland im allgemeinen, sondern zum Teil gerade auch gegen die deutschen Katholiken gerichtet sind. Nun stehen die einzelnen Aufsätze auf einer solchen Höhe und zeugen von so patriotischem, echtdeutschem Gefühl, in Verbindung mit rührendem, verständnisvollem Eintreten auch für die protestantischen Volksgenossen und einem wohltuenden feinsinnigen Eindringen in die edelsten Blüten deutscher Literatur und Philosophie usw., daß der Vortragende, obwohl eifriger Protestant, sich getrieben fühlte, in der Historischen Gesellschaft darauf besonders aufmerksam zu machen und durch zahlreiche Proben den Eindruck, den er selber empfangen, zu belegen und weiterzugeben. Er betonte vornehmlich, wie wichtig es in der gegenwärtigen Zeit sei, daß wir alle zusammen- und Frieden miteinander halten. Deutschland habe genug unter dem konfessionellen Hader gelitten. Überzeugen würden wir einer den andern nicht und an eine Wiedervereinigung, von der manche träumten, sei nicht zu denken. Aber achten und schätzen lernen sollten wir uns und den Streit, der ja nie ausbleiben wird, mit den Waffen der Gerechtigkeit und Liebe führen.

An den Vortrag knüpfte sich eine längere Aussprache, an der sich, außer dem Vortragenden, die Mitglieder Dr. Gleye, Exz. v. Janson und Prof. Dr. Sternfeld beteiligten.

436. Sitzung. Freitag, den 12. Januar 1917. Geheimrat Prof. Dr. Schäfer eröffnete die Sitzung mit folgenden Worten:

„Wir treten heute zur ersten Sitzung des neuen Jahres zusammen. Mehrere der Herren haben mich zum Jahreswechsel begrüßt; ich fühle mich verpflichtet, zu danken und einige Worte an Sie zu richten."

„Wir sind ja alle einig über den Ernst der Zeit. Unsere militärische Lage hat sich im Laufe des verflossenen Jahres nicht verschlechtert; wir fühlen aber, daß wir der Entscheidung entgegengehen, daß der letzte Akt des gewaltigen Kampfes einsetzt. Unser Kaiser hat vergebens die Hand ausgestreckt zum Frieden. Schnöde Verdächtigung ist die Antwort gewesen. Die Gegner haben es für richtig gehalten, alle die nichtswürdigen Unterstellungen und schamlosen Verleumdungen zu wiederholen, die sie so oft vorbrachten. Wir wissen jetzt, daß wir eine Verständigung mit ihnen nur durch die Waffen erzwingen können. Jeder von uns weiß aber auch, daß für uns keine Verständigung annehmbar ist, die nicht unsere Zukunft sichert. Für uns Historiker steht es unerschütterlich fest, daß das nur geschehen kann durch Mehrung unserer Macht. Wir dürfen nicht noch einmal gezwungen werden, die Angriffe der Gegner, die wir in diesem Kriege zu bestehen haben, in den bisherigen Grenzen abzuwehren. Wir würden es nicht können; wir würden unfehlbar unterliegen. So ist der Sieg unsere einzige Rettung, ein Sieg, der uns ermöglicht, die Grenzen unseres politischen, militärischen und wirtschaftlichen Machtbereichs dahin zu verlegen, wo sie uns genügend decken. Vor allem ist auch nötig, daß das geschieht gegenüber unserem mächtigsten und verbissensten Feinde, England. Dazu gehört Aufrichtung gesicherten deutschen Einflusses über Belgien und die flandrische Küste. Von diesem Kriegsziel darf uns nichts abbringen, auch nicht Bestrebungen neutraler Mächte, insbesondere nicht der mächtigsten und anspruchsvollsten unter ihnen, Amerikas. Wir müssen verlangen, daß nach den unermeßlichen Opfern an Gut und Blut, die unser Volk willig dargebracht hat, es ausschließlich und allein selbst bestimmt, um welchen Preis es Frieden mit seinen Feinden will. Wir hoffen und glauben, daß unser Volk einmütig ist in diesem Entschluß; wäre es nicht der Fall, es würde sich seine Zukunft selbst verbauen. Möge Gott unsere Regierungen lenken, daß sie solchen Frieden erstreben, keinen anderen. Wer geschichtlich denkt — und das beanspruchen wir alle —, kann keinen andern wünschen und billigen."

„Und nun wenden wir uns im neuen Jahre unseren Verhandlungen zu."

Nach Beendigung des geschäftlichen Teiles sprach sodann Privatdozent Dr. Ludwig Riess über „Heinrich Abeken und die diplomatische Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges". Er ging von den Vorwürfen aus, die Benedetti am Abend seines Lebens im Widerspruch zu seiner bekannten Darstellung der Emser Vorgänge gegen König Wilhelm I. erhob, als habe er durch die Form der diplomatischen Verhandlungen Frankreich „eine Falle stellen wollen". Dagegen betonten die deutschen Historiker die Nachgiebigkeit des Königs mit fast vorwurfsvoller Übertreibung. Die Stellung Abekens als zuständigen Vermittlers zwischen dem König und dem Auswärtigen Amt muß bis ins einzelne verfolgt werden, um den diplomatischen Verlauf zu rekonstruieren. Dabei erweist sich die neueste Theorie, wonach Abeken den König überlistet und durch Mitteilung des Wertherschen Berichtes vom 12. Juli zu der Verweigerung einer Audienz Benedettis und zur Veröffentlichung dieser Zurückweisung verleitet habe, so daß Abeken der intellektuelle Urheber des Bruches mit Frankreich wäre, aus sachlichen und chronologischen Gründen als unhaltbar. Vielmehr bilden die Brunnenszene, das Handschreiben des Fürsten Karl Anton, die Botengänge des Fürsten Radziwill, die Emser Urdepesche und Bismarcks Appell an die Öffentlichkeit eine in sich geschlossene Kette, in die kein selbständiger Akt des Geheimrats Abeken einzufügen ist.

An den Vortrag schloß sich eine längere Aussprache, an der sich, außer dem Vortragenden, die Mitglieder Exz. v. Friederich, Geheimrat Prof. Dr. Schäfer und Prof. Dr. Sternfeld beteiligten.

437. Sitzung. Freitag, den 2. Februar 1917. Die Sitzung wurde zuerst von Geheimrat Prof. Dr. Schäfer, dann von Geheimrat Dr. Bailleu geleitet.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Verlagsbuchhändler Dr. iur. Hans Robert Engelmann in Berlin; Oberlehrer Dr. Georg Lokys in Berlin-Steglitz; Kaiserl. Legationsrat Oskar Trautmann in Berlin-Steglitz; Privatdozent Dr. Wolfgang Windelband in Heidelberg (z. Zt. Berlin).

Nach Beendigung des geschäftlichen Teiles hielt Geheimrat Prof. Dr. Schäfer einen Vortrag über „Die Vereinigten Staaten als Weltmacht".

Er erinnerte daran, daß in den letzten Jahrzehnten das Urteil über die Vereinigten Staaten in Bezug auf ihre Stellung zu anderen Mächten eine starke Wandlung erfahren habe. Früher hätten die Vereinigten Staaten gegolten als eine stets friedliebende Macht, die Kriege nicht führe, die demgemäß ein stehendes Heer nicht besitze und nur eine Flotte hielt als unentbehrlichen Schutz für ihre Handelsschiffahrt. Die Staatsform habe an sich schon Sympathien weitester Kreise begründet und die Union habe allgemein gegolten als Führerin auf dem Wege zum Weltfrieden und zu allgemeinem Völkerglück. Das Urteil sei von jeher von einsichtsvollen, geschichtsverständigen Beobachtern nicht anerkannt worden, habe aber seit dem spanisch-amerikanischen Kriege im Jahre 1898 auch in weiteren Kreisen einen starken Wandel erfahren. Daß es noch nicht völlig verdrängt sei, beweise die Äußerung des Reichstagsabgeordneten Gradnauer im Reichstage, daß eine Einmischung Amerikas in die Friedensverhandlungen zu begrüßen sei; sie sei getan worden aus der Vorstellung heraus, daß eine solche Einmischung unparteiisch allen Beteiligten dienstbar sein werde; in Wirklichkeit werde aber auch sie getragen sein von der Vertretung der Interessen der Union.

Der Redner führte des weiteren aus, wie die jetzigen Vereinigten Staaten territorial zusammengewachsen seien. Ausgehend von dem Gelände diesseits des Mississippi, das ihnen durch den Siebenjährigen Krieg und die Streitkräfte des Mutterlandes als Geschenk in die Wiege gelegt worden sei, und zunächst an kein anderes Weltmeer als den Atlantischen Ozean heranreichend, hätten sie sich ausgedehnt 1803 über die westliche Hälfte von Louisiana, die weiten Gebiete zwischen dem Mississippi und dem Felsengebirge, dann 1818 über Florida und dadurch an den mexikanischen Golf, weiter 1845 über Texas und 1846 durch den Oregon-Vertrag über das Gebiet westlich vom Felsengebirge bis zum Stillen Ozean, soweit es jetzt die Staaten Oregon und Washington bildet, und endlich durch den Krieg mit Mexiko 1848 und den ergänzenden Vertrag von Guadelupe-Hidalgo 1850 über den Rest dieses Gebietes, den es heute besitzt.

Bei allen diesen Erwerbungen spielt die überlegene Macht der Vereinigten Staaten die Hauptrolle; sie vollzieht sich unter der Formel: „Bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt". Mexiko wurde die große Abtretung von 1848 durch einen 2jährigen Krieg abgezwungen, bei den anderen Gebietserweiterungen mit Kriegsdrohungen nicht gespart. Die Ansprüche entstehen in der Weise, daß die Amerikaner anfangen, sich in den in Frage kommenden Gebieten niederzulassen, sich dort in ihren Erwerbs- und Rechtsverhältnissen beengt fühlen und dann das heimische Staatswesen veranlassen, bzw. nötigen, für sie einzutreten, unter Umständen durch Drohungen, daß sie sich sonst selbst Recht schaffen würden. Sehr mäßige Geldabfindungen sind für Louisiana, Florida und die mexikanischen Gebiete gewährt worden. Wie mäßig und bescheiden sie waren, zeigt die Tatsache, daß für Louisiana 60 Mill. Frs. gezahlt und 20 Mill. Schulden übernommen wurden, während im Jahre 1810 Baiern für die Domänen der Markgrafschaft Baireuth 35 Mill. Frs. zahlte und 1700000 Gulden Schulden übernahm. Die Union hat den Gebietserwerb nicht abgeschlossen, als sie innerhalb der drei Meere ihre natürlichen Grenzen erreicht hatte. Sie hat nachher Alaska erworben, Hawai willkürlich besetzt, den Spaniern durch provozierten Krieg Kuba, Portoriko und die Philippinen abgenommen.

Bei diesem ganzen Entwicklungsgang befindet sich die Union in fortdauerndem Gegensatz zum Mutterlande England, das länger als ein Jahrhundert jede Gelegenheit benutzt hat, die Ausbreitung und das Emporblühen der Tochterrepublik zu hindern. Ist es doch 1812—1814 zum offenen Kriege gekommen und während des Bruderkrieges 1860—1865 hart am Kriege vorbeigegangen. Besonders scharf tritt der Gegensatz in der Isthmus-Frage hervor, bei der es sich darum handelte, ob ein herzustellender Wasserweg unter englischer oder amerikanischer Gewalt stehen oder keiner der beiden Mächte dienstbar sein sollte. Die Streitigkeiten darüber sind 1850 durch den Clayton-Bulwer-Vertrag beigelegt worden. Dieser Ausgleich der beiden Mächte untersagte jede politische und militärische Tätigkeit auf dem Isthmus und erklärte einen etwaigen Kanal für völlig neutral. Der Vertrag wurde im Jahre 1900 durch den Hay-Pauncefote-Vertrag ersetzt, den Amerika während des Burenkrieges den Briten abzwang, den es aber schon 1902 wieder brach, indem der Beschluß gefaßt wurde, auf eigene Hand aus dem Unternehmen Ferdinand Lesseps' dessen Rechte am Panama-Kanal zu erwerben und diesen auszubauen, auch militärisch und politisch zu beherrschen. Als es die dazu notwendige Verständigung mit der Republik Columbia nicht erreichte, wurde 1903 ein Aufstand in Panama erregt, der dessen Gebiet von der Republik Columbia trennte, dieser neue Staat dann rasch anerkannt und mit ihm der Vertrag in der Form geschlossen, die Amerika zusagte. So hat Amerika jetzt den Panamakanal mit der anstoßenden Kanalzone völlig in seiner Hand, kann über ihn verfügen, wie es für gut findet.

Neuerdings sind die beiden Großmächte einander nähergekommen infolge der für beide bedrohlichen „gelben Gefahr". Dem englisch-japanischen Bündnis von 1902 ist 1905, nachdem Roosevelt den Frieden von Portsmouth geschlossen hatte, weil die Japaner nicht weiter siegen durften, eine neue Form gegeben worden, die ihre Spitze gegen die Vereinigten Staaten richtete. Da sich aber bei der Flottenpromenade der Amerikaner im Stillen Ozean 1908 herausstellte, daß die Sympathien der englischen Kolonien sowohl in Australien wie in Kanada durchaus auf seiten Amerikas gegen Japan waren, so hat England eingesehen, daß ein dauerndes Zusammengehen mit Japan nicht durchführbar sei, leicht zur Entfremdung, ja zur Loslösung seiner am Stillen Ozean gelegenen Kolonien führen könne. So hat der amerikanisch-japanische Bündnisvertrag eine neue Gestalt bekommen, die deutlich erkennen läßt, daß für England im Falle eines japanischen Krieges mit dieser Macht eine Unterstützungspflicht gegen Amerika nicht mehr besteht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß beide angelsächsischen Mächte in einem solchen Falle zusammengehen werden. Damit ist aber für die Vereinigten Staaten gegeben, daß sie eine Schwächung Englands in Europa nicht wünschen können, keine Bindung seiner Kraft, die sie verhindert, diese im Stillen Ozean in vollem Umfang zu gebrauchen. Allein aus diesen Gründen ist die Stellung Amerikas an der Seite Englands in den schwebenden Fragen gegeben, abgesehen von allem anderen, was sonst in diese Richtung drängt, besonders die deutsche Handelsschiffahrts-Konkurrenz, die von den Vereinigten Staaten viel mehr gefürchtet wird als die britische. Daß die Politik der Vereinigten Staaten sich nicht bestimmen läßt durch andere als rein sachliche Momente, versteht sich für ein großes Staatswesen von selbst. Die deutschen Versuche, vor dem Krieg und während des Krieges Amerika durch freundliches Entgegenkommen und Vertretung sogenannter gemeinsamer Kulturinteressen zu gewinnen, waren politisch wertlos und hätten nie anders eingeschätzt werden sollen.

Eine Aussprache knüpfte sich nicht an den Vortrag.

An die Historiker Deutschlands.

Die Reichsdeutsche Waffenbrüderliche Vereinigung E. V., die bereits vielfach erfolgreich in die Öffentlichkeit getreten ist, rechnet zu ihren wichtigsten Aufgaben eine Aufklärung in Wort und Schrift über den politischen, wirtschaftlichen und geistigen Entwicklungsgang der Staaten und Völker unserer Verbündeten, zunächst insbesondere Österreichs und Ungarns.

Zur Lösung dieser Aufgabe sind in erster Linie die Geschichtsforscher und Geschichtslehrer berufen. An sie alle wendet sich der Historiker-Ausschuß der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung E. V. mit der Bitte um ihre Mitwirkung.

Als Mittel zur Erreichung des erstrebten Zwecks wird zuvörderst eine auf die politische und kulturelle Eigenart näher eingehende Behandlung des Werdegangs der Österreichisch-ungarischen Monarchie in den Vorlesungen unserer Hochschulen und im Unterricht unserer höheren Lehranstalten ins Auge gefaßt. Sodann soll Anregung zu zweckdienlichen Vorträgen auf den Tagungen der Vereinigungen gegeben werden, zu denen reichsdeutsche sowie österreichische und ungarische Mitglieder gehören: Historikertag, Philologentag, Gesamtverein deutscher Geschichts- und Altertumsvereine, Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, Verband deutscher Geschichtslehrer usw. Sehr großes Gewicht muß zudem auf die Förderung der gehegten Absichten durch die Fach- und Schulliteratur gelegt werden. Für eine entsprechende, über Deutschland belehrende Tätigkeit auf Seiten Österreichs und Ungarns bürgen die der Reichsdeutschen gleichartigen dortigen Waffenbrüderlichen Organisationen.

Wir erhoffen von einem auf alles dieses gerichteten Zusammenwirken zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn eine fruchtbare Pflege des gegenseitigen Verständnisses und Sicheinlebens, die dazu beitragen wird, unserem in heißem gemeinsamen Kampf erprobten Bunde einen unlösbaren Halt für alle Zeit zu gewährleisten.

Zur Verfolgung dieses Zieles bedarf es der tätigen Mitwirkung aller deutschen Historiker. Leihen Sie uns hierzu Ihre wertwolle Unterstützung! Diese Bitte ergeht zugleich an die Vereinigungen der Historiker, deren jede, zufolge § 5 und 6 unserer Satzungen, körperschaftliches Mitglied werden kann.

Beitrittserklärungen und alle anderen Zuschriften werden an die Geschäftsstelle der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung E. V., **Historiker-Ausschuß** (Berlin, W. 35, Potsdamerstraße 24), erbeten.

Der Historiker-Ausschuß
der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung E. V.:

Prof. Dr. C. Rethwisch, Geh. Reg. Rat, Vorsitz., Charlottenburg.

Prof. Dr. Amsel, Vorstandsmitglied der Reichsd. Waffenbrüderlichen Vereinigung E. V.

Dr. Bonwetsch. Oberlehr., Schriftf., Berlin-Dahlem.

Dr. Fritz Arnheim, I. Schriftführer der Historischen Gesellschaft, Charlottenburg.

Dr. Georg von Below, Geh. Hofrat, Universitätsprofessor, Freiburg i. B.

Dr. Karl Brandi, Geh.Reg.Rat, Universitätsprofessor, Göttingen.

Dr. Paul Bailleu, Geh. Archivr., Archivdirektor, Vorsitz. des Gesamtver. d. deutsch. Gesch.- u. Altertumsvereine, Charlottenbg.

Dr. Albert Brackmann, Universitätsprofessor, Königsberg i. Pr.

Dr. Wilhelm Busch, Geh. Reg. Rat, Universitätsprofessor, Marburg.

Dr. Anton Chroust, Universitätsprofessor, Würzburg.

Der Historiker-Ausschuß
der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung E. V.:
(Fortsetzung der Unterschriften.)

Dr. Richard Fester, Geh. Reg. Rat, Universitätsprofessor, Halle a. S.

Dr. Fritz Friedrich, Prof. a. Realgymnasium, Vorsitzender der Ortsgruppe Leipzig d. Verbandes deutscher Geschichtslehrer, Leipzig.

Dr. Walter Goetz, Geh. Hofrat, Universitätsprof., Leipzig.

Dr. Hans Güldner, Direktor der Kgl. Luisenstiftung (Lyzeum mit Oberlyzeum und Studienanstalt), Posen.

Dr. Bruno Gumlich, Prof. am Schiller-Realgymnasium, Charlottenburg.

Dr. Otto Hoetzsch, Universitätprofessor, Berlin.

Dr. Adolf von Harnack, Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, Universitätsprof., Generaldirektor d. Kgl. Bibliothek, Berlin-Grunewald.

Dr. Theodor Ilgen, Archivdirektor, Düsseldorf.

Dr. Rudolf Kötzschke, Universitätsprofessor, Leipzig.

Dr. Erich Marcks, Geh. Hofrat, Universitätsprofessor, München.

Dr. Friedrich Meinecke, Geh. Reg. Rat, Universitätsprofessor, Berlin-Dahlem.

Dr. Aloys Meister, Geh. Reg. Rat, Universitätsprofessor, Münster i. W.

Dr. Eduard Meyer, Geh. Reg. Rat, Universitätsprofessor, Berlin-Lichterfelde.

Dr. Friedrich Neubauer, Geheimer Studienrat, Gymnasialdirektor, Vorsitzender des Verbandes deutsch. Geschichtslehrer, Frankfurt a. M.

Dr. Karl Obser, Geh. Hofrat, Direktor des Großherzogl. badischen Generallandesarchivs, Karlsruhe.

Dr. Hermann Oncken, Universitätsprofessor, Heidelberg.

Dr. Eugen von Schneider, Direktor d. Kgl. württemb. Geh. Haus- u. Staatsarchivs. Stuttgart.

Dr. Aloys Schulte, Geh. Reg. Rat, Universitätsprofessor, Bonn.

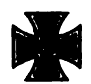
Dr. Paul Schwartz, Professor, Oberrealschuldirektor, Berlin.

Dr. Georg Steinhausen, Prof., Bibliotheksdirektor, Cassel.

Dr. Karl Weller, Professor am Gymnasium, Stuttgart.

Dr. Georg Wolfram, Geh. Reg. Rat, Universitätsprofessor, Direktor der Kais. Universitäts- und Landesbibliothek, Straßburg i. E.

Nachrufe für unsere verstorbenen Mitglieder.



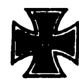
Georg Artler †.

Am 14. Juli 1916 fiel vorwärts Baranowitschi unser Mitglied Dr. Georg Artler.

Georg Artler wurde 1888 am 28. Januar als Sohn des Rentners G. Artler zu Deutz geboren. Er hat seine Schulbildung in Hannover und Hameln genossen, am Gymnasium des letzteren Ortes Ostern 1907 das Reifezeugnis erworben. Er studierte dann mit Ausnahme des Sommersemesters 1908, das er in Heidelberg verbrachte, in Berlin und widmete sich vor allem der Geschichte, daneben aber auch dem Studium des Französischen und der klassischen Philologie. Er promovierte am 14. Oktober 1911 mit einer Arbeit über „Die Zusammensetzung der deutschen Streitkräfte in den Kämpfen mit den Slawen in der Zeit von Heinrich I. bis Friedrich I.". Die Arbeit ist im 29. Bande der Zeitschrift für thüringische Geschichte und Altertumskunde gedruckt. Sie führt in sorgfältiger Einzeluntersuchung den Nachweis, daß die vielbesprochenen Kämpfe gegen die Slawen so gut wie ausschließlich von sächsischen Männern durchgefochten wurden, ganz besonders Ostsachsen. Artler bestand am 13./14. Mai 1912 die Staatsprüfung für das höhere Lehramt in Geschichte und Französisch für die Oberstufe, Lateinisch für die Mittelstufe und begann sein Seminarjahr Oktober 1912 im Kgl. Friedrichsgymnasium zu Frankfurt a. O. Neben seiner amtlichen Tätigkeit war er mit Vorarbeiten zum 2. Bande der Badischen Schulordnungen beschäftigt und machte sich mit den Bestrebungen des „Deutschen Schutzverbandes gegen die Fremdenlegion" vertraut, für den er sich schriftstellerisch zu betätigen gedachte. Teile von Ausarbeitungen liegen vor, doch ist im Druck nichts erschienen. Oktober 1913 trat er als Probekandidat an das Realgymnasium in Grunewald über. Daneben trat er in enge Verbindung zu Prof. K. Brunner, den er bei seinen Arbeiten und Bestrebungen, besonders zugunsten einer Reinigung der Kinotheater, lebhaft unterstützte, so daß auch die in Frankfurt begonnenen Arbeiten für ihn zurücktraten. Lange währte aber seine Grunewalder Tätigkeit nicht. Anfang 1914 siedelte er zur Verwaltung einer Oberlehrerstelle an das Gymnasium zu Forst in der Lausitz über, wo er bis zum Kriegsausbruche weilte. Mit Genehmigung seines Vaters, den er ausdrücklich darum angegangen hatte, trat er als Freiwilliger beim Ers.-Bat. des Inf.-Reg. Nr. 52 zu Spremberg ein und zog Ende des Jahres zu seinem in der Gegend von Soissons stehenden Regimente hinaus. Bei dem erfolgreichen Sturme des 3. Korps auf die nördlich der Aisne gelegenen französischen Stellungen wurde er Ende Januar 1915 durch einen Schulterschuß leicht verwundet. Nach seiner Wiederherstellung zunächst bei seinem Ers.-Bat. tätig, wurde er zum Offizier-Kursus im Munsterlager kommandiert, nach dessen Beendigung Mitte August seine Beförderung zum Leutnant d. R. erfolgte. Ende des Monats ging er, der zum Res.-Inf.-Reg. Nr. 12 kommandiert war, wieder zur Front ab, diesmal nach dem Osten. Mit der 9. Armee machte er den siegreichen Vorstoß gegen die Russen mit, erhielt am 25. 10. das Eiserne Kreuz

II. Klasse und kam vorwärts Baranowitschi in Winterstellung, blieb auch in dessen Umgebung nachher dauernd stehen. Am 10. Juli 1916 übernahm Artler vertretungsweise die Führung der 10. Kompagnie. Beim Angriff, der am 14. versucht wurde, wurde er durch Splitter einer Granate im Unterleibe schwer verwundet. Er ist noch lebend in das Feldlazarett 64 zurückgeschafft worden, hier aber am nächsten Tage zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags verschieden, ohne vorher die Besinnung wieder erlangt zu haben. Auf dem Friedhof zu Kisseli liegt er bestattet. Er war der einzige Sohn seiner noch lebenden Eltern. Artler hat sich durch große Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit das Zutrauen und die Zuneigung aller erworben, die mit ihm bekannt geworden sind, insbesondere auch seiner Lehrer. Mit Recht wurden auf ihn wissenschaftliche, pädagogische und vaterländische Hoffnungen gesetzt.

Berlin-Steglitz. Dietrich Schäfer.



Bernhard Michniewicz †.

Am 4. August 1916 ist Dr. Bernhard Michniewicz vor Verdun gefallen. Er war am 2. November 1885 in Berlin geboren. Da seine Familie Angehörige in der ganzen Welt zählte, die in Frankreich, England, Ungarn und der Schweiz Persönlichkeiten aufwies, die im industriellen wie im politischen Leben eine führende Rolle spielten, lernte er frühzeitig die Anschauungen und Gewohnheiten fremder Länder kennen. Nach dem frühen Tode seines Vaters hielt sich seine Mutter viel im Ausland auf, während er selbst alle Freuden und Leiden eines Internats- und Pensionslebens genoß. Häufig wurde die Schule gewechselt, und einen nachhaltigen Einfluß übte auf ihn nur ein mehrjähriger Aufenthalt am Gymnasium im altehrwürdigen Prüm in der Eifel aus, wo er die Schönheiten der deutschen Landschaft mit empfänglichem Sinn in sich aufnahm. Als er, noch nicht 20jährig, das Abiturientenexamen auf dem Apostel-Gymnasium in Köln gemacht hatte, war er weit selbständiger und reifer als die Mehrzahl seiner Altersgenossen.

Schon in Prüm hatte er eine starke künstlerische Begabung gezeigt, viel gezeichnet und gemalt, und so war denn zunächst seine ganze Sehnsucht, ein Künstler zu werden. Familienrücksichten aber bestimmten ihn, Jura zu studieren, und er ging zunächst an die Universität München. Hier zog ihn bald das künstlerische und literarische Leben der Iserstadt ganz in ihren Bann, und so vertauschte er sein Studium mit dem der Philosophie und Kunstgeschichte. Noch rang in ihm der Künstler mit dem Schriftsteller; eine Anzahl kleinerer belletristischer Arbeiten erschienen damals in den verschiedensten Zeitschriften. Das gab den Ausschlag, und so beschloß Michniewicz, Journalist zu werden. In jungen Jahren hatte er hier in München die Lebensgefährtin gefunden, und nachdem er einige Zeit ganz seinem jungen Eheglück gelebt, trat er als Volontär bei der Potsdamer Zeitung ein. Hier hat er eifrig an seiner Fortbildung gearbeitet; politische und historische Privatstudien, aus-

gedehnte Reisen durch West-, Süd- und Südost-Europa gaben ihm jenes umfangreiche Wissen und Verstehen fremder Eigenarten, das man auf keiner Universität erwerben kann. Gleichzeitig war er ständiger feuilletonistischer Mitarbeiter der Danziger Zeitung. Doch empfand er gar bald, daß auch das eingehendste Privatstudium die Universitätsbildung nicht völlig ersetzen kann, und so entschloß er sich als 26jähriger, sich noch einmal immatrikulieren zu lassen und Geschichte zu studieren. An der Universität Berlin schloß er sich nun, von seiner Verehrung für Bismarck getrieben, ganz Max Lenz an und wurde dessen eifrigster Schüler, so daß er schon am Schluß seines 6. Semesters mit einer Arbeit „Stahl und Bismarck" (Berlin 1913) cum laude in Berlin promovieren konnte. Stärker aber als der Historiker trat der Politiker bei ihm hervor, und besonders reizten ihn die Völkerschaftsprobleme der befreundeten österreichisch-ungarischen Monarchie. — Eine Zeit angestrengtester Arbeit folgte. Im Frühjahr 1914 veröffentlichte er in der „Zeitschrift für Politik" einen sehr umfangreichen, historisch wie politisch höchst bedeutsamen Aufsatz über „Die rumänische Frage in Ungarn", der in politischen Kreisen berechtigtes Aufsehen erregte. Dieser Aufsatz ist nach allgemeinem Urteil unbedingt das Beste, was wir über die Frage überhaupt besitzen, insofern als er mit strengster Wissenschaftlichkeit Licht und Schatten wirklich gleichmäßig verteilt. Ähnliche Probleme erörterte er dann in einem Aufsatz in der „Konservativen Monatsschrift" unter dem Titel „Ungarische Wahlrechtssorgen", denen dann eine Reihe von Aufsätzen über die slawischen Völkerschaften Ungarns, die Ruthenen, Slowaken und Kroaten folgten, und unter der zusammenfassenden Überschrift „Slawische Vorposten im nördlichen Ungarn" — Aufsätze, die keineswegs feuilletonistisch, sondern streng wissenschaftlich gehalten sind, sich aber auch alle durch einen glänzenden Stil auszeichnen.

Diesen Arbeiten verdankte Bernhard Michniewicz, daß er zum 1. Oktober 1914 in den Redaktionsverband der „Kreuzzeitung" berufen wurde, an der er dann bereits seit März 1915 als verantwortlich für auswärtige Politik zeichnete. Inzwischen war der Krieg ausgebrochen. In glühender Begeisterung hatte er verschiedentlich versucht, als Kriegsfreiwilliger seinem Vaterlande dienen zu dürfen. Zu seinem großen Schmerz gelang ihm dies eines Herzleidens wegen nicht. Er mußte zunächst mit der Feder kämpfen, und seine Tätigkeit an der Kreuzzeitung eröffnete ihm hier ein weites Feld. Es folgten nun eine Reihe, meist nicht gezeichneter, glänzender Leitartikel, die ebenso seine glühende Vaterlandsliebe, wie sein reifes politisches und historisches Urteil dartun. Seine Aufsätze über unser Verhältnis zu Japan, die Bedeutung unseres Eingreifens in den Frieden von Schimonoseki sind in ihrer Art Kabinettstücke des Journalismus.

Im April 1915 trat endlich bei dem Aufruf des ungedienten Landsturms der Ruf des Vaterlandes auch an ihn heran. Zur Garde-Feldartillerie ausgehoben, kam er nach kurzer Ausbildung zu einer Munitionskolonne, die aber nie in die Feuerlinie vorgezogen wurde. Das widersprach seinem ganzen Empfinden, alle Halbheiten waren seinem Wesen fremd; er wollte, da er Soldat war, auch wirklich für das Vaterland kämpfen, und so meldete er sich freiwillig zur Infanterie. Er wurde zum 6. Garde-Infanterie-Regiment versetzt und hat sich hier in den Kämpfen bei Thiaumont so ausgezeichnet, daß er zum Unteroffizier befördert wurde und das Eiserne Kreuz erhielt. Dann wurde er zu einem Offiziersaspirantenkursus nach Brieg kommandiert. Am 30. Juli 1916 trafen wir dort zufällig zusammen. Er

war noch immer voll leidenschaftlicher Begeisterung und freute sich, daß er am 1. August zu seinem Truppenteil zurückkehren konnte. 4 Tage später beendete dann im blutgetränkten Chapitrewald ein Volltreffer dieses glühende, zukunftsreiche Leben.

In der Historischen Gesellschaft, in die er im März 1914 eintrat, ist Dr. Michniewicz häufig erschienen und hat sich hier manchen Freund erworben. Für die Maisitzung 1915 hatte er einen Vortrag über „Geschichte und politische Bedeutung der ungarischen Nationalitätenfragen" angekündigt, den er aber infolge seiner Einberufung nicht mehr zu halten vermochte.

Eine junge Frau und zwei liebliche Kinderchen verlieren in ihm ihr alles. Wem er, der nicht leicht zugänglich war, im Leben einmal nahe trat, dem war er der beste und treueste Freund. Das Vaterland aber verliert in ihm einen Mann, der wie kaum ein anderer mit seiner Kenntnis, seiner Reife des politischen Urteils und seiner Kraft berufen war, noch einmal in den kommenden Kämpfen und Stürmen eine führende Rolle zu spielen. Nicht nur äußerlich mit seiner eindrucksvollen Erscheinung, auch innerlich in seinem ganzen Sein war er von bismarckischem Geist, von bismarckischem Wesen erfüllt.

Z. Zt. Mittenwald i. Oberbayern. F. Schillmann.

Sitzungs-Berichte
der Historischen Gesellschaft zu Berlin.

438. Sitzung. Freitag, den 2. März 1917. Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch leitete die Sitzung.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Herr Paul Fuhrmann, Mitglied des Preuß. Abgeordnetenhauses, in Berlin; Dr. Walther Schotte in Berlin; Regierungsassessor Dr. Manfred Schultze in Berlin-Grunewald.

Die Gesellschaft wählte die Mitglieder Dozent Prof. Dr. Koehne und Dr. Arthur Levinson zu Revisoren des Kassenberichts, der satzungsgemäß in der nächsten Sitzung vorzulegen ist.

Nach Schluß des geschäftlichen Teiles sprach Oberlehrer Dr. Gerhard Bonwetsch über „Die deutschen Kolonien an der Wolga". Die deutschen Bauernsiedlungen im Süden und Südosten Rußlands sind bisher in der deutschen wissenschaftlichen Literatur völlig vernachlässigt worden. Insbesondere gibt es bis heute keine brauchbare geschichtliche Darstellung ihrer Entstehung und Entwicklung. Erst der Weltkrieg hat die Aufmerksamkeit auf jene deutschen Volksgenossen gelenkt, denen durch die Maßnahmen der russischen Regierung die Vernichtung droht. Die ältesten dieser Siedlungen sind die Wolgakolonien. Sie liegen in den Gouvernements Saratow und Samara zu beiden Seiten der Wolga zwischen dem 50. und 52. Breitengrade. Hinzuzurechnen ist die kleine, aber blühende Herrnhuterkolonie Sarepta, weiter südlich am Wolgaknie gelegen. Sie werden durch die Wolga geteilt in die Bergseiter und Wiesenseiter, so genannt nach der Beschaffenheit der Wolgaufer.

Die Begründerin der Wolgakolonien ist Katharina II. Im Unterschied von der 1. Epoche in der „Europäisierung Rußlands" unter Peter d. Gr. faßte sie von vornherein die Gewinnung deutscher Bauern und die Begründung geschlossener agrarischer Siedlungen ins Auge. Die Organisation der Einwanderung wurde eingeleitet durch die Errichtung der „Vormundschaftskanzlei für Ausländer" mit den Rechten eines Ministeriums und einem Jahreshaushalt von 200000 Rubeln. Ein kaiserliches Manifest vom 22. Juli 1763 lud alle Ausländer jeglichen Standes und Berufes zur Einwanderung in das russische Reich ein. Jedem wurde ein Tagegeld von 8 Schilling für die ganze Dauer der Reise zugesichert. Versprochen wurde ferner freie Religionsübung für alle Zeiten, Freiheit von Steuern und allen anderen Lasten für 30 Jahre, ein zinsloses Darlehn, rückzahlbar nach 10 Jahren, zur Einrichtung der Wirtschaft, freie Selbstverwaltung für geschlossene Siedlungen, Befreiung von Militär-und Zivildienst für alle Zukunft, das Recht der Freizügigkeit einschließlich freier Rückkehr in die Heimat. Verlangt wurde nur die Leistung des Untertaneneides. Dies Manifest wurde durch eine Schar von Agenten im ganzen Deutschen Reich verbreitet. Überall wurden Sammelplätze für die Einwanderungslustigen angelegt. Im ganzen sind auf diese Weise 25000 Personen angeworben. Den Hauptanteil stellten die kleinen Staaten Mitteldeutschlands. Allerdings waren es in der Mehrzahl minderwertige Ele-

war noch immer voll leidenschaftlicher Begeisterung und freute sich, daß er am 1. August zu seinem Truppenteil zurückkehren konnte. 4 Tage später beendete dann im blutgetränkten Chapitrewald ein Volltreffer dieses glühende, zukunftsreiche Leben.

In der Historischen Gesellschaft, in die er im März 1914 eintrat, ist Dr. Michniewicz häufig erschienen und hat sich hier manchen Freund erworben. Für die Maisitzung 1915 hatte er einen Vortrag über „Geschichte und politische Bedeutung der ungarischen Nationalitätenfragen“ angekündigt, den er aber infolge seiner Einberufung nicht mehr zu halten vermochte.

Eine junge Frau und zwei liebliche Kinderchen verlieren in ihm ihr alles. Wem er, der nicht leicht zugänglich war, im Leben einmal nahe trat, dem war er der beste und treueste Freund. Das Vaterland aber verliert in ihm einen Mann, der wie kaum ein anderer mit seiner Kenntnis, seiner Reife des politischen Urteils und seiner Kraft berufen war, noch einmal in den kommenden Kämpfen und Stürmen eine führende Rolle zu spielen. Nicht nur äußerlich mit seiner eindrucksvollen Erscheinung, auch innerlich in seinem ganzen Sein war er von bismarckischem Geist, von bismarckischem Wesen erfüllt.

Z. Zt. Mittenwald i. Oberbayern. F. Schillmann.

Sitzungs-Berichte
der Historischen Gesellschaft zu Berlin.

---

438. Sitzung. Freitag, den 2. März 1917. Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch leitete die Sitzung.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Herr Paul Fuhrmann, Mitglied des Preuß. Abgeordnetenhauses, in Berlin; Dr. Walther Schotte in Berlin; Regierungsassessor Dr. Manfred Schultze in Berlin-Grunewald.

Die Gesellschaft wählte die Mitglieder Dozent Prof. Dr. Koehne und Dr. Arthur Levinson zu Revisoren des Kassenberichts, der satzungsgemäß in der nächsten Sitzung vorzulegen ist.

Nach Schluß des geschäftlichen Teiles sprach Oberlehrer Dr. Gerhard Bonwetsch über „Die deutschen Kolonien an der Wolga". Die deutschen Bauernsiedlungen im Süden und Südosten Rußlands sind bisher in der deutschen wissenschaftlichen Literatur völlig vernachlässigt worden. Insbesondere gibt es bis heute keine brauchbare geschichtliche Darstellung ihrer Entstehung und Entwicklung. Erst der Weltkrieg hat die Aufmerksamkeit auf jene deutschen Volksgenossen gelenkt, denen durch die Maßnahmen der russischen Regierung die Vernichtung droht. Die ältesten dieser Siedlungen sind die Wolgakolonien. Sie liegen in den Gouvernements Saratow und Samara zu beiden Seiten der Wolga zwischen dem 50. und 52. Breitengrade. Hinzuzurechnen ist die kleine, aber blühende Herrnhuterkolonie Sarepta, weiter südlich am Wolgaknie gelegen. Sie werden durch die Wolga geteilt in die Bergseiter und Wiesenseiter, so genannt nach der Beschaffenheit der Wolgaufer.

Die Begründerin der Wolgakolonien ist Katharina II. Im Unterschied von der 1. Epoche in der „Europäisierung Rußlands" unter Peter d. Gr. faßte sie von vornherein die Gewinnung deutscher Bauern und die Begründung geschlossener agrarischer Siedlungen ins Auge. Die Organisation der Einwanderung wurde eingeleitet durch die Errichtung der „Vormundschaftskanzlei für Ausländer" mit den Rechten eines Ministeriums und einem Jahreshaushalt von 200000 Rubeln. Ein kaiserliches Manifest vom 22. Juli 1763 lud alle Ausländer jeglichen Standes und Berufes zur Einwanderung in das russische Reich ein. Jedem wurde ein Tagegeld von 8 Schilling für die ganze Dauer der Reise zugesichert. Versprochen wurde ferner freie Religionsübung für alle Zeiten, Freiheit von Steuern und allen anderen Lasten für 30 Jahre, ein zinsloses Darlehn, rückzahlbar nach 10 Jahren, zur Einrichtung der Wirtschaft, freie Selbstverwaltung für geschlossene Siedlungen, Befreiung von Militär- und Zivildienst für alle Zukunft, das Recht der Freizügigkeit einschließlich freier Rückkehr in die Heimat. Verlangt wurde nur die Leistung des Untertaneneides. Dies Manifest wurde durch eine Schar von Agenten im ganzen Deutschen Reich verbreitet. Überall wurden Sammelplätze für die Einwanderungslustigen angelegt. Im ganzen sind auf diese Weise 25000 Personen angeworben. Den Hauptanteil stellten die kleinen Staaten Mitteldeutschlands. Allerdings waren es in der Mehrzahl minderwertige Ele-

mente, die dem Rufe folgten, gelockt durch die Tagegelder und das verheißene Paradies, das eine sorgenlose Zukunft in Aussicht stellte. Ein Teil der deutschen Regierungen sah sich genötigt, durch besondere Bestimmungen gegen die Auswanderung einzuschreiten. Von vornherein litt die Bewegung unter der Unredlichkeit der russischen Beamten. Hauptsammelplatz war Lübeck. Von hier ging die Fahrt nach Petersburg, wo die Einwanderer den Untertaneneid ablegten, dann meist zu Schiff nach Saratow, wo ein besonderes „Kontor der Vormundschaftskanzlei“ eingerichtet war, das den Ankömmlingen das vorgeschossene Kapital, 150 Rubel auf den Kopf, auszahlte. Das Kolonistengesetz von 1764 setzte den auf jeden entfallenden Landanteil fest auf 30 Deßjatinen (1 D. = 1,09 ha) und regelte die Erbschafts- und Eigentumsverhältnisse. Danach ist die Gemeinde Obereigentümerin des gesamten Grundbesitzes; der einzelne besitzt seinen Anteil in Erbpacht. Aber es stellte sich heraus, daß für die Ansiedlung selbst noch so gut wie nichts vorbereitet war. In elenden Erdlöchern mußten die Einwanderer den ersten Winter zubringen. Seuchen, räuberische Überfälle der Kirgisen und Baschkiren, vor allem der Aufstand des Kosaken Pugatschew vereinigten sich mit der Unkenntnis der Ansiedler in landwirtschaftlicher Arbeit auf Neuland, um eine Zeit schwerster Not über die Kolonien heraufzuführen. Ein Teil der wiesenseiter Kolonisten mußte seinen Wohnsitz aufgeben und sich dicht an der Wolga, zu gegenseitigem Schutz eng aneinandergerückt, anbauen. Als nach Ablauf von 10 Jahren die Rückzahlung der Darlehn beginnen sollte, war der größte Teil von ihnen dazu außerstande. Für viele Familien reichte der Landanteil bereits nicht mehr zum Unterhalt aus. Da blieb als einziges Auskunftsmittel die Annahme der russischen Agrarverfassung, des „Mir“. Die Gemeinde, bisher schon Obereigentümerin des Mir, übernahm die Neuverteilung des Grund und Bodens in bestimmten Zeitabständen nach der Zahl der männlichen Mitglieder jeder Familie (sog. Revisionsseelen). Nun erst, seit den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts, begannen die Kolonien wirtschaftlich aufzublühen. In den Jahren 1800—1803 wurde die Behördenorganisation nach Dorfschaften und Bezirken geregelt, unter Oberaufsicht des Saratower „Kontors“, aber mit völliger Selbstverwaltung. Durch sie wurden die Kolonien völlig von ihren Nachbarn getrennt und konnten daher nicht Lehrmeister der Russen werden. Aber sie selbst gelangten auf dem fruchtbaren Boden zu ansehnlichem Reichtum. Erst seit etwa 1840 machte sich Landmangel störend bemerkbar. Die Zahl der Kolonisten dürfte damals gegen 200000 betragen haben. So wurde ihnen auf der Wiesenseite Neuland angewiesen, wo von 1846 bis 1902 61 Tochterkolonien entstanden. Daneben freilich setzte eine immer wachsende Auswanderungsbewegung, besonders nach Nordamerika und Brasilien, ein. Immer mehr machte sich auch die Abgeschlossenheit von der westeuropäischen Kultur nachteilig fühlbar. Träger der Bildung waren ausschließlich die Geistlichen. Ihr Verdienst war es, daß trotz der hohen Schülerzahl die Schulen etwas leisteten. Hier setzten aber auch die Schikanen der russischen Regierung ein, als sie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts immer deutschfeindlicher wurde. 1866 wurden die Kolonien ihrer Sonderverwaltung, des Kontors, beraubt, 1874 wurde ihnen das Recht der Befreiung vom Militärdienst genommen. In den 80er Jahren wurden russische Schulen eingerichtet. Wirtschaftlich machten sich die Nachteile des Mir, die Interesselosigkeit des Bauern an seinem Grund und Boden, der ohne Pflege immer weniger Ertrag gab, bemerkbar. So entschlossen sich die Kolonien zu Anfang dieses Jahrhunderts, zum Sondereigentum überzugehen. Dadurch wurde dem Eindringen fremder Elemente die Tür geöffnet. Der Krieg hat diese Entwicklung ungeahnt beschleunigt. Das Enteignungsgesetz bedeutet das Ende der Wolgakolonien.

An den Vortrag knüpfte sich eine längere Aussprache, an der sich, außer dem Vortragenden, Herr Dr. Robert Löw (als Gast) und die Mitglieder Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch, Universitätsprofessor Dr. Sternfeld und Buchhändler Adolf Weber beteiligten.

439. Sitzung. Freitag, den 13. April 1917. Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch leitete die Sitzung. Seit der letzten Zusammenkunft hat die Gesellschaft wieder den Verlust eines Mitgliedes zu beklagen: nach kurzem, schwerem Leiden starb Buchhändler Adolf Weber.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Schriftleiter Max Meyer-Heydenhagen in Berlin; Schriftsteller Dr. Conrad Müller in Potsdam; Dr. Peter Rassow in Charlottenburg.

Der vom Schatzmeister der Gesellschaft, Geheimrat Dr. Schuster, vorgelegte Kassenbericht ist von den Mitgliedern Dozent Prof. Dr. Koehne und Dr. Levinson geprüft und für richtig befunden worden. Die beantragte Entlastung wurde mit Dank erteilt.

Am Schlusse des geschäftlichen Teiles erklärte der 1. Schriftführer, Dr. Arnheim, daß der 1. Vorsitzende, Geheimrat Prof. Dr. Schäfer, ihn beauftragt habe, den Anwesenden auszusprechen, wie lebhaft er es bedauere, infolge einer plötzlichen Einladung nach Varzin die heutige Sitzung nicht besuchen zu können, obwohl er selbst den heutigen Redner zu seinem Vortrage aufgefordert habe.

Sodann sprach Schriftsteller Dr. Conrad Müller über das Thema: „Neue Untersuchungen über den Ursprung des Geschlechtes von Bismarck". Nach herrschender Überlieferung soll es — als Burgmannen oder Bürger — seit der Zeit Karls d. Gr. oder der Sachsenkönige in der Altmark festsitzen, bald niedersächsischer, bald böhmischer Abkunft (Chr. Entzelt, Schönhauser Stammbaum usw.) Dies ist von vornherein wenig wahrscheinlich, da jene Elbgegend (nach W. Zahn, G. Wendt, A. Brückner, Guttmann) vor Albrecht dem Bären als entvölkert oder vollkommen verslawt gelten muß. Erst die Welle der großen Wiedergermanisation des Ostens macht westdeutsche, besonders niederländische Zuwandrer dort ansässig. Deren bevorzugte Mittelpunkte waren nach vielen Zeugnissen (Helmold, Sachsenchronik, Körner) die beiden Orte Seehausen und Stendal, das durch sein Tuchgewerbe, seine Gewandschneider- und Seefahrtsgilde regste Handelsbeziehung mit Flandern gewann. Auch sonst erhielten sich in der Altmark, ihren Orts- und Familiennamen, ihren Sitten, Trachten, Rechtsgewohnheiten (Botding), Deich- und Dorfanlagen usw. viel niederländische Reste. Nicht wenige Adelsgeschlechter (Flemming, Hake, Löwen, Barfuß, Kracht, Arnheim, v. d. Schulenburg) hatten ihren nachweisbaren Ursprung im niederdeutschen Westen. Um so auffallender ist, daß man noch nirgends das plötzliche Auftauchen der v. Bismarckschen Familie in Stendal mit dem kolonialen Neuboden und der Deutschbesiedlung in geschichtliche Verbindung setzte. Der Urahn Herbord erscheint 1270 als Gildemeister der Gewandschneider, bald danach als Bürgermeister (praefectus), kurz nachdem Stendal zur Residenz der älteren Johanneischen Markgrafenlinie erhoben und das Münzrecht der Stadt erheblich erweitert wurde. Eine genauere Nachprüfung aller fraglichen Urkunden ergibt zu dem bisherigen, genealogischen Stoffe bei G. Schmidt, Valentin v. Bismarck u. a. aber noch mehrere überraschende Ergänzungen. Bereits 1159 erscheint ein „gewisser Herbert", dem der eifrige prämonstratensische Kolonisator, Erzbischof Wichmann von Magdeburg, das Dorf Techau zur Bebauung übergibt, 1248 wieder ein Herbordus, dem Markgraf Johann I. die Gründung der Stadt Neu-Brandenburg (im Stargardischen) mit 250 Hufen und nach dem Recht des alten Brandenburg aufträgt, 1277 wird in den Gildeaufzeichnungen ein Münzmeister (monetarius) Herbordus erwähnt, 1299/1301 Herbordi sogar in Mehrzahl. Fast gleichzeitig macht sich als ein weiterer Unternehmer (collocator) bei der Umdeutschung des Landes ein Flamländer Heinrich hervorragend bemerkbar. Er gründet 1159 ebenfalls für Wichmann das Dorf Groß-Wusterwitz „cum Flamingis" und erhält dort 4 Hufen und 1 Talent zu erblichem Leben außer den andern Vorrechten. 1209 taucht im Flecken Bismarck (= Bischofsmark), von dem das Geschlecht seinen Familiennamen annimmt, in Anwesenheit des Markgrafen Albrecht VI. und des Havelberger Bischofs ein „Henricus Flemingus miles" auf (Ledebour), 1229 in Schadewachten-Stendal ein „Henricus miles

eiusdem loci". So ist in unmittelbarem Zusammenhang mit der Kolonisation seit ihrem Beginn ein Kreis Siedlungsunternehmer mit den wiederkehrenden Namen Herbord und Heinrich, die auch die des v. Bismarckschen Urahns und seines ältesten Sohnes sind, nachweisbar. Herbord I. dürfte im besonderen der Gründer Neu-Brandenburgs sein, der dann durch die Gunst des Markgrafen Johann nach Stendal berufen und dort sogleich in angesehenster Stellung Gilde-, Münz- und Bürgermeister wurde. Die seltnen Namen in seiner Familie — Herbord, Heilwig (Gattin und Tochter), Franco — weisen selbst sprachlich auf niederfränkische Abstammung hin. Auch der Flecken Bismarck fällt ebenso wie Schönhausen und Hämerten in den Bereich der niederländischen Ansiedlung. Dort scheint das Geschlecht vor dem Übergang nach Stendal gesessen und von ihm als Herkunftsort nach allgemeiner Sitte dann seinen Familiennamen zur Unterscheidung angenommen zu haben. Möglicherweise ist der Flamenritter Heinrich Herbords Großvater und trat dort auf der Burg, deren Reste noch vorhanden sein sollen, zum Militärstand über (vgl. C. Bornhak). Jedenfalls erklärt sich das vielerörterte anfängliche Schwanken des v. Bismarckschen Geschlechtes zwischen bürgerlicher und ritterbürtiger Stellung ungezwungen aus dem Wechsel seiner verschiedenen Beschäftigungen während der Kolonisation, die alles im Fluß erhält, ebenso wie seine Abzweigungen nach Priegnitz, Ruppin und Uckermark. Für das deutsche Nationalempfinden aber ist es gewiß kein Abtrag, wenn die Vorfahren unseres Nationalheros schon bei dem größten Kulturwerk des Mittelalters, auf dem die Wiedereroberung des deutschen Ostens, die Wiedergewinnung der deutschen Seegeltung, die Grundlage des späteren Zollern- und Habsburger Staates und damit der deutschen Einheit überhaupt ruht, mit als tätige Bahnbrecher erscheinen. Auf den Deichhauptmann Otto v. Bismarck, der den Fluten der Elbe ebenso wehrte, wie den Gefahren des Reiches, fällt aber ein neues Licht, wenn wir uns jene in Sand, Sumpf und Moor mit Landsleuten aus dem fortgeschrittensten deutschen Kulturland damals, aus Flandern, arbeitend und dann von Stufe zu Stufe ihre Würden erringend vorstellen. Erst diese bislang unbeachtete Vergangenheit erklärt ihren in Stendal einsetzenden Aufstieg.

An den Vortrag knüpfte sich eine längere Aussprache, an der sich, außer dem Vortragenden, die Mitglieder Dozent Prof. Dr. Koehne, Prof. Markull und Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch beteiligten.

Nachrufe für unsere verstorbenen Mitglieder.



Richard Béringuier †.

Abermals beklagen wir den Verlust eines Mitgliedes unserer Gesellschaft.

Dr. Richard Béringuier ist den Anstrengungen des Feldzuges, die er in vorgerücktem Lebensalter freiwillig auf sich genommen hat, fern von seinem über alles geliebten Berlin am 9. März 1916 bei Wilna erlegen.

Béringuier ist am 4. März 1854 in Berlin als Sproß einer jener Refugiéfamilien geboren, denen der preußische Staat so viele kernhafte Staatsbürger und Beamte verdankt. Seine juristische Laufbahn fesselte ihn von den ersten Referendarsjahren an bis zu seiner letzten Friedenstätigkeit als Amtsgerichtsrat an seine Heimatstadt. Aus Neigung, die einem schlicht ehrfürchtigen Sinne für die Tradition, für Vergangenheit von Heimat und Familie entspringt, nicht als Fachmann beschäftigte er sich von Jugend her mit geschichtlichen Studien und hat neben mancherlei anderen Schriften das nützliche Nachschlagewerk „Die Stammbäume der Mitglieder der Französischen Kolonie" (Berlin 1888) verfaßt. Doch seine Bedeutung, die auch der historischen Welt zugute gekommen ist, liegt auf anderem Gebiete: in seiner eigenartigen Persönlichkeit. Richard Béringuier, der langjährige erste Vorsitzende des Berliner Geschichtsvereins, war eine Persönlichkeit von fast vormärzlicher Berliner Originalität und Urwüchsigkeit, voll frischem und derbem Humor und Witz, herzerquickender Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft. Eigenschaften eines fast ausgestorbenen Menschentyps, die er sehr wohl zu verbinden verstand mit weltstädtischer Gewandtheit und großzügigem Organisationstalent. Letzteres ist neben den vielen Vereinen, denen er zumeist als Vorstandsmitglied angehörte, ganz besonders dem Berliner Geschichtsverein zugute gekommen, den er zahlenmäßig und auch seiner Bedeutung nach sehr gehoben hat.

So bleibt Richard Béringuier den vielen Menschen, die ihn gekannt haben und zu denen auch eine große Zahl von Mitgliedern unserer Gesellschaft gehören, in Erinnerung als ein Mann von hohem Pflichtgefühl und Ehrgeiz, als ein dem Herrscherhaus und Vaterlande treu ergebener Staatsbürger und als ein Mensch, dem die Liebe zu seiner Berliner Heimat zum Bedürfnis seines Lebens geworden war.

Charlottenburg. Richard Wolff.

Sitzungs-Berichte
der Historischen Gesellschaft zu Berlin.

440. Sitzung. Freitag, den 4. Mai 1917. Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch leitete die Sitzung.

Als Mitglieder wurden Landrichter Ernst Ruben in Essen-Bredeney und der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen (Prag) aufgenommen.

Nach Beendigung des geschäftlichen Teiles hielt Dr. Peter Rassow einen Vortrag über das Thema: „Der deutsche Staat des Mittelalters".

Er setzte sich mit v. Belows gleichnamigem Buch auseinander, indem er zuerst ein ausführliches Referat der Methode Belows und seiner Resultate gab. Below stellt sich in Gegensatz zu Hallers Patrimonialstaatstheorie, bleibt aber auf der gleichen methodischen Basis, insofern er den Staat charakterisiert sein läßt durch die nachweisbaren öffentlichrechtlichen, d. h. nicht auf private Rechtsbeziehungen reduzierbare Rechtsinstitute. Daher ist nach ihm die Frage nach dem Staat eine rechtshistorische Aufgabe. Hinzu nimmt er aber den Aufweis des Staatszweckes, ohne ihn aber in ein klares methodisches Verhältnis zu dem öffentlichen Recht zu stellen (bald koordiniert, bald kausal subordiniert). Die Resultate Belows sind: es hat von der germanischen Frühzeit an bis zum Ende des MA. stets öffentlichrechtliche Institutionen, also einen Staat gegeben. Aber ihr Umkreis ist allmählich immer mehr geschwunden, überwuchert vom alles ergreifenden Feudalismus, der im Territorialismus endet. Zur historischen Begründung dieser Entkörperung des Staates erweckt B. aufs neue den Sybel-Fickerschen Streit, indem er den Ottonen und Staufern um ihrer im Ziel verfehlten Italienpolitik tadelnd die Schuld zuschiebt. Demgegenüber suchte der Redner zu zeigen, daß, wie der Staat nicht eine nur-juristische Erscheinung ist, sondern mehr als das, so auch der deutsche Staat des MA. nur zureichend charakterisiert werden könne als die sich immer wandelnde juristische Organisation zum Schutz höchster Güter, die als leitende Ideen im Bewußtsein der Epoche leben. Demnach ist der deutsche Staat eine rein historische Aufgabe, nicht eine juristisch-systematische. Sie hat chronologisch den einzelnen Perioden zu folgen, deren leitende Ideen in einer historischen Orientierung aufzuzeigen und daraus die rechtshistorischen Fakta zu erklären. Der Redner zeigte an einem so eingestellten Überblick über die Epochen der deutschen Staatsgeschichte, wie die Rechtsgeschichte als historische Hilfswissenschaft zu dienen vermöge, ohne sich systematisch vergewaltigend zu übernehmen. Als leitende Ideen legte der Redner dabei zugrunde die seit Otto dem Großen lebendige, von Karl inaugurierte europäische Vormachtpolitik, im Widerstreit mit ebenso lebendigen Tendenzen eines spezifisch deutschen Kulturindividualismus, der in partikularen Genossenschaftsgebilden sich auszugestalten strebt. Der Lehnsstaat geht im Kampf für die Kaiserpolitik zugrunde, aber zugleich wächst der Territorialstaat heran. Er ist eine mittelbare

Errungenschaft der Kaiserpolitik. Unberechtigt ist es, mit Below den nationalstaatlichen und zentralstaatlichen Maßstab an jede Epoche zu legen. Seitdem Troeltsch in seiner Kaisergeburtstagsrede (1916) die Prinzipien der Rankeschen Geschichtskunst in das methodische Bewußtsein der Wissenschaft gehoben hat, ist es nicht mehr angängig, die Maßstäbe zur Beurteilung geschichtlicher Gegenstände anderswo zu suchen, als in den Epochen selbst. Nur so also läßt sich auch die rechte Stellung zur Kaiserpolitik des MA. gewinnen. Sie ist weder zu beklagen, noch zu tadeln, sondern einfach zu würdigen als das Streben nach dem höchsten politischen Ziel der Epoche. Daß sie auf staatlichem Gebiet zur Dezentralisation geführt hat, ist für die Entwicklung zum zentralen Nationalstaat als Umweg anzusehen. Jedoch hat die deutsche Nation auf diesem Umweg über den Territorialabsolutismus diejenige Erfahrung gesammelt, welche sie befähigte, in ihrem späten Nationalstaat den goldenen Schnitt zu finden, nach dem die zentralstaatlich garantierten Staatsnotwendigkeiten (Armee, auswärtige Beziehungen und Justiz) zu trennen sind von den in allein partikularer Obhut gedeihenden Kulturgütern. Die Kaiserpolitik ist in ihrer Epoche der Ausdruck der Größe der deutschen Nation. Ihre staatsrechtliche Konsequenz, der Partikularismus, ist die Quelle der Kraft, die den deutschen Nationalstaat, da er zugleich Zentralstaat und Bundesstaat ist, den anderen europäischen Nur-Zentralstaaten überlegen macht. Der deutsche Staat des MA. ist ein Staat, ganz unabhängig davon, ob sich öffentlichrechtliche Elemente im römisch-rechtlichen Sinne nachweisen lassen oder nicht. Seine Institutionen sind historisch zu erfassen und nach Maßstäben des MA. selbst zu beurteilen.

An den Vortrag schloß sich eine längere Aussprache, an der sich, außer dem Vortragenden, die Mitglieder Oberlehrer Dr. Bonwetsch, Direktor Prof. Dr. Cauer, Prof. Dr. Koehne, Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch, Prof. Dr. Röhr, Geheimrat Prof. Dr. Sternfeld und Prof. Dr. Vogel beteiligten.

441. Sitzung. Freitag, den 1. Juni 1917. Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch leitete die Sitzung.

Otto Unholtz widmete dem kürzlich verstorbenen Mitgliede Buchhändler Adolf Weber einen längeren, warm empfundenen Nachruf.

Nach Beendigung des geschäftlichen Teiles hielt Redakteur Rudolf Rotheit einen Vortrag über das Thema: „Rumänien vor und nach dem Tode König Karls". Er ging einleitend davon aus, daß die Aufstandskämpfe zur Verdrängung der türkischen Herrschaft in Griechenland, Serbien, Bulgarien einen anderen Charakter trugen, als in Rumänien. Während sie in den erstgenannten Gebieten nationale Volksbewegungen waren, hatten die Erhebungen in den Donaufürstentümern kein rumänisches, sondern ein phanariotisch-griechisches Gepräge. Nicht die eingeborene rumänische Bauernschaft war ihr Träger, sondern die von den Türken zur Verwaltung des Landes eingesetzte Klasse der griechisch-phanariotischen Nobili, die sich im Laufe der Menschenalter den Grund und Boden in den Donaufürstentümern angeeignet hatten. In Serbien, Bulgarien und Griechenland verschwanden, als die Herrschaft der Türken gebrochen war, die mohammedanischen Großgrundbesitzer, in Rumänien blieben die christlichen Großgrundbesitzer in ihrem Besitz. An der Struktur des Landes änderte sich nichts. Die Oberschicht, die sich dann allerdings nach und nach romanisierte und französierte, behielt die Macht in der Hand und mißbrauchte sie nach überlieferter Methode. Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade Rumänien der Schauplatz des größten Agraraufstandes war, der sich in den letzten zwei Jahrzehnten auf europäischem Boden abgespielt hat. Wie gewissenlos die regierenden Klassen Rumäniens das Volk ausbeuten, dafür haben wir ein rumänisches Zeugnis in dem Buche von Dr. Michael Serban aus Cernesti: „Rumäniens Agrarverhältnisse". Aber auch für den allgemeinen moralischen Tiefstand jener Klassen liegen

rumänische Zeugnisse vor, so in einem Aufsatze des späteren (vor etwa einem Jahr gestorbenen) Ministerpräsidenten Titu Majorescu (übersetzt in dem Buche „Die Fäulnis Rumäniens", Verlag Georg Müller in München). Titu Majorescu kommt zu dem warnenden Schluß: „Mit einer falschen Kultur kann kein Volk leben, und wenn es dennoch in ihr beharrt, dann wird es nur ein Beispiel mehr liefern zu dem unerbittlichen Gesetz der Weltgeschichte, daß, im Kampfe zwischen der wahren Zivilisation und einem widerstrebenden Volk, das Volk vernichtet wird, und nie die Wahrheit". Die von Majorescu auf diese Weise beklagte falsche Kultur des Rumänentums ausführlich schildernd, führte der Vortragende aus eigener Anschauung ein Bild des öffentlichen Lebens in Bukarest aus der Zeit vor, in der die Frage „Krieg oder Frieden" auf der Tagesordnung stand, wobei er eine Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten gab und zahlreiche Beispiele von der Beutegier anführte, die sich — finanziell wie politisch genommen — der abenteuernden Bukarester Gesellschaft bemächtigt hatte, und die schließlich zum Krieg und damit zur Katastrophe führte.

An den Vortrag knüpfte sich eine längere Aussprache, an der sich, außer dem Redner, die Mitglieder Lyzealdirektor Prof. Dr. Abramowski, Oberlehrer Dr. Henning, Wirkl. Legationsrat Dr. Irmer und Geheimrat Prof. Dr. Schäfer beteiligten.

Nachruf.

Adolf Weber †.

Adolf Weber entstammte einer in Berlin eingesessenen Familie. Hier wurde er am 14. September 1866 geboren als einziger Sohn des Buchhändlers Wilhelm Weber, des Begründers der seit langen Jahren in der Charlottenstraße befindlichen Buchhandlung. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, das er Michaelis 1885 mit dem Zeugnis der Reife verlassen konnte. Er bezog hierauf zunächst die Universität seiner Vaterstadt, um sich dem Studium der Geschichte zu widmen; von seinen Lehrern hat ihn besonders Heinrich von Treitschke angezogen. In Halle, wohin er Michaelis 1887 übersiedelte, gedachte er seine Studien weiter und zu Ende zu führen; indessen mußte er sie bereits im Sommer 1888 jäh abbrechen. Wegen Kränklichkeit sah sich sein Vater, dem die Bürde des Geschäfts zu schwer zu werden begann, und der sich in dem Sohne den Nachfolger in seiner Buchhandlung zu erziehen wünschte, veranlaßt, ihn nach Berlin zurückzurufen. Schweren Herzens folgte er als treuer Sohn dem väterlichen Rufe; nicht leicht ist es ihm gewesen, dem liebgewordenen Geschichtsstudium und dem Streben nach Abschluß seiner Studien mit dem Doktorgrade vorzeitig entsagen zu müssen. Im Geschäfte des Vaters hat er alsdann den Buchhandel erlernt und später als Teilhaber, seit Ende der 1890er Jahre als alleiniger Inhaber das Geschäft geleitet.

Zwei Interessen vornehmlich haben sein Leben ausgefüllt. Schon in der Studentenzeit hat er, wohl durch seinen Lehrer Treitschke angeregt, sein Augenmerk deutsch-völkischen Fragen zugewandt, und seit jenen Tagen hat er sich eindringlich und andauernd mit ihnen beschäftigt. Ihnen widmete er sich mit der innigsten Anteilnahme des begeisterten Vaterlandsfreundes, dessen Sehnen nach einem starken, in der Welt mächtigen Deutschland bisher nicht erfüllt war. Es war ihm ein Herzensbedürfnis, sich in den verschiedensten Vereinen zu betätigen, die die Stärkung des Deutschtums im In- und Auslande auf ihr Banner geschrieben haben, in dem Ostmarkenverein, dem Allgemeinen Deutschen Schulverein und nicht zuletzt dem Alldeutschen Verbande, für den er besonders eifrig gearbeitet und geworben hat.

Sein zweites Interesse galt seiner Buchhandlung. Hat er sich auch nur schwer an den Gedanken der Aufgabe des Studiums gewöhnen können, so hat er sich, nachdem einmal die Würfel gegen seinen Wunsch gefallen waren, mit voller Kraft und Hingabe seinem neuen Wirkungskreise gewidmet und sich schnell und leicht in die ungewohnten Verhältnisse des praktischen Berufes hineingefunden. In rastloser Arbeit hat er es verstanden, den guten Ruf des väterlichen Geschäftes zu erhalten und vor allem das historische Antiquariat, dem seine besondere Vorliebe und Pflege galt, zu einem der ersten der Stadt auszugestalten. Dabei war er nie ausschließlich Geschäftsmann, das Buch ist ihm nie reine Handelsware gewesen; nie hat er sich entschließen können, ein ihm schlecht scheinendes Werk, bloß weil es sonst geschäftsgängig war, mit seiner Empfehlung zu versehen. Das Buch, das er *empfahl*, kannte er genau; und seinem Urteil konnte man trauen. Manchem Auskunft Heischenden ist er ein hilfsreicher Berater gewesen, hat er aus dem umfassenden Schatze seines Wissens mit sachkundiger Auskunft zur Seite gestanden. Vorbildlich ist somit sein Wirken als Buchhändler gewesen.

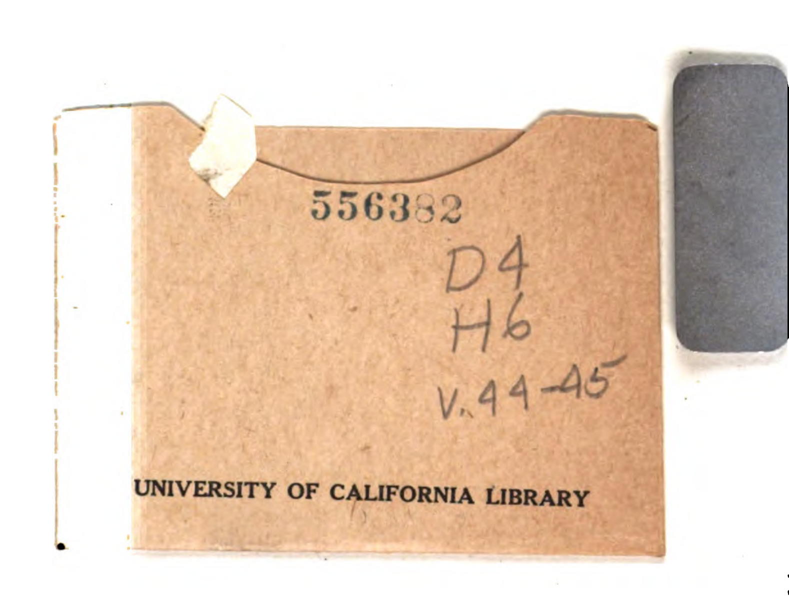
Die Sorgen, die sich um die geordnete Führung seines Geschäftes während des Krieges immer mehr und mehr steigerten, Ärgernisse der verschiedensten Art zermürbten den schon an und für sich nicht kräftigen Mann, so daß er Ende des Winters 1916 einem Nervenzusammenbruche nahe war. Doch er kannte für sich keine Schonung, keine Ruhe und Rast, bis ihn eine am Palmsonntage 1917 einsetzende heftige Lungenentzündung auf das letzte Lager warf, von dem er sich nicht wieder erheben sollte. Am 10. April ist er sanft entschlafen.

Unserer Historischen Gesellschaft, der er seit 1912 angehörte, hat er stets große Anteilnahme entgegengebracht und oftmals an ihren Sitzungen teilgenommen. Dann und wann hat er sich auch an der Aussprache beteiligt, und manchem werden noch die kurzen, treffenden Bemerkungen in der Erinnerung sein, die er in der März-Sitzung von 1917, wenige Wochen vor seinem Tode, zu dem Vortrage des Oberlehrers Dr. Bonwetsch gemacht hat.

Vielen Mitgliedern der Gesellschaft wird der so früh Entschlafene durch geschäftliche Beziehungen nähergetreten sein, manchem von ihnen ist er in Freundschaft verbunden gewesen. Wir werden dem liebenswürdigen und hilfsbereiten, dem offenen und geraden, kerndeutschen Manne, dem lieben Freunde, ein treues Andenken bewahren.

Otto Unholtz.

Berlin.


556382
D4
H6
V. 44-45
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

